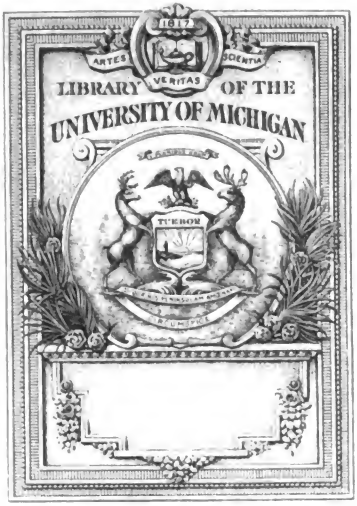
Die Zukunft

Lenbach
1894

Digitized by Google



Digitized by Google

820.6
Z94

Digitized by Google

F. v. Lenbach pinx. Bruckmann repr.

Dr. H. von Helmholtz

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Neunter Band.

Berlin.
Verlag von O. Häring.
1894.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ne Wist.
Warsaw
1-23-21
23311

Inhalt.

Agrarprogramm, das allerneueste 554
Aktien s. Waaren.
d'Albert, Eugen 33
— — s. a. Lebensskizze, eine.
Alexander der Stille 145
Anarchismus s. Occultismus.
— — s. a. Philosophie, die, der Geschichte.
Antiquitäten 37
Arzt und Publikum 505
Augustin, der neue 337
Aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten 350, 388, 492, 560, 607
Auskunftbureaux 331
Behandlung, die, des Verbrechers 165
Belgien s. Parteien.
Bismarck, s. Briefwechsel.
— — s. a. Rede, eine ungehaltene.
— — Johanna, von 428
Björnsons Romane 592
Böcklin s. Munckaczy.
Börsenreinigung 424
Börsenskandal 618
Briefe, soziale, an reiche Leute 17, 122, 148
— — s. a. 8. Band.
Briefwechsel zwischen Bismarck und Gortschakow 11
Browning, Robert 400
Buddhismus s. Christenthum.
Bulgarische Hoffnungen, s. Hoffnungen.
Caprivi 193
Caprivi als Kolonialpolitiker . 308
Christenthum und Buddhismus . 208
Czynski s. Prozeß.
Diphtheriemittel, das neue . 97, 249
Dividenden, neue 571
Drill und Mißhandlungen . . 137
Feinde, die, des Oberhauses . . 536
Figaro 378
Frauenschmach unter Staatsschutz 568
Friede auf Erden 514
Friedrich Wilhelm der Vierte s. Aus der Zeit.
Fronde, die 1
Gehirn, das, der Frauen . . . 128
Gerichtspraxis 518
Geschäftsleute, empfindliche . . 89
Geschichte, eine neue, Israels . 462
Gespenster 49
Getreide-Spekulation 185
Gortschakow s. Briefwechsel.
Gracchus, der kleine 187
Hänsel und Gretel 178
Hausse, die unterbrochene . . . 141
Helmholtz 16
Herbstausstellungen 182
Hermengarde 613
Herodias 529
Hoffnungen, bulgarische . . . 366
Hypnose s. Tod.
Israel s. Geschichte, eine neue.
Kadettencorps, unsere 369
Krisis, die sozialdemokratische . 445
Kunst, die alte, in Berlin . . . 279
Kunst, kaiserliche 289
Kurs, der neue, am Stillen Ozean 54
Laster, ein deutsches 229
Lebensskizze, eine 31
— — s. a. d'Albert, Eugen.
Leist 286

Digitized by Google

Lieblinge, neue 225
Malerisch 413
Malthusianismus s. Ueberwindung.
Mann und Weib 586
Marschall, der Zeuge 385
Mißhandlungen s. Drill.
Monomachen 433
Munkaczy und Böcklin . . . 497
Muth, mehr, Germanen! . . . 110
Nacht 565
Nietzsche als Ethiker der Entwickelung 268
Notizbuch . . . 48, 334, 527, 574
Occultismus und Anarchismus . 394
— — s. a. Philosophie, die, der Geschichte.
Oper, die geistliche 456
Organisationen, landwirthschaftliche, in Oesterreich 355
Pan 319
Parteien, die, in Belgien . . . 265
Philosophie, die, der Geschichte . 341
— — s. a. Occultismus und Anarchismus.
Philosophie, die, im tragischen Zeitalter der Griechen . . . 201
Phryninchens Todtenschein . . . 328
Poetenschicksal 219
Polen, die, von heute 299
Prozeß Czynski 604
Publikum s. Arzt.
Rede, eine ungehaltene, Bismarcks 117
Riesenspielzeug 241
Rubelnoten 282
Rußlands Industrie 324
Schimmelmann, die Gräfin . . 419
Schweizerpillen 523
Shakespeares düstere Periode . 25, 83
Sozialdemokraten, die, und der Reichstag 70
Soziale Briefe s. Briefe.
— — s. a. 8. Band.
Spaniens Finanzen 375
Theater . . . 41, 92, 236, 475, 622
Tod, der, durch Hypnose? . . 63
Turfskandale 173
Ueberwindung, die, des Malthusianismus 155
Umsturz 481
Umsturz, der, der Vernunft . . 577
Verbrecher s. Behandlung.
Waaren und Aktien 471
Weib, das, als Künstlerin . . 216
Wintersonnenwende 544

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Oktober 1894.

Die Fronde.

Zwischen der Anhaltstraße und den Linden konnte man während der letzten Woche belehrsame und dabei doch erheiternde Studien machen. Seit dem Auftauchen der Steinberger Kabinetsfrage und seit den Enthüllungen des Kladderadatsch über die Hintertreppendiplomatie im Auswärtigen Amt — in Parenthese darf man wohl daran erinnern, daß diese Enthüllungen durch die verschiedenen Pistolenforderungen der Herren von Holstein und Kiderlen-Wächter nicht aus der Welt geschafft sind — hatte man eine so völlige, eine in ihrer rathlosen Betriebsamkeit so erschütternd komisch wirkende Verwirrung nicht mehr erlebt und den Ausdruck dieser inneren Qualen konnte der Kundige sehr deutlich in den Mienen der hastigen Wanderer lesen, die zwischen dem Hauptquartier des Reichsanzeigers und der Gipsburg der Reichsboetticherei die Strecke durchmaßen. Da sah man die Korrespondenten deutscher und fremder Blätter, behende Herren, die aus der Futteranstalt für offiziöse Preßbedienstete flink in die stilleren Räume der Norddeutschen Allgemeinen eilten, um in trautem Kolloquium mit Herrn Griesemann vielleicht zu erlauschen, was der Hamann des Bibersteiners den Drängenden nicht verrathen hatte, und die niedergeschlagen dann wieder rückwärts kehrten, um auf die mitunter sehr hell erleuchtete Rottenburg einen letzten Sturm noch zu wagen. Auch Geheime Räthe sah man, Wirkliche Geheime und wirklich geheime, die ihre Sorgenlast aus einem Ministerium ins andere schleppten und nirgends Trost doch fanden und nirgends Ruhe, weil

Digitized by Google

überall Zweifel und Bangen und zaghafte Scheu den schlimmen Einzug gehalten hatten. Wer draußen im Reich nur die Leitartikel und die Depeschen der letzten Woche gelesen hat, Der kann sich von dieser Tragikomoedie aus der Wilhelmstraße keine auch nur annähernd ausreichende Vorstellung machen; an solchen Tagen merkt man, daß der Aufenthalt in der undeutschen Hauptstadt des Deutschen Reiches mitunter auch seine Vorzüge hat: nur hier kann man die Stimmungen beobachten, die erhellten oder verdüsterten Gesichter belauern und das Parfum einathmen, das leise über der Wochenstube der Ereignisse schwingt und schwebt. Man muß es erlebt haben, wie die Boots-männer, die Matrosen und die Schiffsjungen des neuen Kurses unsicher einherschwankten, als hätte Poseidons plötzlich erwachter Zorn die Wogen gethürmt und als könnte die nächste Sturzsee die ganze Mannschaft über Bord spülen; man muß das ängstliche Stammeln gehört haben, das Stottern und Staunen, weil Marschall verreist ist und Miquel so lustig aussieht und Eulenburg eine so ungewöhnliche Lebendigkeit zeigt; man muß dabei gewesen sein, wie Jeder, den man sträflicher Beziehungen zum früheren Reichskanzler für verdächtig hielt, mit Fragen bestürmt wurde: „Was will denn Bismarck eigentlich? Will er zurück? Ists wahr, daß der Kaiser ihm zwei lange Briefe geschrieben hat und daß Herberts Ernennung bevorsteht?“ Den ganzen zähen Klatsch, der in solchen Zeiten aus allen Fugen und Ritzen quillt, muß man durchgekostet haben, um von der traurigen Wirklichkeit der politischen Zustände im Deutschen Reich einen Begriff zu bekommen und um zu verstehen, weshalb man fast nur noch im Feuilletonstil über diese Zustände schreiben kann. Zwischen der Anhalt-straße und den Linden ging es ein paar Tage lang zu wie in einem fabelhaften Sultanat, wo vom Großvezier bis zum Obereunuchen der ganze Troß vor der seidenen Schnur erzittert, oder wie in Aegirs jetzt so berühmtem feuchten Bereich, wenn vor dem Grimm des Fluthen-gebieters Niren und Necke in Schüttelängsten sich beugen.

Was war nun eigentlich geschehen? Nichts; nicht das Aller-geringste. Aber vier Reden waren gehalten worden: zweimal hatte der Kaiser, zweimal Fürst Bismarck gesprochen. Und aus diesem Material hatte die liebe Presse eine Haupt- und Staatsaktion zurechtgezimmert und Dummheit, Skandalsucht, Heuchelei und Lust an Kellerintriguen hatten sehr anmuthig sich vereint, um den Würdenträgern und ihrem

Digitized by Google

Anhang den Schrecken in die schlotternden Gebeine zu jagen. Der alte Kurs sollte über den neuen gesiegt haben; der General von Caprivi, der urplötzlich als ein eigensinniger, hartnäckig den Wünschen des Kaisers widerstrebender Politiker hingestellt wurde, sollte ein toter Mann sein, ein Opfer der triumphirenden Fronde, an deren Spitze nun der Monarch vorgeführt wurde; von Rominten her sollte ein Wetter aufziehen, das in der nächsten Stunde vielleicht schon sich über wichtigen Reichsämtern entladen würde; und das Alles sollten die vier Reden klar und deutlich beweisen. Heute ists nicht mehr leicht und erst recht nicht mehr lohnend, auszuspüren, wer den Unsinn ersonnen hat; aber interessant ist die Beobachtung, wie in einer ungesunden Atmosphäre aus einem Keimchen geschwind ein üppiges Wuchergewächs entsteht. Nicht das Allergeringste war geschehen und durch alle Blätter raschelte dennoch ein Krisenstürmchen und in allen politischen Gesprächen konnte man hören, daß der Tag der großen Abrechnung nun endlich erschienen sei. Dabei zeigten die journalistischen Stützen des Caprivismus leider nicht an Zahl nur, sondern auch an Geschicklichkeit sich der sogenannten Bismarck-Presse vielfach sehr beträchtlich überlegen, die in diesem Falle gewiß nicht die Ansichten Bismarcks wiedergab und die gar nicht selten mit kindischem Klatsch, mit breit getretenem Quark und nichtigen Frivolitäten einen großen Aufwand schmählich verthat. Diese Leute handelten sicher nicht in böser Absicht, aber sie bewiesen wieder einmal, wie völlig ihnen das zur Beurtheilung politischer Verhältnisse unentbehrliche Augenmaß fehlt und wie blind und hitzig sie vorwärtsstürmen, wenn sie eine zugkräftige Parole erschnappt zu haben wähnen. Diesmal haben sie es glücklich dahin gebracht, daß die verständigeren Freunde des Fürsten Bismarck in Bewegung kamen und unmuthig fragten, ob sie plötzlich Alles vergessen sollten, was vier lange und bange Jahre hindurch ihnen als gut und als richtig verkündet worden war, oder ob der Mann in Varzin auf seine alten Tage etwa noch die bedenkliche Kunst des Intriguirens erlernen wolle. Von da war es gar nicht mehr weit bis zu der Frage der unentwegten Caprivisten: „Was will denn Bismarck eigentlich? Will er zurück?" Auf beide Fragen kann man die Antwort erst finden, wenn die staubigen Trümmer des Makulaturgebäudes bei Seite gekehrt sind, das während der letzten Woche so geschäftig errichtet worden ist.

Digitized by Google

Nach der Königsberger Rede des Kaisers schien die Lage der Dinge vollkommen klar. Der Monarch hatte sich mit unzweideutiger Entschiedenheit zu der vom Grafen Caprivi verantworteten Politik bekannt und er hatte erklärt, daß er jeden gegen diese Politik gerichteten Widerstand als eine Opposition gegen den König betrachten müsse, die, wenn sie von preußischen Adeligen ausginge, „ein Unding" sei. Mit dieser Anschauung hat Fürst Bismark sich schon vor zwei Jahren auseinandergesetzt, als er auf dem Jenaer Marktplatze sagte: „Wenn man mir in jedem Falle, wo ich nach meiner fünfzigjährigen Erfahrung in der Politik glaube, daß die Rathgeber meines Monarchen besser andere Wege einschlagen würden, den Vorwurf macht, ich treibe antimonarchische Politik, so möchte ich doch einmal auf unsere bestehende Verfassung aufmerksam machen, nach welcher die Verantwortlichkeit für alle Regirungmaßregeln nicht bei dem Monarchen, sondern bei dem Reichskanzler und den Ministern ruht. Man kann ein treuer Anhänger seiner Dynastie, des Königs und Kaisers sein, ohne von der Weisheit der Maßregeln seiner Kommissare — wie es im Götz heißt — überzeugt zu sein. Ich bin nicht davon überzeugt und werde diese meine Ueberzeugung auch nicht zurückhalten." Was damals ein preußischer Edelmann offen aussprach, Das empfanden nach dem sechsten September 1894 wohl sehr viele preußische Adelige. Sie hatten das Gefühl, daß ihnen Unrecht geschehen sei; nicht ihrem König waren sie, als „Irregeleitete eines einzelnen Standes", entgegengetreten, sondern sie hatten, im Interesse der werthvollsten Schichten des Volkes, gegen eine nach ihrer Ueberzeugung schädliche Politik der Minister sich zur Wehr gesetzt und sich dabei nach besten Kräften bemüht, auch in der schweren Noth der Zeit das monarchische Empfinden in ihrer Nähe lebendig zu erhalten. Leider fanden diese Gefühle nicht sofort den rückhaltlosen Ausdruck, den die Situation erforderte; und als die ehemals demokratische Presse dann die Königsberger Rede, die mit den seit Jahrzehnten von ihr vertretenen Anschauungen doch hart zusammenstieß, nicht laut genug rühmen konnte, da kam der erste falsche Ton in die Symphonie: kein Wort des Vorbehaltes war aus den spärlichen Reihen der alten Verfassungstreiter zu vernehmen, nur heller Jubel darüber, daß der Kaiser von dem „Treiben der Junker" und von der „Demagogie der Agrarier" so schroff sich abgekehrt hatte und daß die verhaßten Grafen Mirbach

Digitized by Google

und Kanitz vor der Oeffentlichkeit abgestraft worden waren. Irgend ein Neues war bis dahin aber nicht geworden; das persönliche Eintreten des Kaisers für die im Reich getriebene Politik hatte man vorher schon öfters erlebt und auch zum Kampf gegen die Parteien des Umsturzes hatte der Monarch schon mehr als einmal aufgerufen.

Da kam der Tag von Thorn und die zweite Polenrede des Fürsten Bismarck. In Thorn hat der Kaiser gesagt, er müsse von den polnischen Bürgern verlangen, daß sie sich als Preußen fühlen, und er hoffe um so mehr auf die Erfüllung dieses Verlangens, als er in die gegen den Umsturz zu bildende Phalanx auch die Polen eingliedern wolle. Konnte ein König von Preußen je anders denken, ein Deutscher Kaiser je anders sprechen? Gewiß nicht; jeder Monarch muß von allen Bürgern des Reiches, dessen gekrönter Repräsentant er ist, die strengste Erfüllung der nationalen Pflichten fordern. Dennoch erhob sich nun ein Geheul, als wäre etwas Ungeheures, etwas ganz Ungeahntes, geschehen und als müßte die nächste Stunde die großartigsten Ueberraschungen bringen. Fürst Bismarck hatte den Gedanken des Kaisers aufgenommen und den Wunsch ausgesprochen, es möchten sich Räthe finden, die dieser Ansicht des regirenden Herrn praktische Geltung verschafften. Auch darin lag nichts geheimnißvoll Wunderbares; der alte Kanzler war sein Leben lang ein guter Monarchist, und nachdem er während der letzten Jahre so oft in die unbequeme Nothwendigkeit versetzt worden war, mit seinem Ansehen eine Politik bekämpfen zu müssen, die der Glanz der Krone verklären sollte, mußte es ihm eine besondere Freude sein, auch wieder einmal offen an die Seite des Monarchen treten zu können, ohne der Ueberzeugung ein höfisches Opfer abzutrotzen. Die Thorner Aeußerung schuf die Möglichkeit, eine Demonstration gegen den neuen Kurs in eine Huldigung für den Kaiser umzuwandeln, und Fürst Bismarck ist ein zu gewissenhafter Patriot, um eine solche Möglichkeit nicht zu benutzen. Aber er hatte in der selben Rede auch gesagt, daß jede konservative Opposition von dem Wunsch getragen sein müsse, den König für sich zu gewinnen, und er hatte an Tage aus der preußischen Geschichte erinnert, wo eine solche Opposition der königlichen Zustimmung „innerlich" sicher sein konnte. Das genügte den Mitternachtpolitikern; die beiden Stellen der Rede wurden hastig zusammengeschweißt und flinke Federn kritzelten rasch die neue Botschaft zurecht: der Kaiser und

Digitized by Google

Bismarck sind vollkommen einig und der unbeugsame Caprivi wird, weil er dem Befehl des Herrn sich nicht fügen will, über ein Kleines hinweggeweht werden. Zuerst empfing ein kühles Lächeln die Kunde; der leitende General war für das Volksschulgesetz des Grafen Zedlitz eingetreten und, als es auf Wunsch des Kaisers zurückgezogen wurde, doch Minister in einem Staate geblieben, wo nach seiner Ansicht der Atheismus die Schulen beherrschte; er hatte die dreijährige und bald darauf die zweijährige Dienstzeit herzhaft vertheidigt, den diplomatischen Beamten des Reiches jede Berührung mit dem früheren Kanzler untersagt und dann selbst bei dem Geächteten seine Karte abgegeben; sollte er plötzlich so starrköpfig geworden sein, daß er für die Durchführung eines kaiserlichen Programms nicht zu haben war? Als nun aber dem neuen Kreuzzug auch die Blätter sich anschlossen, denen man Informationen aus Varzin zutraut, da wurden selbst die hartnäckigsten Zweifler allgemach unruhig und in die dämmernde Hoffnung auf das Ende des Caprivismus mischte sich ein Gefühl banger Beklemmung. Das war die Zeit, wo von der einen Seite die Frage erscholl: Was will denn Bismarck eigentlich? Will er zurück? und wo auf der anderen Seite die Angst wach wurde, ob der Mann, der so stolz immer auf seine weiße Weste gewiesen hatte, am Ende noch die kleinen Künste des Intriguirens erlernen wolle. Denn daß er ganz einfach seinem Vaterlande nützen und als Privatmann noch seine Erfahrung in den Dienst der monarchischen Politik stellen wollte, daß er für das nachdrängende Heer der Konjekturalpolitiker nicht verantwortlich ist und daß er für sich selbst und für seine Nächsten längst schon nichts mehr begehrt, nichts erhofft und nichts fürchtet: Das klingt am Ende doch gar zu harmlos und unwahrscheinlich. Nein, Bismarck ist der Chef einer furchtbaren Fronde und nur die Frage war acht Tage lang interessant, ob diese Fronde das neueste Treffen gewonnen oder verloren hatte.

Und nun begann eine Journalpolitik für die unreifere Jugend, unter dem Feldgeschrei: mit dem Kaiser und Bismarck gegen Caprivi, gegen die Polen und die Sozialdemokraten. Die allerschwierigsten Fragen wurden umständlich erörtert; ob der Oberpräsident den Erzbischof von Posen öfter als der Erzbischof den Oberpräsidenten besucht hatte; ob einem Gutsinspektor die Erlaubniß zur Fahrt nach Varzin gewährt oder verweigert worden war; ob Herr von Koscielski ein preußischer oder ein polnischer Patriot ist; ob eine Beschränkung des Vereins-

Digitized by Google

und Versammlung-Rechtes die Gefahren des Umsturzes beseitigen würde, — und andere Themata von ähnlich welterschütternder Bedeutung. Dabei stand Eines unerschütterlich fest: wenn der Oberpräsident öfter beim Erzbischof war als der Erzbischof beim Oberpräsidenten, wenn dem Gutsinspektor die Reiseerlaubniß verweigert worden war, wenn der Schwiegersohn des Herrn Bloch polnisch empfindet und die Umsturzgefahr die Freiheit der Vereine überdauert, dann trägt an Alledem einzig und allein der Graf von Caprivi die Schuld, der gegen den Willen des Kaisers mit Polen und Sozialdemokraten einen furchtbar geheimnißvollen Pakt geschlossen hat. Zwar ist die Polenfrage zunächst eine preußische Angelegenheit und in Preußen ist seit zwei Jahren Graf Eulenburg Ministerpräsident und Minister des Innern; zwar hat Herr Bosse, der Kultusminister, während im Reichstag die Entscheidung über den Russenvertrag fiel, für die Schulen der Provinz Posen den polnischen Sprachunterricht bewilligt, nachdem er ein Jahr vorher verkündet hatte: „Das kann kein deutscher Kultusminister jemals machen"; zwar konnte die Einstellung der polnischen Rekruten in die Regimenter, deren Garnisonort in der Provinz Posen liegt, nur vom Kriegsherrn und nicht vom Reichskanzler verfügt werden; zwar ist es allbekannt, daß der Kaiser die Behandlung der Sozialdemokratie seiner eigensten Entschließung vorbehalten hat; — einerlei: es war Alles ein großes Mißverständniß, das verschwinden würde, sobald nur der Kanzler vom Platze wich. Man konnte sich in das Spielzimmer politischer Kindlein versetzt glauben und man mußte seufzend vernehmen, wie die Gegner, als der erste Schrecken nothdürftig überwunden war, in höhnischer Schadenfreude sich sonnten, weil der Fronde die geheimsten Wünsche und Absichten entfahren waren.

Der Hohn war, leider, durchaus berechtigt und sogar die beliebte Bezeichnung konnte für einen Augenblick als richtig und zutreffend gelten. Was ist eine Fronde? Eine Kinderschleuder, mit der die Pariser Gassenjungen einander unschädliche Kämpfe zu liefern pflegten. Diesem zu ernstem Streit untauglichen Werkzeug wurde der Spottname entlehnt, den einst die Gegner Mazarins und Annas von Oesterreich empfingen. Das Wort findet man bei Bossuet nicht, aber die lächelnde Verachtung des unnützlichen Gelärmes kann auch der schwärmende Bewunderer Ludwigs des Vierzehnten nicht unterdrücken. Damals, um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, tobte der Kampf gegen

Digitized by Google

den allmächtigen Kardinal-Minister und gegen den unpopulären Steuerdruck; zwischen Condé und Conti, zwischen Mazarin und Retz, wüthete eine Prinzen- und Pfaffen-Rivalität, und als 1649 der Vergleich von Ruel zu Stande kam, wurde das Volk doch betrogen und nur die Führer der Fronde heimsten die Vortheile ein: Mazarin blieb Minister und der Steuerausfall wurde durch einen schwunghaften Aemterschacher gedeckt. Später, als Condé sich mit dem listenreichen Kardinal überworfen hatte und das selbstherrische Gebahren des jungen Königs die großstädtische Demokratie zugleich gegen die feudalen Gewalten empörte, versuchten die Frondeurs noch einmal ihr Heil und sie scheuten selbst vor der Verbindung mit den Spaniern, den intimsten Feinden des Frankenreiches, nicht zurück. Diesmal aber versagte die Kinderschleuder völlig den Dienst: Turenne schlug Condés Heerhaufen, Mazarin, auf dessen Kopf die Adelspartei einen hohen Preis gesetzt hatte, hielt als Triumphator in Paris seinen Einzug, dem Parlament wurde jede künftige Einmischung in die Staatsgeschäfte untersagt, im Galopptempo wurden alle Steuerkredite bewilligt und das Sonnenkönigthum von der Willkür Gnaden erlebte nun erst die glorreichste Apotheose. So sieht die Geschichte der Fronde aus. Die Spuren sind abschreckend genug und Jeder, der es gut meint mit seinem Vaterlande, mit dem Reich und dem Kaiser, sollte sehr ängstlich sich vor einem Treiben hüten, das dem Gegner auch nur für einen Augenblick das Recht geben kann, von einer deutschen Fronde zu sprechen.

In dem Deutschland von heute sind die Condé und Conti eben so unmöglich wie ein Mazarin und ein Sonnenkönig. Wenn Fürst Bismarck jemals auf den Gedanken verfiele, eine persönliche Opposition zu machen oder von einem zum anderen Tage die Parole zu wechseln, dann würde ihm außer einer Bedientenschaar kein Gefolge mehr bleiben. Er hat vier Jahre lang gemahnt, gewarnt und gerathen und sein Wort blieb unerhört; in hastigen Ausverkäufen wurden wichtige Theile des nationalen Besitzes geopfert und eine von der Hand in den Mund lebende Staatskunst schien nicht zu bedenken, daß die heute zerbrochenen Fensterscheiben morgen bezahlt werden müssen. Mit ein paar versöhnlichen Reden sind so herbe Erfahrungen nicht auszulöschen, — Das weiß der achtzigjährige Realist besser als irgend ein Anderer. Er hat eine schwere Gefahr darin erkannt, daß der Monarch allzu häufig ohne ministerielle Bekleidungstücke erscheint

Digitized by Google

und ohne zwingende Nothwendigkeit die Verantwortung für eine Politik übernimmt, die von den Werthe schaffenden Ständen und von den früheren Trägern des Reichsgedankens für schädlich und verhängnißvoll gehalten wird; er kann jetzt nicht der Führer des Chores sein, der den Grafen Caprivi zu einem starrköpfig auf eigene Faust politisirenden Staatsmanne macht, und er darf verlangen, daß sein Name nicht als ein Aushängeschild benutzt wird, hinter dem zu Gunsten anderer Auftraggeber Privatgeschäfte betrieben werden. Die lächerlichen Kämpfe mit Knabenschleudern sind sinnlos und diskreditiren die sehr ernste Sache, um die es sich handelt und die nicht die Sache einer Fronde ist. Es kann uns ganz gleichgiltig sein, ob der General von Caprivi in der Wilhelmstraße wohnt oder ob er in die Front zurückkehrt; in ihm bekämpfen wir nur das unheilvolle System und kein Bemühen wird uns dahin bringen, den Kaiser mit der persönlichen Verantwortlichkeit für dieses System zu belasten. Wohl aber steht es in des Kaisers Macht, eine Aenderung des Systems herbeizuführen, und diese Aenderung sucht die konservative Opposition vorzubereiten, die sich in diesem Sinne, nach Bismarcks Wort, allerdings eine königliche nennen darf. Der König ist frei, ist unumschränkt in seinen persönlichen Entschlüssen und er wird ganz sicher nicht zögern, die Konsequenzen zu ziehen, wenn er zu der Ueberzeugung gelangt, daß es auf dem bisher beschrittenen Wege nicht weiter geht und daß Widerstrebendes auch von dem besten und stärksten Willen nicht zu vereinen und zu versöhnen ist. Bis dahin muß der Kampf ohne zärtliche Rücksicht, aber auch ohne Tücke und Hinterlist, geführt werden und man darf dem Gegner das Spiel nicht dadurch erleichtern, daß man in kindischen Intriguen kostbare Kräfte verzettelt. Die Männer, die von der Verlogenheit heute Frondeurs genannt werden, wollen nicht privaten Nutzen haschen oder ein eigensüchtiges Standesinteresse zum Siege führen, sondern sie suchen, wie sie ihn verstehen, den Nutzen des Vaterlandes und sie werden bereit sein, die Waffen niederzulegen, sobald eine große und positive Aufgabe die Bürger zu gemeinsamer, fruchtbarer Arbeit ruft.

Eine solche Aufgabe ist der Kampf gegen Polen und Sozialdemokraten nicht. Fürst Bismarck hat ganz richtig gesagt, daß eine Polengefahr in dem Augenblick nicht mehr besteht, wo der Einklang der amtlichen und der nationalen Ueberzeugung öffentlich konstatirt worden ist, und dieser Augenblick muß eintreten, wenn die Erkenntniß

Digitized by Google

überallhin vorgedrungen ist, daß die Unterstützung der Reichspolitik für die Polen immer nur ein Mittel zum Zwecke sein kann. Das gilt auch für die Sozialdemokratie und deshalb sollte es die selbstverständliche Pflicht jeder Regirung sein, eine Politik zu treiben, die Polen und Sozialdemokraten überhaupt nicht unterstützen können. Die Umsturzgelüste, Das kann nicht oft genug wiederholt werden, bekämpft man am Wirksamsten dadurch, daß man die an der Erhaltung des wohlthätig Bestehenden Interessirten stärkt und sich bemüht, die Zahl der nicht daran Interessirten unaufhörlich zu verringern. Dazu ist ernste und produktive Arbeit nöthig, nicht ein Geplänkel oder ein hastiger Wechsel von Schmeicheln und Drohen. Die Mobilmachung gegen Polen und Sozialdemokraten, die so oft in der letzten Zeit angeblich das Vaterland gerettet haben, reicht nicht aus, um die versprengten Schaaren der bürgerlichen Gesellschaft unter einem Banner zu sammeln, und auch der tönende Ruf, alles Bestehende zu schützen, wird ins Leere verhallen. Goethe hat, als man ihn einen Freund des Bestehenden nannte, gesagt: „Das ist ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende Alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.“ Daran sollten die Leute denken, die sich heute so blähen, als gälte es, die beste aller Welten vor jedem Lufthauch neuer, am Ende gar sozialistischer Anschauungen zu bewahren.

Vielleicht erinnern sie sich dann auch, daß Goethe gesagt hat: „Eine große Revolution ist nie Schuld des Volkes, sondern der Regirung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regirungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird.“ Dieses Wort wurde gesprochen, als in Frankreich eben das Königthum krachend zusammengebrochen war, — hundert Jahre nach dem Pyrrhussieg über die Fronde, die für eigensüchtige Interessen mit kindischer Schleuder gestritten hatte, anstatt im Dienst des Volkes und des Monarchen muthig und gewissenhaft die Pflicht zu erfüllen.

Digitized by Google

Briefwechsel zwischen Bismarck und Gortschakow.

In den ersten Monaten des Jahres 1865 baten Berliner Geistliche um die Fürsprache des preußischen Ministerpräsidenten für die bedrängten Glaubens- und Stammesgenossen in den russischen Ostseeprovinzen. Herr von Bismarck erklärte, er könne, schon um nicht einen bedenklichen Präcedenzfall zu schaffen, an eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates nicht denken. Als die geistlichen Herren dann mit einer Interpellation im preußischen Landtage drohten, sah Bismarck sich veranlaßt, dem russischen Botschafter, Herrn von Oubril, mit dem ihn vertrauliche Beziehungen verbanden, davon Mittheilung zu machen. Ueber die beiden Unterredungen, in denen das Thema erörtert wurde, berichtete Oubril ausführlich dem russischen Reichskanzler Gortschakow. Bismarck beharrte dabei fest auf dem Standpunkt, daß eine Einmischung in die inneren Verhältnisse Rußlands nicht angemessen sein würde; aber er betonte auch sehr nachdrücklich die Unmöglichkeit, die überlebte Praxis und den rohen Fanatismus der russischen Verwaltungbehörden in den Ostseeprovinzen aufrecht zu erhalten, er sprach offen von „Barbarei", und als Oubril ihm rieth, den Interpellanten zu antworten, daß sie falsch unterrichtet seien, meinte er: „Sicherlich werde ich in dem von Ihnen angedeuteten Sinne antworten, aber Niemand wird mir glauben. Man wird Thatsachen und Beweise des Gegentheils anführen und es werden öffentlich höchst peinliche Vorgänge beleuchtet werden, erschütternder Natur und dazu geeignet, alle anständigen Herzen in Harnisch zu bringen (de nature à soulever tous les coeurs honnêtes)." Herr von Oubril war von der Energie des preußischen Ministerpräsidenten so betroffen, daß er seinen Bericht an Gortschakow mit dem Satze schloß: „Ich hoffe, daß Ihre Antwort ihm die Lust nehmen wird, noch einmal anzufragen, und daß sie unseren Freund beruhigen wird, der mir wirklich manchmal den Eindruck eines illuminé macht." Gortschakow nahm die Sache ernst; er fand zwar auch, Bismarcks excès de langage müsse zurückgewiesen werden, aber er gab doch bereitwillig die vorhandenen Mißstände zu, bekannte sich zu der Ansicht, daß der Bevölkerung der Ostseeprovinzen die ihr im Nystadter Frieden verbürgten religiösen Freiheiten gewährt werden müßten, und erklärte, dem Grafen Schuwalow, dem neuen Generalgouverneur von Livland und Kurland, seien milde Weisungen gegeben worden, die ihm gestatten sollten, seine Verwaltung im Sinne der religiösen Erleichterungen zu führen, wie sie vom Kaiser Alexander dem Zweiten für die lutherischen Bewohner der Ostseeprovinzen verfügt worden seien. Immerhin müsse die russische Regirung darauf bestehen, daß diese Frage eine innere sei, in die weder die lutherische Geistlichkeit noch eine fremde Regirung sich einzumischen habe. Der Erlaß des russischen Kanzlers wurde dem preußischen Ministerpräsidenten vorgelesen und daran knüpfte sich ein Briefwechsel, der bisher noch nicht veröffentlicht worden ist und der mit der Vorgeschichte im Bismarck-Jahrbuch — dessen erster Band im November erscheint — abgedruckt werden wird. Herr von Bismarck schrieb — deutsch — an Gortschakow:

Berlin, 27. März 1865.

Verehrtester Freund!

Fürchten Sie nicht, daß ich unter dem Deckmantel eines Privatbriefes ein politisches Attentat auf Sie unternehme; derselbe hat nur

Digitized by Google

die Bedeutung, daß ich zu hohen Werth auf Ihre Freundschaft und auf Ihr Urtheil über meinen politischen Takt lege, um ein auf dem Wege amtlicher Berichterstattung entstandenes Mißverständniß nicht auf diesem Wege zu berichtigen, nachdem Sie Redern*) so eingeschüchtert haben, daß er es nicht wagen wird.

Oubril hat mir einen Brief vorgelesen, nach welchem Sie annehmen, daß ich, wenn auch vertraulich, mich in die inneren russischen Angelegenheiten hätte mischen wollen. Diese Voraussetzung ist irrthümlich, ich bedaure, daß Oubrils Berichterstattung sie hat hervorrufen können, und ich würde die Lection, welche Ihr Brief mir gibt, als eine verdiente ansehen, wenn die Thatsache, welche Sie tadeln, vorhanden wäre. Ich habe bisher, in Erinnerung an das Vertrauen, welches Sie mir in Petersburg schenkten, mit Oubril fast wie mit einem Landsmanne verkehrt, und nicht daran gezweifelt, daß seine Berichte, ebenso wie die meinigen, die ich aus Petersburg schrieb, vor allen Dingen das gute Einvernehmen beider Cabinete zum Ziele haben würden. In diesem Sinne habe ich mit Herrn v. Oubril auch über innere preußische Angelegenheiten gesprochen, und unter andern über folgende: Hiesige Geistliche schrieben mir, um mich aufzufordern, daß ich mich bei Sr. Majestät dem Kaiser für eine Kategorie russischer Unterthanen verwenden möchte; ich lehnte dies ab als eine völkerrechtliche Unmöglichkeit. Darauf wurde mir erklärt, daß man mich im Landtage darüber öffentlich interpelliren werde. Ich rieth hiervon dringend ab, vorstellend, daß ein solcher Schritt der Sache nur schaden, das russische Nationalgefühl verletzen, und von mir keine andere Antwort erhalten könne, als die, daß der Kgl. Regierung der Beruf und das Recht, sich in innere russische Angelegenheiten zu mischen, nicht zustehe. Die Geistlichen entgegneten mir, daß Gründe menschlicher Klugheit da, wo es sich um die Treue gegen Gott handle, nicht ins Gewicht fallen dürften und daß außerdem die Sache, falls sie schwiegen („stumme Hunde" sein würden, wie sie sich biblisch ausdrückten) doch durch ihre Glaubensgenossen von der evangelical alliance im englischen Parlament zur Sprache gebracht werden würde. Obschon ich hoffte, diejenigen unter den Leuten, welche politische Freunde der Regierung sind, zum Schweigen zu bewegen, so steht doch zu befürchten, daß andere unter ihnen nicht leicht auf eine günstige

*) Den preußischen Gesandten in St. Petersburg.

Digitized by Google

Gelegenheit zu rhetorischen Schaustellungen verzichten werden. Die Versuchung dazu liegt bei meinen politischen Gegnern um so näher, als Alles das, was in dem Landtage gegen Rußland gesagt werden würde, seine Spitze zugleich gegen mich richtet, weil ich mit Recht für den Vertreter freundschaftlicher Beziehungen zu Rußland gelte. Es lag in meinem Interesse, die Interpellation zu hindern, wenn ich es vermochte; ob ich es vermag, weiß ich noch heute nicht mit Sicherheit. In dieser Lage der Dinge fragte ich mich, ob es in meinen Beziehungen zu Oubril freundschaftlicher sei, ihn von dem, was in Aussicht stand, zu unterrichten, oder darüber zu schweigen und es darauf ankommen zu lassen, daß er, wenn die Interpellation erfolgte, erst durch die Kammerverhandlungen davon Kenntniß erhielte. Ich hielt das erstere für richtiger und unsern vertraulichen Verhältnissen entsprechender; obschon Oubril noch jetzt der Meinung ist, daß ich hierin Recht gehabt habe, so bin ich im Gegentheil überzeugt worden, daß ich mich geirrt habe, und ich werde in Zukunft in ähnlichen Fällen schweigen und geschehen lassen, was ich nicht ändern kann. Ich würde auch diesen Brief nicht geschrieben haben, wenn es mir nicht darauf ankäme, Ihnen gegenüber zu constatiren, daß ich Herrn v. Oubril nichts gesagt habe, was einem Versuch, bei Rußland für russische Unterthanen zu intercediren, auch nur im Entferntesten ähnlich sehn könnte. Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich von der Unzulässigkeit eines solchen Schrittes ebenso durchdrungen bin wie Sie selbst; hätte ich ihn dennoch zu thun versucht, so würde ich ihn nicht bei Oubril angebracht, sondern ihn dem von Ihnen gerühmten Tacte Rederns überlassen haben. Ich habe in der Unterredung mehrmals Veranlassung gehabt, Oubril zu wiederholen, que je ne ferais aucune démarche ni officielle ni confidentielle, que je n'invitais pas à en faire, que je lui racontais simplement des choses qui se passaient ou se préparaient en Prusse, et des démarches qu'en Prusse on se disposait à faire contre moi et que je m'efforçais de prévenir sans être sûr de mon résultat.*) Es hat mich im höchsten

*) daß ich weder einen amtlichen noch vertraulichen Schritt thun würde, daß ich ihn auch nicht aufforderte, seinerseits einen solchen zu thun, daß ich ihm einfach von Dingen erzählte, die in Preußen vorgingen oder sich vorbereiteten, und von Schritten, welche man sich anschickte, in Preußen gegen mich zu thun, und denen ich mich bemühte, zuvorzukommen, ohne meines Erfolges dabei sicher zu sein.

Digitized by Google

Grade überrascht, daß Oubril über diese Unterredung in der Art berichten konnte, daß Ihnen der Brief gerechtfertigt erschien, welchen Oubril mir in Ihrem Auftrage vorgelesen hat. Bei allem persönlichen Wohlwollen für Oubril kann ich nicht leugnen, daß mein Vertrauen auf die Unbefangenheit seiner Berichterstattung gelitten hat, und daß ich mir eine größere Zurückhaltung in meinen Aeußerungen gegen ihn auferlegen muß. Ich kann das Verhältniß, in welchem ich, so lange ich in Petersburg war, zu meiner Freude und zum Nutzen der Beziehungen beider Regierungen mit Ihnen stand, nicht länger zum Vorbilde in meinem Verkehr mit Oubril nehmen.

Ich wiederhole meine Protestation, daß ich keinen Versuch einer Intercession gemacht und daß Herr v. Oubril nicht berechtigt war, meine Mittheilungen über Thatsachen, welche hier vor sich gehen und denen gegenüber ich meine freundschaftlichen Gesinnungen bewährt habe, in dem Sinne darzustellen, wie Sie dieselben aufgefaßt haben.

Ich darf von Ihrer Gerechtigkeit wie von Ihrer Freundschaft erwarten, daß Sie die Güte haben werden, den Inhalt dieser Zeilen, von welchem ich nur Sr. Majestät dem Könige Kenntniß gebe, bei Sr. Majestät dem Kaiser zu benutzen, um den Eindrücken entgegenzutreten, welche mir besonders peinlich sind, da ich nicht nur von den Gefühlen dankbarer Anhänglichkeit und Verehrung für die Person, sondern auch von der vollsten Achtung vor den Rechten Ihres erhabenen Monarchen beseelt bin.

Wieviel mir daran liegt, ersehn Sie aus der Länge dieses Briefes, den ich Sie bitte ohne Ungeduld zu lesen, indem ich ihn mit der Versicherung der aufrichtigsten Freundschaft und Hochachtung schließe.

Der Ihrige

v. Bismarck.

Die vom dreißigsten März 1865 datirte — französisch geschriebene — Antwort Gortschakows lautet in deutscher Uebersetzung:

Liebster und verehrtester Freund! Dem Wunsche gemäß, den Sie mir auszusprechen die Güte hatten, habe ich Ihren Brief dem Kaiser vorgelegt.

Gestatten Sie mir, in der Zeit, die Sie sich bei Ihren schwierigen und zahlreichen Geschäften genommen haben, um eine persönliche Frage eingehend zu erörtern, einen neuen Beweis des Werthes zu sehen, den wir Beide auf die Erhaltung der so glücklich bestehenden intimen Beziehungen zwischen unseren Herrschern legen.

Digitized by Google

Ich meinerseits bin lebhaft davon durchdrungen, obwohl ich in dieser Hinsicht nicht den leisesten schwarzen Punkt am Horizont bemerkt hatte.

Mein erhabener Herr hat nicht einen einzigen Augenblick an Ihrem Wohlwollen für Rußland gezweifelt. Seine Majestät weiß, wie sehr das Vertrauen, mit dem Sie der König beehrt, eine Bürgschaft für die unversehrte Erhaltung von Beziehungen ist, die den beiden Ländern nützlich sind und die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens, die in unsern gemeinsamen Wünschen liegt, fördern.

Wenn mein Brief, der sich auf eine kitzliche Angelegenheit bezieht und der unter den Auspizien des Freimuths geschrieben ist, den Sie mir Ihnen gegenüber gestattet haben und für den ich in jedem Falle Gegenseitigkeit beanspruche, Ihnen einiges Mißbehagen verursacht hat, so muß ich Das mehr einem allzu lebhaften persönlichen Eindruck meines Nationalgefühles als dem Berichte zuschreiben, den Herr v. Oubril über seine vertraulichen Unterredungen mit Ihnen erstattet hat. Jedem das Seine. Seien Sie gerecht, laden Sie mir den größten Theil der Verantwortlichkeit auf, anstatt Oubril zu zürnen, der nicht nur, wie ich Sie versichern kann, sehr gewissenhaft in seinen Berichten ist, sondern in dem gleichen Grade wie ich von dem Werthe eines innigen Einvernehmens zwischen unseren beiden Kabineten und von dem mächtigen Antheil, den Sie an diesem glücklichen Ergebniß haben, durchdrungen ist.

Sie würden uns einen wahrhaften Kummer bereiten, Sie würden sogar einen Akt der Ungerechtigkeit begehen, wenn Sie, unter einer Annahme, die, wie ich wiederhole, mit den Thatsachen nicht im Einklang steht, irgend einen Schatten in Ihre bisherigen Beziehungen zu dem bevollmächtigten Minister des Kaisers hineintragen wollten.

Ich würde es bedauern, einmal, weil ich unfreiwillig dazu beigetragen hätte, dann aber auch, weil daraus ein Nachtheil für die Interessen, die uns Beiden am Herzen liegen, entstehen könnte.

Wollen Sie, liebster Freund, in dieser umgehenden Antwort ein Echo der Worte erkennen, die wir austauschten, als ich das Glück hatte, mit Ihnen in meinem Kabinet zu plaudern. Ich bewahre die Erinnerung daran, wie an eine der erfreulichsten Phasen meines öffentlichen Lebens.

Sie dürfen nicht an den Gefühlen unwandelbarer und aufrichtiger Freundschaft zweifeln, die Ihnen entgegenbringt

Ihr

ganz ergebener

Gortschakow.

Digitized by Google

Helmholtz.

Eilig, nach schlechtem Zeitungbrauch, ist Hermann von Helmholtz unter einem Holzpapierstoß bestattet worden. Am achten September war er gestorben und am neunten schon konnte man lesen, was er geschaffen, gewirkt und dem Wissen der Menschheit gewonnen hatte. So will es das Recht und die Sitte der Tagespresse, die hastig immer den Appetit ihrer Kunden stillen muß. Das könnte hingehen, wenn man bei solchen Eintagsbetrachtungen sich an Aeußerlichkeiten hielte und die tiefer dringende Würdigung des Entschwundenen ruhigeren Stunden und sorgfältiger ausgewählten Kräften aufbewahrte. Leider geschieht Das fast niemals und so kommt es, daß für die Menge das Bild eines bedeutenden Menschen gewöhnlich nur in flüchtig hingestrichelten Journalistenskizzen fortlebt. Irgend einen in den Naturwissenschaften gut beschlagenen Mann hat so ziemlich jede Redaktion zu ihrer Verfügung; dieser Mann erhielt nun den Auftrag, geschwind einen Nekrolog über Helmholtz zu schreiben, und er machte sich an die Arbeit, das nahezu beispiellos reiche Leben des großen Forschers und Lehrers in ein paar knappe Spalten zu zwängen. Da erfuhren wir denn, daß Helmholtz Physiologe, Physiker und Philosoph war, daß er den Augenspiegel fand, das klassische Werk über die Tonempfindungen schuf, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft auf eine unerschütterliche Grundlage stellte, — und so ging es, mit geschickter Benutzung von Brockhaus und Meyer, in der Aufzählung weiter. Das Publikum hörte unverständliche Fremdwörter und empfand einen leichten Ehrfurchtschauer, ohne doch recht zu wissen, ob hier einer wirklichen Größe oder einem Zeitungruhm die Totenglocke geläutet wurde. Das Beste und Feinste an dem Verstorbenen, der mehr als mancher Höchstgefeierte ein repräsentativer Mann des Jahrhunderts war, blieb ihm verborgen, mußte, bei der Hast des Totengottesdienstes und der mitunter sehr zweifelhaften Kompetenz des Ministranten, ihm verborgen bleiben. Und dann war Alles vorbei; über Helmholtz wird in den Zeitungen so leicht nicht mehr gesprochen werden und sein Andenken wird der Masse, die den wissenschaftlichen Zeitschriften fern bleibt, nur in vagem Dämmern erscheinen. So üble Sitten soll man nicht mitmachen. Alle Berufenen erklären, es sei nicht möglich, mit einer raschen Darstellung dem gewaltigen Lebenswerk Helmholtzs auch nur annähernd gerecht zu werden, — und die Unberufenen haben nachgerade lange genug darüber das Wort geführt. So wird denn einstweilen hier nur der Kopf des großen Toten vorgeführt, wie Franz von Lenbach ihn gesehen und nachgeschaffen hat. Das Pastell, das Lenbach in diesem Sommer nach der lebendigen Natur entworfen hat, lobt seinen Meister. Und wir müssen uns mit der Hoffnung bescheiden daß sich ein nicht Geringerer finden wird, der dem inneren Wesen des Menschen und des Gelehrten hier einst ein Denkmal setzt. Hermann Helmholtz war ein stiller Mann, der von seinem Finden und Erfinden nicht viel Aufhebens machte und, im Gegensatz zu manchem berliner Ruhmesgenossen, jedes geräuschvolle Reklamegetrommel vornehm verschmähte. Nun ist er, gleich Nestor und Goethe, herrlich vollendet, gestorben und in dankbarem Gedenken neigt eine Welt sich vor dem ragenden Bilde des Mannes, der in der Größe so menschlich war und so groß in bescheidener Menschlichkeit.

Digitized by Google

Soziale Briefe an reiche Leute.*)

Der Reiche lebt in einer anderen Welt als der Arbeiter. Es ist gar nicht blos der Unterschied des Geldes an sich, der trennend empfunden wird, es ist Hunderterlei, das sich an diesen Unterschied anhängt. Die Art, zu sprechen, zu grüßen, zu lachen, zu danken, das Gefühl für Das, was schön oder interessant oder fein ist, die Lecture, der Umgang, die Stellung zur Wissenschaft, Religion, Politik: Alles ist im Westend anders als im Ostviertel, im Schloß anders als beim Tagelöhner. Daß der Unterschied vorhanden war, haben beide Theile immer gewußt, aber sie haben ihn lange Zeit als Etwas hingenommen, worüber man sich keine Gedanken macht. Diese harmlose Auffassung besteht auch heute in ihren Resten noch tausendfach, aber gerade an den wichtigsten Punkten des Volkslebens ist die Harmlosigkeit dahin. Der Schleier zerreißt, die schlummernden Kinder erwachen. Manche wollen ihnen gern noch einmal ein Schlaflied singen, aber das große Kind will nicht mehr gewiegt sein. Es ist vergeblich, eine verschwundene Dämmerung herbeizuwünschen. Jetzt gilt es, die Thatsache des Erwachens anzuerkennen und demgemäß zu handeln.

Wenn junge Leute sich zur Selbständigkeit entwickeln, so sind sie nicht immer im liebenswürdigsten Stadium. Sie stoßen an und fahren über das Ziel hinaus, es ist schwer, mit ihnen zu verkehren, da sie keinen Gehorsam mehr haben und noch keine Besonnenheit und Männlichkeit. Und doch ist es gerade in dieser Uebergangszeit, wo die Jugend sich anschickt, selbst das Heft in die Hand zu nehmen, von größter Bedeutung, daß die ältere Generation ihr mit Achtung und Treue dient. Das Selbe gilt von Epochen, wo Volkstheile, die bis vor Kurzem Kinder waren, in die Männlichkeit hineintreten. Beim Erwachen des deutschen Arbeiters hat die Achtung und Treue der sozial älteren Generation gefehlt. Man hat gesagt: Sei ruhig, Du bist und bleibst ein Kind! und diese thörichte Pädagogik hat die nothwendigen Folgen gehabt. Die Jugend wurde trotzig und unwillig. Es mußte so kommen, die Arbeiterbewegung mußte schroff und drohend werden, weil man sie da nicht verstanden hat, wo eigentlich das meiste Verständniß hätte sein sollen. Die Zeiten, wo eine Verständigung relativ leicht gewesen wäre, sind verstrichen, die Erbitterung ist gewachsen, der tiefe Graben ist immer tiefer geworden. Jetzt ist es schwer, von Versöhnung zu reden, — und doch muß es geschehen. Wenn der Besitzende und Gebildete heute sagt: „Mit Lassalle hätte sich wohl noch verhandeln lassen, mit den Arbeiterführern von heute nicht mehr", so klagt er selbst seinen Stand an, daß er die rechte Zeit versäumt hat. Soll nun aber deshalb,

*) S. „Zukunft" vom 29. September 1894.

Digitized by Google

weil Fehler gemacht worden sind, immer weiter Fehler auf Fehler gehäuft werden? Will man die Flammen in den sybilliniſchen Büchern weiter zehren laſſen, bis die Geſchichte vor die oberen Klaſſen hintritt und ſagt: Nun iſt auch das letzte Blatt verbrannt, auf welchem Friede ſtand? Mein Freund, Sie kennen genug Weltgeſchichte, um zu wiſſen, daß man eine große traurige Geſchichte der verſäumten Gelegenheiten ſchreiben könnte. Es ſcheint aber, als ob Ihre Genoſſen von dieſem Theil der Geſchichte leider zu wenig Kenntniß haben.

Viele Reiche meinen, ſie hätten ſchon viel gelernt und viel nachgegeben. Sie weiſen auf ihre wohlthätigen Veranſtaltungen hin und beklagen den Undank der Arbeiter, der alle ihre wohlgemeinten Abſichten mit Gleichgiltigkeit oder Spott hinnimmt. Man kann hören: „Die Leute ſind es nicht werth, daß man ſich um ſie bemüht.“ Das Gewiſſen der Reichen ſucht Beruhigung in Etwas, was doch keine Beruhigung bringen kann. Was nützt Dem, der ein Mann werden will, eine ſchöne Kinderſtube? Ich will gar nicht davon reden, wie unzureichend im Ganzen alle Wohlfahrtseinrichtungen ſind. Sie ſind Tropfen, wo es regnen ſollte. Aber ſelbſt dann, wenn die guten Einrichtungen, die Arbeiterwohnungen, Speiſehallen, Wöchnerinnenvereine, Haushaltungſchulen, viel mehr leiſten würden, als ſie in Wirklichkeit leiſten, ſelbſt dann wären ſie nicht die Antwort auf die Frage des Arbeiters, der eine ſelbſtändige Größe im Volke werden will und wird. Dieſe Wohlfahrtbeſtrebungen ſind in ihrer Art gut, ſie lindern augenblickliche Schäden und erleichtern in ihrer Weiſe das Ringen um das Leben, aber ſie ſprechen nicht zur Seele Derer, die nicht nach Wohlwollen und Kinderpflege, ſondern nach dem Rechte der Männer verlangen. Dieſe Seele will verſtanden ſein. In ſie ſoll ſich die Seele des wirklich wohlgeſinnten Reichen vertiefen. Der Reiche ſoll nicht blos Kleider und Brot hinhalten, ſondern er ſoll ſeinen Geiſt die Noth fühlen laſſen, unter der der Geiſt des Volkes ſich bewegt. Erſt Das iſt der Sinn der Brüderlichkeit, von der das Chriſtenthum redet. Das Meiſte, was jetzt geſchieht, iſt nur Flucht vor dem Gedanken, daß die Arbeiter Brüder ſind. Man mag ihn nicht faſſen und mit ihm nicht Ernſt machen. Hier aber darf die Forderung des wahren Chriſtenthums nicht verkleinert werden. Das Ablaßgeld der Almoſen kauft die Seelen von ihrer Pflicht nicht frei. Das Volk will Liebe fühlen, nicht nur verdorrte Barmherzigkeit. Liebe aber iſt in erſter Linie Achtung vor der Seele und dem Geiſt, vor der Perſon der Brüder. Liebe iſt bei Kindern Bevormundung, bei Erwachſenen aber iſt ſie Theilnahme an ihrem tiefſten und innerſten Leben. Solche Liebe iſt die Rettung. Wo aber iſt ſie?

Der Reiche hat es ſchwer, den Beſitzloſen zu lieben, denn alles Das, wovon wir vorhin redeten, alle Vorzüge der Ausbildung und Verfeinerung,

Digitized by Google

hindern ihn daran. Die Bildung der Besitzenden ist im Grunde ästhetisch. Das Leben ist eine Kunst, es wird genossen, wie man Musik genießt. Dazu gehört Stimmung. Jeder grobe Ton kann diese Stimmung stören. Ein widerwärtiger Anblick, eine unpassende Geberde, ein niedriger Geruch, eine plumpe Vertraulichkeit, eine langweilige Auseinandersetzung, — kurz der Hauch des Gewöhnlichen und Alltäglichen ist für die Verfeinerung des Daseins so hindernd, daß man Alledem mit zartem Takte aus dem Wege geht. Diese Aesthetik des Lebens ist nicht von heute oder gestern, sie ist das Resultat der ganzen künstlerischen Epoche der letzten zwei Jahrhunderte. Um den Reichthum schlingt sich ein Kranz von Blüthen und durch die duftenden Blüthen guckt nun mit einem Male ein Arbeitergesicht, dem man die Fabrik, die Dachwohnung und die gewöhnliche Gastwirthschaft ansieht, und dieses Gesicht fragt: Darf ich mit Ihnen sprechen wie mit Meinesgleichen? Da schrickt die Feinheit zurück und antwortet: Ich will gern Etwas für Dich bezahlen, aber Dich selber mag ich nicht. Diese Antwort ist menschlich erklärlich, aber sie ist doch falsch, sie ist unchristlich und unpolitisch. Der ästhetische Bann, der den Reichen nicht zum Bruder des Armen werden läßt, muß gebrochen werden, diese Luft des Vorurtheils muß weggeweht werden. Nur dann wird die Bahn frei für die Versöhnung.

Wenn der Reiche den Geist und das Innenleben des Arbeiters kennen lernen soll, so muß er mit ihm in direkte persönliche Berührung kommen, er muß die Scheu überwinden, die beide Theile trennt, er muß den Arbeiter da hören, wo dieser sich frei ausspricht. Ich will Ihnen, verehrter Freund, schreiben, daß Sie und Ihre Standesgenossen, daß besonders Ihre jungen Herren die Versammlungen der Arbeiter aufsuchen müssen. Ich möchte Sie, die reichen Leute, mitten hinein haben in das Gedränge der Menge, wo Sie gar nichts Anderes sind als eben auch ein Mensch, wo Niemand Ihnen einen Platz frei macht, weil Sie es sind, wo Niemand deshalb leiser spricht, weil Sie es hören könnten. Sie müssen Gelegenheiten haben, wo Sie durch die Privilegien des Besitzes nicht geschützt sind.

Sie sagen, daß Sie den Mann des Volkes bereits genügend kennen. Es ist wahr, mein Freund, daß Sie ihn besser kennen als viele Andere. Sie sind nie von jener feierlichen Unnahbarkeit angesteckt worden, mit der sich etliche Geldkönige von der misera contribuens plebs absondern. Ich weiß, daß Sie, so lange Sie Arbeitgeber waren, ein Herz für Ihre Leute gehabt haben. Sie kannten ihre Namen, wußten von einigen die familiären Verhältnisse, grüßten sich mit ihnen in wohlwollendster Weise, hielten Ihr Bureau offen für Wünsche und Klagen und hörten gern, daß man Sie den Vater Ihrer Arbeiter nannte. Auch jetzt, wo Sie keine direkten geschäftlichen Beziehungen mehr zu den Leuten haben, stellen Sie sich per-

Digitized by Google

sönlich in den Dienst freiwilliger Armenpflege und sehen dabei tief in das Elend der Kranken und Wittwen hinein. Ich weiß, daß Sie über Allerlei mit Jedermann zu reden wissen, Sie sprechen vom Wetter, von der Arbeit, von den Kindern, — nur Eins scheint zu fehlen. Verzeihen Sie, wenn ich meine Ansicht offen sage: Sie trauen dem Arbeiter nicht zu, daß er ein Mann ist wie Sie, mit einem Kopf wie Sie, mit Plänen und Ideen über Staat und Gesellschaft wie Sie. Im freundlichsten Verkehr fehlt die Anerkennung, daß die Gedanken des Arbeiters eine Macht sind, mit der Sie rechnen müssen. Vielleicht spielt dabei auch halb unbewußt die Scheu eine Rolle, Sie könnten Etwas hören müssen, was unangenehm und doch nicht leicht zu widerlegen ist. So kommt es, daß selbst Sie, den ich vor vielen Anderen als leuchtendes Vorbild ansehe, den Arbeiter nicht in seinem Stolz, in Kraft und Trotz und Kampf, kennen lernen. Deshalb liegt es Ihnen so nahe, zu meinen, daß, wenn es nur keine sozialdemokratischen Redner gäbe, der Arbeiter sich um den Finger wickeln lassen würde. Sie verstehen die psychologische Quelle des Sozialismus nicht. Den Groll über die zahllosen Stiche des Gesellschaftlebens, über Verachtung, Zurücksetzung, Lohnverkürzung, Mißtrauen, muß man miterleben. Die Natur des Volkes muß man frei sprechen hören, und Das kann man nicht, so lange man das Volk nur als Lohnarbeiter, Diener, Almosenempfänger vor sich hat. Auch ist es nöthig, daß von den Reichen der Schatz an Denkkraft anerkannt wird, der im einfachen Mann schlummert, der aber nicht überall zu Tage tritt. Es giebt da unten im Grunde gerade so viele interessante Köpfe, feste Willen, Charaktere, wie oben. Diese müssen ihrer geistigen Bedeutung nach geachtet werden, wenn sie nicht mit Macht in die Verbitterung hineingetrieben werden sollen. Durch die allgemeine Volksschule und das allgemeine Wahlrecht hat der Staat den Geist der Menge anerkannt, aber der besitzende und gebildete Theil der Gesellschaft hat Dem nicht Folge gegeben. Er hat sich noch nicht auf den Boden der verfassungmäßigen Wirklichkeit versetzt. Was nützt die formale Gleichheit, wenn sie nicht im Leben sich äußert? Darum bitte ich Sie: Gehen Sie dahin, wo Sie nichts Anderes sind als jeder Arbeiter!

Es ist nichts Unmögliches, was ich erbitte. Zwar nicht jeder Ort hat Versammlungen, in denen man wirklich Etwas lernen kann, aber gerade für den Reichen macht der Unterschied der Orte wenig Schwierigkeiten. Wenn ihm daran liegt, Proletarierbewußtsein kennen zu lernen, so braucht er blos in die Provinzialhauptstadt zu fahren. Jede sozialdemokratische Zeitung giebt die Ankündigung der Versammlungen. So gut wie Sie auf Ihren Sommerreisen sich auf die Bank des Sennens setzen, können Sie auch mit „gewöhnlichen" Leuten der Heimath in irgend welchem Saale

Digitized by Google

sitzen. Freilich schwirren da oder dort in bürgerlichen Kreisen Gerüchte durch die Luft, als sei es an den Abenden, wo der „Pöbel" debattirt, nicht ganz geheuer. Sie werden auch ohne viele Worte von mir solche Räubergeschichten zu würdigen wissen. Natürlich kommt es in der Welt vor, daß Versammlungen erregt werden, man ist nicht immer so maßvoll wie an einem Theeabend, aber Das wollen Sie ja gerade auch miterleben und im Großen und Ganzen muß man bekennen: der ruhige Mensch ist nirgends sicherer als unter dem Schutz von Hunderten von Männern. Wenn es in Wahlzeiten zwischen bürgerlichen und sozialistischen Gruppen unangenehme Vorkommnisse gegeben hat, so ist noch immer im einzelnen Falle zu fragen, wer eigentlich den Tumult verursacht hat.

Ich weiß, daß mein Vorschlag Allem entgegenläuft, was in Ihrer Umgebung bis jetzt als Sitte gilt. Sie gehen ins Theater, zu einem Vortrag, in ein Konzert, vielleicht in eine reichstreue Wahlversammlung, aber nicht zu einem sozialistischen Abend. Und dennoch, wenn Sie das Volk kennen lernen wollen, so müssen Sie diesen Weg gehen. Keine Zeitung ersetzt Ihnen diese Schule des Lebens. In den Versammlungen pulsirt das Leben der Zeitgeschichte. Ich weiß von vielen Mitgliedern der gebildeten Stände, welchen unauslöschlichen Eindruck eine einzige bewegte Versammlung auf sie gemacht hat. Nicht Das, was der Redner gerade vorbringt, ist für Sie das Wichtigste. Das können Sie unter Umständen auch gedruckt lesen; aber die allgemeine Stimmung, die Zwischenrufe, die Privatgespräche, bringen Ihnen eine Welt des Denkens nahe, von der Sie bis dahin nur ferne, blasse Vorstellungen hatten. Der Sozialismus wird leibhaftig. Es kann sein, daß er Ihnen unsympathisch bleibt, aber Sie lernen ihn kennen.

Wenn seit dreißig Jahren dieser Weg beschritten worden wäre, so würden wir dem sozialen Frieden um Vieles näher sein. Die schweren wirthschaftlichen Interessengegensätze würden natürlich durch bloßen Versammlungbesuch nicht beseitigt sein, aber die Gesinnung wäre vorhanden, die zur geordneten Lösung der Schwierigkeiten unerläßlich ist. Die Frage nach dem Maß des Vernünftigen und des Unvernünftigen im Bestehenden würde weit geklärter sein. Man hätte persönliche Achtung, auch wo tiefe Meinungverschiedenheiten bleiben. Der Reiche darf den Arbeiter nicht nur in der Vereinzelung sprechen, er muß den Geist der Masse fühlen, den in seinen Aeußerungen oft so unfertigen und unbeholfenen und in seiner Gesammtwirkung dennoch gewaltigen Geist mit allen seinen Widersprüchen, mit seinem Dunkel und seinem Licht, er muß das Erwachen der Arbeiter selbst mit fühlen, wenn er wirklich in der Zeit gelebt haben will, in der die Arbeiterfrage Alles beherrscht.

Ein schwerer Punkt ist und bleibt der Umstand, daß eben der

Digitized by Google

Sozialismus Kritik des Reichthums ist. Soll ich, mein Freund, Sie im Ernst einladen, der großen geschichtlichen Gerichtsverhandlung beizuwohnen, bei der Sie zu den Angeklagten gehören? Soll ich Ihnen zumuthen, anzuhören, wie man Waffen gegen Sie schmiedet? Ist Dies nicht mehr, als was man von Jemand verlangen darf, der sich — unschuldig fühlt?

Sie bleiben der Verhandlung fern, weil Sie von vorn herein wissen, daß der Verkläger ein Lästerer ist. Nun gut, so geben Sie eben alle Vortheile der Vertheidigung aus der Hand. Sie sind zu vornehm, um falsche Beschuldigungen zurückzuweisen. Was folgt daraus? Die Beschuldigungen wirken desto kräftiger. Die Zuhörer werden sagen: Der Reiche bleibt daheim, weil er sich vor der Erörterung fürchtet. Oder ist Ihnen etwa die öffentliche Meinung der Menge gleichgiltig? Glauben Sie, daß Bajonnet und Gummischlauch stärker sind als der Gedanke? Wollen Sie die Arena verachten, auf der nun einmal Ihre Zeit streitet? Es hilft nichts. Gerade wenn der Reichthum sich unschuldig fühlt, muß er Alles hören können, was gegen ihn gesagt wird.

Lassen Sie mich ein Beispiel brauchen, wie es einem Pfarrer nahe liegt. Der Materialismus kämpft gegen den Glauben, er häuft alle Schuld auf das Haupt der Kirche, er benutzt jedes Ungeschick und jedes Vergehen eines Geistlichen, um sein écrasez l'infame zu rufen. Da ist es nun für den Vertreter des Glaubens nicht leicht, sich in die Mitte der Feinde zu stellen und mit ihnen um jeden Fuß breit geistigen Landes zu ringen. Er sagt vielleicht: Ich bekehre den Materialisten doch nicht; aber indem er Das sagt, ist er untreu gegen sich selbst, er traut seiner eigenen Sache nicht und hat keine Ruhe, bis er sich dahin gestellt hat, wo er am Nöthigsten ist. Ich weiß, daß Sie selbst, mein Freund, mit Interesse den Kampf zwischen Glauben und Unglauben verfolgen. Nun, bitte ich Sie, machen Sie die Anwendung auf sich selbst. Sie sind Vertreter des Reichthums. Wo gehören Sie hin?

Es kann sein, daß ein Vertreter des Glaubens nicht aus der Debatte heraustritt, ohne etliche seiner bisherigen Ansichten geändert zu haben. Er lernte den Glauben mit den Augen der Gegner betrachten und gewann dadurch die Freudigkeit, das Bleibende vom Vergänglichen zu sondern. Er hat nun das Gefühl, daß die Wahrheit durch die Aussprache gewonnen hat. Aehnlich wird es Ihnen gehen. In der Hitze des Kampfes wird sich manches alte Quecksilber in ihrem Kopfe verflüchtigen; was aber Platina ist, wird die Feuerprobe aushalten. Sie werden nach der Debatte mit dem Sozialismus die Naivetät des Reichthums verloren haben, aber sie werden vielleicht Etwas gewinnen, was Sie jetzt nicht haben: eine eigene klare Anschauung über das Recht Ihrer sozialen Stellung und über Ihre künftigen sozialen Pflichten.

Digitized by Google

Die Tagesordnung für die Kulturstaaten ist angesagt. Sie lautet: wie weit ist der Reichthum Einzelner berechtigt? Von vorn herein ist klar, daß man unter den weiten Gesichtspunkten der Volkswirthschaft und des Welthandels die Verhandlung eröffnen muß. Der Reichthum tritt auf und legt die Liste seiner Verdienste vor: er hat das Mittelalter zur Neuzeit gemacht, er hat den Erdkreis zu einer einzigen großen Provinz gemacht, er produzirte die Kleider, er legte die Kornspeicher an, er baute die Straßen und kanalisirte die Flüsse, er nährte die Künstler und half den Erfindern, er konsumirte den lohnenden Luxus und mit seinen milden Gaben sättigte sich der Unglückliche. Die ganze große Kulturwelt von heute ist seine Leistung; was sollte die Menschheit thun, wenn es keine reichen Leute gäbe? Die Armuth aber spricht: Ich merke wenig vom großen Glück, ich war besser daran, ehe die herrliche Neuzeit kam, inmitten von tausend Fortschritten sitze ich in der Dachstube und esse Brotrinden. Der Reichthum mag viel fertig gebracht haben, mich hat er nicht versorgt. Die Arbeit aber meldet sich zum Wort und spricht: Was Du gethan haben willst, Reichthum, Das habe ich gethan; ich habe die Straßen gebaut, auf denen Deine Kutschen fahren, ich habe die Diamanten geschliffen, die Du im Haar trägst, ich baute Deine Villen, ich hämmere in Deinen Fabriken, ich baue das Korn und backe das Brot, ich bin die Trägerin des Fortschrittes und könnte noch viel mehr thun, wenn Du mich nicht mit der Sklavenkette an meinem Fuß hindern wolltest. Du nennst Dich Arbeitgeber, ich aber habe Dir die Arbeit in den Schooß geschüttet. Meine Kräfte sind aufgebraucht und ich habe doch nichts für mich gewonnen als nur eben das Leben. Darum will ich mich recken und will die Stecken der Frohnvögte brechen, bis ich frei bin, — die freie, herrliche Arbeit.

Von da aus beginnt nun die Einzelnuntersuchung. Es wird gefragt, ob in der Vergangenheit der Fortschritt ohne den Reichthum möglich war. Beide Theile geben zu, daß in den verflossenen Zeiten die Ansammlung von Besitz in wenigen Händen nöthig war, wenn neue Erwerbsquellen erschlossen werden sollten, beide geben zu, daß dieses nicht immer mit der Selbstlosigkeit und Treue geschehen ist, die nöthig gewesen wäre, wenn der Fortschritt nicht viele traurigen Begleiterscheinungen zeitigen sollte. Der Reichthum in der Vergangenheit war nöthig. Er hatte eine geschichtliche Aufgabe, denn er mußte die Arbeit organisiren. Sobald er seine Kulturaufgabe vergaß und sich zum Selbstzweck machte, sobald der Geist des Mammons die Reichen beherrschte, wurde der Segen zum Fluch. Der Reichthum durfte nur Organ der Volkswirthschaft sein, aber nicht Ziel, der Reiche durfte Beauftragter der Gesammtheit sein, aber nicht Herr. Er sollte ein Glied am Körper sein wie andere Glieder auch. Sobald nun aber dieses eine Glied in Hypertrophie übergeht, leiden die anderen Glieder an

Digitized by Google

Atrophie. Auch wenn das historische Recht des Reichthums festgestellt wird, so ist damit das Uebermaß des Reichthums nicht gerechtfertigt. Das aber scheint die heutige Lage zu sein: die Richtung auf große Kapitalbildung wird zum Verhängniß für die Gesundheit des Volkes.

Mein Freund, Sie kennen wahrscheinlich die Ergebnisse der Einschätzung zu den direkten Steuern in den verschiedenen Ländern. Dort, wo eine derartige Einschätzung, wie z. B. in Sachsen, längere Zeit besteht zeigt sie unwiderleglich, daß der Antheil des Kapitals am Gesammteinkommen stärker steigt als der Antheil der Arbeit. Das Verhältniß von Kapital und Arbeit verschiebt sich zusehends zu Gunsten des Kapitals. Das mag für die glücklichen Inhaber des Besitzes angenehm sein; aber auch Sie werden zugeben, daß es unrichtig und gefährlich ist, wenn die Arbeit nicht einmal ihren prozentualen Antheil am Volksgewinn festhalten kann. Der weitere Fortgang in dieser Richtung muß zur Verzweiflung der Arbeit führen, diese Verzweiflung aber wird sich besinnen, daß sie das Feuer und das Eisen, das Wasser und das Gas zu handhaben weiß. Diese Verzweiflung wird keine stumme Resignation sein, sondern wilde Aktivität. Auch von Ihrem Standpunkt aus muß Alles geschehen, was diesen Ausgang hintanhalten kann. Auch Sie müssen für Kapitalbeschränkung eintreten, wenn Sie nicht den Bestand der Gegenwart auf das Spiel setzen wollen. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß ich in Hinsicht auf Kapitalbeschränkung weiter gehe als Sie, hier aber kommt es mir nur darauf an, einen gemeinsamen Ausgangspunkt weiterer Besprechung zwischen uns festzustellen. Wir halten Beide den Reichthum so weit für gut, als er der Gesammtheit dient. Wo er beginnt, die Gesammtheit zu gefährden, bedarf er der Korrektur. Sind Sie damit einverstanden?

Reich sein ist in den Augen der meisten Menschen ein großes Glück. Im Reichthum liegt die Möglichkeit, Geist und Körper zu pflegen, seine Kinder gut zu erziehen, die Natur zu genießen, seine Ziele sich selbst zu wählen u. s. w. Dennoch wissen wir Beide, daß das eigentliche Glück nicht darin beruht, erster Klasse durchs Leben zu fahren. Das Glück ist etwas Innerliches, es hängt mit der Ruhe eines guten Gewissens zusammen. Ein gutes Gewissen aber kann ein Theil des Volkes nur dann gewinnen, wenn er von der Gesammtheit nicht mehr fordert, als was er ihr leistet. Nur ein Reichthum, der dem Volke und der Kultur mindestens in dem Maße seiner Einnahmen dient, wird innerlich glücklich sein können; ein Reichthum aber, an den sich die Klagen der Untergehenden heften, ist arm bei allem Schein von Wohlbehagen. In diesem Sinne wünsche ich: Die Reichen mögen glücklich sein oder sie mögen nicht sein!

Frankfurt a. M. Pfarrer Friedrich Naumann.

Digitized by Google

Shakespeares düstere Periode.

I.

Um das Jahr 1600 hatte Shakespeare die glücklichste Periode seines Lebens hinter sich, einen Zeitraum voll von freiem, strahlendem Humor, wo die lichteren und freudigeren Seiten seines Wesens sich in ihrem ganzen Reichthum aufthaten. Es ist möglich daß er zu diesem Zeitpunkte von Southampton und Pembroke in ihre literarischen und aristokratischen Kreise eingeführt, ja sogar mit den Damen dieser Familien bekannt wurde, den Damen des englischen Adels jener Zeit, die eben so natürlich wie kenntnißreich und geistig entwickelt waren und von Einfällen überströmten, frei in ihrem Geist, frei allerdings auch oft in ihren Sitten. Eine feine aristokratische weibliche Intelligenz wird nun für eine Reihe von Jahren Shakespeares Lieblingsgegenstand und in seinen Schilderungen setzt er dieser Geistesüberlegenheit noch Güte, Stolz, Hingebung in verschiedenem Maße zu.

Doch als Shakespeare sich seinem vierzigsten Jahre nähert, ist es bei ihm mit der Lebensfreude und besonders mit der Lustigkeit aus. Es senkt sich ein Trauerschleier über sein Gemüth. Er schreibt keine Lustspiele mehr, sondern läßt einen Schwarm von schwarzen Tragoedien auf die Bühne herabfahren, die noch vor Kurzem von dem Gelächter seiner Rosalinden und Beatricen wiederhallte.

Welche Ursachen diesen Umschlag in seinem Sinne hervorgerufen haben, Das läßt sich natürlich jetzt nicht bestimmt bezeichnen. Alle seine Eindrücke vom Leben und von den Menschen waren nach und nach immer schmerzlicher geworden. Es scheint, daß seine Sympathie mit Essex und seinen Genossen einer der frühesten Gründe für diese zunehmende Melancholie war. Aber es ist leicht ersichtlich, daß, auch abgesehen von der Politik, alle seine Privat-Erlebnisse ihm theils Mitleiden mit den Menschen, ein brennendes Mitgefühl, eingeflößt haben, theils ein Grauen vor den Menschen, die ihm nun falsch und niedrig erschienen.

Er hatte damals gerade Julius Caesar geschrieben, das Drama, dessen Bühnenerfolg außerordentlich war. Der Gegenstand hatte ihn um das Jahr 1601 angezogen wegen der Analogie, welche die Verschwörung gegen Caesar mit der Verschwörung gegen Elisabeth darbot. Da die Hauptpersonen, Männer wie Southampton und Essex, trotz der Kopflosigkeit des Unternehmens seine volle persönliche Sympathie hatten, so übertrug er einen Theil der Sympathie auf Brutus und Cassius. Seine Ideale waren zu diesem Zeitpunkte, nachdem er sich selbst seinen Platz im Leben erobert hatte, nicht mehr die thatkräftigen siegreichen Persönlichkeiten wie Heinrich V., sondern die grübelnden Naturen wie Brutus oder Hamlet, deren Vorsätze trotz großer Fähigkeiten nicht zu einer glücklichen Ausführung gelangen. Er zog eine Seite seines eigenen Wesens ans Licht, die er früher zurückgedrängt hatte. Er dichtete den Brutus unter dem tiefen Eindruck, daß unpraktischer Hochsinn, wie der seiner adeligen Freunde, zu einem Eingreifen in den Gang der Geschichte nicht hinreicht und daß praktische Fehlgriffe sich gerade so hart rächen wie moralische.

Wenn Hamlet mit seinem Attentat auf den König so lange zögert und Alles bedenken will, so hat Das zum Theil seinen Grund darin, daß Shake-

Digitized by Google

speare gerade von Brutus zu ihm kommt. Das Beispiel für Hamlet ist nicht ermunternd, weder mit Bezug auf den Stiefvatermord noch mit Rücksicht auf kraftvolles Handeln im Allgemeinen. Man achte auf Brutus, als er dem Antonius erlaubt, an Caesars Bahre zum Volke zu reden. Er selbst wünscht, daß Caesar geehrt, wenn auch gestraft, in seinem Grabe ruhen soll, und er ist zu stolz, um auf Antonius aufpassen zu wollen, der sich als Freund genähert hat.

Viele kennen diese Art von Stimmungen. Mancher Andere hat derartige unkluge Handlungen ausgeführt aus Stolz, aus Abscheu davor, mit einer Vorsicht zu handeln, die dem Hochsinnigen niedrig erscheint. Aus einer nahe hieran grenzenden Stimmung hat Molière später seine Alceste gedichtet; aus dieser Stimmung hat Shakespeare den Brutus erzeugt. Mit einem Zusatz von Humor und Genialität würde er Hamlet sein und wird er Hamlet. Mit einem Zusatz von verzweifelter Bitterkeit und Menschenverachtung würde er Timon sein und wird er Timon. Hier ist er auf seiner Höhe: der edle Charakter- und Doktrinen-Mensch, zu stolz, um klug zu sein, ein zu schlechter Beobachter, um praktisch zu sein, — dieser Mensch in eine Situation gebracht, wo das Wohl der civilisirten Welt von dem Beschluß abhängt, den er faßt.

Brutus bildet den Uebergang zu Hamlet. Und wahrscheinlich ist der Uebergang dieser: die Beschäftigung mit diesem Brutus, der zum Mord angestachelt wird durch die beständige Erinnerung an den älteren Brutus, der sich wahnsinnig stellte und den Tyrannen vertrieb, hat Shakespeare dahin gebracht, etwas bei dieser Gestalt zu verweilen, die von Livius geschildert worden ist und die ja überhaupt sehr beliebt war. Aber Brutus, Das ist hier Hamlet vor Hamlet. Schon der Name Hamlet erweckte außerdem Stimmungen in dem Dichter. War es doch der Name, den er seinem einzigen Sohne gegeben hatte, der im Alter von zehn Jahren starb und dessen Tod in so vielen seiner auf tragische Weise dahingerafften Kindergestalten sein Echo gefunden hat.

Ueber Hamlet hatte er ein älteres Drama und die Sage bei Saxo vor sich. Hamlet gab schon hier unter seinem verstellten Wahnsinn Beweise von großer Intelligenz. In diese Form von scheinbar wahnsinniger Rede und Handlung tiefe Bedeutung und verborgene Weisheit hineinzulegen, Das war eine anziehende Aufgabe. Shakespeare konnte nicht nur seinen Geist leuchten, seinen Witz spielen lassen, sondern auch indirekt aussprechen, welche Lebensweisheit ihm als reifem Manne innewohnte. Und er konnte seine eigene keimende und wachsende Schwermuth in Hamlet niederlegen. Im Hintergrunde von Hamlets Seele steht ja durchaus nicht die Frage, auf welche Weise er am Könige Rache erhalten soll. In seinem tiefsten Innern leidet er unter dem Zusammensturze der lichten Lebensanschauung seiner Jugend. Er selbst steht in dem kritischen Stadium eines Menschenlebens: dem Uebergang von der Begeisterung und dem Vertrauen der Jugend zu der dunkleren Weltanschauung des reiferen Mannesalters. Sein Glaube und sein Vertrauen zu den Menschen ist gesprengt. Das ist das Trauerspiel, Das in erster Linie.

Hamlet hatte fern von der Welt im stillen Wittenberg als Student gelebt, in dem Glauben, daß der schönen Außenseite des Lebens — wie sie sich einem jungen Prinzen zeigt — ein verwandtes Innere entspräche. Er bildet sich ein, es herrsche Gerechtigkeit im Staatsleben, Treu und Glauben im Privatleben. Er vergötterte seinen großen Vater und seine schöne Mutter, er liebte schwärmerisch die anmuthige Ophelia. Dann wirft die hastige Heirath seiner Mutter und später des Geistes Offenbarung ihn aus allen seinen Ver-

Digitized by Google

schanzungen. Noch nie war Shakespeare in seiner Darstellung einer erdichteten Gestalt so deutlich persönlich gewesen. Wir können ahnen, daß des Prinzen Heinrichs Leben mit den lustigen Gesellen in Eastcheap in vieler Beziehung mit des Dichters eigenem Jugendleben übereinstimmte, aber wir wissen, daß er in Hamlets Gefühlen seine eigenen wiedergegeben hat.

Wäre Shakespeare im Alter von vierzig Jahren gestorben, so würde die Nachwelt gesagt haben, daß sein Tod allerdings ein sehr großer Verlust sei, aber man hätte sich damit getröstet, daß er mit Hamlet auf dem Gipfel seiner Schöpfungen angelangt sei; er würde doch kaum mehr Etwas von gleicher Bedeutung hervorgebracht haben. Und doch war Hamlet so wenig der Abschluß einer Bahn, daß dieses Schauspiel nur das Sprungbrett war, auf dem Shakespeare in eine ganz neue Welt von dunkelen Geheimnissen hineinsprang.

Eine Ursache seiner Melancholie, die uns zu diesem Zeitpunkte begegnet, ist das Mißverhältniß, worin er als Schauspieler und Theaterdichter zu der steigenden freikirchlichen Bewegung des Zeitalters, dem Puritanismus, gerieth, der ihm nur als Beschränktheit und Heuchelei erschien. Die Puritaner waren die Todfeinde seines Standes, sie setzten schon zu seinen Lebzeiten in den Provinzen, nach seinem Tode auch in der Hauptstadt, ein Verbot aller Schauspielaufführungen durch. Man beachte die Stelle im Hamlet: „Vor zwei Monaten gestorben und noch nicht vergessen! Dann ist ja Hoffnung vorhanden, daß das Andenken eines großen Mannes ihn ein halbes Jahr überleben kann. Aber, bei unserer lieben Frau, dann muß er Kirchen stiften! Sonst muß er sich gefallen lassen, daß man eben so wenig an ihn denkt wie an das Steckenpferd im Liede." Von diesem Ausfall an entspinnt sich ein dauernder Streit gegen den Puritanismus und er zieht sich durch die Umarbeitung von „Ende gut, Alles gut" bis zu „Maß für Maß" hin, wo dieser Zorn sich zu einem Sturme erhebt und ein Seitenstück zu Molières Tartuffe erschafft.

Und wenn wir nun weiter tasten, so zeigt es sich, daß es das Elend des Erdenlebens ist, das Unglück, nicht als eine Schickung der Vorsehung, sondern als Ursache von Dummheit und Bosheit im Verein, was während dieser Jahre einen so gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht hat. Besonders die Bosheit als Macht hat sich ihm nun in ihrer ganzen Gewalt offenbart. Man sieht Das schon im Hamlet an dem Erstaunen darüber, daß man lächeln und doch ein Schurke sein könne. Noch erheblich stärker ist der Gedanke in „Maß für Maß" ausgedrückt.

Diese Linie führt zur Schöpfung des Jago, der Goneril und Regan und zu den wilden Ausbrüchen in Timon von Athen.

Ein einziger Gedankenflug hat Shakespeare von Hamlet zu Macbeth geführt. Diese beiden Gestalten bilden polare Gegensätze. Hamlet, diese feine, sinnige Natur, bei der sich vor dem Todschlage Unruhe und Selbstqual regen, aber nach der begangenen That niemals die geringste Reue, — und er tötet doch vier Personen vor dem Könige! Macbeth, diese grobe Soldatennatur, der nach kurzem Bedenken zustößt, aber gleich nach dem Morde von Gesichts- und Gehörs-Halluzinationen ergriffen wird und dann — wild und wankend wie ein Delirant — von Unthat zu Unthat getrieben wird, um seine Selbstanklagen zu übertäuben!

Hamlets Worten:

„Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt",

Digitized by Google

entsprechen diejenigen Macbeths:

„Von nun an sei
Der Erstling meines Herzens auch zugleich
Der Erstling meiner Hand".

Macbeth ist Shakespeares erster Versuch nach Hamlet, die Tragoedie des Lebens als ein Erzeugniß von Brutalität und Bosheit zu erklären, d. h. von Brutalität, potenzirt und multiplizirt durch Bosheit. Lady Macbeth vergiftet das Gemüth ihres Eheherrn. Die Bosheit giebt einige Gifttropfen in die Brutalität, die ihrem innersten Wesen nach verschiedenartige Schwäche, brave Roheit, Dummheit von mannichfaltiger Art sein kann. Und diese Brutalität beginnt dann zu rasen, wird fürchterlich für sich und Andere.

Das Selbe sehen wir in dem Verhältniß zwischen Othello und Jago. Einige Schriftsteller haben gemeint, daß Shakespeare den Jago nach dem historischen Richard dem Dritten geformt, ihn in irgend einer Chronik gefunden habe. Ohne Zweifel ist Shakespeare dem Jago in seinem Leben begegnet, hat sein Manneskalter mit Parzellen von ihm verlebt, ihn auf seinem Lebenswege bruchstückweise angetroffen, bis er eines schönen Tages, als er die Bosheit richtig begriff und daran glaubte, diese Gestalt aus allen jenen Fragmenten goß.

Jago, — es ist ein größerer Stil in dieser Gestalt als in dem ganzen Macbeth. Jago, — es ist mehr Tiefsinn, mehr wirkliche Menschenkenntniß in dieser oft als unmenschlich angesehenen Gestalt als in dem ganzen Macbeth. Jago hat im vierten Akt die tiefste Replik des Stückes. Emilie hat gesagt:

Nein, hängt mich, wenn ein Erzverleumder nicht,
Irgend ein schmeichelnder, geschäft'ger Schuft,
Ein glatter Schurk', um sich ein Amt zu fischen,
Die Lügen ausgedacht; ja, darauf sterb' ich.

Jago:

Pfui, solchen Menschen giebts nicht; 's ist unmöglich.

Desdemona:

Und giebt es einen, so vergeb' ihm Gott!

Alle drei Charaktere sind in diesen drei Repliken gezeichnet. „Pfui, solchen Menschen gibts nicht; 's ist unmöglich", — Das ist der Gedanke, unter dessen Schutze Jago gelebt hat und weiter lebt; die Anderen glauben nicht, daß so Etwas existire. Und wir treffen denn hier bei Shakespeare das Hamletsche Verwundern über das Böse als das große Paradoxon, wie es eben so zu Tage tritt in „Maß für Maß". Der Glaube an die Unmöglichkeit dieses Bösen ist Existenzbedingung für einen König wie Claudius, für einen Beamten wie Angelo, für einen Soldaten wie Jago. Und daher Shakespeares Wort: Wahrlich ich sage Euch, dieser höchste Grad von Bosheit ist möglich.

Othello ist eine Monographie. Lear ist ein Weltgemälde. Shakespeare wendet sich von Othello zu Lear kraft des künstlerischen Dranges, sich selbst zu ergänzen, auf jedes Werk dessen Kontrast folgen zu lassen. Othello ist gleichsam ein vornehmes Kammermusikstück, einfach, leicht überschbar, so herzergreifend es auch ist. Lear dagegen ist die Symphonie eines ungeheueren Orchesters; alle Instrumente des Erdenlebens klingen mit, und zwar jedes Instrument in verschiedenen Stimmen. Der Wahnsinn hat sein berühmtes Terzett, das Ineinanderklingen der verstellten, der wirklichen und der professionellen Tollheit.

Lear ist die größte, die umfangreichste und die großartigste Aufgabe, die Shakespeare sich bisher gestellt hat: die Qualen und die Schrecken der ganzen

Digitized by Google

Welt in fünf nicht lange Akte geformt. Unter welchen Voraussetzungen hat Shakespeare diesen Stoff ergriffen? Er stand auf dem Höhenzuge des menschlichen Lebens; er hatte zweiundvierzig Jahre gelebt, er hatte noch zehn Jahre zu leben, aber wohl nur noch sechs geistig fruchtbare Jahre vor sich. Mit einem Blick, der furchtlos in die Tiefe der Schrecken hinabsieht, werthete er nun Leben und Tod, wog und maß in seiner Hand, was das Leben schlimmer macht als den Tod, was das Leben uns lebenswerth macht, was die Lebensluft für unsere Lungen ist, — und führte alles Dies einem Untergange entgegen, der großartig wirkt wie ein Weltuntergang.

In welcher Stimmung ging Shakespeare an dieses Werk? Was siedete in seinem Gemüthe, was tönte und klagte in seinem Inneren, als er auf diesen Gegenstand stieß? Das Drama spricht deutlich genug davon. Von Allem, was er an Qualen, Roheiten, Gemeinheiten und Schlechtigkeiten, die das Leben der besseren Menschen verbittern, erlebt hat, ist ihm ein Laster als das empörendste von allen erschienen, eines, dem er selbst immer wieder zum Opfer fiel: die Undankbarkeit. Wer kann daran zweifeln, daß er mit seiner überreichen Natur, deren Wesen wie die Wolke bei Shelley ein ewiges Geben war, immer wieder mit dem schwärzesten Undank belohnt worden ist? Wir wissen es ja auch bestimmt, daß die Kollegen, denen er geholfen hatte, die Schauspieler, die er erzog, die Dramatiker, die ihn bewunderten und von Neid gegen ihn überströmten, ihm bald abtrünnig wurden, bald in den Rücken fielen. Und bei jeder neuen Undankbarkeit fuhr ein Ruck durch sein Seelenleben. Die Entrüstung, die er Jahre lang zurückgedrängt hatte, bekam nun Luft, als er auf diese dramatisirte Chronik von entsetzlicher Undankbarkeit stieß. Und dann legte er diesen Stoff an sein Herz und brütete darüber.

Wohl nicht in lichten Morgenstunden, nicht bei Tage hat Shakespeare den König Lear erzeugt. Nein, sicherlich in einer Nacht, unter Sturm und fürchterlichem Unwetter, in einer der Nächte, wo man in seinem Zimmer an seinem Schreibtische an alle die Unglücklichen denkt, die in obdachloser Armuth in dieser Finsterniß, diesem Sturme, diesem durchnässenden Regen, umherirren, und wo man in dem Sausen des Windes über die Dächer, in seinem Heulen in den Kaminen wilde Klagen und Unglücksschreie hört. Daher wird im Lear das soziale Elend berührt:

„Ihr armen nackten Elenden, wo ihr seid,
Die ihr dies mitleidlose Wetter duldet,
Wie soll eu'r bloßes Haupt, eu'r magrer Leib,
Durchlöcherte Zerlumptheit euch beschützen
Vor solchem Sturm, wie der?"

Und der Dichter läßt seinen König Lear hinzufügen:

„O, nicht genug bedacht ich Das! — Nimm Dirs zur Lehre, Pracht; nur einmal fühle, was der Arme fühlt!"

Der Eindruck des Lear ist also der: ein Weltuntergang. Shakespeare ist jetzt nicht dazu gestimmt, etwas Anderes zu schildern. Was in seinen Ohren klingt, was sein Gemüth erfüllt, Das ist das Krachen einer Welt, die in Trümmer stürzt. Dieser Umstand erklärt sein nächstes Werk.

Daher wird er ergriffen, als er eines Tages in seinem Plutarch auf einen neuen Text zu dieser im Innersten tönenden Musik stößt. Er findet den Lebenslauf des Marcus Antonius. Hier empfand er den tiefen Fall der alten Weltrepublik. Die Römergewalt, die strenge und barsche, zerbrach beim Zusammenstoß

Digitized by Google

mit der Wollust des Morgenlandes. Alles sank, Alles fiel, Reiche und Persönlichkeiten, Männer und Frauen, Herrscher und Herrscherinnen. Alles war wurmstichig, von der Schlange gebissen, von der Wollust vergiftet, — und sank und fiel. Niederlagen in Asien, Niederlagen in Europa, Niederlagen in Afrika an der Küste Egyptens, Selbstaufgeben, Selbstmord.

Wieder eine Vergiftungsgeschichte wie die in Macbeth. Macbeth wurde machtsüchtig, Antonius genußsüchtig. Aber diese Geschichte ist in ihren Wirkungen noch ganz anders großartig als der Vergiftungfall des kleinen schottischen Barbarenkönigs. Er wurde geistig vergiftet von seiner Lady, einem abnormen Weibe, mehr Mann als er, die ruhig davon spricht, kleinen Kindern die Hirnschädel zu zerschmettern, und die Duncans Dienern Königsblut ins Gesicht schmiert. Was ist Lady Macbeth für uns? Was ist uns Hekuba? Und was war nun diese Hekuba für den Dichter?

Ganz anders persönlich fühlte er sich ergriffen von Kleopatra. Sie vergiftet langsam, halb unfreiwillig, ganz weiblich, die Herrscherfähigkeit, die Feldherrngabe, den Muth und die Größe bei dem Herrscher über die halbe Welt, — und diese Kleopatra kannte Shakespeare, wie wir Alle sie kennen: das Weib aller Weiber, die Eva-Essenz in allen Evatöchtern oder vielmehr Eva und die Schlange in Einem, die „alte Nilschlange", wie Antonius sie nennt. Fürwahr, sie konnte einen Mann, selbst den größten, berauschen und — vernichten!

Wer weiß? Wenn er selbst, William Shakespeare, sie getroffen hätte, ob er lebendig davongekommen wäre! Und hatte er sie nicht getroffen? War sie es nicht, die er in vielen Gestalten getroffen und geliebt hatte, von der er geliebt und betrogen worden war? Jene schwarze Schönheit aus den Sonetten, die er or wenigen Jahren besungen hatte, auch sie eine Zigeunerin, wie Kleopatra im Drama genannt wird, — war sie, die er gering schätzte und zu gleicher Zeit liebte, nicht eine neue Inkarnation jener alten Schlange vom Nil? Wie leicht hätte es da nicht geschehen können, daß seine innere Welt wie eine Seifenblase geplatzt wäre unter dem Zusammenleben mit ihr und der Trennung von ihr! Auch Das wäre ein Weltuntergang gewesen!

Wie hatte er da nicht gelitten, genossen, geklagt! Sein Leben war weggeworfen, Tage und Nächte waren zwecklos vergeudet! Nun war er ein vollreifer Mann, großer Grundbesitzer in Stratford, angesehener Theaterleiter und Theatermitinhaber in London. Aber noch immer lebte in ihm der alte, junge Künstler-Zigeuner, der für die Zigeunerin paßte.

Er kam von Cordelia. Sie war der weiße Strahl, das große, einfache Symbol; er hatte nicht täglich mit ihr verkehrt. Aber Kleopatra! Er ließ alle die Frauen, die er gekannt hatte, seitdem er in London festen Boden gewonnen, alle diese gefährlichen Rosalinden, an seinem Auge vorbeigleiten und gab deren Anmuth der Kleopatra. Er entfernte von Antonius seine grobe Sinnlichkeit und niedrige Grausamkeit, benutzte nur seine glänzenden Naturanlagen, seine angeborene Ueberlegenheit, die Vielseitigkeit seines Talentes, seine Fähigkeit, sich überall mit einer poetischen Gabe der Selbstverwandlung zu Recht finden zu können. Eben diese Fähigkeit der Selbstverwandlung besaß Shakespeare ja selbst. Das war die Dichternatur. Und er schildert deren Untergang.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Digitized by Google

Eine Lebensskizze.

Ich bin im Jahre 1864 zu Glasgow geboren und habe meine früheste Jugend in England zugebracht. Dieser Umstand, sowie mein französisch klingender Eigenname, haben leider vielfach zu irrigen Vermuthungen über meine Nationalität geführt. Ich sage leider, weil ich das Internationale in der Kunst — und vorzugsweise in der schaffenden Kunst — für ein Unglück halte; es ist ein Krebsschaden, an welchem manches sonst tüchtige Kunstwerk zu Grunde ging. Das wirklich Große läßt sich nur durch echt nationale Gesinnung, hier also durch unverfälschtes Deutschthum, erreichen.

Meine Jugendjahre in jener fremden Umgebung, wo ich weder verstanden noch geschätzt wurde, waren keine glücklichen. Da ich von jeher durchaus deutsch empfand — mein Vater war trotz dem französischen Namen Deutscher von Geburt, meine Großeltern waren ebenfalls Deutsche —, vermochte mir das steife englische Leben mit seiner nüchternen Anschauungweise nicht zu behagen. Ich bin ein Deutscher und stolz darauf, mich Deutscher nennen und für die deutsche Kunst streben und leben zu können. Auch diese leidet augenblicklich unter fremdem — wälschem — Einfluß, aber das germanische Empfinden wird hoffentlich mit der Zeit diese unnatürlichen Fesseln abzustreifen verstehen.

Von meinem Aufenthalt in England, Nebeljahren im Nebellande, läßt sich so gut wie nichts berichten; es breitete sich ein Schleier über mein künstlerisches Empfindungvermögen aus, welchen mein erster Lehrer Ernst Pauer, ein sonst tüchtiger Pädagog, nicht zu lüften verstand. Wenn nicht zwei größere Lichter die Finsterniß durchdrungen hätten, wäre ich im Nebel umgekommen. Diesen Beiden habe ich meine künstlerische Entwickelung zu danken. Es waren Hans Richter und Franz Liszt. Mein Begegnen mit Liszt war das bedeutsamste Ereigniß meines Lebens. Er weckte in mir die schlummernden Keime eines musikalischen Empfindens. Es war in Weimar. Er gab mir die erste Anregung, ausübender Künstler zu werden. Bis dahin hatte ich Komposition in erster Linie betrieben und Klavier nur nebenbei studirt. Durch Liszt wurde ich völlig zum Pianisten und bald hierauf trat ich im Konzert auf (1882—83). Da meine Laufbahn als Pianist sich später so günstig gestaltete, mußte die Komposition

Digitized by Google

etwas liegen gelassen werden und während der folgenden zehn Jahre widmete ich mich hauptsächlich der reproduzirenden Kunst. Erst jetzt hat der Schaffensdrang wieder gänzlich die Oberhand gewonnen, — und diesmal wohl bleibend, denn das planmäßige Herumreisen ist mir höchst unsympathisch. Es ist dabei etwas Aeußerliches, Unkünstlerisches. Das höchste Ziel des Künstlers bleibt die schaffende Kunst, gleichviel, welche Schwierigkeiten ihm dabei in den Weg gelegt werden. Wahrlich, die Laufbahn eines Komponisten, speziell eines Opernkomponisten ernsten Stils, ist eine dornenvolle! Wird ein Werk doch kaum an irgend einer Bühne — vielleicht mit Ausnahme des Karlsruher Hoftheaters — um seines eigenen Werthes willen angenommen. Hat eine Oper nicht bereits irgendwo einen durchschlagenden Erfolg errungen, so verhilft dem armen Komponisten einzig und allein der mächtige Faktor „Protektion" zu einer Aufführung.

Nun schlagen eigentlich bedeutende Werke selten gleich durch, weil sie dem lieben Publikum nicht leicht verständlich genug sind. Ist das ziemlich niedrige Ziel, dem Publikum zu gefallen, erreicht, so wird dann blindlings Alles aufgeführt, was der von vielen Seiten beneidete Autor schreibt, es mag der größte Schund sein. (Siehe „Die Medici", „Freund Fritz" u. s. w.) Demnach sieht es ziemlich trostlos aus, wenn nicht z. B. verwandtschaftliche Beziehungen zum Intendanten ein seichtes Machwerk über verschiedene Bühnen (Berlin, Hannover, Weimar) zu schleifen vermögen, oder wenn durch Anpreisungen der Kompositionen eines anderen Intendanten man sich in dessen Gunst einzuschmeicheln versteht, oder wenn nun gar man die Mittel besitzt, die Schulden eines allmächtigen Herrn Kapellmeisters zu tilgen.

Ist doch von einem unserer ersten Theaterdirektoren mir die Bedingung gestellt worden, bei eventueller Erstaufführung meines „Rubin" die Ausstattungskosten im Betrage von 5000 Mark, bei sofortiger Deponirung des Betrages beim Bankier des Direktors, zu bezahlen! Welche Aussichten für ideal denkende, von Ehrgeiz erfüllte Musiker!

Dem Vorhergehenden wäre vielleicht noch hinzuzufügen, daß ich in Komposition und Theorie eigentlich keinen Unterricht genossen habe. Meine Heroen waren stets und sind noch: Bach, Beethoven, Wagner, Brahms, Shakespeare und Goethe; — nicht verstehen kann ich den Zwiespalt der Parteien in der Wagner-Brahms-Frage. Man soll doch nur das Schöne in der Kunst lieben. Beide — Wagner und Brahms — haben Schönes geleistet; warum denn also nicht Beide verehren? Eugen d'Albert.

Digitized by Google

Eugen d'Albert.

Ernst Pauer entließ seinen Schüler Eugen d'Albert mit der Bemerkung: „er solle nur Stunden geben, zum Konzertiren tauge sein Spiel nicht." Franz Liszt aber begrüßte den selben Eugen d'Albert nach einmaligem Hören schon als fertigen Künstler. Einmal sogar — mit allem Reiz aufrichtiger Bescheidenheit erzählte es mir d'Albert selbst — meinte Liszt, „es hätte ihm in früheren Jahren Spaß gemacht, mit d'Albert zu konzertiren, jetzt wäre er leider zu alt." Unmöglich konnte es Liszt artiger, schöner sagen, was er über d'Albert dachte, zumal er jene Worte an diesen selbst richtete.

Das Urtheil Liszts wurde nun das Urtheil der ganzen Welt, der kritiklosen und kritischen. Heute wird d'Albert neben Rubinstein als glänzendster Virtuose gefeiert. Man pflegt ihn aber allgemein von Rubinstein als den „objektiven" Spieler zu unterscheiden. In dem strengen Sinne verstanden, in dem wohl jeder Spieler nur subjektive Leistungen darzubieten vermag, kann jenes unterscheidende Wort gar nichts sagen. Jedoch muß ich zugeben, daß, in einem anderen Sinn genommen, der Instinkt des Publikums hier eine Wahrheit beinahe erschnüffelt hat — was ja selten vorkommt —, und ich will nun versuchen, so gut es mir gelingt, den Instinkt zum bewußten Wort zu erheben, das dann vielleicht eine bessere Handhabe zur Beurtheilung d'Alberts ergäbe. Es giebt in der Musikliteratur Werke, die so entstanden, daß durch das unendliche Chaos der Phantasie plötzlich der Blitz eines Gedankens darniederfuhr, der mit grellstem Licht sofort auch das ganze Werk beleuchtete und erschuf. Solche Werke wurden in Einem empfangen und geboren und schon im ersten Keim lag das ganze Schicksal der Schöpfung, Leben, Wachsthum und Ende, bestimmt vorgezeichnet. Es kam jener Blitz und die Schöpfung lag da, zwar splitternackt, aber fest geformt. Auf den meisten Kunstwerken aber liegt einiger Staub der Reflexion, auf den echten Meisterwerken gar so wenig, daß ihn die geschicktesten Nachempfinder kaum noch wahrnehmen, auf den übrigen Werken dagegen allzu viel, allzu deutlich. Da ein solches Werk eben nicht in reflexionfreier Luft erzeugt werden konnte, so kam mitten im Werden und Schaffen ein Staub angeflogen, und Das war eben so wenig zu verhüten, wie irgend ein Gegenstand vor Staub zu bewahren ist, den

Digitized by Google

die Luft unmittelbar umgiebt. Sollte da nicht, denken und fühlen die Einen, der unvermeidliche Staub vom Werk, das doch schon fertig ist, recht gut weggewischt werden können? Warum nicht? Und unbekümmert so zu sagen um die fleischliche Hülle des Werkes suchen sie nur dessen strömenden warmen Inhalt, das gesunde, rothe Blut und seine Innentemperatur. Und diese innerste Farbe, diese innerste Wärme, wollen sie auch uns zeigen, da sie gut wissen, daß wir Alle, je mehr wir Menschen sind, das Elementar-Natürliche dem Künstlichen vorziehen, daß das Erste in uns wirkliche Leidenschaften weckt, als wollte sich Natur nur an Natur wenden, das Zweite dagegen nur Gedanken, Bilder von Leidenschaften, niemals die Leidenschaften selbst. Und so geben die sogenannten „Subjektivisten" unter den Virtuosen das Kunstwerk, wohl gemerkt: ein jedes Kunstwerk, mit dem Aufschrei, Accent und Reiz des allerersten Lebens wieder, denn sie wollen immer den täuschenden Anschein erwecken, als wäre ihnen soeben, während sie am Flügel sitzen, das Leben des Kunstwerkes erst neu entquollen. An der Spitze dieser Subjektivisten steht Anton Rubinstein, der jedes Stück immer neu schafft, so oft ers bringt, der jedem Kunstwerk den ersten Odem vor versammeltem Publikum einzublasen scheint. Ich vermuthe aber, daß es weniger Erkenntniß als vielmehr ein dunkler Drang ist, der ihn zu der Erhöhung der Temperatur im Kunstwerk immerfort antreibt, und ich bemerke überdies, daß diese Frage nichts mit der Frage nach Willkürlichkeiten des Spielers gegenüber dem Komponisten gemein hat. Gerade Eugen d'Albert ist das allerbeste Beispiel eines Mannes, der, wenn er es am Platz findet, eine blitzartige Komposition jener Art, die ich vorhin zu schildern versuchte, in einer blitzartigen Stimmung wiedergeben kann, ohne im Geringsten den Komponisten zu verletzen, und so ist es gewiß Recht. Aber etwas Geheimnißvolles ist andererseits in Eugen d'Albert — denn ich weiß nicht, ob er je darüber nachgedacht hat und es wäre auch besser, wenn er es nicht gethan hätte —, daß er Kunstwerken, die die Reflexion im Schaffen einmal innen abkühlte, auch einen Schimmer von Reflexion, einen ganz leisen, verleiht und lieber die Wahrscheinlichkeit des Werkes in gerechter Weise rettet, als daß er um jeden Preis und überall ein grelles Leben vortäuschen wollte. Er spielt in solchem Fall aus jener temperirten Durchschnittsstimmung, die alle wechselnden Stimmungen gut in sich auflöst, auffaugt. Darum nennt man d'Albert den kälteren Spieler, einen „objektiven" Spieler. Und insofern mit Recht, als er in dem soeben ausgeführten Sinn wirklich einer ist, aber mit Unrecht, wenn man vergessen möchte, daß d'Albert, genau wie Rubinstein, das Allersubjektivste, Persönlichste und Plötzlichste eines Meisters subjektiv, persönlich und plötzlich wiedergeben kann. Es ist aber schließlich nicht abzuschätzen, welcher Weg der bessere ist, der des prinzipiellen „Sub-

Digitized by Google

jektivismus" oder der des prinzipiellen „Objektivismus", um die laufenden Ausdrücke zu gebrauchen, und der Komponist selbst, wenn er mitreden dürfte, wäre hier vielleicht die unsicherste Instanz, über den Weg, der am Besten zu ihm hinführt, zu entscheiden.

Interessanter und schwerer ist d'Albert als Komponist zu fassen. Je mehr ich in seinen Werken las, desto unwiderstehlicher ward mir das Räthsel und desto mehr Bedenken hatte ich, aus den gangbaren Lexikon-Quellen zu schöpfen, die ich mit seinem Wesen durchaus nicht in Einklang zu bringen wußte. Ich wandte mich an d'Albert selbst, der mitten in den anstrengendsten Arbeiten noch die Liebenswürdigkeit fand, mir eine autobiographische Skizze zu schreiben, die auf diesen Blättern meinem Versuch nun voraufgeht. Eugen d'Albert bekennt sich darin als Autodidakten. Ein genialer Autodidakt! Schon sein Opus 1, von dem Liszt begeistert war, enthüllt uns die Natur dieses Autodidakten. Eine Uebersetzung der alten Suitenform ins Ganzmoderne. Nur einige altehrwürdige Nähte, Verbindungsdrähte, die das äußerlich Charakteristischeste jener Form ausmachen, sind herübergenommen worden, während der übrige Inhalt neuen Geist athmet. d'Albert war nicht der Erste, der Solches vollbrachte, aber zu ermessen ist, wie viel beweglichen Gefühls und scharfen Geistes dazu gehört, den alten Stil überhaupt erst richtig zu erfassen, und man häufe Bewunderung über den Autodidakten, der in einem Erstlingswerk auch die Kraft hatte, über eine einfache Anlehnung und Anempfindung hinaus einem alten Geist neuen, jungen Sinn zu geben. Und nun möge man mit diesem Erstlingswerk d'Alberts sein Opus 5 (8 Klavierstücke, beinahe cyklisch gedacht) vergleichen. Ein seltsames Seitenstück. Da hört man die Sprache von Brahms, aber so schön, so vollkommen, daß man schwören möchte, es führe Brahms selbst das Wort. Nirgends spürt man den Fluch, der nachahmenden Naturen selbst die entliehene Begeisterung noch beklemmt, — Alles klingt so frei, sicher, eigen, als wäre d'Albert gar Brahms' Doppelgänger. Dann erst hat man eine geniale Verinnerlichung eines fremden Stils, wenn man den Nachdenker vom Erdenker nicht mehr gut unterscheiden kann! Insbesondere im achten und letzten Klavierstück, — wie schmiegt sich d'Albert an Brahms' Schultern anmuthig zur graziösen, aber vielsagenden, echt deutschen Eleganz eines J. S. Bach. Das ist Alles staunenswerth.

Doch das Beste kommt noch.

Ich fragte einmal Brahms, ob es wahr sei (was erzählt wird), daß er eine fertige Oper im Pulte liegen habe? Brahms lachte auf, und heiter neckend meinte er zu mir: „Ach, Sie möchtens gleich in der ‚Zukunft' erzählen? Nicht wahr?" Ich mußte lachen über den ewig ausweichenden Meister Brahms, aber heute gebe ich mir selbst die Antwort auf meine

Digitized by Google

eigene Frage: so schön es wäre, wenn Brahms eine Oper komponirt hätte (ich selbst glaubte nicht daran), so muß ich sagen, daß sie in einem gewissen Sinne zu vermissen ist, denn d'Albert sät schon die herrliche, keusche Brahms-Musik in den sündigen Boden der Oper mit bestem Erfolg. Wer den „Rubin" von d'Albert kennt, wird sich schon gesagt haben, Brahms selbst würde es kaum besser machen, in gewissen Theilen. Der Brahmsstil in der Oper ist neu. Das giebt zu denken. Vom Brahmsstil allein kann aber keine Oper leben, der Stil ist dafür zu eng, zu einseitig. Und so mußte d'Albert zu Wagner in die Schule gehen. Daß er nun auch Wagner genial nachgedacht hat, ist nach dem Vorigen schon begreiflich. Es gehört die volle Genialität d'Alberts dazu, diesen Meister bis zu seiner originalen Größe hinauf stellenweise zu erreichen. Es war mir gegönnt, auch das Manuskript des jüngsten Werkes, der zweiten Oper („Ghismonda") zu lesen, und ich ward ganz erstaunt über die Höhe, zu der so manche lyrische Formel sich erhebt. Da ist z. B. im ersten Akt eine Melodie, für die Wagner seinen Ruhm mit größtem Stolz eingesetzt hätte. Und alles Uebrige, was d'Albert im Stil Wagners schreibt, ist nie mühsäliges After-Wagnerthum, wie bei den meisten der heutigen deutschen Opernkomponisten, sondern echteste, beste Wagner-Musik.

Wo bleibt aber d'Albert selbst? werden Viele fragen. Nun, er selbst gräbt neue lyrische Nuancen neben Brahms' und Wagners elysäischen Gefilden, wo der Boden noch so weit und so herrlich unbar ist. d'Albert wäre der Mann dazu, eine Verbindung von der Brahmsschen zur Wagnerschen Welt zu schaffen, eine Verbindung von zwei Welten, die man heute sehr, sehr getrennt glaubt. So Manches in d'Alberts Werken zeigt mir an, daß diese schwierige, kaum zu tragende Mission seinen Geist schon lenkt, ohne daß er selbst davon Etwas weiß. Der Künstler ist jung, seine Thatkraft dem Genie gleich ebenbürtig. Aber gerade er braucht Erfolge und es will mich bedünken, als hätten Publikum und Direktoren (sogar der Hofrath Pollini in Hamburg) gegenüber d'Albert größere Pflichten als dieser gegenüber jenen. Es wäre eine Schande, wenn Publikum und Direktoren vor innerer Hohlheit d'Albert seine Mission erschweren würden. Niemals aber ist zu befürchten, daß der Künstler selbst etwa aus lüsterner Sehnsucht nach Erfolgen seinen schönen Weg verlassen könnte.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Digitized by Google

Antiquitäten.

Als der berühmte Pariser Spitzer noch in Wien in die Schule ging, stimmte es den Knaben immer nachdenklich, wenn man ihm in einem Zuckerladen ein bereits eingezogenes Zehnkreuzerstück nur für sechs Kreuzer annahm. Später widmete er sich den alten Scherben vor Häusern und Hofräumen, und da er bereits Handlungreisender war, kaufte er den Hoteliers gern Nachttischchen im Empirestil ab, um sie zu Louis-Quinze-Möbeln umarbeiten zu lassen. In die Hochblüthe seines Daseins fällt dann jenes bei Kunstfreunden berühmt gewordene Diner, dessen Einladungskarte er mit den Worten schloß: „au dessert on servira des épées!“ Es war eine frisch angekaufte Trophäe aus Italien gemeint. Wer jemals diesen feinen und bedachtsamen Mann gesehen hat, mit seiner nur geringen Neigung zu höherem Auffluge und seiner unbewußten Verachtung alles unnützen Theorisirens, Der erhielt das Gefühl, daß hier eine ungewöhnliche Erfahrung in den menschlichen Leidenschaften, den menschlichen Launen und auch — in beispiellosen Gewinnchancen vereinigt sei.

Damit kommen wir überhaupt auf die interessanten Seiten des Alterthümergeschäftes, das wie kein anderes ein psychologisches Interesse darbietet. Hier der Händler, der oft nur dadurch kaufen kann, daß er den Besitzer mit einem Tauschgegenstand reizt; dort der Liebhaber, der beim Besehen eines ihm angebotenen Kunstwerkes nicht nach dem inneren Werth geht, sondern sofort fragt: „Ist es schon einmal da“? Hier der Händler, der einem kostbaren Becher einmal keinerlei Bekrönung nachträglich aufsetzen lassen will, dort der Amateur, der solche Ehrlichkeit gar nicht versteht und „das zerbrochene Geschirr“ zurückweist. Wird doch an einer echten Bronze die Patina oft abgekratzt, nur weil der Verkäufer seinen Mann als einen Liebhaber des Glanzes kennt. Wir befinden uns eben auch mit diesen Dingen in einer Luxusepoche, die sozialpolitisch noch ungenügend studirt worden ist.

Wer kauft denn heute Kunstgegenstände? Das moderne Antiquitätengeschäft entwickelte sich aus dem — Raritätengeschäft, aus jener Sammelart, die auf den Estrich die Standuhren, Vasen und Statuen aufzustellen pflegte, in die Nischen die Dosen und Schmucksachen that und an die Decke die fliegenden Fische und Eidechsen befestigte. Dann gewannen die verschiedenen Hoffaktoren ihrer Stellung Verständniß ab und benutzten ihre Kapitalien, um die

Digitized by Google

Kaufsummen für Bilder, Kunstgeräthe u. s. w. vorzulegen, die sie selbst entweder aufgestöbert oder die man ihnen als begehrenswerth bezeichnet hatte. Meyer Amschel Rothschild z. B. in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts führt in seinen Preiscouranten von Münzen auch geschnittene Steine auf, sowie Bildchen mit Diamanten besetzt. Der selbe Herr erhielt später von dem vertriebenen Kurfürsten von Hessen den Auftrag, die durch die Franzosen erbeutete Münzensammlung zurückzuerwerben, was dann pünktlich, nach einem per Loth bestimmten Preise, geschah. Auch alle Gefäße aus Edelmetall wurden nicht nach der Façon, sondern nach dem Gewicht bezahlt. Das ist ein für den Kunsthandel äußerst charakteristischer Umstand, der noch bis in die sechziger Jahre dieses Jahrhunderts anhielt. Damals konnte man noch ein silbernes Schiff für etwa hundert Gulden abwiegen, das jetzt, wo Silber doch so stark gefallen ist, bis 5000 Mark zu stehen käme. Ohne diesen besonderen Anreiz hätten vielleicht auch nicht so viele Kaufleute die Leipziger Messe benutzt, um nebenbei auch noch in Antiquitäten zu handeln. Außerdem wurde ja Porzellan damals spottbillig gekauft. Es ist gar nicht so lange her, daß jene Messe solche Ansammlungen für Amateure und Händler regelmäßig vereinigte. Dabei war auch noch Silber- und Goldgeräth beleihungfähig, brauchte also dann durchaus nicht als verstecktes Geld betrachtet zu werden. Juweliere fielen, wie selbstverständlich, mit Antikenhändlern zusammen, — Das stammte noch aus den fürstlichen Zopfzeiten, wo Alles, was viel Geld kostete, einer Hand anvertraut war.

Man kann so das Jahr 1840 als Beginn ernsthafterer Sammelneigungen annehmen. Damals war gleichsam die Wissenschaft in weitere Privatkreise vorgedrungen und die Vermögenden fingen an, überlegter und namentlich mehr getrennt zu sammeln. Das dauerte im besseren Sinne bis in die Crédit-Mobilier-Periode hinein, wo neue Reichthümer und neue Gesellschaftklassen über Nacht emporschnellten. Es trat die Sucht auf, sich selbst nichts zu sein, aber Anderen Alles zu scheinen. Man ersehnte die Bewunderung für seine Kleider, sein Haus und seine Einrichtung, und so sammelte man des Prunkens wegen. Das ist genau die Stellung, die das Antiquitätenwesen, abgesehen von einer schmalen Reihe echter Liebhaber, auch noch heute einnimmt; — ein Weg, abseits von der Kunst, aber von Kauflustigen ungleich mehr beschritten. Denn nicht zu vergessen: die Zahl der reichen Leute hat sich durch die Anleihewuth und durch das den Staatsschulden innewohnende System des „Zins auf Zins" unheimlich vermehrt, der Mittelstand hat sich nach Inhalt und Lebensführung unter allen Umständen verringert. Jene Reichen nun setzen eine so immense Summe von Kunstkauflust zusammen, wie sie in christlichen Zeiten bisher noch unerhört gewesen ist. Sie können sich ruhig sagen, daß ihr Geld einer guten Anlage gleichkommt, da ja voraussichtlich noch eher eine Werthsteigerung stattfindet und eine geschickt geleitete Auktion, falls man solche in Paris oder Köln abhält, schon ganz unerwartete Treffer gebracht hat. Man prahlt also vor den Gästen mit Dingen, die Einem noch Geld einbringen. Es giebt natürlich auch Sammler, die rein zum Zwecke des späteren Verkaufens ihren Bienenfleiß bethätigen; sie halten sich meist an Spezialitäten und gehen mit der Mode. Da sind auch noch Sammler, die einen ganzen Rang über dem gewöhnlichen Millionär-Amateur stehen. Das ist keineswegs der Adel, dem überhaupt auf diesem Gebiete längst der Athem ausgegangen ist, sondern eine kleine Zahl von Krösussen. Diese haben gewöhnlich schon einen unbegrenzt reichen Vater ge-

Digitized by Google

habt, in Folge Dessen eine ästhetisirende Erziehung genossen und kennen das Fach. An solchen Herren wird natürlich gegebenen Falles enorm verdient, aber sie sind auch schwer zu befriedigen. War doch neulich ein Kunstnabob in einer deutschen Stadt, deren Hauptantiquar wahre Schätze im Magazin hat. Aber der Händler kannte seinen Kunden und rannte in der ganzen Stadt umher, um aus anderen schönen Sammlungen die allerschönsten Stücke für ein paar Stunden zu entlehnen. So ein Verwöhnter erhält ein wunderbares Manuskript zur Ansicht, aber nun soll es auch in maroquin rouge gebunden sein und, wenn möglich, aus der Bibliothek des Herzogs von Berry stammen. Erst ganz kürzlich hat man einem ähnlich übergoldeten Sterblichen einen Kunstgegenstand zeigen wollen, der eine Viertelmillion kosten sollte. „Packen Sie gar nicht aus," war die Antwort, „ich gebe eine halbe Million, wenn sie mir nachweisen können, daß das Gleiche nirgends wieder vorhanden ist." Da ist die breite Masse der Käufer doch leichter zu befriedigen, die nur durch den Luxus an einem Geräthe gefesselt wird und es hoch bezahlt, selbst wenn sie weiß, daß dieser Gegenstand noch einmal vorhanden ist, und sogar in einem öffentlichen Museum.

Das heute so ausgebreitete Gewerbe der Fälschungen ist durch das Protzenthum eigentlich großgesäugt worden. Man kann dem Protzen nichts „Abgestoßenes" oder gar schadhaft Gewordenes verkaufen; es soll Alles perfekt sein, womöglich glänzen, während doch die Zeit mit ihrem Rattenzahn das Nagen nicht lassen kann. Wie gesagt, es wird jetzt Alles aufs Täuschendste gefälscht und selbst Rosenbergs „Zeichen der Silberschmiede" warnt den Käufer nicht immer, weil eben die besten Arbeiter nunmehr auch jene ehrwürdigen Zeichen wundervoll nachahmen. Sonst hat aber bekanntlich gerade jenes Werk zu umfassenden Nachprüfungen längst feststehender Urtheile Anlaß gegeben. Die komische Unruhe, die beim Nachschlagen des Buches zuweilen in Kunsthandlungen entsteht, rechtfertigt denn auch wohl die Meinung, daß ein gewisser Rückschlag durch genaue Revision der Sammlungen nunausgeschlossen bleibt.

Verdient wird an dem ernsten Sammler nicht allzu viel; aber dieser Ernsthafte ist eine Figur, die in Deutschland unvergleichlich seltener vorkommt als in England und vor Allem in Frankreich. In diesem Lande sammelt der mittlere Stand, selbst beim besser gestellten ouvrier sieht man oft eine kleine Bronze oder ein hübsches Möbel. Das rührt von den schönen Vorbildern her und von dem uneingeschränkten Besuch der Museen. Frankreichs öffentliche Sammlungen vermehren sich an der Hand sehr splendid ausgestatteter Kunstetats. Unsere Museen müssen ungleich kleiner operiren und kaufen nicht entfernt so werthvoll ein. Wir sind ärmer, wir müssen uns einschränken und auch unsere Experten und Kunstgelehrten müssen sparsam sein. Unser liebes Vaterland hat gegenwärtig zumeist nur reiche Liebhaber, die schöne Prunksachen kaufen.

Unter den Händlern sind Einzelne sehr bedeutend, man kann sagen von Weltruf. Die kleineren Geschäftsleute sind im Grunde nur Zwischenhändler. Auch die Provinzen pflegen irgend eine bessere Firma zu besitzen, in deren Händen sich Vieles konzentrirt. Eine gewisse Fühlung besteht aber wohl unter allen Antiquitätenhändlern. Das erfordert die Eigenart einer Waare, für die es als Preis nur die Phantasie giebt. Auch nur in Städten wie Paris, London, Frankfurt, München, Köln (dieses wegen seiner Auktionen) haben allererste Häuser entstehen können. Wo die Händler zu Grunde gegangen sind, waren sie selbst zu leidenschaftlich und kauften zu theuer ein. Die Fähigkeit

Digitized by Google

des Ankaufens oder Verkaufens wird auf diesem großen und zugleich feinen Felde so genau unterschieden, daß sehr bedeutende Häuser diese Ressorts oft durch ganz verschiedene Persönlichkeiten vertreten lassen. Was es vorstellt, ein geschickter Käufer zu sein, bezeuge hier ein einziges Beispiel! Die berühmte Dosensammlung von Godding stand leihweise im Kensington-Museum, als es hieß, daß der Mann verkaufen wolle. Ein süddeutscher Händler reiste hinüber, aber mit Godding war gar nicht zu präliminiren. Er erklärte einfach: Hier gebe ich Ihnen den Schlüssel, aber Sie müssen sich schon jetzt ohne vorherige Prüfung zum Kaufe verpflichten — für 40,000 Guineen! Hier war also ein rascher Entschluß nöthig und unser Händler wagte es. Der Rothschild, der später die ganze Sammlung (natürlich etwas theurer) erwarb, fand auch einige ihm wohlbekannte Dosen, zu deren Verkauf seine Frau ihn früher gedrängt hatte, aus Furcht, er möchte sich das Schnupfen angewöhnen.

Ich setze diese Thatsache hierher, weil sie zugleich erklärt, weshalb die großen Antiquitätengeschäfte die kleinen immer mehr verschlingen. Heute gehören eben enorme Mittel zu solchen Unternehmungen, seit besonders die Versteigerungen so sehr wichtig werden. Auch der natürliche Lauf der Dinge, der alle Kunstwerthe immer unaufhaltsamer in den Schooß der Museen treibt, begünstigt gerade die großen Vermittler. Diese müssen aber nicht allein reich, sondern auch recht klug sein. So lassen sie kaum jemals einen ihrer Söhne Kunstgeschichte studiren, denn: erweist sich einmal ein Stück später als imitirt, so können sie doch wenigstens mit ihren mangelhaften Kenntnissen kommen. Als Regel wird indessen fast unumstößlich angenommen, daß ein wirklich großes Antiquitätengeschäft nur durch zwei Eigenschaften aufsteigen und bestehen bleiben kann: durch einen gewissen Takt der Ehrlichkeit und durch Noblesse. Man kann vielleicht manche abweichende Details hierüber erzählen, allein im Ganzen läßt sich von jenen nothwendigen Qualitäten wenig abmäkeln. Ehrlich? Ja, ehrlich müssen die Leute schon aus Klugheit sein, denn an einer einzigen Fälschung haben Geschäftsgrößen ersten Ranges mitunter für immer ihren Ruf eingebüßt. Es giebt große Sammler, die nichts persönlich kaufen, sondern alle Offerten ihrem Händler schicken. Sie haben eben das unbedingte Vertrauen zu seinem Gutachten hinsichtlich der Echtheit, denn gegen den excessiven Gewinn ist natürlich jene Ehrlichkeit nicht geaicht. Noblesse? Wenn heute ein Amateur zu seinem Händler kommt: „Der Altarflügel, den ich vor einem Jahre bei Ihnen gekauft habe, ist jetzt bei der kirchlichen Aufstellung in Bonn von der Kommission beanstandet worden!“ so fragt der bessere Verkäufer nur nach dem Preise, der damals bezahlt wurde, um sofort den ganzen Betrag per Check zu überreichen.

Die meisten Kaufleute dieses Gebietes: die Riesen wie die Zwerge, die Feinen wie die Fraglichen, sind Juden. Das hängt mit zwei Umständen zusammen: mit dem ehemaligen Charakter der bereits erwähnten Hoffaktoren, die wahrscheinlich viele fürstliche Sammlungen überhaupt geschaffen hatten, und mit ihrer größeren Fähigkeit, Kapital zu assoziiren. Dieses nicht zu unterschätzende Talent wird mit dem Lateinlernen schon allmählich verschwinden.

Pluto.

Digitized by Google

Theater.

Vom Himmel durch die Welt zur Hölle haben die letzten Theaterwanderungen mich geführt und nun bin ich ein Bischen verlegen, weil ich nicht weiß, wie ich mit dem Vielerlei der Eindrücke und der Erinnerungen zurechtkommen und nebenbei auch noch das unvorsichtige Versprechen erfüllen soll, das ich neulich hier gab: von dem sogenannten neuen Stil der Schauspielerei Einiges zu erzählen. In solchen Fällen, scheint mir, ists am Besten, recht nach der Schnur zu reden und mit dem Anfang anzufangen, wie es Opheliens Totengräber und Papa Sarcey liebt, ohne riskante Ausblicke und waghalsige Allgemeinheiten. Ein Anderes bleibt mir auch gar nicht übrig; denn wenn ich auf Himmel und Welt und Hölle nun zurückschaue, dann finde ich nur einen Gedanken, der auf alle während der Wanderung erlebten Eindrücke paßt, und der würde so etwa lauten: man soll das Theater nicht überschätzen, nicht vergessen, daß heute eine müde Bourgeoisschaar in den biblia pauperum liest, und nicht wähnen, das enge Bretterhaus könne die Kirchen, das Marktgetriebe und die sozialpolitischen Kurse ersetzen. Und dieser etwas kümmerliche Gedanke ist nicht einmal neu, die Leser der „Zukunft" haben ihn nicht ganz selten von mir gehört und vorgestern erst habe ich in einem merkwürdigen Buche die Behauptung gefunden, es mache mir eine besondere Freude, das Theater immer wieder für einen Schweinestall zu erklären. Das ist nun zwar etwas rauh ausgedrückt, aber es kommt eben darum der Wirklichkeit näher als der Traum des Herrn Gerhart Hauptmann, der aus den Ruinen der Kathedralen und Dome herrliche Schauspielhäuser emporsteigen sieht, Stätten heller und keuscher Kunst, wie Herr Otto Brahm sie übet und pflegt.

Also, nach der Schnur: zuerst öffnete sich der Himmel, ein spanischer, ein pyrenäisch-katholischer Himmel, der Himmel Calderons de la Barca. Der jesuitisch und höfisch gebildete Liebling Philipps des Vierten und aller Romantiker ist noch immer ein ganz großer Dichter, ein sehr viel größerer als der Wunderknabe Lope de Vega, und an der frechen Lüderlichkeit seiner Technik kann man heute gerade, wo fast nur noch technische Subtilitäten gepriesen werden, erkennen, wie ein Reicher recht aus dem Vollen praßt. Aber der alte Goethe war doch nicht so unklug, als er ihn ein großes Irrlicht nannte; dem Hellenen von Weimar war Calderon allzu christlich und die asketische Mahnung des Spaniers konnte dem frohen und milden Manne nicht ins Innerste dringen, der jeden rüstig und rastlos Strebenden erlösen wollte. In der Welt Calderons ist vor die Erlösung die Buße gesetzt; die Kraft und den Stolz und den Uebermuth und alle anderen herrlich heidnischen Gaben muß man in der Zeitlichkeit erst ab-

Digitized by Google

thun, ehe man in den spanischen Himmel den Einlaß begehren darf. Für die Anbeter Tolstois und Parsifals und der Grotte von Lourdes ists ein Entzücken, wie im „Leben ein Traum" der prachtvoll naturwüchsig aufgeschossene Märchenprinz das Gewissen erlernt — ich finde keinen besseren Ausdruck — und wie er in eine sanfte Demuth sich schickt; sie schwelgen in den sublimirtesten Wonnen und wissen von dem abgründigen Tiefsinn des Gedichtes gar nicht genug zu schwärmen. Ist dieser Tiefsinn wirklich so tief? Mir scheint er recht einfach und im schönsten Sinne einfältig: daß der Mensch den heißen Trieben nicht folgen darf, daß er sich beugen und bücken und immer des kommenden Tages gedenken muß, da der kurze Lebenstraum einstmals zerrinnt und ein dumpfer Glockenton den Erwachenden vor seinen Richter ruft. Es ist der alte Gedanke der Evangelien, der tief pessimistische, der mit Zaum und Zügel das zweizinkige Gabelthier bändigen will, und der spanische Dichter hat ihn mit allem bunten Zauberprunk einer katholischen Phantasie wundervoll ausgestattet. Ein Bischen traurig und schwächlich gehts aber in diesem Himmel doch zu, und wenn vollends der Prinz vor der Läuterung so ausbündig stark und in so wilder Grazie vor unseren Blick gerückt wird, wie es Herr Matkowsky vermochte, der Letzte von der alten Garde des großen Schauspielerstils, dann thut es Einem beinahe leid, daß dieses strotzende Prachtexemplar einer Renaissancegestalt das Denken und das Entsagen erlernen mußte.

Die Trübsal entweicht rasch, wenn man von Calderon zu Molière kommt, vom Himmel in die Welt. Die Weihrauchdünste zerflattern und hell und scharf umweht uns die klare, die gallische Luft. Es giebt gegen den blinden Glauben an die Allmacht des Milieu keinen besseren, keinen lebendigeren Beweis als Molière; er war ein Schauspieler und ein Günstling des Hofes, — zwei Gründe, die ihn in die Schnürbrust der Konventionen treiben mußten, und, siehe da, er ging den Weg seines Ahnen Rabelais und schlug dem bretternen und dem höfischen Zwange lachend ein Schnippchen, pour ce que rire est le propre de l'homme. Er ist mit Shakespeare und Goethe, die ihn freilich überragen, einer der heiteren Verkünder gesunder Natürlichkeit und der leibhaftige Gegensatz zu dem düsteren Spanier; bei Calderon wird alles Natürliche ängstlich beschnitten und eingehegt, ein starrer Pflichtbegriff herrscht und das Armesünderglöckchen läutet jähes Gelüsten zur Ruhe; bei Molière werden jauchzend alle eiserne Ketten des Vorurtheiles gesprengt, alle feinen Fädchen und Netzchen gefälliger Heuchelei entknotet, bis das Menschenkind splitternackt vor uns steht, mit allen Buckeln und Hautausschlägen, aber auch mit der ganzen drallen Kraft des aufrechten Adamssprossen. Der Klimawechsel ist, beim Ueberschreiten der Pyrenäengrenze, rasch und empfindlich und es ergeht dem Wanderer, der

Digitized by Google

aus Buen Retiro nach Versailles gelangt, wie weiland dem Doktor Faustus, da von dem Zeichen des Makrokosmos die irdische Begierde ihn zu den quellenden Brüsten der unendlichen Natur zieht und er im Magierbuche das Zeichen des geschäftigen Erdgeistes erblickt: zuerst reckt er sich hochgemuth auf, weil er dem Geist der Erde sich näher fühlt als den Wahngebilden der Mystik, bald aber faßt ihn der Schauer vor der rauhen und rohen Grausamkeit dieser mitleidlosen Naturgewalt. Ganz ähnlich ist die Empfindung in der Welt Molières, der kein Nichtsalslacher ist, kein Spaßmacher für müßige Stunden, sondern ein lachender Held, der die Erbärmlichkeit unbarmherzig mit Ruthen peitscht; auch vor seinem grausamen Vollbringen stockt bald die behagliche Heiterkeit und der Betrachter erbebt, wenn er sieht, wie der Harte über Kranke und Dumme und Heuchler die Geißel schwingt und wie er die bisher heiligsten Bande sogar dreist und keck lockert, die Bande vom Vater zum Sohn.

Drei Komoedien Molières haben wir jetzt gesehen: Tartuffe, den Geizigen und die Schule der Frauen, alle drei in der nett verzierlichenden und verniedlichenden Uebersetzung des Herrn Ludwig Fulda. In allen dreien siegt die Natürlichkeit und die Sünder an der Natur werden mit schlimmen Püffen und Schmarren nach Hause geschickt. Es ist unnatürlich, daß ein Tölpel das Glück seiner Familie zu Grunde richtet, um die derben Begierden eines frömmelnden Hochstaplers zu stillen; deshalb triumphirt die menschenverständige Elmire über Herrn Tartuffe und Orgon kommt ohne Hörner davon. Es ist unnatürlich, daß ein Geizhals Sohn und Tochter darben läßt und an toten Schätzen die stumpfen Sinne weidet; deshalb wird Harpagon von dem Sohne bestohlen und er muß mit der Liebsten auch das Allerliebste ihm lassen, das blanke Geld. Es ist unnatürlich, daß ein eifersüchtiger Alter im sicheren Schlage sich ein Täubchen erzieht und es mit weltfremden Litaneien mästet; deshalb dringt ein junger Tauber in den sorglich verriegelten Schlag und Arnolphe muß seufzend dem holden Püppchen Agnes entsagen. Die drei Bilder sind nach unseren Begriffen ein Bischen grob und grell hingemalt, es fehlt die intime Sorgfalt und die persönliche Färbung, an die wir seitdem uns gewöhnt haben; wir sehen nur Typen, wir erfahren nicht, wie sie entstanden sind, und es wird uns, weil inzwischen der Determinismus die Lüfte geschwängert hat, schwer, zu begreifen, weshalb gerade die dümmsten und boshaftesten Väter — Mütter giebt es, bezeichnend genug, in allen drei Komoedien nicht — die klügsten und bravsten Kinder haben. Hat Harpagon nicht seinen Cleant, Orgon nicht seinen Damis erzogen? Und wie konnten in diesen Häusern, in dieser Luft, dann diese Söhne heranwachsen? Aber der Dichter lacht solcher superkluger Bedenken und sagt: Seht mich an; ich war ein armsäliger Komoediant, ich wurde ein Schoßkind des verlüderten Louis und bin dennoch Molière geworden.

Digitized by Google

Er behält Recht und ich kann heute nur wiederholen, was ich vor zwei Jahren, als der Misanthrop aufgeführt wurde, hier schrieb: Molières Technik, seine Methode, wie im Reagensglase die Körper auf einander wirken zu lassen und alle Möglichkeiten einer moralischen Erkrankung gewissenhaft zu erschöpfen, Alles, was zeitlich ist an seiner einfachen, mit Tugend und Laster mehr als mit dem verzwickten Räderwerk der Menschenmaschine operirenden Kunst, kann verblassen; auf seiner Weltanschauung aber lastet kein Körnchen Staubes und nach zwei Jahrhunderten noch ist seine Gesellschaftkritik beinahe beklemmend modern.

Damals mußte ich darüber klagen, daß eine verkehrte Rollenbesetzung den Sinn des Meisterwerkes arg entstellt hatte. Die selbe Klage muß ich heute wieder erheben. Richtig, nach der Absicht des Dichters, wirkte nur der Geizige; die Aufführung im Königlichen Schauspielhause war kaum mittelmäßig, für La Flèche und Jacques fehlten die Komiker und Herr Grube, der sich den Harpagon zugetheilt hatte, kommt über eine eifrige Routine niemals hinaus; aber was er gab, war richtig gedacht und in der Wirkung auf anspruchslose Gemüther auch richtig berechnet. Die Schule der Frauen, in der das junge Pärchen von Matkowsky und dem Fräulein von Mayburg ganz ausgezeichnet gespielt wurde, ganz französisch und ganz molièrisch, verdarb Herr Vollmer ganz und gar durch eine unkünstlerische Possenreißerei; Arnolphe ist kein Schwankpapa, der den Narren spielt, um die Gründlinge im Parterre lachen zu machen, sondern der stockernste Held einer Charakterkomoedie, — ein geprellter Held freilich, der durch die Unnatürlichkeit seines Anspruches auf ein künstlich aufgepäppeltes Glück komisch wirkt. Das Schlimmste aber geschah im Deutschen Theater, wo jetzt wirklich, trotzdem Herr Schlenther es unverdrossen noch immer lobt, über alle Gebühr schlecht gespielt wird. Da verschwand die famose Madame Pernelle vollkommen; da war Elmire, die eine überlegene, aus der Adelssphäre in die Bürgerlichkeit verschlagene Weltdame sein soll, ein muthwillig herumtollendes Ding; da wurde aus Orgon, dem albernsten Tropf, der je eine Bühne beschritt, ein ganz vernünftiger, etwas pedantischer Herr, dessen krampfhaftes Haschen nach komischen Effekten ärgerlich stimmte. Und Tartuffe war Herr Kainz; Herr Kainz sprach wenigstens die Rolle, sehr gut, sehr klug, sehr fein pointirt. Dem Tartuffe glich er ungefähr wie Hamlet dem Herkules. Tartuffe ist ein feister, angejahrter Genießer, ein ungebildeter Hochstapler, der gern in Ruhe was Gutes schmaust und hübsche Frauen aufs Glatteis lockt; Herr Kainz war, wie immer, ein schlanker, nervöser und fahriger Bursche, ein interessantes und charmantes Herrchen, das selbst ein ausgemachter Idiot nicht beim schwülen Stelldichein mit der Frau gelassen

Digitized by Google

hätte. Das ganze Bild war völlig verzerrt und verkehrt; wenn Tartuffe so ausgesehen und sich so benommen hätte, wie Herr Kainz aussah und sich benahm, dann hätte der gar nicht prüde Dichter ihn, kurz entschlossen, der Dame Elmire zum Liebhaber gegeben und das junge Volk hätte dem alten Narren gewiß nicht die Hörner geschenkt. Ins neue Deutsche Theater, das mit dem alten nur noch den Namen gemein hat, scheint mit der Reklamewirthschaft auch der Star-Unfug eingezogen zu sein; für Herrn Kainz giebt es keine Regie: er darf als Sekretär Wurm und als Tartuffe mit den Schritten des Niedesiegten einherstolziren und er darf den müden und morschen Ahasverus — in Grillparzers Esthersragment — in einen bartlosen Knaben umwandeln, obwohl ein Assyrierkönig, wie selbst die konsequenten Naturalisten doch wissen könnten, mit der Krone zugleich immer auch den Bartschmuck empfing.

So war es mit der Schauspielkunst in der Welt beträchtlich schlimmer als vorher im Himmel bestellt; und in der Hölle kann man von Kunst eigentlich gar nicht mehr reden, auch von Schauspielkunst nicht, denn das Grinsen und Fletschen und Kreischen und Flennen leistet am Ende auch der abgerichtete Dilettant. Der Beweis dafür ist, daß im Deutschen Theater die Aufführung der Weber nicht um ein Haar besser war als früher in einem mit Vorstadtschauspielern arbeitenden Theaterverein. Die Hölle ist hier nämlich eine Weberhölle, das jüngste Gericht über bösartige Ausbeuter und Menschenschinder. Wir sind sehr weit von Calderons christlichem Spiritualismus entfernt, sehr weit auch von Molières jauchzendem Zorn; wir sind in den Elendshütten beim Eulengebirge. Kein Weihrauchgewölk mehr, kein spanisch-katholischer Pomp, kein heller französischer Himmel, kein Echo des galanten Gelichters von Versailles. Nacht und Grauen ringsum; durch den dicken Nebel dringt nur ein blutiger Feuerschein, die bange Stille durchbricht nur ein schrilles Gekreische, das bald in ein wildes Schluchzen sich löst. Die Weber haben gelitten, die Weber haben die Kette zerbrochen, getobt und gewüstet, die Weber werden an neuen Ketten ins alte Joch zurückgeschleift. Das ist der Inhalt des Gedichtes, bei dem man das Mitleiden lernen kann und das Verständniß für den Jammer der Allerärmsten. Davon haben die Calderon und Molière nichts geträumt. Prinz Sigismund muß sich bescheiden; er muß, im Gegensatz zum schwächlich feinen Prinzen Hamlet, der nach Renaissancekraft seufzt und im Gewissen die Wurzel der Feigheit sieht, die Selbstherrlichkeit des Naturmenschen in die ergebene Demuth des frommen Christen wandeln. Die Typen der Molièreschöpfung dürfen der Ketten spotten oder sie müssen in ihrer traurigen Nacktheit auch die Geißelhiebe empfangen. Aber sie Alle stehen nur für sich selbst, sie sind vereinzelt, sind frei geschaffene Individuen und in kein soziales Gefüge eingegliedert. An den Pforten unserer Hölle erst

Digitized by Google

begegnen wir den Gruppen und Ständen; die heitere Welt der klassischen Dichtung mußte für die bourgeoise Gesellschaft wohl auch erst zur Hölle geworden sein, ehe das Melodrama eines Standes geschaffen werden konnte.

Ueber die saubere und sorgsame Künstlerarbeit des Herrn Hauptmann habe ich nichts mehr zu sagen. Ich glaube noch heute nicht, daß er in diesen locker aneinander gereihten Bildern, die beliebig unterbrochen und fortgesetzt werden könnten, ein Drama geschaffen hat. Ich glaube auch heute noch, daß die größere und höhere Aufgabe war, an einem Menschenschicksal den ganzen Jammer zu zeigen und die Fülle der Noth, so daß man in der Perspektive auch das Leben und das Vergehen der übrigen Unterdrückten erkennen konnte. Hier fehlt mir die Perspektive, ich sehe nur, was mir gezeigt wird, und anstatt des tragischen Schreckens und der tragischen Läuterung stellt nur eine schmerzhafte Nervenerregung sich ein, etwa wie nach einem Straßenunglück oder einem spannenden Mordprozeß. Es ist ein Werk, daß ich mit dem Verstande anerkennen muß und das mir doch immer fremd und fern bleibt, — vielleicht, weil es mehr an eine künstlich hergestellte Schreckenskammer erinnert als an eine natürlich gewordene Welt. Das Beste daran ist die Wiedergabe des Gewimmels, das Murren und Aechzen eines von einer immer gleichförmig dauernden Empfindung getriebenen Haufens; auch Jules Lemaitre hat, als die Weber in Paris aufgeführt wurden, gesagt: C'est peut-être le principal mérite de M. Hauptmann de nous avoir donné, en plusieurs endroits, une impression de multitude. Die lächerlichen Ueberschwänglichkeiten der Eingeschworenen werden über ein Kleines ja doch wohl verstummen und dann wird man erkennen, daß diesem verfeinerten Melodrama neben Zolas Germinal, seinem großen Vorbilde, nur ein bescheidenes Ehrenplätzchen gebührt.

Die öffentliche Aufführung ist in Paris verboten und in Berlin erlaubt worden. Daraus könnte man folgern, daß in Monarchien mitunter mehr Freiheit zu finden ist als in Republiken; aber die Sache liegt diesmal doch etwas anders. In Paris hätten nur kleine Theater die Weber aufgeführt und in Berlin ist die Aufführung ganz ausdrücklich nur dem Deutschen Theater frei gegeben worden, wo die besseren Plätze drei bis sechs Mark kosten. Die Leute, die dahin gehen, machen keine Revolutionen — übrigens haben auch die sozialdemokratischen Abonnenten der Freien Volksbühne keine gemacht — und deshalb scheint mir der Streit höchst überflüssig, ob das Stück, wie man jetzt gern sagt, die Grundlagen unserer Gesellschaft unterwühlt. Die Beflissenheit, mit der Herr Hauptmann und seine Leute den Verdacht einer sozialdemokratischen Gesinnung abwehren, ist sehr widerwärtig und wohl nur dadurch zu erklären, daß Herr Hauptmann viel Geld hat und Mitbegründer einer — vermuthlich doch auch ausbeutenden? —

Digitized by Google

Aktiengesellschaft ist und daß Herrn Brahm nach den erschreckend leeren Häusern seiner ersten Ruhmesperiode der Gelderwerb mehr am Herzen liegen muß als die Emanzipation des vierten Standes, für die er früher erglühte. Sonst ist es ja wohl keine Schande, Sozialdemokrat zu sein, und daß er mindestens der sozialistischen Anschauung sehr nahe steht, sollte der Dichter des Hannele und der Weber doch wirklich nicht leugnen. Amusant aber ist es, daß sich ein Kapitalisten-Konsortium zusammenthut, in dem Namen wie Goldberger und Stern glänzen sollen, daß dieses Konsortium die schätzbare Kraft des Proletarierapostels Brahm miethet, daß dieser Herr Brahm die Weber aufführt und daß am ersten Abend die versammelte Plutokratie von Berlin dem Schauspiel lärmenden Beifall klatscht, — einschließlich des fettigen Herrn Singer, der uns nächstens das Elend der Mäntelnäherinnen in illuminirten Freskobildern vorführen sollte. Und nicht minder amusant ists, daß Herr Hauptmann jetzt wegen seiner sozialen Großthat zum Schützling der selben liberalen Blätter geworden ist, die im Februar 1865 wider Bismarck tobten, weil der die Dreistigkeit gehabt hatte, gegen den Wunsch des liberalen Fabrikanten Reichenheim drei Deputirten der nothleidenden Weber aus Wüstegiersdorf und Waldenburg den Zutritt zum König zu gewähren. Ist es den noch immer freisinnigen Mannen denn nicht bekannt, daß einer der Deputirten, ganz wie der alte Racheengel im Hauptmannschen Stück, Ansorge hieß?

* * *

Auf dem Wege vom Himmel durch die Welt zur Hölle habe ich den sogenannten neuen Stil der Schauspielerei nun wieder vergessen. Aber ich denke, Das schadet nicht, denn — ceterum censeo —: man soll das Theater nicht überschätzen. Das Publikum wird in Calderons Himmel nicht fromm, in Molières Menschenheilanstalt nicht gesund und in den Weberhütten nicht milder und mitleidiger. Das Publikum sucht in allen drei Tagwerken der Mysterienbühne nur sein Vergnügen; und wer ihm dieses Vergnügen recht pikant trüffeln will, Der braucht ihm nur in die Ohren zu gellen, daß unter dem Sammetfauteuil schon die Erde wankt und daß auf der Galerie die Wütheriche sitzen, die den hellblauen Bourgeois-Himmel von heute morgen bereits in eine pechschwarze Weberhölle verwandeln werden.

M. H.

Digitized by Google

Notizbuch.

In nächtlicher Stille sind hundertundachtzig Unteroffiziere von der Oberfeuerwerkerschule verhaftet und nach der Festung Magdeburg gebracht worden. Die Sache hat natürlich ein ungeheueres Aufsehen gemacht und es wird nicht leicht sein, namentlich im Auslande den peinlichen Eindruck des Vorganges zu beseitigen. Ueber die Ursachen der Verhaftung wurden zuerst allerlei abenteuerliche Gerüchte verbreitet; dann vernahm man, daß es sich nicht um politische Umtriebe oder um den Versuch einer Meuterei handle, sondern um einen rüden Kasernenulk, der allerdings in grobe Disziplinarvergehen ausgeartet zu sein scheint. Da die Berichte einander direkt widersprechen und es fast so aussieht, als seien an verschiedenen Stellen auch die Ansichten über die Nothwendigkeit des überraschenden Schrittes recht sehr verschieden, muß das Urtheil über den traurigen Vorfall vertagt werden. Hoffentlich zeigt der weitere Verlauf der Angelegenheit, daß der rasche Entschluß auch ein guter Entschluß war und daß kein Unschuldiger länger leiden muß, als es unbedingt nöthig ist.

* * *

Neben der großen Sensation des Tages giebt es in Berlin auch noch kleinere Sensationen und eine davon heißt augenblicklich: „Die Ballhaus-Anna". Das ist ein Roman, der im „Kleinen Journal" erscheint, in einem Blatt, das gegen die „Zukunft" und deren Herausgeber mitunter den Acheron in Bewegung zu setzen pflegt. Thut nichts, ganz im Gegentheil: die Ballhaus-Anna ist darum doch eine sehr amusante und wirksame Sache, furchtbar spannend und nicht etwa so literarisch, daß es die Menge abschrecken könnte. Ein Berliner Roman, mit gut gesehenen und dreist wiedergegebenen Details aus der schlechten Gesellschaft, die sich für die gute hält, und von einer naiven Rücksichtslosigkeit, die sogar berühmte Preßgrößen nicht schont. Es kann sehr lustig werden, wenn die Eingeweihten jetzt anfangen, aus der Schule zu schwatzen und für eine Mark monatlich zu erzählen, wie in den verschwiegenen Klubs die Dummen geplündert und wie in den Zeitungen die dankbaren Theatermädchen lancirt werden. Einstweilen wird an allen Kaffeehaustischen und in allen Friseurstuben von der Ballhaus-Anna gesprochen; vielleicht lernen die Annoncenverleger daraus, daß man gelegentlich auch mit kecken und ungepflegten Indiskretionen aus einer sonst ängstlich verborgenen Wirklichkeit Geschäfte machen kann.

* * *

Der Kaiser von Rußland soll schwer krank sein. Es wäre schlimm für sein Land und nicht gut für Europa, wenn er stürbe. Von dem schwerfälligen, nicht übermäßig intelligenten, aber gewissenhaften und namentlich stillen Mann war kein abenteuerliches Unternehmen zu erwarten; er hielt sich ruhig, sorgte auf seine Weise für sein Volk und trat niemals geräuschvoll an die Oeffentlichkeit. Der Thronfolger ist ein junger Herr, von dem man eigentlich nur weiß, daß er in den Banden einer polnischen Solotänzerin schmachtet und deshalb der Heirath lange widerstrebt hat. Die Polin hat, wie der Bettelstudent behauptet, von allen Reizen die exquisitesten vereint; aber zur Gefährtin eines orthodoxen Zaren taugt sie trotzdem nicht und die Balletdynastie Kieszinski könnte der Dynastie Romanow gefährlicher werden als Krapotkin und seine Schaar.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin — Verlag von C. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Oktober 1894.

Gespenster.

Die nächste Woche wird einen Gedenktag bringen; kein stolzes Jubiläum freilich, wie mans mit schönen Reden und schweren Räuschen zu feiern pflegt, sondern ein schlimmes Datum, an dem der rückwärts blickende Sinn gern scheu und schamhaft vorüberblinzelt. Dennoch ist es gerade jetzt sehr nöthig, die falsche Scham und die zage Scheu zu verbannen und der Erinnerung nicht auszuweichen, daß diesmal der Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht zugleich auch den Tag heraufführt, an dem vor fünfundsiebenzig Jahren in Preußen die Karlsbader Beschlüsse nebst dem von Hardenberg hastig ausgearbeiteten Censur-Edikt bekannt gemacht wurden. Es ist zunächst ein preußisches Datum; aber in die Zeit zwischen dem zwanzigsten September 1819, wo in Frankfurt mit Fälscherkünsten für das Meisterwerk Metternichs die Einstimmigkeit der neununddreißig Bundesstaaten zusammengelogen wurde, und der letzten Oktoberwoche fällt so ziemlich für das ganze deutsche Sprachgebiet die Veröffentlichung der Beschlüsse von Teplitz und Karlsbad und deshalb ist die traurig stimmende Erinnerung nicht an die Grenzen unseres engeren Vaterlandes gekettet.

Der Aachener Kongreß war vorüber, der Vierbund hatte den wesentlichen Theil der Aufgabe übernommen, die ihm die Heilige Alliance hinterlassen hatte, und mit dem russischen Alexander, dem unklar schwärmenden Despoten, vereinigten sich die Bundesgenossen in der sicheren Zuversicht, daß nun die Glückseligkeit der vom korsischen Schrecken so lange verängsteten Menschengesellschaft für absehbare Zeit

Digitized by Google

begründet sei und eine Aera paradiesischer Wonnen anbrechen müsse. Zunächst aber, davon hatte der große Regisseur des Aachener Spektakelstückes, Fürst Metternich, die tagenden Monarchen und Minister leicht überzeugt, mußte noch die Gefahr des drohenden Umsturzes beseitigt werden. Vier Jahre erst waren verstrichen, seit die Geschichte der deutschen Stämme auf einem steilen Höhepunkt angelangt war und seit Gneisenau das Aufdämmern der nationalen Unabhängkeit jubelnd begrüßt hatte, und schon schlich die Angst vor dem Umsturz des Rechts und der Ordnung durch die Reihen der Herrschenden. Die Enttäuschungen der ersten Friedensjahre, die endlich den Traum von der deutschen Einheit und von der Berufung der Völker zu mitschaffender Arbeit im Staate verwirklichen sollten, hatten namentlich in den gelehrten Kreisen eine gährende Unzufriedenheit geweckt und unter der akademischen Sprudeljugend einen Fanatismus entzündet, von dessen wüsten Ausbrüchen man sich heute sogar, im Zeitalter der proletarischen Agitation, kaum noch eine Vorstellung machen kann. Nicht in geheimen Konventikeln, sondern an offener Kneiptafel wurde zum Tyrannenmord aufgefordert, zur Abschlachtung der „mit Purpurgewändern, mit Kronen und Bändern, für den Rachealtar geschmückten Opfer", wie es im Neujahrslied freier Christen hieß, und daß die Bewegung nicht auf den Kreis der Musensöhne beschränkt bleiben sollte, Das vernahm man deutlich aus den wüthenden Strophen des Großen Liedes, das Karl Follen gedichtet hatte und das von Gießen her rasch sich fast alle Hochschulen gewann:

Brüder in Gold und Seid',
Brüder im Bauernkleid,
Reicht Euch die Hand!
Allen ruft Teutschlands Noth,
Allen des Herrn Gebot:
Schlagt Eure Plager tot,
Rettet das Land!

Diese Stimmungen wußte Metternich, der eigentliche Vater der Reaktion, geschickt auszunützen, um Oesterreich, dessen Prestige durch den Löwenantheil der Preußen am kriegerischen Ruhm bedenklich verdunkelt worden war, wieder die Führung der deutschen Geschicke zu sichern, und es gelang ihm schon in Aachen, den preußischen Staatskanzler Hardenberg für den großen Kreuzzug gegen die Parteien des Umsturzes zu gewinnen. Das wuchernde Unkraut der konstitutionellen

Digitized by Google

Bewegung sollte mit harter Hand ausgejätet, die Turner und die Studenten sollten gewaltsam zur Ruhe gebracht und mit rücksichtloser Entschlossenheit sollte der Kampf für die Religion, für Sitte und Ordnung, von den bestellten Wächtern ausgefochten werden.

In Preußen stießen die Vorbereitungen zu diesem Feldzuge auf ganz besondere Schwierigkeiten. Der Kanzler hatte den Vorsitz im Ministerium abgegeben, er trieb auf eigene Faust Politik und dieser Dualismus lähmte den Gang der Geschäfte. Aber nicht nur gegen den Kanzler regte sich innerhalb des Ministeriums eine beständig wachsende Opposition, auch unter einander waren die Minister, die Klewiz und Bülow, Boyen und Schuckmann, uneinig, von rechts und von links wurden Intriguen gesponnen und es bildete sich ein Ressortpartikularismus heraus, unter dem die Staatsgeschäfte naturgemäß leiden mußten. Die Schwierigkeiten nahmen zu, als Wilhelm von Humboldt, Hardenbergs erklärter Gegner, in das Ministerium berufen wurde; seitdem wühlte ein stiller Minenkrieg zwischen den Mitgliedern des Kabinets fort und er knüpfte sich stets an die Frage, ob und wie die Umsturzgefahr bekämpft werden solle. Dabei lagen wohl tiefere Absichten zu Grunde; wenigstens schrieb der schlaue Kanzler in sein Tagebuch: „Partei im Ministerium gebildet. Der Plan liegt tief. Die Partei will die gegenwärtige Administration stürzen und sich an die Stelle setzen." Solche Zustände waren einer kraftvollen Aktion nicht günstig und es war nicht verwunderlich, daß Friedrich Wilhelm der Dritte, als er vom Ministerium ein Gesammtgutachten über die innere Lage erbat, sieben Monate ohne Antwort blieb und daß schließlich die einzelnen Berichte der verständigsten Ressortchefs auf die Nothwendigkeit hinwiesen, dem Kanzler wieder den Vorsitz im preußischen Ministerium zu übertragen, „weil ohne Dieses alles Uebrige ganz vergeblich ist."

So lagen die Dinge, als die Schreckenskunde von zwei Blutthaten erscholl: der Jenenser Burschenschafter Karl Sand hatte den feilen Kotzebue ermordet, der Apotheker Löning hatte auf den Präsidenten Ibell in Wiesbaden ein Attentat versucht. Der Typus der Mordgesellen braucht heute nicht mehr umständlich erklärt zu werden; es war die selbe Mischung von verirrtem Idealismus, fanatischer Ueberhebung und eitlem Größenwahn, die wir an Kullmann und Guiteau, an Henry und Caserio erlebt haben. Interessanter ist der Vergleich mit der Beurtheilung, die damals das frevle Vermessen fand. Die Unter-

Digitized by Google

suchung wurde mit einer Milde geführt, die heute unbegreiflich erscheinen würde; in wissenschaftlichen Zeitschriften traten namhafte Männer für Sand auf, dessen Vollbringen dem des Brutus an die Seite gestellt wurde, das Gefängniß des Mörders wurde von Volkshaufen belagert, die dem „Rächer" stürmische Ovationen bereiteten, und der Scharfrichter selbst bat vor der blutigen Arbeit den Delinquenten um seine Verzeihung. Ganz allgemein war unter den Gebildeten die Ansicht verbreitet, daß die beiden jungen Männer höchstens als allzu eifrige Idealisten zu betrachten seien, als Märtyrer einer gerechten und guten Sache, und Aeußerungen, wie wir sie nach der That Caserios von den Herren Egidy und Schippel vernommen haben, hätten damals noch unbarmherzig und grausam geklungen.

Nun brach, da an allen Höfen der blinde Schrecken eingezogen war, das Wetter los. Der alte Angstruf: „Es muß Etwas geschehen!" lief durch die Lande, die Gefährlichkeit der fanatisirten Maulhelden wurde maßlos überschätzt, und weil es immer bequemer ist, mit Palliativmitteln ein Symptom zu unterdrücken als den Versuch einer organischen Heilung zu wagen, wurde auch diesmal eine rasche Gewaltkur durch strenge Ausnahmegesetze beschlossen. Umsonst warnte Karl August von Weimar vor übereilten Maßregeln, umsonst widerrieth Eichhorn überflüssige Drohungen, da „die Aeußerung einer Regirung zugleich That sein müsse" —: Metternichs Entschluß stand fest, er hatte den Kaiser Franz und den König Friedrich Wilhelm für den großartigen Plan seiner Staatsrettung gewonnen, Friedrich Gentz, der Konstantin Rößler des Allmächtigen, sorgte durch geschickt gruppirte Denkschriften für die nöthige Agitation, die Verschüchterung that das Uebrige und in Teplitz und Karlsbad wurde das große Werk rasch vollendet. Der Kampf gegen den Umsturz, der heilige Krieg für Religion, Sitte und Ordnung, wurde auf der ganzen Linie eröffnet.

Wie sah das Ergebniß des Feldzuges aus? Der Turnvater Jahn, ein mitunter närrischer Mann, doch sicher einer der muthigsten Patrioten, wurde verhaftet, auf die Festung geschleppt und obendrein noch von dem erbärmlichen Kamptz in der Vossischen Zeitung verleumdet. Ruhige Bürger, die nur ihre Ueberzeugungen ausgesprochen hatten, wurden mit Haussuchungen und Verfolgungen bedrängt und bis an Männer wie Eichhorn und Schleiermacher wagte sich der Verdacht plumper und roher Polizeischergen. Mit lärmendem Pathos

Digitized by Google

wurde in amtlichen Organen verkündet, daß sogar schon ein sechzehnjähriger Gymnasiast zur Ermordung sämmtlicher Bundesfürsten aufgefordert habe. Ernst Moritz Arndt, der durch seine tapfere Unabhängigkeit von jeder Parteiversippung sich längst in allen Lagern zahllose Feinde erworben hatte, wurde angewiesen, seine Bonner Vorlesungen zu unterbrechen, und in eine langwierige Untersuchung verwickelt. Das waren die ersten Opfer des heiligen Krieges. Heinrich von Treitschke, der wohl selbst bei den Schlotternden und Zeternden von heute nicht in den Verdacht kommen kann, ein Apostel des Umsturzes zu sein, findet, da er von diesem traurigen Abschnitt der deutschen Geschichte berichtet, die empörten Worte: „Wenn die Affenbosheit niedriger Handlanger diesen glorreichen Staat also dem allgemeinen Hohngelächter preisgeben durfte, was Wunder, daß die öffentliche Meinung zu hoffen verlernte? Die Nation ward irr an ihrem Staat, an ihren schönsten historischen Erinnerungen. Wenn die deutschen Liberalen vorher nur halb unbewußt einzelne jakobinische Grundsätze bei sich aufgenommen hatten, so zogen sie jetzt, da man ihnen unter dem Namen des alten deutschen Rechtes Druck und Verfolgung bot, mit fliegenden Fahnen in das französische Lager hinüber und berauschten sich an einer konstitutionellen Theorie, welche das republikanische Ideal kaum noch nothdürftig verbarg."

Die Burschenschaften waren verboten, die Turnplätze geschlossen, die Universitätlehrer unter Aufsicht gestellt, für alle Schriften unter zwanzig Bogen war die Censur eingeführt und in der Bundesfestung Mainz tagte die Kommission, die den demagogischen Umtrieben für immer den Garaus machen sollte. Die Gefahr eines Umsturzes, so wähnten die Gewalthaber, war in ferne Tiefen versunken. Als dann am zweiten April des Jahres 1848 die Karlsbader Beschlüsse vom Bundestage aufgehoben wurden, da war in Preußen und in den meisten deutschen Ländern die Revolution siegreich gewesen. Das Demokratenfieber hatte seit dem Unheilsjahre 1819 insgeheim weiterwühlt und in schweren Hitzschlägen brach es epidemisch nun aus. Nach Metternich, dem schlauesten Diplomaten der alten Schule, mußte erst der große nationale Heilkünstler erscheinen, ehe aus den Ruinen ein neues Leben aufsteigen konnte. Es war der Mann, von dem heute die Legende behauptet, daß er die Gespenster von 1819 in die helle Wirklichkeit des von ihm geschaffenen Reiches zurückführen möchte.

Digitized by Google

Der neue Kurs am Stillen Ozean.*)

Die Deutschen sind in Central-Amerika neuerdings Fremde zweiter Klasse geworden, weil das Auswärtige Amt in Berlin die Verhältnisse mangelhaft kennt und weil alle betheiligten Beamten die Geschäfte rein bureaumäßig erledigen. Bessere Gesandtschaftsberichte müßten nach Berlin gehen und dort mit der Ansicht aufräumen, daß es hier Rechtsstaaten gebe. Die hiesigen Behörden bis hinab zu den Dorfschulzen theilen die Bewohner des Landes in Freunde und Feinde des Präsidenten. Zu den Feinden gehören die Lauen und Gleichgiltigen, also auch die Fremden. Sie sind wehrlos und werden schlecht behandelt, zu ihrem Schaden werden die Gesetze nicht beachtet, während ein Anhänger des Regenten oft mit einem Wort die Absetzung oder Bestrafung eines Beamten erlangen kann. Zeigte sich der deutsche Gesandte den Beamtenkreisen in einigen Fällen als eben so mächtig wie ein Parteigänger des Herrschers, so dürften die deutschen Kaufleute und Landwirthe ohne Opfer an Würde und Geld zu der Obrigkeit in ein angenehmes Verhältniß kommen und in eine dritte Klasse eingeordnet werden, für die der Buchstabe des Gesetzes beobachtet wird.

Ob Das geschehen ist oder nicht, müßte bei jeder Klage eines Deutschen gegen eine Regirung zuerst von dem Gesandten untersucht werden Dieser soll nicht wie bisher ein strenger Richter sein, sondern der Anwalt seines Landsmannes. Er prüfe dessen Beweise mit Wohlwollen und sei zu ihrer Herbeischaffung behilflich, fordere z. B. Urkunden und amtliche Schriftstücke von den Behörden. Er leite die Schritte vor den Gerichten, was bei den klaren Gesetzen leicht ist. So wird er die Schliche der centralamerikanischen Justiz kennen und durchkreuzen lernen, die stets sehr vorsichtig betriebene Verschleppung rechtzeitig entdecken und den Fall sofort amtlich erledigen. Auch abgesehen davon, würde die Theilnahme des deutschen Gesandten an Klagen seiner Landsleute gegen Beamte die meisten Richter schon der untersten Instanz veranlassen, die Sache genau zu nehmen, wie sie es thun, sobald ein gefürchteter Advokat die eine Partei vertritt. Zu deren Gunsten wird dann fast immer entschieden, weil es bequemer ist, auf der Seite des Starken zu stehen. Da solche Advokaten für unbedeutende Streitsachen aber nicht zu haben sind, so muß das Eintreten des Gesandten für den deutschen Kläger dessen hilflose Schwäche gegenüber einem verklagten Angestellten der Regirung zu vermindern suchen.

*) S. „Zukunft“ vom 30. Juni 1894.

Digitized by Google

Ist der Gesandte einmal zu einer Größe geworden, welche die Regirung nicht ohne Weiteres in ihren Rechnungen vernachlässigen kann, hat er bewiesen, daß er das Gestrüpp der landesüblichen Rechtspflege zu durchschreiten vermag, so wird er offene Thüren finden, wo er heute noch nicht einmal das Dasein einer Pforte vermuthet. Dann wird ein gefangener Deutscher nach wenigen Stunden in Freiheit gesetzt, ein Verlust ihm sofort vergütet, weiterer Schädigung Einhalt gethan und der schuldige Beamte am selben Tage weggejagt werden. Die hiesigen Regirungen stellen ihre Leute an nicht auf Grund von Kenntnissen und achtungwerthen Eigenschaften, sondern, trotz wohlbekannter Mängel, durch einen Gnadenakt und schulden ihnen somit keine Rücksicht. Die Minister wissen sehr wohl, daß gegen solche Untergebenen fast alle Klagen berechtigt sind, geben Das auch in den lichten Augenblicken zu, wo sie Menschen sind, und leugnen es nur, wenn sie mit einem Aufwand von hohen Worten die segensreiche Vortrefflichkeit der liberalen Demokratie preisen. Die Häuptlinge der kleinen radikalen Minderheiten, die zur Zeit oben sind, kennen ihre Schwäche. Sobald es überhaupt denkbar wird, daß über ihrem Willen ein Gesetz stehe, sind sie verloren. Die Wahltische sind eine herrliche Prüfung der Volksmeinung, so lange der liberale Kandidat die Stimmen erhält; sie werden von den Soldaten umgeworfen und die Gegner werden mit Kugeln und Steinen verjagt, sobald ihr Vertrauensmann siegt und „die Ränke verächtlicher Pfaffenknechte die Wünsche des freien Volkes verdunkeln". Bei der nächsten Wahl fehlen natürlich die mit Steinen Geworfenen. Klagt ein Einzelner gegen die Regirung, so muß er Unrecht bekommen, damit nicht die überwältigende Zahl Derer, die gleichfalls Grund zur Klage haben, es sich einfallen lasse, ihre Stärke zu versuchen. Selbstverständlich klagt zuletzt überhaupt Niemand mehr.

Daher wird stets zwischen dem Bestreben der Deutschen, streng nach dem Gesetz behandelt zu werden, und dem Grundsatz der Herrschenden, daß nur ihr Wille Gesetz ist, eine Reibung unvermeidlich sein. Wo dabei einmal Funken und gar bedrohliche Flämmchen aufschießen, wird die Regirung das für ihr Bestehen so gefährliche Feuer mit einem Aufwand von Kraft löschen, der verblüffend wirkt und einen mit dem wahren Grunde Unbekannten zu der Vermuthung bringt, ein tief beleidigtes Rechtsgefühl sei die Ursache der Aufregung.

Diese falsche Auslegung muß eine genauere Kenntniß der Verhältnisse dem Auswärtigen Amt und seinem Vertreter nehmen. Dann wird die Regirung, die in einigen Fällen den Brand nicht hat löschen können, zur Verminderung der Reibung schreiten. Je besser sie ist, desto näher wird die Behandlung der Deutschen einer streng gesetzlichen kommen. Erst dann

Digitized by Google

wird auch der Gesandte einen wirksamen Schutz deutschen Lebens und Eigenthums ausüben können. Das sind nicht undurchführbare Neuerungen, sondern bewährte englische Methoden, die sich ganz von selbst ergeben, sobald die Vertretung eines mächtigen Staates nur mit den Zuständen vertraut ist. Die Gesandtschaftberichte, die das Auswärtige Amt bisher erhalten hat, scheinen solche Vertrautheit nicht bewirkt zu haben.

Eine Besserung im angedeuteten Sinne ist erreichbar, sobald es nur gelingt, den schon wankenden Glauben ganz zu erschüttern, daß im Auswärtigen Amte nach wie vor Alles aufs Beste bestellt sei. In den künstlich verdunkelten Raum, wo Geheime Räthe zum Wohle Deutschlands über den Akten sitzen, will ich also weiter ein flackerndes Kerzchen halten, obschon es der „Reichsanzeiger" ausgeblasen zu haben vermeint durch eine Notiz, in der ich als Schleicher und Querulant dargestellt werde, während zwei fremde Lumpen als ehrenhafter Offizier und braver Landesvater in bengalischer Beleuchtung erstrahlen. Ich will die Leser der „Zukunft" nicht nochmals mit der Beschwerde behelligen, die ich erhoben und durchgeführt habe, um das Dasein von Zuständen, die ich längst hatte bessern helfen wollen, auch vor meinem eigenen Gewissen unwiderleglich festzustellen. Ich habe, wie aus meiner ersten Flugschrift sattsam hervorgeht, von vorn herein auf Geld-Entschädigung verzichtet und suche auch heute noch nicht einen materiellen Vortheil für mich. Nur schwer werden selbstlose Beweggründe einem streitbar Auftretenden geglaubt, und wenn er sich es nun gar Etwas kosten läßt, so wird er dadurch erst recht verdächtig. Allein der Inspirator des Reichsanzeigers möge nicht wähnen, daß meine in allen Einzelnheiten durch Aussagen anständiger Leute und durch Dokumente bewiesene Klage mit einigen Zeilen abzuthun und durch eine geschickte Gruppirung von „Thatsachen" zu widerlegen sei. An anderer Stelle hänge ich seine unrichtigen Behauptungen etwas tiefer.*) Hier will ich nur die zwei herausgreifen, daß ähnliche Beschwerden bei der vorgesetzten Behörde nicht eingegangen und daß Meldungen über heimliche Ermordungen von Deutschen (in Salvador) nicht gemacht worden seien.

Es ist leider wahr, daß gar selten Einer eine Frage in die dunkle Tiefe hineinruft, wo der Dezernent auf dem Dreifuß sitzt und nach längerer Zeit einen Orakelspruch antwortet. Der Versuch, der mich zwei Jahre geduldigen Harrens gekostet hat, beweist, daß nicht grundlos die Meinung im ganzen spanischen Amerika verbreitet ist, es nütze nichts, sich bei dem Auswärtigen Amt in Berlin zu beklagen. Jedermann weiß, wie schwer es ist, gegen einen Beamten bei dessen Vorgesetzten Recht zu bekommen, wenn

*) „Deutschlands Vertretung in Central-Amerika." Zweite Folge. Von Th. Stauffer in Leipzig kostenfrei zu beziehen.

Digitized by Google

dem Kläger in der Fremde kein Wort ohne Beweise, dem Angeklagten Alles ohne Weiteres geglaubt wird, wenn der Kläger nur einmal zu Worte kommt und nie das Geringste von der Vertheidigung des Verklagten erfährt und wenn schließlich außer dem beschuldigten Beamten kein anderer Mensch vernommen wird. Warum, so frage ich immer wieder, hat man in Berlin den ehemaligen Kaiserlichen Gesandten in Guatemala, Herrn v. Bergen und den Kaiserlichen Konsul, Herrn Augspurg, nicht um ihre Meinung über die Zustände in Salvador, über mich und meine Angaben gebeten? Warum ersucht das Auswärtige Amt nicht die großen Kaufleute in Hamburg oder Bremen um Auskunft über Dinge, die alle wohlunterrichteten Zeitungen erzählen? Es kann dem Auswärtigen Amt die formelle Berechtigung nicht abgestritten werden, fromm zu sagen: „Ich weiß von nichts"; aber es hätte die Verpflichtung, sich zu erkundigen.

Damit aber, daß aus vollständig wahren Nachrichten eine unrichtige Uebertreibung herausgegriffen und widerlegt wird, ist der vernünftige Rest nicht aus der Welt geschafft. Und doch ist dies Mittel, wie jeder Zeitungsleser weiß, sehr beliebt und wirkt auch noch manchmal. Nach ähnlichem Rezept wurde der Beruhigungtrank für die artige deutsche Presse gebraut, als aus Brasilien ein gellender Nothschrei tönte. Da lautete es ungefähr, daß die erschossenen Deutschen ihre Staatsangehörigkeit nicht rechtzeitig vor dem Tode auf dem deutschen Konsulat nachgewiesen hätten. Wenn bald einmal aus Colombia als erste Frucht des sehr klugen, jüngst abgeschlossenen Vertrages Hilferufe schallen werden, so empfehle ich als ganz neu das Verfahren, durch einen Tintenklecks auf dem Paß oder durch einen Schreibfehler im Heimathschein der Geschädigten gerechte Zweifel an der Echtheit dieser Papiere hervorrufen zu lassen.

Es ist wirklich bei den jüngsten Unruhen in Salvador kein Deutscher heimlich ermordet worden; öffentlich wurde aber einer, vielleicht gar zwei, erschossen, zwei andere vor gleichem Schicksale nur durch ein Wunder bewahrt, ein Dritter durch die Fürsprache seiner Freunde, und dieser Dritte wurde grausam gefoltert und in ein Gefängniß geworfen, das der Beschreibung spottet. Zwei angesehene Kaufleute wurden ausgewiesen, der eine beschwerte sich persönlich bei Herrn Peyer, hauptsächlich in der Absicht, den zurückgebliebenen Landsleuten zu nützen, und erhielt die denkwürdige Antwort: „Warum kommen Sie in diese Länder?"

Die deutsche Kolonie in San Salvador telegraphirte, sie sei vom Konsulat in Santa Ana abgeschnitten, fürchte für Leben und Eigenthum und bitte den Gesandten, entweder selbst zu kommen oder einen Vertreter zu senden. Herr Peyer erwiderte, er sei sehr beschäftigt und: einen Vertreter zu schicken, habe keinen Zweck.

Digitized by Google

Daß der Präsident Ezeta, um das etwas kampfesmüde Volk zu reizen, den Fremdenhaß aufstachelte und offiziell namentlich gegen die Deutschen hetzte, Das lasen im Reichsanzeiger von Salvador sehr viele Bewohner Guatemalas, — nur Herr Peyer nicht. Hätte es sich um anarchische Zustände und die durch sie bedingte Bedrohung von Deutschen gehandelt, so wäre freilich für den Augenblick nichts zu thun gewesen, da es langer Jahre energischen Vorgehens bedarf, um jedem Bösewicht klar zu machen, daß, wer einen Deutschen kränkt, bestraft wird. Aber in Salvador kam die Gefahr von den Befehlen eines Mannes, dem noch blind gehorcht wurde. Eine Ankündigung, daß Deutschland von ihm als Präsidenten oder als Privatmann Rechenschaft fordern würde, hätte genügt, den feigen Verbrecher einzuschüchtern. Ein Zufall, daß Ezeta auf einem deutschen Dampfer entfliehen wollte und daß ein muthiger Mann ihm klar machte, man würde an Bord sich leicht für alle Unthaten rächen können, rettete die bis dahin noch nicht gemaßregelten Deutschen davor, daß der scheidende Präsident noch sein Müthchen an ihnen kühlte.

Eine Beschwerde hat die arg erregte Kolonie nicht an das Auswärtige Amt gerichtet, weil sie nicht daran zweifelt, daß der Gesandte seinen Instruktionen gemäß gehandelt hat, als er sich nicht rührte, wie denn auch der allzu selbständiger Ansichten bisher nicht verdächtigte Kanzler der Legation mit Vorliebe ausführt: „Wir sind nicht für die hier lebenden Deutschen da.“ Praktische Leute lernen rasch. Zwei Fälle haben den geschädigten Deutschen und dem schnell in der Unverschämtheit sich vervollkommnenden Ezeta zu der Erkenntniß verholfen, daß Deutsche im Auslande schutzlos sind. Neben meinem Falle, der das ganze Land Salvador geraume Zeit stark beschäftigt hat, ist der des Herrn Ludwig Matthies zu nennen. Dieser Herr, ein Veteran von 1870/71, wurde 1890 von Ezeta grundlos als Spion ergriffen und auf das Niederträchtigste mißhandelt. Er verdankt sein Leben nur dem energischen Eintreten des Konsuls, der glücklicherweise von seinem Vorgesetzten abgeschnitten war, somit schnell die Entlastungbeweise zusammenbrachte und die sogenannte Regirung so lange auf ihre grobe Gesetzesverachtung aufmerksam machte, bis Herr Matthies wenigstens nicht erschossen, aber immerhin ausgewiesen wurde. Ende 1890 beschwerte er sich bei dem Kaiserlichen Gesandten für Central-Amerika, Herrn von Bergen, der nach Jahresfrist den Konsul beauftragte, gleichzeitig mit meinem Falle auch diesen — auf vertraulichem Wege — unter scharfem Drohen zu erledigen. Das gelang nicht. Darauf wies Herr Peyer — es war eine seiner ersten Amtshandlungen — wie mich, auch Herrn Matthies, ohne Gründe dafür anzugeben und zu haben, mit seiner Beschwerde ab. Herr Matthies bat darauf persönlich den Gesandten um die Erlaubniß,

Digitized by Google

eine Abschrift der von ihm früher eingereichten Schriftstücke selbst oder durch eine geeignete, ihm zu bezeichnende und von ihm zu bezahlende Person nehmen zu dürfen. Es wurde ihm nicht gestattet. Da wußte er nicht recht, wie er vor dem Grafen Caprivi ohne „Anlagen" bestehen sollte, theilte auch die allgemeine Ueberzeugung, daß eine Klage gegen den Gesandten nichts nützen werde, wartete aber immerhin meinen Erfolg ab. Als er den erfuhr, da hat er seinem Vaterlande, für das er vor Jahren gekämpft hatte und das ihn nun nicht schützen konnte, den Rücken gekehrt, und da in dem Manne ein Michael Kohlhaas steckt, so ist er seinem Junker von Tronka aufs Dach gestiegen, sobald sich die Gelegenheit bot, hat im April dieses Jahres mit 43 verwegenen Genossen in Santa Ana eine Kaserne erstürmt und damit das vom ganzen Lande Salvador sehnsüchtig erwartete Zeichen zum Aufstand gegen Ezeta geben helfen. Einer Mittheilung des Reichsanzeigers, daß dieser brave Herrscher somit abermals im Rahmen der Befugnisse seines Amtes und der Gesetze des Landes gehandelt habe, wenn er gegen die Deutschen hetzte, will ich lieber gleich vorher die Spitze abbrechen. Die Theilnahme des Herrn Matthies blieb nämlich dem Präsidenten unbekannt.

Es ist merkwürdig, daß nur indiskrete Freunde allerlei von der Politik des freundlichen Entgegenkommens ausplaudern, während offiziös immer sehr bärbeißig so gethan wird, als litte man es absolut nicht, daß ein amerikanischer Zaunkönig die Federn gegen den deutschen Adler sträubte, und als billigte man es nicht, wenn die den stolzen Vogel vertretenden Krähen den frechen kleinen Kerl entweder nicht zu sehen vorgeben oder im Nothfall muthig vor ihm zurückzuweichen. Das Deutsche Reich kracht freilich nicht gleich in allen Fugen, wenn seit vier Jahren treue Bürger hier draußen mehr und mehr zu der Empfindung gelangen, als sei sein Ansehen bereits gesunken, und wenn das Bismarck entgegengebrachte begeisterte Vertrauen zu einem dumpfen Groll gegen die heimische Regirung geworden ist. Deutschland kann die Verluste, die es hier erleidet, sehr wohl aushalten. Aber warum soll es Das? Warum wird der ganze Apparat von Minister-Residenten und Konsuln mit wichtigen Mienen aufrecht erhalten, wenn den Leuten laut zwar in ihren Bestallung-Urkunden geboten wird, alles Mögliche zu schützen, leise aber, wie es scheint, sie ersucht werden, Das nicht wörtlich zu nehmen? Ich habe keine große Meinung von den Eigenschaften des Herrn Peyer; allein er würde sich kaum so gleichgiltig gegen deutsche Interessen verhalten, wenn er dazu nicht autorisirt wäre.

In einem Falle, den ich nur nach offiziellen Briefen hier schildern will, ist diese Gleichgiltigkeit bewiesen.

Deutschland hat mit Guatemala 1887 einen Vertrag geschlossen, der

Digitized by Google

damals gar keine Wichtigkeit hatte, in dem aber die Meistbegünstigung-Klausel Bedeutung erlangte, als Blaine Central- und Süd-Amerika, etwas gegen ihren Willen, mit seinen Gegenseitigkeit-Verträgen beglückte. Der Kaffee, den Guatemala frei in die Vereinigten Staaten einführen darf hat auch früher nicht Zoll bezahlt, findet einen guten Markt auch in Hamburg, Havre und London und interessirt die hiesige Regirung nur als Gegenstand eines kräftigen Exportzolls. Recht mißmuthig wurde also für diesen „Vortheil" darauf verzichtet, auf folgende Waaren den Zoll zu erheben, falls sie aus den Vereinigten Staaten kämen: Asphalt, Baumöl, Bücher, eiserne Gitter und Geländer, Fensterläden, Gerste, Harz, Häuser aus Holz und Eisen, Karten und Globen, Kochherde, Mais-Mehl, Marmor, Maschinen für Landwirthschaft, Material für Eisenbahnbau, für elektrische Beleuchtung, für eiserne Molen, Musikalien, Pech, Roggen, Terpentin, Thonröhren, Ziegel. Die Vorgeschichte dieses Abkommens spielte auf dem lauten panamerikanischen Kongreß. Große politische Bedeutung wurde dem am 22. Mai 1892 ausgewechselten Vertrage beigemessen, er wurde viel in der Presse besprochen und mehrmals offiziell veröffentlicht, zuletzt im Zolltarif Anfang 1893. Herrn Peyers Pflicht wäre es gewesen, schon vor dem Abschluß des Vertrages, oder wenigstens sofort nachher, der Regirung von Guatemala mitzutheilen, daß Deutschland an allen den Vereinigten Staaten eingeräumten Zollvergünstigungen Theil nehmen werde. Die Uncle Sam nicht gerade günstige Stimmung konnte benutzt werden. Nur sein Profit wurde geschmälert, nicht aber die Zolleinnahmen der Regirung, da ja die zollfreien Waaren immer nur dem Bedürfniß entsprechend eingeführt werden würden. Schließlich konnte im Nothfalle durch wenige kurze Telegramme zwischen Berlin und Guatemala die Angelegenheit geregelt werden. Herr Peyer aber hat, als deutsche Kaufleute darüber sich zu beschweren begannen, daß sie für aus Deutschland gebrachte und laut Meistbegünstigung-Klausel zollfreie Artikel hätten Zoll bezahlen müssen, noch bis zum 29. Juni 1893 nichts von der Sache gewußt, wenigstens um Uebersendung von Material gebeten, als wenn es sich um Prellereien der Zollbeamten handelte und nicht um die Anwendung der schwarz auf weiß gedruckten Bestimmungen des Zolltarifs. Erst am 29. August 1893 ist es dem Gesandten klar geworden, daß der Handelsvertrag in Frage komme. Er berichtet nach Berlin und kann nach einiger Zeit den Kaufleuten mittheilen, daß über die Anwendbarkeit der Meistbegünstigung-Klausel auf die den Vereinigten Staaten gewährte Zollfreiheit „eine grundsätzliche Meinungverschiedenheit zwischen dem Kabinet in Berlin und der Exekutive in Guatemala" herrsche. Die hat bis heute — ich schreibe diese Zeilen in den letzten Tagen des Augusts — nicht beseitigt werden können. Wie nöthig und nützlich in solchen

Digitized by Google

Fällen Geduld und Sanftmuth sind, kann nur ein in die Mysterien der Diplomatie eingeweihter Esotere ermessen und der wird so recht von Herzen Wehe rufen über die Vermessenheit des Unwissenden, zu glauben, zur raschen Beseitigung einer solchen grundsätzlichen Meinungverschiedenheit brauchte Deutschland nur einmal recht kräftig auf den Tisch zu schlagen.

Den Schaden, den die deutsche Industrie und der deutsche Handel erleiden, ergiebt nicht ohne Weiteres eine Subtraktion des neuerdings Eingeführten von dem Import früherer Jahre. Der Vorsprung, den Nordamerika durch eine Art Monopol auf dem hiesigen Markte seit zwei Jahren gewonnen hat, ist bedeutend und kaum noch einzuholen. Bei nachdrücklicher Ausnutzung der sich bietenden — aber vom Auswärtigen Amte versäumten — Gelegenheit hätte Deutschland mindestens für drei bis vier Millionen mehr nach Guatemala exportiren können.

Immerhin stellt ein großes Aktenmaterial dem Fleiße der betheiligten Beamten ein lobendes Zeugniß aus.

Im Rahmen solcher unantastbaren Bureau-Pflicht-Erfüllung liegt es denn auch, jedes Gesuch einzeln abzufertigen, wenn auch gestern ein ähnliches vorlag und morgen ein gleiches eingehen wird. Im Gegensatz zu dem vortrefflichen Wehr-Gesetze und seiner überaus weisen Handhabung, die es den im Auslande lebenden deutschen Soldaten so leicht wie nur irgend möglich machen will, ihre Pflichten zu erfüllen, verdienen die schwerfälligen Maßnahmen des Auswärtigen Amtes den Vorwurf, lieber die deutsche Wehrordnung zu verletzen, als den Wehrpflichtigen im Geringsten entgegen zu kommen. Für die jungen Deutschen in hiesigen Ländern, die noch auf ihre Tauglichkeit zu untersuchen und zur Heimreise nicht im Stande sind, bestimmt die Wehrordnung, daß zwar das Attest eines beliebigen Arztes unter keinen Umständen giltig sein soll, daß aber Aerzte im Auslande durch Veröffentlichung ihrer Namen im Centralblatt für das Deutsche Reich die Befugniß, giltige Zeugnisse auszustellen, erhalten können. Und trotzdem allenthalben das Bedürfniß besteht, (mir sind hier innerhalb eines Jahres fünf junge Leute bekannt geworden, die entweder aufhörten, Deutsche zu sein, oder mit großen Opfern die Reise antraten) so giebt es doch, falls nicht neuerdings endlich ein Arzt in Santiago ernannt worden sein sollte, an der ganzen Westküste Amerikas nur einen einzigen zu Untersuchungen auf Dienst-Tauglichkeit berechtigten Arzt in Kalifornien.

Ein junger Deutscher, Herr Kaehler, dachte, daß bisher vielleicht in Guatemala kein Bedürfniß für einen solchen bestanden hätte und daß dieses Bedürfniß nur durch ihn festgestellt zu werden brauchte, und fragte am 17. Mai 1893 bei der Gesandtschaft an, ob er nicht hier auf seine Tauglichkeit zum Dienst im deutschen Heere untersucht werden könne. Erst am 18. Juni erhielt er die

Digitized by Google

Nachricht, daß der Gesandte seinen Antrag „durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes in Berlin zur Kenntniß der zuständigen Behörden gebracht“ habe. Herr Kaehler sagte sich, daß die zuständige Behörde nach dem Wortlaut der Wehrordnung den Antrag abweisen müsse, daß aber das Auswärtige Amt den betreffenden Paragraphen kennen, vielleicht nach ihm verfahren, jedenfalls rasch antworten werde. Diese Hoffnung trog. Bis zum 1. Oktober mußte Herr Kaehler sich stellen und er reiste, um nicht fahnenflüchtig zu werden, rechtzeitig ab. Erst nach seiner Rückkehr erhielt er, am 23. November, also über sechs Monate nach seiner Anfrage, den Bescheid, „daß mit Rücksicht auf die obwaltenden Umstände“ und „ausnahmsweise“ seinem Antrag entsprochen werden solle“. Der Brief ist vom 18. September datirt, trägt aber den Poststempel vom 20. November, was ich, ohne Bemerkungen daran zu knüpfen, hier einfach feststelle.

Die angeführten Worte: „ausnahmsweise“ u. s. w. beweisen, daß § 42 der Wehrordnung die gewährte Erlaubniß streng verbietet und wirklich meint, daß nicht für den einzelnen Fall ein Arzt durch Veröffentlichung seines Namens im Centralblatt für das Deutsche Reich oder gar ohne diese Veröffentlichung zur Ausstellung glaubwürdiger Zeugnisse ermächtigt werden kann, sondern daß diese Befugniß generell, gleichwie den aktiven Marine-Aerzten, für alle vorkommenden Fälle ertheilt werden soll. Der Gesandte konnte aber doch beantragen und das Auswärtige Amt konnte gewähren, was die Wehrordnung befiehlt und was einem vorhandenen Bedürfniß entsprochen hätte. In zwei Monaten konnte Herr Kaehler die Antwort haben. Statt Dessen wird eine so einfache und so häufig vorkommende Angelegenheit in sechs Monaten und gegen gesetzliche Bestimmungen erledigt. Der Reichsanzeiger wird vielleicht seinen wohlweisen Behauptungen auch die anreihen, daß größte Vorsicht desalb geboten sei, weil deutsche Aerzte gemeiniglich für einige Mark falsche Zeugnisse ausstellen.

Da werde ich nun wieder, wie bei der Veröffentlichung meiner eigenen Sache, in den Verdacht gerathen, pro domo zu reden. Einige Landsleute aber habe ich vielleicht überzeugt, daß trotz aller Wucht, mit der die offizielle Zeitung den Unbekannten in der Fremde vernichten wollte, die Behauptung doch wahr ist, der neue Kurs habe am Stillen Ozean in die Region des Calmen geführt. Und da ich Das dem großen Wettermacher der Deutschen nicht mehr klagen kann, so will ich blasen, bis wenigstens hier etwas Staub von den Gesandtschafttischen gefegt ist und in Berlin einige Akten-Reiter spüren, daß „es zieht“. Daraus wird dann doch vielleicht ein kleiner Sturm, der die Wolken zerstreut, die heute uns Deutschen hier draußen den vaterländischen Himmel düster und unerfreulich verhüllen.

Guatemala. Dr. Herman Prowe.

Digitized by Google

Der Tod durch Hypnose?

Während ich in den letztvergangenen Wochen als Gast in den Hauptstädten beider österreichisch-ungarischen Reichshälften dem Nerven und Magen angreifenden Studium vergleichender Kongressologie pflichtmäßig, aber mit allmählich absterbender Kraft oblag — es handelte sich um einen internationalen Hygiene-Kongreß in Budapest und die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien —, wurde die öffentliche Meinung beider Kapitalen und ihr publizistisches Echo lebhaft erregt durch ein tragisch zugespitztes sensationelles Ereigniß, das sich in der nämlichen Zeit auf dem Schlosse eines ungarischen Edelmanns, des Herrn von Salamon in Tuszer, zutrug. Da mir nicht bekannt ist, ob der Wogenschlag der öffentlichen Meinung auch über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus seine Wellen und Wellchen geschleudert hat, so thue ich vielleicht etwas Ueberflüssiges, wenn ich die Vorgänge, um die es sich handelt, kurz rekapitulire und zum Gegenstande einer kommentirenden Betrachtung mache; doch habe ich wenigstens in den mir damals zugänglichen berufsmäßigen Organen für Bildung und Aufklärung so unglaublich Thörichtes, ja geradezu haarsträubend Absurdes über die Sache gefunden und bin auch sonst vielfach Aeußerungen einer solchen Verständnißlosigkeit gesprächsweise begegnet, daß für einige nüchterne und ernüchternde Bemerkungen vielleicht immer noch Platz ist.

Es wurde in Budapester zuerst, dann in Wiener Blättern erzählt und ausführlich geschildert, wie die zweiundzwanzigjährige Tochter des genannten Schloßherrn, das Fräulein Ella von Salamon, plötzlich während eines hypnotischen Experimentes gestorben sei, das ein hypnotistischer Abenteurer, der auch als „Quellensucher" bekannte Ingenieur Franz Neukomm, mit ihr vorgenommen habe. Unter der Spitzmarke „der Tod eines Mediums" und Dergleichen verzeichneten findige und erfinderische Reporter

Digitized by Google

die Schauermär; auf den ersten Seiten der Tagesblätter wurde sie mit mehr oder weniger pikanten Zuthaten als Leitartikel aufgetischt, während weiter hinten im Tagesbericht die „Gutachten" aller erreichbaren und interviewbaren ärztlichen Notabilitäten zur stehenden Rubrik wurden. Den Vogel freilich schoß ein Wiener Blatt (das „Neuigkeit-Weltblatt" nennt es sich bescheidentlich, aber mit Recht) ab; es brachte außer einer Fülle „fachkundiger" Berichte auch gleich eine illustrirte Darstellung des entsetzlichen Vorganges. Da sah man das entseelt zurücksinkende Opfer (im langen Schleppkleide), die „tiefbetrübten Angehörigen", den händeringenden und erschreckt zurücktaumelnden Hypnotiseur in karrirter Jaquette, längsgestreiften Beinkleidern und dito Weste — Alles recht für den Köchinnengeschmack — und oben in der Ecke überdies noch das hübsche, kokett dreinschauende Köpfchen der schönen Ella im nicht-hypnotischen, nicht-medialen Zustande. Die ursprüngliche, allgemein geglaubte Version lautete folgendermaßen: Neukomm, der die junge Dame schon oft hypnotisirt und mannichfache „Experimente" mit ihr vorgenommen hatte (die zum Tode führende „séance" soll die siebente größere ihrer Art auf Schloß Tuszer gewesen sein) habe ihr diesmal eine „Lungenschwindsucht" suggerirt, worauf sie denn auch in der That alle typischen Symptome des Lungenleidens in naturgetreuer Ausführung dargeboten habe. Schließlich habe der Hypnotiseur die Schlafende gefragt, ob sie nichts im Kopfe spüre? Bei diesen Worten sei sie jäh aufgesprungen, habe einen furchtbaren Schrei ausgestoßen und sei sofort tot zu Boden gestürzt. Diese Version wurde freilich in der Folge von dem unglücklichen Hypnotiseur selbst bestritten, der in einem Briefe an seinen Bruder behauptet, der (am 14. September Abends um 7 Uhr 50 Minuten plötzlich erfolgte) Tod des Fräuleins sei nicht in, sondern vor der allerdings beabsichtigten Hypnose — die er zur Befragung über den Krankheitzustand seines jüngeren Bruders Karl mit ihr vornehmen wollte! — eingetreten: „jene freudeerfüllte Erregtheit, ihre prophetische Fähigkeit zeigen zu können, brachte dem noch in Rekonvalescenz befindlichen Mädchen den Tod", heißt es wörtlich und charakteristisch genug in dem Briefe des Herrn Neukomm. Ob diese immerhin ziemlich selbstbelastende Version, ob die frühere richtig ist, vermag ich natürlich nicht zu entscheiden. Die gerichtliche Untersuchung, die gegenwärtig im Gange sein soll, wird vielleicht die Wahrheit darüber aufdecken, vielleicht (oder vielmehr warscheinlicher) aber auch nicht, da die Toten außerhalb spiritistischer Seancen nichts auszusagen pflegen, und die Lebenden in diesem Falle allen Grund haben, — dem Beispiel der Toten zu folgen.

Alle Betheiligten nämlich spielen bei dieser traurigen Geschichte, soweit wir sie auf Grund des bisher vorliegenden Materials, der von den

Digitized by Google

Zeitungen wiedergegebenen Darstellung des Vaters, der Neukommschen Briefe, der ärztlichen Aussagen u. s. w., beurtheilen können, eine nichts weniger als rühmliche Rolle und erscheinen in einem recht bedenklichen Lichte — nicht blos die beiden Hauptacteure, der Hypnotiseur und sein „Medium", sondern auch die sämmtlichen Nebenfiguren, die Eltern, die zu den „Experimenten" aufgebotenen Verwandten und Hausfreunde, und — leider muß es gesagt sein — selbst die von der Familie vor- und nachher hinzugezogenen ärztlichen Berather. Denn was soll man z. B. von einem Arzte denken („Komitatsphysikus" ist er noch obenein), der in seinem an den ungarischen Minister des Innern über den Vorfall erstatteten Bericht selbst angiebt, daß er „als konsultirender Arzt" schon im vorigen Jahre „der Familie die betrübende Mittheilung habe machen müssen, daß in Folge der fortwährenden unzulänglichen Innervation des Blutgefäßsystems der sofortige Tod während einer Minute auch ohne jede äußere Ursache erfolgen könne" — und der dennoch die unter solchen Umständen doppelt verwerflichen hypnotischen Experimente begünstigt und in jeder Weise entschuldigt, ja sogar als „Lebensrettungmittel" bewährt findet; der ferner nach dem unter so verdächtigen Umständen erfolgten Tode eine polizeiliche Sektion überflüssig findet, sich auf die Untersuchung des Gehirns beschränkt und auch über diese ein so oberflächliches und nichtssagendes Protokoll aufnimmt, daß der dabei mitwirkende Prosektor hinterdrein erklärt, den Befund nicht in der vom Physikus (in dem amtlichen Berichte!) angegebenen Form niedergeschrieben zu haben? Der Skandal, den diese Erklärung nothwendig hervorrufen mußte, scheint denn auch ein Einschreiten der Behörden und eine gerichtliche Exhumirung der Leiche nachträglich veranlaßt zu haben, wobei u. A. schwere Gehirnveränderungen (man spricht von „Gehirntuberkulose" — der neue Befund ist jedoch, so viel mir bekannt, in seinen Einzelnheiten noch nicht veröffentlicht) angetroffen worden sein sollen.

Den „Brunneningenieur und Quellenforscher" Franz Neukomm können wir auf Grund seiner von ungarischen Zeitungen publizirten Briefe genügend beurtheilen; er erscheint danach als vielleicht gutgläubiger Fanatiker jener Richtung, die den gewöhnlichen Hypnotismus nur als ein Mittel, eine Vorstufe zur Erschließung der höheren Zustände des Hell- und Fernsehens und zum Eindringen in alle möglichen transscendentalen Geheimnisse ansieht. Es reicht hin, dafür folgende Briefstellen (an seinen Bruder Julius vom 8. August 1894) zu citiren: „Ella hat sich im hypnotischen Schlafe selber wie ein Arzt aufs Genaueste untersucht, die Diagnose ihres Leidens festgestellt und sich selber die Medikamente ordinirt, und dies Alles in den fachtechnischen lateinischen Aus-

Digitized by Google

drücken, obgleich sie im wachen normalen Zustande kein Wort lateinisch hersagen könnte. — Ihre Seele, ihr Geist sprach von ihr, wie von einer fremden dritten Person. Hiermit scheint mir erwiesen, daß in diesem tiefen hypnotischen Schlafe die Seele vom Körper vollständig losgelöst werden kann. Freilich können wir Menschen Dies noch nicht begreifen, allein die Thatsache steht fest." Wo Dergleichen als „feststehende Thatsache" von vorn herein angenommen wird, hat natürlich die Wissenschaft nichts weiter zu sagen; wohl aber wird sie als „feststehend" ansehen dürfen, daß Neukomm mindestens zur Beschleunigung des Lebensendes seines unglücklichen Opfers durch die mit ihm vorgenommenen „hypnotischen Experimente" wesentlich beigetragen hat, wenn sie ihm auch die ehrliche Ueberzeugtheit von deren Nützlichkeit oder Unschädlichkeit allenfalls als „mildernden Umstand" zubilligen mag. Freilich selbst Dies nur cum grano salis, denn wir müssen doch stutzig werden, wenn wir hören (Brief vom zehnten September 1894 — also wenige Tage vor dem Tode!), daß die so schwer Erkrankte sich den in Aussicht genommenen Experimenten — N. will seinen Bruder Karl durch Ellas Geist suchen lassen! — unterziehen soll, „damit die Gäste auf diesem Feld etwas Neues sehen können". Zu diesem Zwecke hat denn Ella auch versprochen, daß sie, „wenn sie bei guter Laune ist", auch die am zehnten Juni dem Grafen Forgach gestohlene Geldkasse suchen wird, und N. fügt hinzu: „Ich bin überzeugt, daß Fräulein Ella dieselbe finden wird. Die Experimente werden gewiß höchst interessant sein". Es sollte nicht mehr dazu kommen, — aber das Ende sollte leider noch viel „interessanter" sein, als der Briefschreiber sich träumen ließ. Vielleicht hätte ohne die unglückliche Katastrophe Fräulein Ella in der That den Verbleib der abhanden gekommenen Geldkasse entdeckt — wie sie ja vorher schon, nach den Berichten ihres für die Hypnose begeisterten Vaters, im schlafenden Zustande den Verbleib anderer in Verlust gerathener Gegenstände, einer goldenen Uhr sammt Kette und Schlüssel, einer Agraffe, einer Roulettekugel, ihrer eigenen Uhr nebst Kette, und endlich einen fern von ihrem derzeitigen Aufenthalte in Tuszer verübten Einbruch mit allen Einzelnheiten des Diebstahls und den Aufbewahrungort der vermeintlich gestohlenen Gegenstände „entdeckt" hatte. Diese Erzählung ist so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, sie an dieser Stelle vollständig wiederzugeben; sie erspart mir alle weitläufigen Auseinandersetzungen über Vater und Tochter, und über die vom ärztlichen Standpunkte aus gebotene Auffassung dieser Tragikomoedie:

„Die aufregendste Episode war aber die folgende, wo meine Tochter im hypnotischen Schlafe plötzlich einen Schrei ausstieß und hierauf erzählte: „Es ist jetzt 1/4 8 Uhr abends . . . Ein Dieb hat sich in den Speisesalon geschlichen. Jetzt stellt er sich vor den Silberschrank, so daß man ihn durchs Fenster nicht

Digitized by Google

sehen kann. Der Dieb erschrickt . . . steckt, eines nach dem andern, rasch eine ovale Zuckerdose mit einer Blume auf dem Deckel, eine Kaffeekanne und ein Salzfaß in eine Tasche . . . Jetzt geht der Dieb in den Empfangssalon . . . jetzt in mein Zimmer . . . Er hört Lärm . . . kriecht unter den Tisch . . . jetzt unter das Sopha . . . dort liegt er nun . . ." Und dann beschrieb sie auch die Flucht des Diebes, wie er stehen blieb und die gestohlenen Sachen untersuchte, wie er sich im Garten versteckte, wieder zurückkam und das Silberzeug im Garten vergrub . . . Die ganze Gesellschaft gerieth in Folge dieser Erzählung in Aufregung. Wir waren aber nicht auf unserem Schlosse, sondern in Mandok, und fuhren also zusammen mit Neukomm ohne Verzug nach Tuszer. Und siehe da! Genau die Gegenstände, welche meine Tochter beschrieben, fehlten, und wir fanden dieselben auch an der von ihr geschilderten Stelle. Bei einer späteren Gelegenheit wollten wir den Namen des Diebes wissen, allein meine Tochter antwortete, daß man den Mann nicht unglücklich machen dürfe. Wir versprachen, daß wir den Dieb nicht zur Anzeige bringen würden, worauf sie antwortete: „Die Seele traut nicht menschlichen Versprechungen, sondern thut, was sie für gut befindet."

Die Seele thut, was sie für gut befindet! Nun, in diesem Falle wie in einigen früheren hat die „Seele" des Fräulein Ella wohl für gut befunden, die gesammte anwesende verehrte Gesellschaft einschließlich ihres Papas einfach zum Besten zu haben. Kurz und bündig: wer solchen „Thatsachen" gegenüber an ein höheres, hell- und fernseherisches Wissen, an den ganzen Hokuspokus der seligen clairvoyance, an gesteigerte übernatürliche Leistungen in der Hypnose glauben will und kann, Dem ist wissenschaftlich nicht weiter zu helfen. Vom ärztlichen Standpunkte aus (über den so hart bestraften, verblendeten Vater brauchen wir wohl kein Wort zu verlieren) ist Fräulein Ella von Salamon ganz einfach eine Hysterische wie tausend Andere, mit dem allen Hysterischen mehr oder minder gemeinsamen, bei ihr besonders krankhaft entwickelten Bedürfnisse, sich interessant und wichtig zu machen, und Eltern, Verwandte, Freunde, Aerzte, Alles, was nur irgendwie in ihren Gesichtskreis geräth, zu bewunderndem, verehrungsvollem Aufschauen zu ihrem so erstaunlich ungewöhnlichen Persönchen auf jede, aber auch jede erdenkliche Weise zu nöthigen. Das ist ihr ja auch gelungen, nur daß sie den Triumph etwas theuer, mit ihrem Leben, bezahlte —: daß sie durch eine unglückliche Verkettung von Umständen schließlich das eigene Opfer ihrer Thorheit und ihres Sensationbedürfnisses wurde, — vielleicht weil sie neben ihrer unzweifelhaften Hysterie noch ein schweres organisches Leiden in sich trug, das durch starke emotionelle Erschütterung den sofortigen Tod (sei es auf dem Wege des psychischen Chocs, der „Herzlähmung", oder der plötzlichen Zerreißung eines Gehirnblutgefäßes — Das läßt sich ohne genauen Sektionbefund jetzt nicht entscheiden) herbeiführen mußte.

Und die Pointe, die „Nutzanwendung", wie sie jede, erfundene oder

Digitized by Google

wahre, ordentliche Geschichte doch haben soll! Ist nun damit der Hypnotismus „gerichtet" oder „gerettet"? — ist er als verderbliche, wohl gar todbringende Verirrung zu ächten? — oder haben wir hier nur einen neuen, glänzenden Beweisfall seiner erstaunlichen, tiefgreifenden, unter Umständen freilich auch gefährlichen Wirksamkeit und Bewährung? — Ich meine: weder das Eine noch das Andere! Mit der eigentlichen therapeutischen Hypnose, mit der zu Heilzwecken geübten hypnotischen Suggestion als einer wichtigen, unter Umständen unentbehrlichen Form seelischer Behandlung (Psychotherapie) hat der traurige Vorgang überhaupt kaum Etwas zu schaffen. Die Lehren, die sich daraus ergeben und die sich nicht blos dem Arzte, sondern auch dem gebildeten Laien bei einiger Ueberlegung von selbst aufdrängen, liegen auf ganz anderen Gebieten — in ganz anderer Richtung. Sie liegen vor Allem auf dem Gebiete der hypnotischen Schaustellungen und Experimente, wie sie seit Hansens ersten glänzenden Triumphzügen um das Jahr 1880 immer allgemeiner in „Mode" und Uebung gekommen sind, und zu dem schlimmsten, verwerflichen Unfug noch jetzt allenthalben Gelegenheit bieten. Können wir doch auch in dem kritischen, „aufgeklärten" Berlin fast täglich an den Anschlagsäulen Aufforderungen zum Besuche von Versammlungen finden, in denen Heilgehilfen, Magnetiseure und sonstige illegitime Beglücker der Menschheit ihre hypnotischen Kunststücke an Gesunden und Kranken öffentlich zu vollbringen sich anheischig machen! Diesem frivolen und, durch die Gefahren, die es in sich birgt, geradezu ruchlosen Treiben gegenüber verhält die Presse sich still, die öffentliche Meinung schwach und nachgiebig, und selbst die sonst für allmächtig geltende Polizei anscheinend machtlos. Wie tief das Uebel vollends in Privatkreisen, und gerade in den soi-disant hochstehenden, durch „Bildung und Besitz" hervorragenden Kreisen sich eingenistet hat, darauf lassen Vorkommnisse wie die, die sich in dem Schlosse des ungarischen Großgrundbesitzers abspielten, ein erschreckendes Licht fallen. Unter den von dem „Brunneningenieur und Quellenforscher" Neukomm produzirten Zeugnissen finden wir die glänzenden Adelsnamen Forgach, Lonyay und andere — und man wähne nicht etwa, daß es bei uns anders, besser sei! Daß die Angehörigen gerade unserer vornehmsten, hochadeligen Kreise nicht vielfach eben solchen Schwindlern von zum Theil noch bedenklicherer Art (wie wir deren in Berlin, Dresden, München u. s. w. — fast in allen Großstädten finden) mit Vorliebe nachlaufen!

Freilich, auch die Aerzte sind nicht von jeder Mitschuld an diesen Dingen freizusprechen; wenigstens nicht jener kleine Theil von Aerzten, der aus der hypnotischen Therapie ein Gewerbe, eine Spezialität macht und sie in industrieller Weise, öfters auch mit den so bedenklichen experimentellen

Digitized by Google

Vorführungen, reklamehaft ausbeutet. Von Anderem abgesehen, liegt hier die Gefahr nahe, daß solche Spezialisten des Hypnotismus gar zu leicht ihr diagnostisches Können verlernen, ihr wissenschaftliches Denken vernachlässigen; denn wo die Natur der anzuwendenden Behandlung schon im Voraus feststeht, wo mit einer Methode Alles, was überhaupt heilbar ist, geheilt werden kann, — wozu da sich noch mit diagnostischen Skrupeln und exakt-wissenschaftlichen Subtilitäten herumplagen? Wohlfeiler, bequemer, unter Umständen auch mehr Ruhm und Gewinn bringend ist es ja ohne Zweifel, dem Kranken einzelne auffällige Krankheitsymptome wegzusuggeriren und damit die Vorstellung des Geheiltseins in ihm zu erwecken! Aber wie weit entfernen wir uns damit von den schönen Mahnungworten, mit denen Pitres, einer der besten Schüler Charcots, nach warmer Anerkennung der hypnotischen Erfolge sein zweibändiges Werk über Hysterie schließt: „usez de la suggestion, n'en abusez pas; restez médecins, ne devenez pas hypnotiseurs."

Das ungefähr sind nach meinem Gefühl die „Nutzanwendungen", die sich aus der Sache ohne Weiteres ergeben. Indessen da unser verehrungwürdiges Publikum in so vielen Dingen sich des selbständigen Denkens entwöhnt hat, so wird es auch diese auf der Hand liegenden Nutzanwendungen nicht ziehen; und da es für Belehrung nicht gerade empfänglich zu sein pflegt, wenigstens nicht lange, so wird es auch die blutige Lehre von Tuszer nur zu bald in den Wind schlagen. Unser Verdikt muß nichtsdestoweniger lauten: Ella von Salamon ist ein Opfer — und sicher wohl weder das erste noch das letzte Opfer — nicht der „Hypnose" an sich, sondern der mit allen hypnotischen Schaustellungen und Experimenten unzertrennbar verbundenen, echt modernen Mischung (à la Lourdes) von Reklamesucht und nervenstachelndem Raffinement, von Schwindel und Mystik, Betrug und Selbstbetrug, Frivolität und Verzückung!

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie und der Reichstag.

„Die Statue Kaiser Wilhelms des Ersten, das Reichsschwert erhoben in der Rechten, das Symbol von Recht und Ordnung, mahnt uns Alle an den ernsten Kampf wider die Bestrebungen, die sich richten gegen die Grundlage unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Auf, zum Kampfe für Religion, für Sitte und Ordnung, gegen die Parteien des Umsturzes!“ (Kaiser Wilhelm II. im Königsberger Schloß am sechsten September 1894).

Als vor wenigen Monaten der Mordstahl eines Nichtswürdigen die Brust des französischen Präsidenten durchbohrte, da war der erste, spontan sich erhebende Ruf der nach Gewaltmaßregeln. Und mit Recht, denn ein gewaltsamer Angriff kann nur durch Gewalt parirt werden; wie der Einzelne, so hat auch die Gesellschaft das Recht und selbst die Pflicht, ihre bedrohte Existenz zu vertheidigen. Aber wenn der Schüler bestraft werden soll, darf dann der Lehrer, der den Schüler zu seinen Verbrechen erzog, frei ausgehen? darf er auf seinem Lehrstuhl sitzen bleiben und ungehindert die verderbliche Lehre weiter verbreiten? Ist es nicht staatsmännisch klüger, nicht nothwendiger, die Quelle zu verstopfen — und sei es auch mit Gewalt —, aus der solche Uebel und Verbrechen fließen? Darüber kann aber kein begründeter Zweifel bestehen, daß die Sozialdemokratie der Vater, Lehrer und Begünstiger des Anarchismus ist.

Ich glaube gern, daß die Sozialdemokraten überzeugt sind, diese Beziehungen beständen nicht und daß sie mit ungekünsteltem Abscheu die Gemeinschaft mit Ravachol, Vaillant, Caserio und Genossen von sich weisen. Allein ändert dieser Glaube die Thatsächlichkeit solcher Beziehungen? Die Theorie vom Eigenthum als Diebstahl, von der Unrechtmäßigkeit der bestehenden staatlichen Gewalten, vom Recht jedes Einzelnen an allen Genüssen, von der absoluten und schrankenlosen Freiheit der Individuen: diese Theorien führen unabweisbar zur Bombe und zum Dolch. Die Erfinder und Verbreiter dieser Irrlehren mögen Das nicht wollen, aber wer die sozialdemokratische Theorie in die anarchistische Praxis übersetzt, handhabt nur die Logik. Wer den Felsblock löst vom Bergesgipfel, ist verantwortlich für die entstehende Verwüstung im Thal.

Und sind denn die Lehren der sozialdemokratischen Theoretiker so frei von Aufreizung zu Gewaltthaten?

Karl Marx bekennt auf dem Haager Kongreß (1872): „In den meisten Ländern Europas muß die Gewalt der Hebel unserer Revolution

Digitized by Google

sein; an die Gewalt wird man seinerzeit appelliren müssen, um endlich die Herrschaft der Arbeit zu etabliren. Die Revolution muß solidarisch sein, und wir finden ein großes Beispiel in der Kommune von Paris, die gefallen ist, weil in allen Hauptstädten, in Berlin, in Madrid u. s. w., nicht gleichzeitig eine große revolutionäre Bewegung ausgebrochen ist." In seinem „Manifest der kommunistischen Parteien" sagt er: „Die Kommunisten erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern." Der deutsche Reichstagsabgeordnete Bebel erklärte im Deutschen Reichstag mit Bezug auf die Blutthaten der Pariser Kommune: „Das ist nur ein kleines Vorpostengefecht in dem Kriege, den das Proletariat gegen alle Paläste führen wird". Er schreibt: „Man entsetze sich nur nicht über diese mögliche Anwendung der Gewalt, zetere nicht über die Unterdrückung berechtigter Existenzen. Die Geschichte lehrt, daß zu allen Zeiten die neuen Ideen in der Regel nur durch gewaltsamen Kampf mit den Vertretern der Vergangenheit zur Geltung gelangen und daß dann die Kämpfer für die neuen Ideen die Vertreter der Vergangenheit so tötlich als möglich zu treffen suchten. Nicht mit Unrecht ruft Karl Marx: ‚Die Gewalt ist der Geburthelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht'" (Unsere Ziele, S. 44). Das Gleiche predigt Liebknecht auf dem Genter Kongreß (1877): „Die Armee besteht schließlich aus Söhnen des Volkes, die wir durch unsere revolutionäre Propaganda gewinnen. Wenn der Tag kommt, werden Gewehre und Kanonen von selbst sich umdrehen, um die Feinde des sozialistischen Volkes niederzuschmettern". Wer solche Saat säet, darf sich nicht wundern, wenn aus ihr Verbrechen gegen Leib und Leben ersprießen; und er muß sie anerkennen als sein Werk.

Nicht so sehr der Anarchismus ist also der Feind als vielmehr die Sozialdemokratie. Sie hat sich erhoben gegen die bestehende Gesellschaftordnung und will ihr an Hals und Kragen. Es ist nie genug zu betonen: in dem Kampf gegen die Sozialdemokratie handelt es sich um uns selbst und um Alles, was unsere soziale und politische Existenz bedingt. Fast möchte es scheinen, als ob das Gefühl für diese Gefahr abhanden gekommen sei. Man hat sich an den Anblick der Sozialdemokratie, an ihr Auftreten auf allen Gebieten unseres sozialen und politischen Lebens, so gewöhnt, daß man sie als etwas Selbstverständliches, wenn auch stellenweise Lästiges, hinnimmt; ihren todbringenden Charakter, ihre wahrhaft mörderische Absicht allem Bestehenden gegenüber, scheint man zu übersehen.

Daß und wie sehr die Sozialdemokratie im Gegensatz steht zu Allem, was wir an gesunden Einrichtungen besitzen, ist schon oft gezeigt worden

Digitized by Google

und mit dankenswerther Offenheit erklären die Sozialdemokraten selbst: Fort mit allen bestehenden gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen; wir stehen im Gegensatz zu Allem, worauf die gegenwärtige bürgerliche Gesellschaft sich stützt! „Wir erstreben auf politischem Gebiet die Republik, auf dem ökonomischen Gebiet den Sozialismus, und auf Dem, was man heute das religiöse Gebiet nennt, den Atheismus“ (Bebel). Mit diesen sehr deutlichen Worten hat, vom Standpunkt der bestehenden bürgerlichen und politischen Ordnung aus, die Sozialdemokratie sich selbst das Urtheil gesprochen. Sie hat dadurch klar und unmißverständlich gesagt, daß sie nicht hineingehört, nicht hineingehören will in den Rahmen der gegenwärtigen sozialpolitischen Verhältnisse.

Mir däucht, es wäre Zeit, sie beim Wort zu nehmen, und wie sie selbst ihre Stellung zu uns, d. h. zu den auf dem Boden des Bestehenden Fußenden, präzisirt hat, so auch unsererseits unsere Stellung zu ihr nicht nur theoretisch zu präzisiren — Das ist längst geschehen —, sondern praktisch durchzuführen. In sozialpolitischen Fragen ist jede Halbheit und Inkonsequenz ein Uebel, und ein um so größeres, je wichtiger und bedeutungvoller die Frage ist, um die es sich handelt. Nur ganze Maßregeln erzielen ganze Zustände. Die Politik des laissez fair und laissez aller ist immer und überall eine sehr fragwürdige Weisheit; tiefgehenden Zeit- und Geistesströmungen gegenüber ist diese Politik die helle Thorheit und ihr Ausgang stets ein Ende mit Schrecken. Hiermit ist der Kern unserer Ausführungen berührt, das Hyperparadoxe im staatlichen Leben der Gegenwart: die Sozialdemokratie, dieser erbittertste Feind unserer gesammten sozialen und politischen Einrichtungen, spielt nicht nur eine Rolle im öffentlichen, politischen Leben, sondern sie ist in diesem Leben ein anerkannter, gleichberechtigter, mitwirkender Faktor, sie nimmt in ihm eine legitimirte Stellung ein.

Im Deutschen Reichstag befindet sich eine sozialdemokratische Partei. d. h. die Sozialdemokratie betheiligt sich in anerkannter, offizieller Weise als gesetzgebender Faktor am parlamentarischen Leben; die Sozialdemokratie hat Sitz und Stimme in unserer höchsten gesetzgeberischen Körperschaft.

Ungescheut und mit vernehmlicher Stimme ruft die Sozialdemokratie uns zu: „Fort mit Eurer Familie, fort mit Eurem Privateigenthum, fort mit Eurem Staat“, und da sollten wir, auf deren Untergang es abgesehen ist, es nicht wagen, wenigstens den Ruf zu erheben: „Fort mit der Sozialdemokratie aus unserem Parlament“? Ja, erheben wir diesen Ruf; es ist unser gutes Recht, zum Mindesten das Recht der Nothwehr. Dieser Ruf wird nicht ganz ungehört, nicht ganz fruchtlos verhallen.

Was ist das Deutsche Reich, was ist der Deutsche Reichstag?

Digitized by Google

Das Deutsche Reich ist die Vereinigung aller souverainen deutschen Staaten unter dem Präsidium des Königs von Preußen, der den Titel „Deutscher Kaiser" führt. Diese Definition läßt sich erweitern. Als Ganzes aufgefaßt, ist das Deutsche Reich die Summe aller jener Errungenschaften, die die Kultur im weitesten Sinne dieses Wortes auf allen Gebieten des politischen und sozialen Lebens, in Staat, Kirche, Familie und Schule, in Handel, Kunst und Wissenschaft, seit mehr als einem Jahrtausend gezeitigt hat. Seine Glieder, die einzelnen Staaten, sind die Produkte und die Repräsentanten dieser uralten kulturell-politischen Entwickelung, und zwar in dem Maße, daß mit Beseitigung dieser Kultur auch die deutschen Staaten, das gesammte Deutsche Reich verschwinden müßte.

Das fünfzehnhundertjährige Kulturleben des christlichen Europa ruht auf vier Grundpfeilern: in religiöser Beziehung auf dem Christenthum; in sozialer und wirthschaftlicher Beziehung auf der Familie und dem Privateigenthum; in politischer Beziehung auf der Staatsgewalt, und da diese Staatsgewalt — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — stets monarchisch war, auf der Monarchie. Das sind auch die Grundpfeiler des Deutschen Reichs, des alten wie des neuen: Christenthum, Familie, Privateigenthum, Monarchie.

Dieses so geartete Deutschland nun hat, als politisches Gemeinwesen, als „Deutsches Reich", natürlich das Recht selbständiger Gesetzgebung; es besitzt Organe, die dieses Recht verfassungmäßig ausüben. Diese Organe sind Bundesrath und Deutscher Reichstag. Der Deutsche Reichstag ist also der legitime Vertreter des Deutschen Volkes; er ist, zusammen mit anderen Faktoren, der Wächter und Schützer deutscher Interessen, deutscher Art und Sitte; seine gesetzgeberische Thätigkeit kann — weil er in gewissem Sinn der Mandatar des deutschen Volkes ist — nur eine solche sein, die in Uebereinstimmung steht mit dem im Deutschen Reich rechtlich und thatsächlich bestehenden Verhältnissen, mit den Grundlagen, auf denen das gesammte soziale, wirthschaftliche und politische Leben des deutschen Volkes beruht.

So lange dieses Deutsche Volk als politisches und soziales Gemeinwesen ruht auf der Familie, dem Privateigenthum und der Staatsgewalt, so lange ein Kaiser, Fürsten und Obrigkeiten über Deutschland herrschen, so lange kann der Deutsche Reichstag, als Vertreter des derartig organisirten deutschen Volkes, keine Gesetze machen, die diese Basis beseitigen. Der bloße Versuch dazu wäre, wie schon gesagt, ein Angriff auf den Bestand des Reiches selbst. Das leuchtet ein.

Doch der Deutsche Reichstag besteht aus einzelnen Personen; und diese alle — Das liegt in der innersten Natur und dem Begriff dieses Amtes — haben ihr gesetzgeberisches Amt nur auszuüben zu Nutz und Frommen des

Digitized by Google

bestehenden Deutschen Reichs. Also ist es nicht minder widerspruchsvoll, wenn Jemand als berechtigtes Mitglied an dieser höchsten Vertreterschaft des deutschen Volkes theilnimmt, der erklärter Gegner ist aller sozialen, wirthschaftlichen und politischen Einrichtungen, die das Reich, als zu seinem Wesen gehörig, besitzt. Es ist jeden Sinnes baar, wenn am Schutz und Ausbau des Reiches Leute theilnehmen, die offen erklären, eben dieses Deutsche Reich zertrümmern und an seine Stelle ein anderes, unserem Deutschen Reich diametral entgegengesetztes Gemeinwesen setzen zu wollen.

Wird je auf einem Schiff ein Matrose oder gar ein Steuermann belassen, dessen ausgesprochene Absicht es ist, bei der ersten günstigen Gelegenheit das Schiff in die Luft zu sprengen oder auf die Klippen zu steuern? Wird man je zu Kriegszeiten in die Besatzung einer Hauptfestung des eigenen Landes ein feindliches Bataillon einreihen?

Was ist nun die Sozialdemokratie, was will sie?

Die Sozialdemokratie ist der in ein System gefaßte Umsturz aller bestehenden sozialen, wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse. Sie will beseitigen: das Christenthum, die Familie, das Privateigenthum und den heutigen Staat. Da ihre Vertreter sehr häufig mit größter Offenheit diese Absicht ausgesprochen haben, ist ein Beweis völlig überflüssig.

Die Sozialdemokraten benutzen das Rednerpult des Reichstages nur, um von dort aus ungestraft ihre staatzerstörenden Ideen vorzutragen, sie wollen Reichstagsmitglieder sein, nicht um den inneren Ausbau des Reichs auf den gegebenen Grundlagen zu fördern, sondern nur, um diese Grundlagen zu zertrümmern und dem deutschen Reichstag selbst den Garaus zu machen. Und das Alles erklären sie ganz offen, sie kommen mit diesem revolutionären Programm in den Sitzungsaal des Parlaments und — mirabile dictu — bleiben darin als anerkannter Faktor jener höchsten gesetzgeberischen Versammlung, die vom Kaiser, den deutschen Fürsten und Obrigkeiten berufen, zum Wohle unseres deutschen Vaterlandes, zum Schutz seiner bürgerlichen und staatlichen Institutionen zu arbeiten verfassungmäßig bestimmt ist. Kann es prägnanteren Widersinn, verderblicheren politischen Nonsens geben?!

Vorhin wurde die Frage gestellt: „Wird man zu Kriegszeiten in die Besatzung einer Hauptfestung des eigenen Landes ein feindliches Bataillon einreihen?“ Das „Nein“ als Antwort braucht nicht ausgesprochen zu werden. Nun, Niemand wird leugnen, die Sozialdemokraten selbst am Allerwenigsten, daß das Deutsche Reich und die Sozialdemokratie feindlich einander gegenüberstehen; daß zwischen Beiden der Krieg erklärt und daß der Kampf entbrannt ist. Es ist ein Entscheidungskampf auf Leben und Tod. Das ist oft eine Phrase, hier ist es Wahrheit. Siegt die Sozialdemokratie, dann ist es aus mit dem Deutschen Reich: Kaiserkrone und Fürstenszepter,

Digitized by Google

staatliche Organisation und Familie, Ehe, Privateigenthum und angestammter Besitz, sie werden vom deutschen Boden verschwinden. Niemand wird ferner leugnen, daß der Deutsche Reichstag eine „Hauptfestung" des eigenen Landes ist. Kann sich da noch Jemand dem Schluß entziehen: Also gehören die 45 Sozialdemokraten, dieses feindliche Bataillon, nicht in die Besatzung dieser Festung; sie müssen hinaus!

Sehen wir einstweilen ab von allen juridischen Erwägungen über Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Ausschließung der Sozialdemokraten aus dem Reichstag. Befragen wir den gesunden Menschenverstand, unser eigenes gesundes Gefühl.

Es kommen Leute in unser Land mit folgender Erklärung: „Wir wollen nichts mit Euch zu thun haben; alle Euere bürgerlichen, wirthschaftlichen und politischen Einrichtungen sind uns verhaßt; je eher je lieber, und wenn es geht, mit Gewalt, werden wir dies Alles umstürzen; aber da wir einstweilen die Macht dazu noch nicht besitzen, wollen wir theilnehmen an Euerer höchsten gesetzgeberischen Versammlung, und zwar nur zu dem Zwecke, um unsere Pläne und Ideen in das Volk zu tragen und so den Boden für die Revolution vorzubereiten. Wir verachten an und für sich Euer Parlament (dies „Herrgotts-Saker-Parlament", wie der „Vorwärts" sich ausdrückte), aber wir müssen uns seiner bedienen, um, nach Liebknechts Wort, „die Gesetzgebungmaschinerie in die Hand zu bekommen", wie wir überhaupt „alle diejenigen Mittel, die Staat und Gesellschaft uns zur Verfügung stellen, anwenden gegen diesen Staat und gegen diese Gesellschaft" und zwar so lange bis „mit Eurem Staat auch seine Repräsentanten verschwinden: Minister, Parlamente, stehendes Heer, Polizei, Gendarmen, Gerichte, Rechts- und Staatsanwälte, Gefängnißbeamte, die Steuer- und Zollverwaltung, mit einem Wort: Euer ganzer politischer Apparat" (Bebel). So, jetzt wißt Ihr, was wir wollen und jetzt noch einmal: gebt uns Sitz und Stimme, Redefreiheit und Ehrenrechte in Euerem Parlament, damit wir diese unsere Umsturzpläne durchführen können.

Gäbe es auch nur einen Deutschen Mann, d. h. einen Mann, der auf dem Boden des bestehenden Deutschen Reichs steht, der zögern würde mit der Antwort: „Fort mit Euch! So lange mein Arm und meine Zunge sich noch rühren kann, wehre ich Euch nicht nur den Eintritt ins Parlament sondern jede Betheiligung an irgend welchen öffentlichen Aemtern. Wie ein erklärter Räuber nicht in meinen Hausstand gehört, so gehört ein erklärter Sozialdemokrat nicht in die öffentlichen Aemter des Deutschen Reichs."

Nun kommen aber die Leute, die so sprechen, nicht erst, sondern sie sind schon da; sie wollen nicht erst in den Reichstag, sie sitzen schon drin. Leider! Aber ändert Das im Allergeringsten die mehr als offenkundige

Digitized by Google

Wahrheit, daß sie nicht in den Reichstag gehören, daß es ein Hohn auf diese Institution ist, wenn er eine Partei, gleichberechtigt mit den anderen Parteien, in seinen Mauern beherbergt, die ihm, dem Deutschen Reichstag, der durch den Deutschen Kaiser berufen ist, ins Gesicht erklärt: „Wir erstreben die Republik, den Sozialismus, den Atheismus“ (Bebel)? Läßt man den Dieb und Räuber etwa bei der Arbeit, weil er schon im Hause ist? Nein. Man wirft ihn hinaus, wo und wann man ihn findet.

Drehen wir einmal die Sache um; denken wir uns, Deutschland sei zum sozialdemokratischen „Zukunftstaat“ geworden und besitze in irgendwelcher Form ein sozialdemokratisches Parlament. Würden in dieser Versammlung Gegner der Sozialdemokratie geduldet werden? Würde in ihr eine Partei geduldet werden, die offen erklärte: Wir wollen die Monarchie, die Ehe, das Privateigenthum, das Christenthum, wieder einführen? Hinausfliegen würde diese Partei, und zwar, vom sozialdemokratischen Standpunkt aus, mit Recht, denn, „jedes Reich, das in sich selbst uneins ist, wird zerstört werden“. Hier geht es aber wie fast überall: Nur die Gegner der alten Ordnung der Dinge in Religion, Staat und Familie haben Muth, Initiative, Konsequenz; die Vertheidiger der guten Sache begnügen sich mit halben Maßregeln, mit Verhandlungen und Laviren. Und eben deshalb werden sie meistens vom Sturme verschlungen.

Ist etwa nur der Feind zu fürchten, der mit fremdem Bajonnet und fremden Kanonen ins Land eindringt? Oder ist der Feind nicht viel gefährlicher, der schon im Lande ist und, wieder nach Liebknechts Wort, sich „der eigenen Kanonen und der eigenen Gewehre bemächtigen, sie umdrehen und mit ihnen die alte Ordnung der Dinge und ihre Beschützer zerschmettern“ will?

Ich glaube nicht, daß irgend Jemand sich der Wahrheit dieser Ausführungen verschließen kann, daß es Jemand giebt, der nicht sagen wird: es ist ein arger politischer Nonsens, daß die Sozialdemokraten im deutschen Reichstag sind, daß eine Partei an der Gesetzgebung und Vertretung des deutschen Volkes theilnimmt, die den Umsturz alles Bestehenden auf ihre Fahnen geschrieben hat, die heute die gewaltsame Revolution beginnen würde, falls sie Aussicht auf Gelingen hätte. Aber, wird vielleicht Mancher hinzufügen, die einmal bestehende Verfassung, das Wahlgesetz, bieten keine Handhabe, diesen Zustand zu ändern. Wäre Dem wirklich so, so würde ich keinen Augenblick zögern, zu sagen: gut, so ändere man die Verfassung, oder man mache ein neues Sozialistengesetz.

Also abermals Ausnahmegesetzgebung? Ja, warum denn nicht? Was jeder Familie, jeder Stadt, jedem Verein gestattet ist: in Zeiten drohender Gefahr Ausnahmebestimmungen zu treffen, Das sollte dem Staate, der um

Digitized by Google

seine Existenz kämpft, verwehrt sein? Es kann sich nur um Nützlichkeit oder Schädlichkeit, nicht aber um Erlaubtheit oder Unerlaubtheit, von Ausnahmegesetzen handeln. Man hat aus Nützlichkeitgründen das Sozialistengesetz aufgehoben. Hat man den Zweck erreicht und das Anwachsen der Sozialdemokratie gehindert? Die Statistik möge antworten:

Im Jahre 1871 wurden 2 (sächsische) Sozialdemokraten gewählt, 1874: 10, 1877: 12, 1878: 9, 1881: 12, 1884: 24, 1887 (Septennatswahlen): 11, 1890: 35, und jetzt sitzen 45 Sozialdemokraten im Reichstag. Unsere großen Handels- und Industriestädte sind in ihrer Mehrzahl in die Hände der Sozialdemokraten gefallen oder halten sich nur noch sehr mühsam. Heute sind sozialdemokratisch vertreten: Königsberg, Berlin mit Ausnahme eines einzigen Mandats nebst zwei Vorortswahlkreisen, Stettin, Breslau, Waldenburg, Reichenbach, Magdeburg, Kiel, Altona, Hannover, Homburg, Frankfurt, Lennep, Elberfeld, Solingen, München, Nürnberg, 8 sächsische Industriestädte, ferner Offenbach, Mainz, Braunschweig, Sonneberg, Gotha, Greiz, Gera, Hamburg, Straßburg, Mülhausen.

Unser Deutsches Reich ist innerlich noch stark genug, um die Handhabung eines Ausnahmegesetzes auf Generationen hinaus durchzusetzen; und nur die Gewalt in ihrem langwierigen Druck kann zum Ziele führen. Eine Partei, die durch Jahrzehnte hindurch keine freie Meinungäußerung, keine Presse besitzt, deren Mitglieder keinerlei politische Rechte haben, die außerdem mit allen Mitteln bekämpft wird, wie Religion und Erziehung und eine weise sozialpolitische Gesetzgebung sie an die Hand geben: eine solche Partei wird und muß zu Grunde gehen.

Keine politischen Rechte mehr! Kein erklärter Sozialdemokrat kann Wähler oder Gewählter sein; aktives und passives Wahlrecht hat er verloren: Das müßte Grundbestimmung eines neuen Sozialistengesetzes werden.

Allein, bedarf es denn wirklich hierzu einer neuen, einer Ausnahmebestimmung? Genügt hierzu nicht die schon bestehende Reichsverfassung? Wenn wir Sinn und Natur der Reichsverfassung befragen, so lautet die Antwort: Ja.

Nach der Verfassung des Deutschen Reichs ist jeder „Reichsangehörige," aber auch nur dieser, wählbar und kann wählen. „Reichsangehörigkeit" ist zunächst freilich nur ein Wort, doch dies Wort hat gewiß zum Inhalt einen bestimmten Begriff. Nicht die materielle, physische Thatsache der Geburt und des Wohnsitzes kann nun aber den vollen Inhalt dieses Begriffes bilden; ein gewisses Quantum geistiger, psychischer Eigenschaften ist begrifflich zur „Reichsangehörigkeit" unerläßlich.

Das klingt sehr verdächtig und anfechtbar. Staatsrechtliche, politische Thatsachen, an die sich wichtige Rechte und Befugnisse knüpfen, sollen

Digitized by Google

in ihrer Wirkung abhängig gemacht werden von inneren Gesinnungen? Damit geht ja jeder reale Boden verloren. Wer soll denn über die nothwendige Gesinnung entscheiden? Welches Plus oder Minus nach der einen oder andern Richtung, welche Schattirung von „Gesinnung", soll den Ausschlag geben?

Viele Fragen, viele Vorwürfe! Ist die Rechtfertigung unmöglich?

Niemand wird bestreiten, daß im Deutschen Reich, wie es vor uns steht, eine Summe geistiger Ideen enthalten ist. Diese Ideen sind verkörpert, sind sichtbar und greifbar geworden in eben so vielen sozialen, wirthschaftlichen und politischen Institutionen. Diese sind materielle Thatsachen, aber sie haben einen geistigen Gehalt, einen geistigen Untergrund, auf dem sie ruhen. Entfernt man diesen geistigen Gehalt, dann muß auch seine materielle Verkörperung schwinden.

So würden mit der Idee des Christenthums die Kirchen (ich meine die Gebäude) verschwinden, mit der Idee der Familie die Heimstätten, mit der Idee des Eigenthums die Besitze, mit der Idee der Staatsgewalt die Fürsten und Obrigkeiten.

Das Deutsche Reich als Ganzes betrachtet, wenn auch zunächst in seiner äußeren Erscheinung eine materielle Thatsache, ein Bodenareal von so und so vielen Quadrat-Kilometern, ist also seinem innern Wesen nach eine Idee mit ganz bestimmten Grundzügen.

Das Selbe muß von dem Wort und Begriff „Reichsangehörigkeit" gesagt werden. Sie ist zunächst eine materielle Thatsache, und als solche charakterisirt und bestimmt durch Geburt und Wohnsitz, aber eine gewisse geistige Idee, eine gewisse Summe geistigen Gehalts, liegt ihr zu Grunde. Diesen geistigen Gehalt der „Reichsangehörigkeit" nach seiner positiven Seite hin festzustellen, zu sagen, was Alles an innerer Gesinnung dazu gehört, um wirklich „Reichsangehöriger" zu sein, dürfte schwierig sein. Es ist aber auch nicht nothwendig, da es vollkommen genügt, den geistigen Gehalt der „Reichsangehörigkeit" nach seiner negativen Seite hin festzustellen.

Wer erklärter Gegner der Grundlagen des Reiches ist, wer allen Ideen und Begriffen, auf denen das Reich beruht, offen den Krieg erklärt, Der leugnet seine Zugehörigkeit zum Reich, Der erklärt selbst, daß die Idee und der Begriff der „Reichsangehörigkeit" auf ihn nicht passen. Ein Solcher braucht nicht erst ausgewiesen zu werden; er hat sich selbst außerhalb des Reichs gestellt und sein materielles Wohnen in diesem Reich ändert daran durchaus nichts.

Nicht die Gesinnung in irgend einer Schattirung soll also zur Voraussetzung der „Reichsangehörigkeit" gemacht werden, sondern die Anerkennung der allerwesentlichsten Grundlagen des Reichs, ohne welche dieses nicht einmal gedacht werden kann.

Digitized by Google

Auch spreche ich die äußeren, aus der „Reichsangehörigkeit" fließenden Rechte nicht Jedem ab, der vielleicht nur innerlich solche grundstürzende Gesinnungen hegt: de internis non judicat praetor. Aber, wer sich selbst offen zu diesen Gesinnungen bekennt, Der hat die „Reichsangehörigkeit" verloren, oder besser, er will sie selbst nicht besitzen. Ihm, dem erklärten Feinde des Reiches, die selben politischen Rechte ungeschmälert zu gewähren, wie den wahren und echten Reichsangehörigen, Das ist eine Beleidigung dieser und eine Entwürdigung des Reiches und seines eigenen berechtigten und nothwendigen Selbstbewußtseins.

Kein Staatsrechtslehrer und kein Politiker wird ferner leugnen, daß der „Reichsangehörige" gewisse Pflichten gegen das Reich zu erfüllen hat. Nur zwei seien hier genannt: die Pflicht des Gehorsams und die Pflicht der Treue. Das sind Rechtspflichten, deren Hauptinhalt zum Mindesten darin besteht, Handlungen zu unterlassen, die eine Schädigung des Reiches bezwecken.

Und die Sozialdemokraten? Muß oft Wiederholtes noch einmal wiederholt werden? Ist nicht ihr ganzes Sinnen und Trachten, sind nicht alle ihre Bestrebungen auf Schädigung des Reiches, ja auf seinen Untergang, gerichtet? „Wir erstreben auf politischem Gebiet die Republik, auf dem ökonomischen Gebiet den Sozialismus, und auf Dem, was man heute das religiöse Gebiet nennt, den Atheismus." Das rief Bebel am 31. Dezember 1881 im Deutschen Reichstag aus. Sind solche Gesinnungen vereinbar mit der im Begriff der „Reichsangehörigkeit" liegenden Verpflichtung?

Und endlich, was ist natürlicher und selbstverständlicher, als daß ein „Reichsangehöriger" das Reich, dem er angehört, als sein Vaterland anerkennt; daß, wenn auch vielleicht keine Vaterlandsliebe in seinem Herzen, so doch der Begriff eines Vaterlandes in seinem Kopfe wohnt.

Oberster Grundsatz des Sozialdemokraten ist aber, kein Vaterland zu haben; er leugnet die Rechtmäßigkeit, ja die Erlaubtheit dieses Begriffes. Das innerste Wesen der Sozialdemokratie ist international, kosmopolitisch.

Fassen wir dies Alles zusammen, so ist das nothwendige Ergebniß das Schlußurtheil: eine auch nur halbwegs vernünftige Anwendung des Wortes und Begriffes „Reichsangehörigkeit" auf die Sozialdemokratie ist unmöglich. So wahr kein Atheist ein Christ, so wahr kein Republikaner ein Monarchist ist und sein kann, so wahr ist kein erklärter Sozialdemokrat ein „Reichsangehöriger" und so wenig kann er Anspruch machen auf die Rechte, die einem solchen zustehen. So lange also Worte noch einen Sinn haben, so lange fehlt einem erklärten Sozialdemokraten das an die „Reichsangehörigkeit" geknüpfte aktive und passive Wahlrecht, aus dem sehr einfachen Grunde, weil er kein „Reichsangehöriger" ist und keiner sein will.

Digitized by Google

Das sind allerdings mehr oder weniger rechtsphilosophische Erwägungen; allein auch das Staatsrecht muß einen philosophischen, d. h. einen vernünftigen Boden haben. Es darf nicht gegen den gesunden Menschenverstand verstoßen dadurch, daß es sich in Wortklauberei ergeht und dabei die Begriffe, die den Worten zu Grunde liegen müssen, völlig außer Acht läßt.

Sollte aber dennoch Mancher davor zurückschrecken, einer großen Anzahl von Menschen, die in Deutschland geboren sind und in Deutschland leben, die politischen Rechte zu nehmen, ohne daß der Wortlaut der Verfassung es gestattet: nun gut, so ändere man die Verfassung und mache ein neues Wahlgesetz.

Würden alle Sozialdemokraten sich ausnahmelos an Eide gebunden halten, so ginge es mit folgendem Zusatz zu Artikel 29 der Reichsverfassung „Die Mitglieder des Reichstags haben bei ihrem Eintritt in den Reichstag den Eid auf die Verfassung abzulegen." Niemand, der, wie die Sozialdemokraten, mit allen Mitteln die Verfassung beseitigen will, kann sich eidlich verpflichten, diese Verfassung zu schützen, falls der Eid für ihn überhaupt noch eine Bedeutung hat. Aber es ist fraglich, ob dieser Eid alle Sozialdemokraten binden würde. Also bliebe nichts Anderes übrig als ein kurzer und bündiger Paragraph zum Wahlgesetz: „Kein erklärter Sozialdemokrat kann Wähler oder Gewählter sein."

Verfassungänderungen und Ausnahmegesetze sind gewiß ernste Maßregeln; aber ist die Gefahr, gegen welche diese Maßregeln getroffen werden sollen, etwa nicht ernst, nicht sehr ernst? Nur einschneidende, energische, rücksichtlose Bekämpfung der Sozialdemokratie wird zum Ziele, zum Siege führen. Und wenn das Deutsche Reich nicht siegt, dann wird die Sozialdemokratie siegen und das Deutsche Reich in Stücke schlagen. Hier gibt es nur dieses Entweder — Oder.

Welche Verfassungänderungen und Ausnahmegesetze stellt uns nicht die Sozialdemokratie in Aussicht, sobald sie zur Herrschaft gelangt! Kein Stein der alten Ordnung würde auf dem anderen bleiben. Nicht „Aenderung", sondern „Umsturz" wäre die Parole. Und da sollen wir nicht Das thun dürfen zur Erhaltung des Deutschen Reichs, was die Sozialdemokratie in gewaltsamer, tumultuarischer Weise thun wird zur Zerstörung nicht nur des Deutschen Reichs, sondern der Religion, der Familie, des Privatbesitzes, der staatlichen Gewalt, kurz der gesammten Kultur?!

Das Wort Ausnahmegesetze, Zwangsmaßregeln, schreckt Viele; Andere leugnen seine Wirksamkeit. In allen Wendungen wiederholen sie, daß große soziale Uebel durch eine weise sozialpolitische Gesetzgebung, durch Beseitigung bestehender Mißstände von innen heraus geheilt werden müssen.

Digitized by Google

Wer bestreitet diese unleugbare Wahrheit? Heile man, so viel es geht, von innen heraus; gebe man jenen Faktoren, die allein dauernd zu heilen vermögen: Religion, gute Erziehung und belehrende Presse, den weitesten Spielraum; bessere man nach Kräften die vielen sozialen Mißstände, das schwere Loos der arbeitenden Klassen, nie wird gesetzgeberische Weisheit und opferfreudige Privatwohlthätigkeit hierin zu viel thun können: nur vergesse man nicht: eine ansteckende, sich weiter und weiter verbreitende Krankheit kann durch innere Heilmittel allein nicht wirksam bekämpft werden, es müssen äußere Schutz- und Zwangsmaßregeln hinzukommen.

Was ich vorgeschlagen habe, ist die Aechtung der Sozialdemokratie, ihre Entfernung aus dem Brennpunkt des politischen Lebens. Daß sie als mitsprechender Faktor in unser politisches Leben de jure nicht hineingehört, ist sonnenklar. Sie steht in ihm da als eine häßliche Anomalie, als ein greifbarer Gegensatz. Je länger sie geduldet wird in dieser widerrechtlichen Stellung, um so mehr wird man sich an ihren Anblick gewöhnen, um so weniger wird man es empfinden, daß es eine Schmach für unser politisches Leben ist, diese Umsturzpartei in einer Linie, in gleichem Rang und gleicher Würde mit den übrigen Parteien zu belassen. Noch so viele Deklamationen in der Presse oder auf den Kanzeln gegen die Gefährlichkeit und Unerlaubtheit der sozialdemokratischen Bewegung werden den Eindruck nicht verwischen, den dieser Anblick der Sozialdemokratie in ihrer gesetzlich geschützten und mit Vorrechten ausgestatteten Stellung bei Tausenden und aber Tausenden hervorrufen muß. Allen Worten wird die Thatsache entgegenstehen, daß unser Deutsches Reich, der hohe Beschützer der Religion, der Familie, des Privateigenthums und der obrigkeitlichen Gewalt, die Sozialdemokratie als sitz- und stimmberechtigt in seinem obersten Areopag anerkennt. Da kann diese Partei doch nicht so gefährlich, so grundstürzend für Religion, Familie, Privateigenthum und obrigkeitliche Gewalt sein; das Deutsche Reich will doch kein Selbstmörder werden! So werden Viele denken, und diese unheilvollen, aber naheliegenden Gedanken gerade führen, wenn auch nicht zur Sozialdemokratie selbst, so doch zur Verkennung ihrer Gefährlichkeit.

Ganz anders, wenn die Reichsacht ausgesprochen würde über den großen innern Feind unseres Vaterlandes; wenn das Reich als Reich ihm den Fehdehandschuh vor die Füße schleuderte und mit starker Hand ihn hinauswiese aus dem Haus und aus der Festung, in die er von Gottes und Rechts wegen nicht hineingehört. Würde es dann nicht unserem Volke, auch dem Schlichtesten aus ihm, zum klaren Bewußtsein kommen, daß der Geächtete ein gefährlicher Gegner ist, daß seine Lehren verderblich sind? Müßte sich dann nicht der Bauer hinter dem Pflug, der Arbeiter in der

Digitized by Google

Fabrik, der Handwerker in der Werkstatt, sagen: Nur gegen einen Reichsfeind und Landesverräther kann man so vorgehen. Und mit vermehrtem Muth würde der Mann aus dem Volke ankämpfen gegen den Vaterlandsfeind, gegen den Zerstörer seines häuslichen Glücks, gegen den Räuber seiner Habe und seines Besitzes.

Gewiß wird durch die Hinausweisung der sozialdemokratischen Partei aus dem Reichstag die Sozialdemokratie nicht aus der Welt geschafft. Das kann nur — ich wiederhole es nochmals — geschehen durch Hebung der schweren Schäden auf sozialem und wirthschaftlichem Gebiet. Aber diese Maßregel ist nothwendig, um aus den politischen und parlamentarischen Grundlagen des Deutschen Reichs eine schreiende Unwahrheit und damit einen Krebsschaden zu entfernen. Die mindeste Forderung, die man an ein staatliches Gemeinwesen stellen kann, ist: Wahrheit und Klarheit in seinen politischen Institutionen. Unwahrheit, Unklarheit und Halbheit hier rächt sich schwer; es ist der Keil getrieben in das Gefüge des staatlichen Baues.

Meine Ausführungen fasse ich in die folgenden Sätze zusammen:

1. Deutsches Reich und Sozialdemokratie sind unvereinbare innere Gegensätze. Die Sozialdemokratie erstrebt den Ruin des Deutschen Reichs und aller seiner sozialen, wirthschaftlichen und politischen Einrichtungen.

2. Deshalb stehen auch Sozialdemokratie und Deutscher Reichstag im denkbar schroffsten Widerspruch zu einander.

3. Deshalb ist es ein politischer Nonsens und ein Hohn auf die Machtstellung des Reichs, daß in dieser seiner höchsten gesetzgebenden Versammlung als berechtigte Faktoren Leute sitzen, die mit allen Mitteln den Sturz des Reiches herbeizuführen suchen und die diese Absicht offen aussprechen.

4. Solche Leute haben ihren eigenen Erklärungen nach die „Reichsangehörigkeit" verwirkt, da sie sich weigern, die wesentlichsten Pflichten, die aus dieser Angehörigkeit folgen, zu erfüllen, und da sie Handlungen vornehmen, die diesen Pflichten diametral entgegengesetzt sind.

5. Deshalb gebietet es die Pflicht der Selbsterhaltung, daß das Deutsche Reich den Sozialdemokraten alle politischen Rechte nimmt und den Einfluß der sozialdemokratischen Agitation auf alle ihm zu Gebote stehende Weise unterdrückt. Der sozialdemokratischen Partei ist jede Lebensbedingung zu entziehen. Licht, Luft und Nahrung sind ihr abzuschneiden. Sie befindet sich zum Deutschen Reich im Kriegszustand; es gilt also für sie kein anderes Recht als das Kriegsrecht.

6. Läßt sich dies Alles nicht durchführen ohne Ausnahmegesetze und Verfassungänderung, so greife man zu diesen jedem politischen Gemeinwesen rechtlich zustehenden Mitteln; denn: Suprema Lex Salus Populi.

Graf Paul von Hoensbroech.

Digitized by Google

Shakespeares düstere Periode.

II.*)

In der Zeit der Kleopatra-Dichtung ist Shakespeares Melancholie gegen früher noch gesteigert, ja, zu einem völligen Pessimismus geworden. Augenscheinlich haben die öffentlichen Zustände ihn tief verstimmt. In seiner Jugend beschäftigte die Politik ihn wahrscheinlich weniger. Als Patriot sah er die Verhältnisse des Landes in dem günstigsten Lichte. Der Aufschwung der Armada-Zeit erfüllte damals alle Gemüther. Jetzt aber fühlte man den Druck. Elisabeth hatte die gesetzgebende Macht an sich gerissen. Sie sandte ihre Unterthanen nicht selten ohne gerichtliches Verfahren ins Gefängniß. Die Folterbank wurde angewandt, trotzdem das Gesetz es verbot. Die Sternkammer verurtheilte Jeden, den die Königin verurtheilt zu sehen wünschte. Die Bücherwelt stand unter der schlimmsten Censur — der kirchlichen —, Personen, deren Schriften dem Hofe unangenehm waren, wurden gepeitscht, hingerichtet, oder es wurden ihnen Nase und Ohren abgeschnitten. Ben Jonson entging dieser Strafe mit genauer Noth. Dieser Zustand schuf Schleicher und Heuchler, aber er schuf auch Märtyrer. Shakespeare sah den größten Geist seinen Landes, Lord Baco, der von Essex beschützt und mit Gaben überhäuft worden war, als Advokaten die Anklage gegen seinen Freund und Wohlthäter übernehmen und vor den Schranken des Oberhauses Alles aufbieten, um die Lords zu bewegen, Essex ohne mildernde Umstände zum Tode zu verurtheilen. Der selbe Baco gab sich dazu her, die Henker anzufeuern, als sie eines Tages auf seinen Befehl einen alten Prediger peinigten, — wegen des Manuskriptes einer nie gehaltenen und nie gedruckten angeblich ketzerischen Predigt. Man multiplizire eine solche Erfahrung mit tausend, und man hat Shakespeares Erfahrungschatz aus diesen Jahren.

Verachtung wird die beständige Stimmung bei ihm, eine Menschenverachtung in großem Stil, die mit dem Blute durch seine Adern rollt. Verachtung gegen Fürsten und Volk, gegen die Helden, die nur Raufbolde und Prahlhänse sind (Troilus), gegen die Künstler, die nur Schmeichler und Schmarotzer sind (Timon), gegen die Männer, die entweder roh und boshaft sind oder dumm sentimental genug, um sich mit Haut und Haaren den Weibern zu überliefern, und gegen die Weiber, deren wesentlichste Geschlechtseigenschaften Schwäche, Sinnlichkeit, Verstellung und Lüge sind.

Gab es ein Seitenstück zu dem Kriege um den Orient, der in Wirklichkeit ein Krieg um Kleopatra war, — gab es einen Krieg, der über alle Mittelmeerländer dahinfuhr, um den Besitz eines lockeren Weibes zu gewinnen? Gewiß; da war ja jener alte trojanische Krieg, veranlaßt durch Helenas Entführung, ins Werk gesetzt durch einen „Hahnrei", ausgekämpft wegen einer „Metze", — Ausdrücke, die Shakespeare in „Troilus und Kressida" dem Thersites in den Mund legt. Da war Stoff zu einer Tragikomoedie von recht bitterer Art.

Nun sieht der Dichter in diesem Weibe keineswegs mehr die Zauberin, sondern nur noch das Geschlecht. Er trennt die Strahlen von dem Sterne. Wie in allen Künstlergeistern war in dem seinigen eine Mischung von Schwärmerei und Cynismus. Nun scheidet er eine Zeit lang die Schwärmerei aus und läßt den Cynismus allein walten. Und nun sehen wir die schönsten Elemente

*) S. „Zukunft" vom 6. Oktober 1894.

Digitized by Google

der Iliade entwürdigt und mit allen Kräften verhöhnt, den Zorn des Achilles lächerlich gemacht, die Freundschaft zwischen ihm und dem Patroklos besudelt, Hektors Abschied in eine Grimasse verwandelt. Wir sehen die griechische Erotik mit der Geißel der Geschlechtskrankheiten gepeitscht, in Pesthauch gehüllt, durch ein Leiden geschändet, das erst einige tausend Jahre nach dieser Zeit bekannt wurde. Kressida wird wegen einer leichten Koketterie vom Dichter mit einem leidenschaftlichen Haß verfolgt. Noch nie hat Shakespeare die sinnliche Anziehung so ganz von jeder Poesie entblößt geschildert, niemals war sein Cynismus so allen Humors bar wie hier bei Thersites und Pandarus, und bei Apemantus in „Timon". Der Nerv ist hier ein angelsächsischer Grundnerv, aber nicht mehr der des lustigen Altengland, sondern der andere, der später bei Swift und bei Hogarth der Lebensnerv wird. Man achte nur auf die fürchterliche Replik des Ulysses, als Kressida nach dem englischen Gebrauch der damaligen Zeit den griechischen Krieger mit einem Kusse begrüßt.

An einer Stelle in der Rolle des Ulysses glaube ich die persönliche Quelle der Bitterkeit zu verspüren, welche die Grundstimmung des Stückes ist, und des Pessimismus, in den es mündet. Shakespeare hat augenscheinlich zu dieser Zeit das Gefühl gehabt, daß er im Begriffe stehe, aus der Gunst des Publikums verdrängt zu werden, da jüngere und geringere Männer ihm vorgezogen wurden. Bald nach seinem Tode überstrahlte Fletcher ihn ja vollständig. Ein verzehrendes Gefühl von der Ungerechtigkeit der Menschen und der Dinge hat ihn erfüllt. Diese Stimmung verspürt man schon in der Umarbeitung von „Ende gut, Alles gut", wo der König den Ausspruch von Bertrams Vater citirt:

„Ich mag nicht leben," sprach er,
„Wenn's meiner Flamm' an Oel gebricht, als Schnuppe
Für jüngre Geister, deren ekle Sinne
Verachten, was nicht neu."

und auf den Einwand:

„Herr, man liebt Euch;
Wer jetzt am Mindsten, mißt Euch noch am Meisten."

diese stolz-bescheidenen Worte findet:

„Ich füll 'nen Platz, ich weiß."

Es giebt in Troilus und Kressida eine Stelle, die den Uebergang von diesem Schauspiel zum Koriolan andeutet. Das ist die berühmte politische Replik des Ulysses, die große Auseinandersetzung von der Nothwendigkeit des Rang- und Standes-Unterschiedes:

„Rangordnung,
Nimm sie hinweg, mach' diese Saite stumm,
Und acht', welch' Mißton folgt!"

Shakespeare hat allzu oft den Vorrang des Verdienstes vor äußeren Vorzügen hervorgehoben, als daß er in den Verdacht gerathen könnte, dem Standeshochmuth oder der Rangetiquette das Wort reden zu wollen. Aber es liegt Etwas von seinem aristokratischen Glaubensbekenntniß in dieser Replik. Seine politischen Vorstellungen waren verhältnißmäßig engherzig; er vermochte es nicht, von dem leicht verschleierten Absolutismus unter Elisabeth aus sich eine Vorstellung von der freien Bürgergesellschaft des Alterthums zu bilden. Seine politische Ueberzeugung war, ganz natürlich, die eines Künstlers, der sich in einer seit langer Zeit aristokratisch regirten Monarchie von der Aristokratie gegen den puritanischen Bürgerstand beschützt wußte.

Digitized by Google

Dieser Widerwille gegen die Demokratie hat unzweifelhaft in dem rein sinnlichen Abscheu seines Künstlernervs gegen die Atmosphäre des gemeinen Mannes seine Wurzel gehabt. Man achte auf Cascas Beschreibung von Caesars Haltung beim Lupercalien-Feste, wo der Pöbel seinen stinkenden Athem um sich verbreitete, auf Kleopatras Entsetzen darüber, daß sie in Rom zur Schau emporgehoben wird, in einem Schwarm von Handwerkssklaven, umwölkt von ihrem üblen Hauch und dem Gestank ihrer ekleu Kost; auf die Worte Richards des Zweiten über Bolingbrokes Werben um die Gunst des gemeinen Mannes. Shakespeare fühlte sich eben so sehr abgestoßen von dem häßlichen Dunst des großen Haufens wie später Heine. Immer wieder kommt daher Koriolan zurück auf die „stinkende, wandelbare Menge.“ Ihr will er nicht schmeicheln.

Seinen Eindruck von der Widerwärtigkeit der Menge hat Shakespeare augenscheinlich von den Besuchern des offenen Parterres in seinem Theater erhalten, diesen fürchterlichen Burschen (terribles boys), den Ungewaschenen, wie sie genannt wurden, über denen immer ein Qualm von Tabak und ein Dunst von Getränken schwebte, während sie ungeduldig auf den Augenblick warteten, da die Primadonna fertig barbirt war und das Stück beginnen konnte. Und später dann, am Abend, — der abscheuliche Gestank, der sich aus dem ungeheueren Behälter im Hintergrunde des Parterres erhob, ein Gestank, den man von der Bühne her durch das Verbrennen von Genever zu beseitigen suchte. Wiederholt hatten die Schauspieler versucht, diesen Behälter der Gründlinge abzuschaffen, aber sie stießeu auf Widerstand und würden sich schmählichstem Unglimpf ausgesetzt haben, falls sie dem Pöbel zu trotzen gewagt hätten.

Von solchem Schauspiel kam Shakespeare, als er Englands und Roms alte Demokratie betrachtete: er sah sie im Lichte seiner Zeit. In seinem König Johann hat er die Erzwingung der Magna Charta, die Hauptbegebenheit in der Regirungzeit des Königs, übergangen, ohne dieses große Ereigniß auch nur zu erwähnen. Elisabeth liebte es nicht, daß man dabei verweilte, und Shakespeare selbst interessirte sich nicht dafür.

Bezeichnend ist es auch, daß Koriolan immer auf die Feigheit der Plebejer zurückkommt. So spricht die Verachtung des mittelalterlichen Edelmannes gegenüber den im Waffenhandwerk ungeübten Bauern. Aber dieses Verhältniß paßt ja gar nicht auf die stolzen Plebejer im alten Rom.

Wie ist nun dieses Werk, Koriolan, emporgestiegen aus jener Tiefe von Mißmuth, Lebensüberdruß, Verstimmtheit, Menschenverachtung, welche zu dieser Zeit Shakespeares Seele ganz erfüllte?

Ich denke mir Dies so: er hat sich gequält und zermartert gefühlt, und diese Qual hat in seinen Werken bald die eine und bald die andere von ihren Ursachen aus Licht gezogen, sich bald auf diese, bald auf jene Weise Luft gemacht, bald über das Verhältniß der Geschlechter, bald über Politik in wechselnden Facetten ihr Licht verbreitet. Wenn er erwog, was denn in diesem tristen Erdenleben seine Freude gewesen war und es ihm erträglich gemacht hatte, so fand er als einzige, stets rinnende Freudenquelle: die Freundschaft der Großen. Als Schauspieler gehörte er zu einem gering geschätzten Stande, als Dramatiker wurde er nicht mit zur Literatur gerechnet. Er gab daher seine Schauspiele nicht einmal in Buchform heraus. Die Ehre und der Ruhm seines Lebens war das Wohlwollen von ein paar jungen Lords. Und niemals, wirklich niemals, fand er bei seinen Zeitgenossen eine Ahnung davon, daß er einzig war und daß Keiner der Uebrigen gegen ihn aufkommen konnte.

Digitized by Google

Hat es Zeiten gegeben, wo er seine Größe ganz geahnt, ganz begriffen hat? Ich glaube: ja, mitunter, und gerade in solchen Zeiten brach sein aristokratischer Stolz mächtig hervor. Hat er sich gesagt: in fünfhundert Jahren wird die Menschheit meinen Namen noch kennen und meine Bücher noch lesen? Das bezweifele ich. Denn er ist schwerlich von dem Glauben beseelt gewesen, daß die Nachwelt schärfer sehen oder höher stehen würde als seine Zeitgenossen. Ein Begriff wie der von der historischen Entwickelung mußte ihm ja fremd sein. Er hat vielmehr überall im Bürgerstande die Beschränktheit wachsen und die Bigotterie triumphirend vorrücken sehen, und er gelangte zu einem Widerwillen gegen den Menschenschwarm, zu einer Verachtung, die ihn gegen Lob wie gegen Tadel gleichgiltig machte.

Koriolan bekümmert sich vom Anfang an nur um das Lob seiner Mutter; später ärgert auch sie ihn nur, wenn sie ihn lobt. Sein Wesen wickelt sich los aus dem Urtheil der Menschen. Er wohnt nun auf jenen kühlen Höhen über der Schneelinie, in den reinen Luftschichten der hohen Gleichgiltigkeit, worin die Seele schwebt, wenn sie von Menschenverachtung getragen wird. Daher fühlt der Dichter mit diesem Koriolan, der sich nicht dazu bequemen kann, als Lohn für unbestreitbare Verdienste vom Volke das Konsulat zu erbitten. Mögen sie ihm den Lohn für seine Thaten geben, aber darum zu werben, — welche Qual! Daher die Heldenvergötterung, von der er umgeben ist, verehrt vom Chor, d. h. von Menenius, ja sogar von Aufidius, dem Feinde. „Troilus und Kressida" strömte über von Verachtung gegen das weibliche Geschlecht, gegen falschen Heldenruf und falsche Kriegergröße, Koriolan strömt über von Verachtung gegen das Volk als den großen Haufen; die leidenschaftliche Verachtung aber, die im Timon zum Ausbruch kommt, gilt keinem einzelnen Stand und keinem einzelnen Geschlecht, keiner Klasse und keinem Bruchtheil der Menschheit. Sie ist die reine, nichts und Niemand verschonende Menschenverachtung. Shakespeare fand den Stoff während der Vorarbeiten zu „Antonius und Kleopatra" in Plutarchs: Lebenslauf des Antonius. Aber nur ein Theil des Dramas stammt von seiner eigenen Hand. Von Lukian und einem älteren Drama über Timon nahm er verschiedene Elemente und begann dann, sich in diesen Stoff zu vertiefen, weil er hier eine Grundstimmung fand, die mit seiner eigenen zusammentraf.

Der Weg, der von Koriolan zu Timon führt, ist leicht zu erkennen.

Als die Undankbarkeit des Volkes den Koriolan trifft, da tritt er als Feind und Angreifer gegen sein Volk und seine Vaterstadt auf. Als Timon ein Opfer der Undankbarkeit wird, wirft er seinen Haß auf das ganze Menschengeschlecht. Koriolans Erbitterung ist wirksam, die Timons ist passiv, sie äußert sich lange nur in Menschenscheu und Verwünschungen, und erst, als er wieder Gold findet, nimmt sie eine praktische Wendung. Alkibiades dagegen handelt hier genau so wie dort Koriolan. Und als man von Athen den Timon aufsuchen läßt und ihn bittet, die Stadt gegen den wilden Alkibiades zu vertheidigen, da ist er härter, kälter, tausendmal mehr erbittert als Koriolan, ja selbst als Alkibiades, der sich mit einer begrenzten Rache begnügt. Er zeigt sich konsequent in seinem Abscheu gegen das Menschengeschlecht.

Timon erinnert in mehreren Grundzügen an Lear, aber die Bitterkeit und Leidenschaft ist hier um so Vieles größer, wie die Genialität der Schöpfung geringer ist. Neben Lear steht der männliche Kent, der treue Narr, das Herz der Herzen Kordelia, der wackere König von Frankreich. Timon hat Keinen, der ihm treu bleibt, ausgenommen einen einzigen Mann aus dem Sklaven-

Digitized by Google

stande. Er ist allein mit seiner Bitterkeit und seinem Ueberdruß, der sich zur Zerstörungsucht steigert. Als sein alter Freund Alkibiades ihn mit einem Besuche belästigte, nachdem er als Einsiedler in die Waldeinsamkeit geflüchtet ist, empfängt er ihn mit den Worten:

„Dir nag der Krebs das Herz! — —
Ich haff' die Menschheit,
Doch Du, ich wollt', Du wärst ein Hund, daß ich
Ein Wenig Dich möcht' lieben.

Selbst der alte Schopenhauer würde sich nicht so stark ausgedrückt haben.

Alles Gefühl für Vaterland, Heimath, ja selbst für die Schutzlosen, ist in Timon erloschen. Möge die Pest unter der Menschheit rasen, so lange noch Einer da ist, um ein Grab zu graben. Und Timon selbst geht in seine Grabstätte, um sich vom Leben zu befreien.

Es ist nicht der Kummer über die Fähigkeit der Bosheit, das Gute niederzureißen (wie im Othello), oder der Jammer über das Elend des Lebens (wie im Lear), sondern die Entrüstung über erlittene Undankbarkeit, die so herangewachsen ist, daß sie den Himmel des Lebens mit den schwärzesten Wolken bedeckt, den Glanz der Sonne auslöscht und einen Donner rollen läßt, wie wir ihn selbst bei Shakespeare noch nie gehört haben, während Blitz auf Blitz über den Horizont zuckt Alles, was Shakespeare in diesen späteren Jahren erlebt und ausgestanden hatte, Das hat er zusammengedrängt zu dieser einen, verzweifelten Gestalt, dem Menschenhasser, dessen wilde Rhetorik, eine dunkle Essenz von dickem Blut und bitterer Galle, ausgeschieden wird, um die Qual zu lindern.

Und so ward es denn ausgesprochen, dieses letzte, wildeste Wort der Bitterkeit. Die schwarze Wolke hatte sich entladen und der Himmel klärte sich langsam wieder auf. Das jahrelang steigende Crescendo hatte das höchste Forte erreicht und es war für den grollenden Poeten nichts mehr zu sagen übrig. Er hatte sich müde gerufen, er hatte ausgeraft. Die Fieberhitze war vorüber Er fühlte, daß er sich in einer beginnenden Rekonvalescenz befand.

Und was ist dann geschehen?

Die erloschene Sonne ist wieder hell und strahlend emporgestiegen, der schwarze Himmel ist wieder blau geworden. Das milde Interesse für alles Menschliche ist zurückgekehrt.

Wie? Weshalb? — Wer kann darauf antworten! Langsam gelangt Shakespeare, während er sich dem Ende seines Lebens nähert, zu der Resignation der reiferen Jahre. In seinen letzten Werken spürt man ihren milden Schimmer. Aber Dies ist noch nicht die Hauptsache.

Das Leben ist ihm wieder lebenswerth erschienen, die Erde wieder schön, abenteuerlich, phantastisch anziehend.

Man lasse seinen Blick über die Werke gleiten, die noch übrig sind: Perikles, Cymbeline, das Wintermärchen und den Sturm. Man überschaue diesen so erstaunlich farbenreichen September eines Dichterlebens, farbenreich, wie seine Kunst es noch nie gewesen war, und mit der durchsichtig kühlen Luft des Herbstes. Was steht hiervon zuvorderst in aller Menschen Erinnerung? Was anders als die jungen Frauengestalten: Marina, Perdita, Imogen, Miranda, — diese verlorenen und wiedergefundenen Bedauernswürdigen, die einsam und verlassen blutiges Unrecht erleiden, die aber durch die Anmuth und den Adel ihres Wesens Alles überwinden. Wer kann daran zweifeln, daß sie Modelle gehabt haben, vielleicht Ein Modell! Jedenfalls scheint Shakespeare nach der wilden

Digitized by Google

Krisis der Menschenverachtung durch weibliche Anmuth besonderer Art mit dem Leben versöhnt worden zu sein.

Alle diese jungen Mädchen haben etwas Verwandtes. Sie sind verloren gegangen und werden wiedergefunden und eine poetische Märchenstimmung umgiebt sie wie ein holder Glorienschein.

Man beachte Shakespeares Frauengalerie: die Viragos seiner Jugend, die unliebenswürdigen, zänkischen, — die sich wie Erinnerungen an die Hausfrau in Stratford ausnehmen. Dann die blutdürstigen und verdorbenen: Adriana in der Komoedie der Irrungen, die Widerspänstige, den Tamora-Typus, später Lady Macbeth. Dann die sprudelnden, geistreichen jungen Mädchen, die witzigen und munteren Frauen der vornehmen Gesellschaft: den Rosalinde-Typus, den Beatrice-Typus, die Portia und ihre holden Schwestern. Dann folgen die naiven, tragisch veranlagten, tief fühlenden, schweigsamen, dem Untergange geweihten: Julia, Ophelia, Desdemona, Kordelia u. s. w. Dann, in der Periode der tiefsten Verstimmung: den rein sinnlichen Geschlechtstypus, Kleopatra, Kressida; und nun zum Schluß das ganz junge Mädchen, betrachtet mit dem warmen Blick des reifen Mannes, mit der Freude an ihrer Jugend und mit einer gewissen Erotik der Bewunderung.

Sie war ihm verloren gegangen wie Marina ihrem Vater Perikles, Perdita ihrem Vater Leontes, und er vertieft sich in ihr Wesen mit der Vaterzärtlichkeit, die er selbst gegenüber seinem Geschöpfe Imogen empfindet und die seine letzte Schöpfung, der Magier Prospero, so lebhaft gegenüber seiner Tochter Miranda fühlt.

Shakespeare hatte sich am Leben verhoben. Jetzt läßt er dessen schwerste Last liegen. Keine Tragoedien mehr! Keine historischen Dramen mehr! Ein phantastischer Widerschein des Lebens mit Wechselfällen und Ueberraschungen im Märchenstil der Sage. Ein phantastisch dichterischer Rahmen um die Anmuth des jungen Mädchens.

Dazu Umgebungen, die träumerisch stimmen wie diese Geschöpfe selbst: ein meerumschlungenes Böhmen, Prosperos durch Zauberei beschützte Insel; oder ein Britannien, wo Könige aus der Römerzeit und Italiener aus dem sechzehnten Jahrhundert jungen Prinzen begegnen, die in Waldhöhlen wohnen.

Und langsam kehrt der Dichter zurück zu gewissen lichten Stimmungen seiner Jugend, als er die Elfentänze des Sommernachtstraumes dichtete oder sorglose Jünglinge und lachlustige Mädchen nach einem unbekannten Wald in den Ardennen versetzte, wo es Löwen und Cypressen gab.

Aber die ausgelassene Stimmung ist verschwunden, während eine von den Gesetzen der Wirklichkeit unabhängige Phantasie noch immer freien Spielraum hat. Es liegt jetzt viel Ernst und Lebenserfahrung hinter den leichten Spielen dieser Phantasie. Er schwingt den Zauberstab, — und die Wirklichkeit wird, jetzt wie früher in seiner Jugend, verschoben und durchbrochen. Aber der leichte Sinn ist zur Wehmuth, die Ausgelassenheit ist zu einem matten Lächeln geworden. Es sind die Träume eines verheerten Gemüthes, die er seinen Zuschauern bietet, es ist ein reiches, aber nicht langwieriges Traumspiel, das im Ganzen drei bis vier Jahre, wahrscheinlich vom Jahre 1610 bis 1613, dauert. Dann, — dann wirft Prospero seinen Zauberstab für immer ins Meer.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Digitized by Google

Empfindliche Geschäftsleute.

Bereits in der Schule hören wir von sehr starken Raubthieren, die den Lichtschein nicht vertragen können; aber daß es auch Menschen giebt, die hinter ihren Ladenfenstern und Waarenauslagen über eine etwas hellere Beleuchtung in Unruhe verfallen, Das lernen wir erst in der Schule des Lebens.

An dieser Stelle ist über die verschiedensten praktischen Gebiete geschrieben worden, nicht im Tone einer glatten Allwissenheit, sondern wie man von Saumpfaden erzählt, die unter ausgesuchten Führern zurückgelegt wurden. Wein, Getreide, Chemie, das Fabrikgeheimniß, die Baugeschäfte, Antiquitäten: alle diese und ähnliche Spezialitäten konnten eingehend behandelt werden, ohne daß hierüber in den direkten Interessentenkreisen eine sittliche Empörung geheuchelt wurde. Vielleicht fand das Meiste sogar noch fachmännische Anerkennung. Ein Szenenwechsel trat erst ein, als ich mich, in unbegreiflicher Ignoranz über die Heiligkeit des Ortes, auch denjenigen Geschäften näherte, bei denen der Massenverkauf den Ausschlag giebt. War es möglich, unseren großen „Kaufhäusern" in Bezug auf Organisation, Waarengüte und Billigkeit ein besser begründetes Lob auszusprechen, als Dies vor einigen Monaten in der Schilderung „Das Kaufhaus" geschah? Und dennoch regte sich sofort ein gewisser interessirter Widerspruch. Eine Firma, deren System hier großartig genannt, deren Waare als gut konstatirt wurde und bei der, wie ich ohne Weiteres anerkannte, das kleine Publikum viele Vortheile zieht, konnte sich bei dem folgenden Nachsatz nicht beruhigen: „allein das bisherige Vermittelungsgeschäft in Kurzwaaren erliegt diesen Großkapitalisten so völlig, daß sich die bittersten Klagen erheben". Das that weh und deshalb beschwerte man sich keineswegs über diese an sich gar nicht vorwurfsvollen Worte, sondern darüber, daß ich von ihrem Filialsystem und den bei ihr üblichen Kautionen geredet hatte. In ganz Deutschland spricht man nicht anders als von den — Filialen jenes Hauses, Dies ist der wahre Inhalt seiner Zweigniederlassungen, wenn auch kein Mensch geglaubt hat, daß nunmehr auch die handelsrechtliche Form einer Filiale mit ihrer ganzen Verantwortlichkeit eingegangen worden sei. Vor solchen unübersehbaren Verpflichtungen hütet sich natürlich jeder vorsichtige Kaufmann. Auch die Kautionen tragen vielleicht einen anders umschriebenen Charakter, aber daß kein Haus seinen zweihundert Geschäften die Waare ohne Sicherheit liefern kann, ist wohl klar.

Das ist aber nichts gegen den Angriff, den der Artikel „Schundwaare" kürzlich erfahren hat. Sieben Wochen mußten vergehen, bis die Aufregung hierüber in einem Fachblatte eine Art von Prachtblüthe emportrieb. Vor Allem tritt das prickelnde Gefühl zu Tage, auf diesem Gebiet überhaupt eine fremde Invasion erblicken zu müssen. Deshalb die schnelle Versicherung, daß der Verfasser des Artikels Ursachen und Wirkungen mit einander verwechsele, daß es also gleichsam nicht der Mühe werth sei, eine so nach allen Seiten korrekte Thätigkeit mit der Stahlfeder zu berühren. „Jeder Fabrikant", so fährt der Einsender ganz im Ernste fort, „möchte gern gute Waaren fabriziren, er ist aber auf die Fabrikation geringerer Qualitäten hingedrängt worden". Mit Verlaub, Das ist eine Ablenkung! Nicht gegen den Fabrikanten, der für die Läden arbeitet, wurde ein Bedenken geäußert, sondern gegen den Ladenbesitzer, der diese geringen Waaren bestellt und nur durch den Massenabsatz daran Vermögen gewinnen kann.

Digitized by Google

Aber jener advocatus diaboli fügt ja selbst hinzu: der Fabrikant wurde dazu gedrängt; hören wir also, wie Dies zuging. Nämlich: „Weil das große Publikum in Folge der veränderten Lebensbedingungen darauf angewiesen ist, für Bekleidung geringe Beträge auszugeben". Ja, was hat denn der Fabrikant mit dem Publikum zu thun? Dieser kennt doch nur die Kaufleute und bei manchen Gelegenheiten auch die Ladenbesitzer. Diese sind es aber, und nicht das Publikum, welche die Schundwaare erfunden haben. Das fehlte noch, daß man da von dem Walten eines ökonomischen Naturgesetzes spricht, wo nichts weiter als ratllose kaufmännische Intelligenz Tag und Nacht auf Wege sinnt, wie sie ihre Konkurrenz besiegen könnte. Dann ist wohl auch der Bon Marché nicht aus dem Kapitalsübermuth der Crédit-Mobilier-Periode entstanden, sondern weil die Franzosen der fünfziger Jahre keine soliden Preise mehr zu bezahlen vermochten? Dann miethen gewisse Unternehmer für Cigarrenverkauf die Eckläden großer Straßen wohl keineswegs aus Spekulation, sondern weil die Raucher nur noch in Eckläden kaufen wollen? Jedes weitere Wort wäre hier überflüssig. Die Unterbietungen, die sich unaufhörlich wiederholen und in tausend Formen neu aufleben, gehen von jeher hervor: 1. aus dem verzweifelten Ringen neuer Städteeinwanderer, die um jeden Preis vorwärts kommen mußten, 2. aus der kalten Herrschsucht großer Geschäftsinhaber, noch immer größer zu werden, 3. aus einer höheren spekulativen Anlage, die sich mit Kleinigkeiten von vorn herein nicht abgiebt. Nr. 1 hat schließlich die Schleuderwaaren in die Welt gesetzt, Nr. 3 die großen Bazare. Aber während die ersten die Löhne drücken, die Konkurrenz schädigen und dem Käufer selbst Schlechtes liefern, haben die großen Bazare die Löhne erhalten, die Konkurrenz nicht allzu sehr eingeschränkt und an Waaren vielfach nur Solides und Dauerhaftes geliefert. Es ist möglich, daß der gute oder schlechte Wille hierbei nur eine geringe Rolle spielt, aber in dem einen Falle ist es eben möglich, Nützliches zu leisten, wo in dem anderen nur Schädigung erwächst.

Allein auch die vorhin angeführte Behauptung ist nicht wahr, daß das Publikum gegenwärtig für Bekleidung nur „geringe Beträge" ausgeben kann. Thatsächlich sind die Löhne gegen die Zeit vor dreißig Jahren, allerdings mit in Folge von Lassalles Agitation, weit höher und auch für Kleidung geben die ärmeren Stände ungleich mehr als früher aus. Das Geld wird nur mehr verzettelt, auch weil man den Leuten mit falschem Material in ganz ungeahnter Weise entgegenkommt. Die Schnapsbuden, um einmal ein derbes Bild zu gebrauchen, stehen vor den Fabriken, wo die Arbeiter ihren Wochenlohn ausbezahlt erhalten, viele Straßen entlang, aber doch nicht, weil jene Aermsten sonst verschmachten, sondern weil man ihnen das Geld abnehmen will, sobald es im Beutel klingt. Wäre der Staat hier mit Konzessionen weniger liberal, so würden die Trinker bereits am Montag, wo sie sonst am leeren Tische saßen, dem neuen System dankbar sein.

Indessen war ich ja gar nicht der Meinung, daß unser Staat der Schundwaare gerade Einhalt thun könne. Ich schrieb damals ausdrücklich: „Einiges könnte der Staat hier einwirken, allein die wirkliche Strömung, statt des früheren: wenig aber gut, viel aber schlecht zu kaufen, vermöchten nur Gesetze zurückzudämmen, die Gewaltakten zum Verwechseln ähnlich sähen." Selbst die Kenntniß der schlechten Qualität stellte ich sofort als kein genügendes Abhilfmittel hin, „da unsere billigen Läden ihrer Kundschaft und ihres Massenandranges auch wohl dann gewärtig sein dürfen, wenn sie alle Mängel oder

Digitized by Google

Mindereigenschaften ihrer Artikel ruhig angeben." Mit dieser Stärke der Strömung können wir aber doch die Schuldlosigkeit der Herren Resterhändler nicht zugeben. Diese haben die böse Saat gesät, sie ist aufgegangen und heute giebt es, wie ich schon damals sagte, nur zwei wirkliche Abwehrmittel: „die bessere wirthschaftliche Erziehung der kaufenden Mädchen und Frauen und eine gewisse Vereinheitlichung der Arbeitlöhne."

In Bezug auf die Kaufkraft der Arbeiter enthält jener Angriff auch noch einen thatsächlichen Widerspruch. Einmal heißt es: „Der Arbeiter will heute gar nicht mehr einen Anzug für 45 bis 65 Mark tragen, der, wie Pluto schreibt, zwei Jahre halten soll. Er kauft sich lieber in jedem Jahr einen Anzug für 20 bis 30 Mark"; während es zehn Absätze weiter heißt: „Zunächst eine Nebenbemerkung: kennt Pluto unsere Lohnverhältnisse so wenig, daß er annimmt, die Arbeiter seien in der Lage, sich Anzüge für 45–60 Mark machen zu lassen?" Ich glaube nun allerdings zunächst, daß jenes Eingesandt zwischen einen Tagelöhner und einem Arbeiter nicht zu unterscheiden weiß. Der Erste mit 1½ Mark täglich kann sich nur einen Anzug für 20 Mark gönnen, der Zweite aber mit 3 bis 5 Mark pro Tag legt, soweit er nicht bereits von der trügerischen Billigkeit angeleckt ist, auch 45 bis 60 Mark für einen Anzug an. Es wäre auch oberflächlich, an der Sparfähigkeit der Arbeiter zu solchem Zweck zu zweifeln. Die verschiedenen Enqueteberichte darüber sind ja nachzulesen.

Auch über die ungestörte Harmonie zwischen Fabrikanten und Schundwaarenhändlern ließe sich Einiges zusammenspotten. Man muß so einen kleinen Industriellen, der sein eigener Reisender ist, beobachten, wie er sich mit verlegter Waare in einen solchen Laden begiebt und ihm nun das Herz aus dem Leibe abgepreßt wird. Es kommt oft vor, daß sogar mit Schaden verkauft wird, nur um schließlich den Handel fertig zu bringen. Daß große Fabriken sich häufig eine Ehre daraus machen, solchen Schleudergeschäften nichts zu liefern, muß doch wohl auch ihren Grund haben. Eine Thatsache: Ein großer Ladenbesitzer bestellte bei einer Fabrik in G. eine Spezialität, — abgeschlagen. Nochmals brieflicher Auftrag, wiederum: nein. Da lief in G. die Anfrage ein, wie es denn bei Garantie einer Jahresabnahme für 100,000 Mark wäre. Das war natürlich eine Lockung, der heut zu Tage so leicht keine Fabrik widersteht, selbst wenn sie weiß, daß ihre Spezialität zum Einkaufspreise fortgegeben wird, also hier nur die Rolle des Speckes für dumme Mäuse spielen wird. Die Geschichte von dem Regenschirm, der zu 4.50 M. eingekauft ist und zu 4.75 Mark im Fenster liegt, also eine ganze Branche ruinirt, nur um einen Köder mehr in der Auslage zu haben, diese wahrhaftige Geschichte beruht wohl auch auf Unkenntniß des Verfassers?

Es kann sehr leicht sein, daß einzelne Details des Artikels „Schundwaare" noch richtiger ausfallen konnten, als sie bei diesem ersten Versuch ausgefallen sind. Aber Das beweist doch nichts gegen die Mitwirthätigkeit der Restergeschäfte, sondern nur die Nothwendigkeit, diese Verhältnisse noch ungleich eindringlicher und schärfer zu prüfen. Das kann ja geschehen und Fleiß und Mühe soll dabei gewiß nicht verdrießen. Wenn sich aber die Eroberer wichtiger Wirthschaftgebiete einreden, daß eine ernsthafte Zeitschrift nur die Schwächen aufdecken soll, „welche unserer menschlichen Gesellschaft anhaften" (eigene Worte des gebildeten Einsenders!), für die Krebsschäden der Schlendergeschäfte aber keine Augen und keine — Nase haben darf, so war Das eben ein Irrthum.

Pluto.

Digitized by Google

Theater.

Vor dreißig und etlichen Jahren stiefelte ein behender Herr über die Boulevards von Paris. Er war ein Deutscher, behauptete, unter seinen Ahnen sieben evangelische Pastoren nachweisen zu können, Wupperthaler Auslese, schwärmte für Paul de Kock und war seines Zeichens Commis in einem Eisenwaarengeschäft. Eine hübsche Stellung; aber ein Bischen wenig für einen jungen Mann von Ehrgeiz und Strebsamkeit. Paris war damals, nach dem Staatsstreich, sehr amusant; Eugenie Montijo und Morny sorgten für Abwechselung, Victor Hugo alterte glorreich, Rochefort war der gefeierte Held der chronique und ein ganzes neues Literatengeschlecht lärmte umher, das von Augier und Dumas dem Sohn bis hinab zu Féval und Ponson du Terrail reichte. Außerdem Theater, Bälle, Wettrennen, Circus und, namentlich, eine unübersehbare, immer neu rekrutirte Schaar lockender Lustmädchen —: eine wundervoll heitere Welt, geschminkt freilich und gefärbt und mit übel duftenden Katakomben darunter, aber für die schnüffelnde Genußsucht eines unverwöhnten und skrupellosen Jünglings dennoch ein zauberisch berauschendes Paradies. Unseren Commis mag es wohl manchmal gepeinigt haben, daß er die rothbackigen Aepfel nicht haschen konnte, die so reichlich doch vom Pariser Lebensbaume hernieder-hingen, daß er von draußen nur, als ein ärmlicher Zaungast, die Herrlichkeiten des Zauberreiches betrachten durfte, und er mag neidisch an den Landsmann gedacht haben, der, ohne in seiner Ahnenreihe sieben Pastoren zählen zu können, auf diesem schlüpfrig lutetischen Gelände einst so flott gelebt und gebummelt hatte, der bei Guizot und Meyerbeer, bei Rothschild und Saint-Simon gern gesehen war und dem man sogar seine Mathilde verzieh. Wers doch auch so gut haben könnte! Unser Commis las Heines Pariser Briefe über Politik, Kunst und Klatsch, und allmählich stieg aus seinem hungrigen Hirn der Gedanke empor, ob er nicht am Ende Aehnliches auch einmal erreichen könnte; die Gedichte, — na ja; aber das Andere war doch schließlich nicht so ungeheuer, wirkte daheim wohl hauptsächlich durch das fremde, wälsche Parfum, durch die Frechheit und launische Eitelkeit einer künstlichen und pretiösen Darstellung. Mit Geduld und Eifer müßte Das auch zu erwerben sein; die bewährtesten Muster waren zur Hand, unter anderen Commis galt unser Commis längst als ein ausbündiger Witzbold und die altbackenen Leute zu Hause sollten schon Augen machen, wenn er — ja, wenn er nur das nöthige Geld hätte, um es mit der Literatur versuchen zu können. Da griff zum ersten Male die Macht in sein Leben, die gleich einer Vorsehung später jeden seiner Schritte gängeln und den oftmals Strauchelnden vor dem tiefsten Fall

Digitized by Google

immer wieder bewahren sollte: der große Bruder. Der hatte als Kaufmann in Japan Geld zusammengeschlagen, mit einer netten Reisebeschreibung literarisch debutirt und träumte nun von einer diplomatischen Laufbahn. Er war das eigentliche Talent der Familie; ungewöhnlich geschickt, tadellos korrekt, von bester Haltung, immer bereit, vor Höheren sich zu bücken und den Narren zu spielen, vor tiefer Stehenden sich als bon prince zu zeigen; dabei ohne die allergeringsten Vorurtheile: ein Uebermensch, der längst vor Nietzsche auf seine Weise jenseits von Gut und Böse stand. Dem Manne war der Bruder Commis, der sich mit Grisetten niederen Ranges herumtrieb, nicht gerade angenehm; solch ein Anhang konnte später, wenn man erst ein bekannter Zeitgenosse war, höchst ärgerlich werden; und da der Junge literarische Neigungen verrieth und aufgeweckt war, — warum sollte man aus ihm nicht Etwas machen? Adieu, Eisenwaarengeschäft. Der Commis schrieb Briefe aus Venetien und aus Paris, die Briefe wurden gedruckt, er schrieb, mit Benutzung des überreichlich vorhandenen Materials, für auch ein Büchelchen über Molière und es fand sich eine deutsche Fakultät, die ihm, ohne von dem Kandidaten beträchtliche Bemühungen zu fordern, ein Doktordiplom in aller Form Rechtens anvertraute. Die breite Heerstraße zum Journalismus öffnete sich vor dem trunkenen Blick und der große Bruder dachte, daß es nie schaden kann, wenn ein angehender Diplomat in der Presse einen unbedingt sicheren Mann zur Verfügung hat.

Ein paar stille Jahre als Provinzredakteur, dann das große Debut in Berlin. Im neuen Berlin, dem kaiserlichen, wo über Kothhaufen hinweg eine neue Gesellschaft die besten Plätze erklettert hatte, eine Gesellschaft ohne Erinnerungen, ohne den sicheren Halt, den äußerlich doch die Tradition giebt, ohne Anspruch auf Achtung, nur mit einem schweren Bündel schmutziger Wäsche. Leute, die bei Kriegslieferungen gestohlen oder an der Börse betrogen hatten; Millionäre, die ihre Söhne wegen Wechselschulden Bankerott machen ließen oder die mit Hilfe williger Rechtsanwälte ihren Maitressen gefälschte notarielle Urkunden in Zahlung gaben; Jobber, Terminspekulanten und Gründer von Schwindelgesellschaften. Dieses Gewimmel, das unter lautem Schwatzen und Schmatzen vom Osten sich nach dem Westen wälzte, sehnte schon lange sich nach einem Dichter und nun kam er ihm endlich, via Düsseldorf-Elberfeld, von Paris. Der Dichter durfte keiner von der schlimmen Sorte sein, kein unerbittlicher Richter, der etwa gar eine Katze eine Katze nannte und einen Wicht einen Wicht; er mußte glatt sein und platt, in allen gefälligen Fälscherkünsten wohlerfahren, immer beflissen, vor der allein modernen Menschen noch imponirenden Macht des Geldes zu dienern und dem im Besitze Wohnenden pünktlich auch Recht zu geben; vor allen Dingen aber mußte er witzig sein. Der Dr. phil.

Digitized by Google

Paul Lindau war witzig; er hatte nicht ohne Ertrag ein paar Jahre lang eifrig die Boulevardblätter gelesen und den bagou parisien in die Nüstern gesogen, er war wirklich, der harmlose Kleinstädter, ein Weltmann geworden und würdig, unter den Spiegelbergen der Thiergartenstraße ein Sänger zu sein und ein Held. Bei ihm war man ganz sicher: er würde nie etwas Anderes anbeten als den Erfolg, nie unbequeme Wahrheiten sagen oder von schwärenden Wunden die Hülle entfernen; allem Neuen und Kühnen und Großen würde er dreist entgegentreten, all in seiner Schnoddrigkeit, und vor allem Geaichten, Bewährten, Gekrönten, tief stets den Hut bis zur Erde ziehen. Und wie er gebildet war! Eine lange Rede aus dem Tartuffe konnte er ganz auswendig hersagen, „im Original", und wenn er seine entzückenden Briefe, die sommerlichen oder die nüchternen, an die gnädigen Frauen schrieb, über Freytag, Auerbach oder Heyse, dann citirte er mitunter sogar Paul de Kock. Auch seine Stücke waren zu reizend; da war eine Schauspielerin, die so edel war, viel edler als alle Grafen und als der Fürst, der sie heirathet, nachdem sie den Sinn eines goethischen Liedes zum Besten der Aktschlußwirkung ein Bischen verfälscht und anstatt eines Kommas einen Punkt gesetzt hat; oder ein Judenmädchen, die Tochter eines Wucherers, neben deren keuscher Vornehmheit der weise Nathan selbst wie ein schmieriger Schachermauschel aussah; und immer spielte Alles in hübschen Zimmern, die Leute benahmen sich fast so fein wie bei Geldborgers und Goldbergers selbst; und „Charaktere" gab es —: Einer zum Beispiel sagte stets: „Wollte aber nichts gesagt haben", und ein Anderer sprach beständig in Stabreimen, mit Wagalaweia; wirklich zum Greifen lebenswahr. Der Dr. phil. Paul Lindau wurde als Kritiker, als Feuilletonist, als Dramatiker und Romancier der verhätschelte Liebling von Ganzberlin.

Er wurde auch zum Reformator. Er reformirte das Theater, die Gesellschaft, die Literatur. Auf dem Theater war es bis dahin etwas spießbürgerlich zugegangen; die traurigen Sachen von den Klassikern, von Kleist und Hebbel, mochte ein gebildeter Mensch doch nicht mehr hören und zu sehen war an ihnen, da der bunte Pomp und die Dreißigmarkmädchen noch nicht erfunden waren, nicht viel; und den guten Benedix oder den steifen Töpfer, mit ihren anständigen, der engen Wirklichkeit deutschen Kleinbürgerlebens entlehnten Konfliktchen, hatte man satt. Das neue Berlin brauchte ein neues Lustspiel, eines mit schönen Toiletten, mit Sensationen, pikanten Anspielungen und einer Gründermoral, die den Darwin munter ins Sommerfeldische übersetzte. Herr Paul Lindau schuf dieses Lustspiel und seine Schöpferthat preisen Alle, die des Blumenthals froh werden durften. Und nun ereignete sich etwas Wunderbares: während sonst das Theater die Gesellschaft kopirt, begann jetzt die Gesellschaft, sich nach den Vorbildern auf

Digitized by Google

dem Theater zu richten. Die Typen, die Herr Lindau aus seinen Pariser Erinnerungen mitgebracht hatte, gab es in den hastig verputzten Thiergartenquartieren nämlich noch gar nicht; da gab es nur Männer, die sich jeden Morgen von Neuem verwunderten, weil sie plötzlich so fein wohnten und noch immer nicht im Zuchthause saßen, und Frauen, die nicht recht wußten, wie sie die Brillanten am Besten anbringen, mit den fetten, rothen Fingern den Straußenfederfächer halten und ob sie zu den Gewagtheiten schmunzelnder Börsengalane kichern oder schmollen sollten. Das wurde nun anders: der Dichter erzog sein Publikum. Der Ton, der heute in der Plutokratie von Berlin herrscht, dieses ekle Gemisch von rüdem Cynismus und öliger Sentimentalität, ist der Lindauton und die entsetzlichen Backfische, die nie Kinder waren und nie Mädchen werden, die mit den Schlipsen der Herren spielen, dem Tenoristen auflauern und im günstigen Augenblick dann einem Fondsmakler in die Arme sinken, auch die sind von der Lindaubühne erst in die Thiergartenwelt verpflanzt worden. Nach ein paar Jahren war es so weit, daß man die reich gewordenen Altberliner von den Zugewanderten kaum noch unterscheiden konnte und daß Niemand mehr merkte, wie mit der Literatur auch eine ganze Gesellschaft verseucht worden war: mein Gott, Berlin ist eben Weltstadt geworden! Unterdessen aber hatte der Reformator sein Werk vollendet. Sippen und Cliquen hatte es in der Literatur ja auch schon früher gegeben, jetzt aber wurde die Sache zum ersten Male in großem Stil organisirt. Alle Theaterdirektoren mußten dem mächtigen Kritiker tributpflichtig werden; wo kein Stück unterzubringen war, da ließ sich an einer Uebersetzung doch Etwas verdienen oder ein Dramaturgengehalt einstreichen; die Maler und Bildhauer mußten ihre Werke in die Renommirwohnung stiften, die Schauspielerinnen mußten gefällig sein, — und der große Mann zahlte pünktlich, mit Notizen und mit Kritiken, oder er instruirte auch die holde Unwissenheit, die auf der selben Plantage des Dienstes heiligen Ernst eifernd erlernte. Und die Kollegen in Apoll? Denen wurde ganz einfach bewiesen, daß eine Hand eben die andere wäscht: man nahm ihnen Artikel ab oder brachte gar ihr Portrait — wozu verfügte man über zwei Blätter? —, wenn sie nützen konnten, oder man ließ sie verreißen, wenn sie sich ungeberdig zeigten. Schließlich hat beinahe Jeder ein Stück oder einen Roman im Kasten oder er bangt wenigstens um einen Freund, an dem der Allmächtige eines Tages sein Müthchen kühlen könnte. Die Reformation gelang glänzend, namentlich in der Presse, und das leuchtende Beispiel des Herrn Lindau hat es vollbracht, daß in Berlin heute der Kundige in den meisten Fällen ganz genau die Motive angeben kann, die ein Lob oder einen Tadel erklären. Der Dr. phil. aber, der dies Alles vollbracht hatte, kam zu Gewinn und ward, wie weiland Jakob, gesegnet.

Digitized by Google

Das dauerte seine Zeit. Der große Bruder war noch größer geworden und wußte wichtige Dinge, die mitunter auch für die Börsengönner des Jüngeren nicht uninteressant sein konnten. Was zu machen war, wurde gemacht und der schimpflichste, der offenkundigste Skandal, für den die Beweise zur Hand waren, konnte das fest gefügte Fundament dieses Ruhmes nicht erschüttern; die ganze Schaar der Versippten hielt an dem Denkmal die Wacht und die treuen Hüter ahnten nicht, die Landau und Zabel und Stettenheim und wie sie sonst heißen mögen, daß ihr Heros sie, wenn sie kaum den Rücken gekehrt hatten, schonunglos dem Gelächter und der Verachtung seiner Kumpane preisgab. Da stürzte, bei gleichgiltigem Anlaß, das Monument krachend zusammen, der Heros mußte flüchten und der große Bruder sogar hielt es für nöthig, fern von Berlin einem stillen, aber, wie es sich jetzt zeigt, äußerst lohnenden Gelderwerb sich zu widmen. Dem Jüngeren ward etwas taumelig zu Sinn; er hatte die Stützen und Pfosten seiner Existenz verloren und sah sich nun rathlos auf die eigene Armsäligkeit angewiesen. Seitdem ist es aus mit ihm: kein Erfolg mehr, trotz allem Hochdruck, trotz dem krampfhaften Bemühen der letzten mitleidigen Freunde. Er hat es auf jede Weise versucht, nach altem und neuem Rezept, mit Sensationen und Harmlosigkeiten, er hat keine Erniedrigung gescheut, — umsonst; es ist aus, ganz aus. Als neulich seine Posse „Ungerathene Kinder" auf der Hofbühne erschien, da gab es nur eine Stimme über die Schmach, die das Schauspielhaus mit dieser Aufführung auf sich geladen hatte, die Erbärmlichkeit wurde ausgezischt und mannhaft stritten eigentlich nur noch zwei wackere Kämpen für die verlorene Sache: Herr Fürstenberg von der Handelsgesellschaft und Herr Davidsohn vom Börsencourier. Von den Anderen wollten ein paar behaupten, früher habe Herr Lindau doch Besseres geleistet; nun, die „Werke" sind da: wer auch die berühmtesten darunter noch lesen oder anhören kann, Der mag sich von Charleys Tante seinen Kunstverstand bescheinigen lassen. Nein, Herr Lindau ist unverändert, er hat in seinem ganzen Leben niemals einen Gedanken gehabt, nie uneigennützig eine große und gute Sache gefördert, er war immer der gehorsame Diener des schlechtesten Publikums und er hat immer das muthige Motto Lessings umgekehrt: Parcere subiectis et debellare superbos.

Warum ich das Alles erzähle und von einem toten Manne so lange und obendrein noch so ungütig spreche? Dies sollte eine Einleitung sein und eigentlich nur erklären, wie Herr Sudermann, Lindaus Erbe, sein Publikum fand, was er ihm bot und warum es ihn jetzt, bei der dürftigen, aber leidlich anständigen Schmetterlingsschlacht, so schmählich im Stiche ließ. Nun geht mein Papier zu Ende und ich muß für heute mich mit dem Trost begnügen, daß den Leichenkammern niemals Wohlgerüche entströmen. M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Oktober 1894.

Das neue Diphtheriemittel.

I.*)

Mein Diphtherie-Heil- und Schutzmittel (Diphtherieheilserum, Diphtherie-Antitoxin) hat kein Analogon in der Geschichte der Medizin. Bis zu seiner Entdeckung im Jahre 1890 wurde sogar die Möglichkeit bestritten, daß es jemals Heilmittel geben könnte mit solchen Eigenschaften, wie das Diphtherieheilserum sie thatsächlich besitzt. Alle Mittel, welche bis dahin bei Krankheiten gebraucht wurden, waren Gifte. Im Diphtherieheilserum aber lernten wir ein absolut unschädliches Mittel kennen, welches außer seiner Krankheit verhütenden und heilenden Wirkung bis jetzt irgend welche anderen positiven Eigenschaften nicht hat erkennen lassen. Bis zur Anerkennung dieser Thatsache konnte die für den Laien etwas verwunderliche Frage aufgeworfen werden: „Giebt es Heilmittel?" Jetzt muß diese Frage, welche gerade von den Männern der exakten Wissenschaft bisher häufig mit „Nein" beantwortet wurde, unbedingt bejaht werden. Diese Wandlung der Dinge wird nicht verfehlen, der Lehre vom Krankheitwesen und von der Krankheitbekämpfung definitiv diejenige Richtung zu geben, welche durch das Eingreifen von Robert Koch in die Medizin zuerst eingeschlagen wurde. Diese Richtung steht vielfach in diametralem Gegensatz zur Krankheitlehre, die bis jetzt bei uns die herrschende war, und es kann nichts schaden, wenn auch für den Nicht-Mediziner das „Früher" und das „Jetzt" einmal in eine nähere Beleuchtung gerückt wird.

Das Problem der Krankheitheilung ist von den großen Aerzten aller Zeiten in der Weise studirt worden, daß man zusah und es zu verstehen suchte, wie die Natur es macht, wenn sie eine schwere Erkrankung heilt.

*) Einen zweiten Aufsatz über die Eigenschaften und gegenwärtigen Leistungen des neuen Diphteriemittels wird Herr Professor Behring folgen lassen.

Digitized by Google

Eines der lehrreichsten Beispiele liefert uns die Naturheilung — d. h. die ohne ärztliches Zuthun zu Stande kommende Heilung — der typischen Lungenentzündung. Diese Krankheit, wenn sie den kräftigen, gesunden Menschen befällt, von Tag zu Tag immer bedrohlicheren Umfang annimmt und immer mehr die normaler Weise ablaufenden Lebensfunktionen revolutionirt, sieht man von einem bestimmten Tage, ja von einer bestimmten Stunde an rückläufig werden; zu einer Zeit, wo die bedrohlichen Symptome am Heftigsten geworden sind und der Lebensfaden abzureißen scheint, nimmt plötzlich Alles eine andere Wendung. Die heiße und trockene Haut wird feucht, bedeckt sich mit Schweiß, die stürmische und mühsame Athmung wird ruhiger, die Delirien hören auf, es tritt Schlaf ein, und nach dem Erwachen sehen wir statt eines lebensgefährlich kranken einen genesenden Menschen vor uns; schwach zwar noch und wie von einem schweren Kampfe erschöpft, aber in nichts mehr erinnernd an den stürmisch aufgeregten und die beobachtende Umgebung aufregenden Zustand von vorher. Es ist, wie wir sagen, die Krisis eingetreten.

Was ist es da, das diese wunderbare Wendung herbeigeführt hat?

Wir stehen hier vor etwas Aehnlichem, wie wenn wir in einem stürmischen Gebirgsbach die herunter rollenden Wasser mit einem Male stillstehen und schließlich sogar wieder zurückfließen sehen würden. Gegenüber einer so auffallenden Erscheinung zwingt unser Kausalitätbedürfniß uns dazu, nach der Kraft zu forschen, die den Stillstand und die rückläufige Bewegung im Krankheitprozeß bewirkt hat, und so sehen wir in der That, wie die Aerzte von Hippokrates an in der Krisenlehre die Kräfte, welche hier eingreifen, zum Gegenstand ihrer eifrigsten Studien gemacht haben.

Ist nun im Laufe der Jahrtausende, während welcher die scharfsinnigsten Köpfe mit dem hier vorliegenden Problem sich beschäftigt haben, dieses Problem gelöst oder auch nur der Lösung näher gebracht worden?

Ich will versuchen, zu zeigen, inwieweit wir das Recht haben, zu behaupten, daß Das in der That der Fall ist.

Im letzten Jahrzehnt sind wir in der Erkenntniß einiger Bedingungen für das Zustandekommen vieler Krankheitprozesse mit exquisit progressivem Charakter weiter gekommen als unsere Altvorderen. Es ist der unanfechtbare Beweis geliefert worden, daß diese Krankheitprozesse ausgelöst werden durch von außen stammende materielle Ursachen; und durch Robert Kochs bahnbrechende Untersuchungen haben wie für diejenigen Krankheiten, welche jetzt einer Infektion zugeschrieben werden, diese materiellen Ursachen auf belebte Mikroorganismen und die von ihnen erzeugten Krankheitgifte zurückzuführen gelernt.

Das Heilungproblem aber, welches die Aerzte beschäftigt, war dadurch

Digitized by Google

zunächst noch räthselhafter geworden. Denn wenn eine Krankheit durch lebende Mikroorganismen erzeugt und unterhalten wird, sei es direkt durch deren parasitische Existenz im Wirthschaftorganismus, sei es indirekt durch die von ihnen erzeugten chemischen Gifte, — wie sollen wir uns dann vorstellen, daß dem Leben der Parasiten, ihrer Vermehrung und der Giftproduktion ein Ende gesetzt wird, ohne daß ein neues Kraftmoment eingreift? Das Schlimmerwerden der Krankheit ist durch die Lehre von den belebten Krankheitursachen in durchaus befriedigender Weise verständlich geworden; ohne Weiteres verstehen wir es, wenn die Tendenz der Parasiten zur ungemessenen Vermehrung und Ausbreitung das Verderben und den Tod des Wirthsorganismus zur Folge hat. Wie aber ist es zu begreifen, daß dieser tötliche Ausgang zuweilen ausbleibt; wie sollen wir die Heilung von einer schweren Infektion erklären?

Wenn im einzelnen Fall der behandelnde Arzt zu einer schweren Infektion hinzugezogen wird und ein Medikament dem kranken Organismus einverleibt, dann können wir sagen, daß mit dem Medikament eine neue den Krankheitprozeß alterirende Kraft zur Wirkung gelangt. Wie aber, wenn ohne jeden äußeren Eingriff die Heilung eintritt? Die Aerzte des vorigen und noch der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie eine besondere Kraft im Innern des erkrankten Individuums annahmen; sie personifizirten diese Kraft gewissermaßen und schrieben eine solche eklatante Umstimmung des Krankheitprozesses, wie wir sie bei der Pneumonie beobachten, der Lebenskraft zu. Sie glaubten, daß ein spiritus rector hinter den Heilungvorgängen stehe und die Lebensfunktionen dirigire; auch da, wo offenbare Beeinflussung durch Medikamente zu konstatiren war, faßten sie die medikamentöse Wirkung immer nur so auf, daß durch sie die Thätigkeit der Lebenskraft in andere Bahnen gelenkt wurde; immer aber war es diese geheimnißvolle vitale Kraft, welcher bei günstigem Ausgang die Genesung zu danken war. In unserer Zeit ist die Lebenskraft und Naturheilkraft in Mißkredit gekommen. Wir bemühen uns aufs Sorgfältigste bei unseren naturwissenschaftlichen Erklärungversuchen, derartige übersinnliche metaphysische Kräfte auszuscheiden und an ihre Stelle physische und mechanische zu setzen, die nicht willkürlich und kapriziös in das Geschehen der Dinge eingreifen, sondern den allgemeinen Naturgesetzen folgen.

Zu diesem Zweck wurden lebende und leblose Theile gesunder, kranker und geheilter Individuen daraufhin geprüft, ob etwa ganz regelmäßige Unterschiede in ihren Eigenschaften den verschiedenen Zuständen entsprächen, die zwischen Gesundheit, Krankheit und Heilung liegen, und eine große Zahl von Theorien über das Wesen der Krankheit, ihrer Verhütung und

Digitized by Google

ihrer Heilung sind auf Grund solcher Untersuchungen im Laufe der Zeit aufgestellt worden.

Von mir selbst sind nun vor vier Jahren in den zellenfreien Körperflüssigkeiten ganz spezifische Differenzen nachgewiesen worden, je nachdem die Untersuchung eines und des selben Individuums vor und nach der Infektion stattfand, und gegenwärtig sind bei der Diphtherie, beim Tetanus, beim Typhus, bei der Cholera, der Pneumonie, der Hundswuth, bei Vergiftungen mit Schlangengift, und überall, wo man sorgfältig das Blut der von einer Infektion geheilten menschlichen und thierischen Individuen untersucht hat, in diesem Blut neue Körper aufgefunden worden, welche vor der Erkrankung nicht darin vorhanden waren. Das sind theils bakterienfeindliche, theils giftfeindliche Körper. Ihre sehr intime Beziehung zum Heilungprozeß beweisen diese neu entstandenen Körper dadurch, daß sie bei der Uebertragung auf andere Individuen Krankheitschutz gewähren. Das ist durch unzählige Einzelnbeobachtungen immer wieder bestätigt worden, und wenn wir uns fragen, inwieweit der Heilungprozeß dadurch unserem Verständniß näher gerückt worden ist, so scheint mir durch den Nachweis der im Blute genesender Individuen zu findenden löslichen Schutzkörper recht viel gewonnen zu sein. Sobald nämlich diese Schutzkörper in solcher Menge im Blute vorhanden sind, daß die krankmachenden Stoffe vollkommen unschädlich werden, muß auch das Fortschreiten des Krankheitprozesses aufhören. Die Reizwirkung des Krankheitstoffes, welche im Fieber, in krankhaften Absonderungen, in Störungen der Bewegungorgane und in schmerzhaften Empfindungen sich äußert, fällt weg und die lebenden Gewebe können wieder ihre normale Thätigkeit frei entfalten. Das, was hier spontan geschieht, eben das Selbe ist es auch, was wir willkürlich zu erreichen versuchen und bei manchen Krankheiten in der That schon jetzt erreichen können, indem wir den kranken Organismus entgiften.

Wem gegenwärtig die eben skizzirte Auffassung der Krankheitheilung einigermaßen plausibel erscheint, Der möge nun aber in den medizinischen Lehrbüchern nachlesen, wie ganz anders bisher das Problem der Krankheitheilung behandelt wurde. Erstaunliches ist im Ersinnen von Hypothesen geleistet worden, von denen eine immer die andere ausschließt. Ich habe in einer größeren wissenschaftlichen Arbeit, die in meinen „Gesammelten Abhandlungen“ (Verlag von G. Thieme, Leipzig) abgedruckt ist, den Hauptstandpunkt der medizinischen Theoretiker historisch-kritisch beleuchtet; hier aber will ich nur den Standpunkt desjenigen Mannes kennzeichnen, der auf das Denken der heutigen Aerzte den größten Einfluß ausgeübt hat; ich meine Rudolf Virchow.

Digitized by Google

II.

Ich habe hier nur mit Virchow, dem medizinischen Doktrinär, zu thun. Als solchen muß ich ihn bekämpfen. Ich beneide Virchow um seine unvergleichliche Arbeitkraft, ich bewundere ihn wegen seiner Vielseitigkeit und ich verehre ihn als den großen Meister in den beschreibenden Naturwissenschaften auf makroskopischem und auf mikroskopischem Gebiet. Aber seine auf die Lehre vom Zustandekommen der Krankheiten und von ihrer Heilung übergreifenden Theorien halte ich für Irrlehren, und zwar für solche Irrlehren, welche wegen ihrer das ärztliche Handeln in falsche Bahnen lenkenden Wirkung und wegen ihrer großen Verbreitung die schädlichsten sind, die man je ersinnen konnte. Aus diesem Grunde bekämpfe ich Virchow, den medizinischen Doktrinär und Theoretiker.

Zur Orientirung über die hauptsächlich hier in Betracht kommenden Fragen muß ich einige Bemerkungen vorausschicken über Krankheitwesen und Krankheitursachen, über die Spezifizität der Krankheitursachen und über die Spezifizität der Heilmittel.

Worin das „Wesen", die „Entität", das „Ontologische", das „Essentielle" der Krankheit zu suchen ist, Das wird ganz verschieden beantwortet in verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Beurtheilern und Das ist abhängig von dem jedesmaligen Stande der Erkenntnißtheorie. Naive und kindliche Gemüther personifiziren Alles; so ist auch die dem gesunden Leben eines Individuums zu Grunde liegende Harmonie personifizirt worden als „Archäus" und „spiritus rector", ähnlich wie man die in dem Weltbildungprozesse zu Tage tretende Einheitlichkeit in einem mit allen Vollkommenheiten ausgestatteten guten Geiste personifizirte; und eben so wie man im Weltprozeß scheinbare Störungen und Unzweckmäßigkeiten auf einen als Person gedachten Teufel zurückführte, so hat man auch die als „Krankheiten" sich dokumentirenden Abweichungen von dem normalen Verlauf im Individualleben bösen Geistern und dem Teufel zugeschrieben.

Im Gegensatz zu diesen „Ursachen" im religiösen und mystischen Sinne bezeichneten philosophische Mediziner die Ursache des normalen Lebens als „Lebenskraft"; die Ursachen einer Krankheit aber waren Kräfte, die mit bösen Winden in den Menschen hineinfuhren, und unter verschiedenen Gestalten gedachte Wesenheiten, die von dem gesunden lebenden Organismus Besitz ergriffen, daselbst ein Eigenleben führten und dadurch den Lebensäußerungen eines kranken Menschen einen fremdartigen, spezifischen Charakter gaben. Jetzt sind es Bakterien, bezw. die Bakteriengifte, von deren Existenz in einem Organismus die Krankheit abgeleitet wird.

Aber wie wir die Anschauung zurückweisen müssen, als im Widerstreit befindlich mit unserer modernen naturwissenschaftlichen Betrachtung-

Digitized by Google

weise, daß die Krankheit eines Menschen das Zeichen eines Besessenseins von bösen Geistern ist, so müssen wir uns auch bewußt bleiben, daß die Bakterien keine causa sufficiens sind für eine Krankheit, daß vielmehr Virchow ganz Recht hat, wenn er verlangt, daß das lebende Substrat, an welchem sich die krankhaften Funktionen äußern, nicht außer Acht zu lassen ist. Mit dieser Einschränkung gebraucht, kann jedoch der Ausdruck „Krankheitursache" für ein so wesentliches Entstehungmoment einer Krankheit, wie es der Tuberkelbazillus für die Tuberkulose, der Diphtheriebazillus für die Diphtherie u. s. w. sind, ohne Schaden auch weiter Anwendung finden.

Wenn in diesem Sinne auch ich den Diphtheriebazillus als die „Ursache" der Diphtherie des Menschen bezeichne, so fragt es sich weiter, ob wir in Anlehnung an die Art und Weise, wie R. Koch es uns gelehrt hat, die ansteckenden parasitären Krankheiten zu untersuchen, gut daran thun, die Krankheitursachen zu spezifiziren und die Krankheiteintheilung auf Grund der spezifischen Krankheitursachen vorzunehmen. Ich möchte diese Frage erläutern an der Hand der Analyse derjenigen therapeutischen Richtung der Gegenwart, welcher ich den Namen „Die Blutserumtherapie" gegeben habe.

Die Blutserumtherapie, welche mehr als irgend eine andere Heilmethode den Anspruch machen darf auf den Namen einer „spezifischen", setzt folgende Dinge voraus:

Erstens die Ueberzeugung von der Existenz spezifischer Krankheiten und spezifischer Krankheitursachen.

Zweitens den Nachweis, daß die spezifischen Krankheitursachen bei den ansteckenden Krankheiten gebunden sind an Gifte, die ihrerseits von spezifischen Mikroorganismen herstammen.

Drittens die Kenntniß folgender Thatsachen, betreffend spezifische Antitorine:*)

a) daß die Heilung einer spezifischen Krankheit mit der Produktion spezifisch-giftwidriger (antitorischer) Agentien einhergeht;

b) daß diese spezifisch-giftwidrigen Agentien im Blute kreisen;

c) daß diese Agentien auch außerhalb des Gefäßsystems im Blute des geheilten Individuums nachweisbar sind durch einen spezifischen Giftschutz für andere Individuen;

d) daß der durch die Einverleibung eines Antitorins erzeugte Giftschutz auch gegen die krankmachende Wirkung desjenigen Parasiten immu-

*) Ich würde vorziehen, statt des Wortes „Antitorin" einen deutschen Ausdruck zu wählen, finde in unserer Sprache aber keinen geeigneten. Das Wort „Gegengift", an welches man denken könnte, hat den Nebenbegriff, daß das antitorische Agens selbst auch ein Gift ist. Das trifft aber für meine spezifischen Antitorine nicht zu.

Digitized by Google

nisirt, von welchem das in Frage kommende Gift herstammt, und zwar nicht blos vor der Ansteckung mit dem Parasiten, sondern auch nach der Ansteckung und bei schon bestehender Krankheit.

Man sieht, wie die Spezifizität bei diesen Voraussetzungen eine große Rolle spielt. Es ist da die Rede zuerst von spezifischen Krankheiten und von spezifischen Krankheitursachen; dann von spezifischen Giften, als Trägern der Krankheitursachen, und von spezifischen Parasiten, als Erzeugern der Krankheitgifte; endlich von spezifisch-giftwidrigen Agentien, den spezifischen Antitoxinen.

Nun finden wir in den Arbeiten Virchows über diese Dinge eine große Zahl von Meinungäußerungen, welche für seine Schüler und Anhänger bis in die letzte Zeit hinein Glaubenssätze geworden sind und Glaubenssätze sein müssen, wenn nicht das ganze kunstvolle Gebäude der Virchowschen Dogmatik zusammenstürzen soll. In dieser Dogmatik fehlt es auch nicht an Ketzergerichten und eines davon bezieht sich auf die Lehre von der Heilung der Lungenentzündung (Pneumonie), also derjenigen Krankheit, von welcher vorhin ausführlicher die Rede war. Im zweiten Band von Virchows Archiv, S. 27, findet das Ketzergericht folgenden Ausdruck: „Eine vernünftige Auffassung spezifischer Heilmittel kann nur die Frage aufkommen lassen, ob für bestimmte Abschnitte in der Krankheit ein bestimmtes, besonderes, oder spezifisches Heilverfahren aufgestellt werden darf."

Wie Das von Virchow, dem enragirtesten Feinde aller Spezifizität, gemeint ist, dafür möchte ich einige konkrete Beispiele anführen. Archiv Bd. II, S. 28 ff. wird in Bezug auf die Therapie der Lungenentzündung Folgendes gesagt: „Es genügt nicht, Jemanden, der nach einer Erkältung Pneumonie bekam, in eine gewöhnliche Temperatur zurückzuversetzen, denn nachdem einmal durch die Einwirkung der Kälte in den Ernährungprozeß der Wandungen der Luftwege eine Veränderung gesetzt ist, die sich durch Veränderungen an der Kapillarcirkulation und an den Diffusionsströmungen zwischen Blut und Gewebe charakterisirt, so ist damit eine Reihe neuer Krankheitbedingungen aufgetreten, welche mit der Kälte nichts mehr zu thun haben. Die Anwesenheit einer verstopfenden Masse in den Luftwegen, die gestörte Cirkulation durch die Lungengefäße mit dem Rückstau gegen das Herz 2c., die Verkleinerung der respirirenden Fläche, die Behinderung der Exspirationbewegungen, die durch das Exsudat und die Respirationstörung gesetzte Veränderung des Blutes, die verschiedenartig hervorgebrachte Alteration der Nervencentren — stellen eben so viel neue Objekte für die Behandlung dar, denen gegenüber eine ontologische, spezifische oder essentielle Methode eine geistige Verirrung wäre."

„Eine geistige Verirrung" ist also das Bestreben, die ganze Pneumonie

Digitized by Google

durch ein einziges Mittel heilen zu wollen! Das ist ein hartes Urtheil für Diejenigen, welche mit mir nicht blos solche spezifischen Heilmittel suchen, sondern auch der Meinung sind, daß es blos noch fleißiger Arbeit und genügender Mittel bedarf, um sie in die ärztliche Praxis einzuführen.

Ich muß bei sorgfältiger Analyse der eben citirten Stelle sagen, daß mir dieser Standpunkt Virchows nicht sehr verschieden zu sein scheint von demjenigen, welchen L. Büchner, der Verfasser von „Kraft und Stoff", mit folgenden Worten persifflirt: „Die sogenannte rationelle Therapie konnte nicht halten, was sie versprach . . . . . Wie konnte auch eine Zusammenstellung von Grundsätzen, die, wenn wir ehrlich gegen uns selbst sein und die mit Floskeln ärmlich verbrämte Wahrheit ans Licht ziehen wollen, aus nichts Anderem bestand als aus der Ermahnung, kalt zu machen, wo es zu warm, und warm, wo es zu kalt sei, hinwegzunehmen, wo zu viel, und hinzuzuthun, wo zu wenig, flüssig zu machen, wo Etwas stockt, und wiederum zu verschließen, wo es fließt, aufzulösen, wo es zu fest, und zusammenzuziehen, wo es zu weich sei — wie konnte eine Zusammenstellung solcher Grundsätze, welche weit weniger aus der Erfahrung als aus theoretischer Abstraktion gezogen waren und welche allgemeine Eigenschaften der Arzneimittel voraussetzten, die diese oft gar nicht besitzen, deren Ausführung endlich im einzelnen Falle auf ganz relativen Anschauungen beruhen mußte — wie konnte sie, sagen wir, Anspruch auf wissenschaftliche Geltung machen? Jeder Versuch, diesem alten Schlendrian einen neuen Frack anzuziehen, mußte mißlingen, und vorurtheilsfreie Aerzte, deren Gewissen noch nicht durch Jahre lange Routine verhärtet ist, mögen heutzutage kaum mehr ohne eine Art von innerer Beschämung ein Rezept nach diesen Begriffen verschreiben."

Büchner hat bei dieser drastischen Schilderung gewiß nicht an Virchow gedacht; aber ist nicht Virchows Behandlungplan genau nach den „rationellen" Grundsätzen, die eben citirt sind, entworfen? Virchows „neue Objekte der Behandlung" bei der einen Krankheit, der Pneumonie, erfordern, wenn man die „Abschnitte" zählt, mindestens acht verschiedene Mittel; wir haben zuerst ein fieberwidriges Mittel nothwendig, dann ein Mittel, welches die „Gefäßverstopfung" aufhebt, eines, welches auf die Blutcirkulation und das Herz wirkt, eines oder mehrere, welche die Athmungsstörungen beeinflussen; dann bleibt noch das Exsudat und die Blutveränderung und, last not least, das Nervensystem übrig; es ist nicht ganz leicht, sich vorzustellen, wie Virchow nach Alledem in der Praxis eine Lungenentzündung behandeln und welche Mittel er im gegebenen Falle für seine Zwecke wählen würde; keinesfalls könnte die Behandlung eine andere sein als eine rein symptomatische.

Digitized by Google

Sowie man dagegen die Pneumonie als eine ätiologisch-einheitliche Krankheit ansieht, die durch ein von Mikroorganismen erzeugtes spezifisches Gift ausgelöst wird, sobald man ferner davon ausgeht, daß es nur darauf ankommt, dieses Gift im Blute unschädlich zu machen, — hört auch der Gedanke an die Möglichkeit eines spezifischen Mittels sofort auf, „eine geistige Verirrung“ zu sein, dann wird er, falls es gelingt, ihn in die Wirklichkeit zu übersetzen, vielmehr zu einer geistigen That von ganz eminenter Bedeutung.

Aber auch in Bezug auf die jetzt herrschende Auffassung der Wirkung der Krankheitgifte müssen wir erst über eine recht herbe kritische Bemerkung Virchows zur Tagesordnung übergehen. In dem Artikel „Spezifiker und Spezifisches“ kritisirt er die Anschauung, daß beim Typhus ein etwaiges Typhusgift als Blutgift aufzufassen sei. „Sonderbare Verirrung (sagt er Arch. Bd. VI, S. 16), die zuletzt dahin führen würde, alle Vergiftungen als Krankheiten des Blutes zu betrachten und die spezifische Beziehung der Gifte zu bestimmten Provinzen des Nervensystems als etwas Untergeordnetes zu erklären.“

Als die einzige Spezifität, welche zulässig ist, gilt für Virchow die spezifische Betheiligung der Organe in den verschiedenen Krankheiten. „Wenn die Krankheit (Arch. Bd. VI, S. 11) das Leben unter ungewöhnlicher Form ist, und das Leben selbst den einzelnen Theilen inhärirt, so ist es gewiß folgerichtig, die Krankheiten (nicht die Krankheit) zu lokalisiren, ihnen spezifisch-anatomische Sitze anzuweisen.“ Sehen wir nun auch hier wieder einmal zu, welche Nutzanwendung von diesem Grundsatz für die Praxis zu machen ist.

Wir wissen jetzt, daß die Diphtherie eine durch das spezifische Diphtheriegift erzeugte Krankheit ist, deren klinisches Bild überaus verschieden sein kann. Sie kann unter dem Bilde einer foudroyanten Blutvergiftung verlaufen, ohne Zeit zu gewinnen, irgendwo lokal markante Organveränderungen hervorzurufen: sie kann sich aber auch lokalisiren: im Rachen, in der Nase, im Kehlkopf, in der Lunge, auf der äußeren Haut, in der Vagina; sie kann ausschließlich, oder wenigstens vornehmlich, in Gestalt von Lähmungen der verschiedensten Art auftreten. Das Alles aber darf es bei einer Krankheit nach Virchow gar nicht geben, eine Krankheit mit so vielfachen Gestaltungen muß man zerlegen, daraus eine größere Zahl von Krankheiten machen, deren jede einen spezifisch-anatomischen Sitz angewiesen bekommt. So wird zunächst die Bretonneausche Diphtherie verflüchtigt in einen anatomischen Begriff, der ausschließlich eine Schleimhautnekrose bezeichnet. Solche Diphtherie findet man dann bei der epidemischen Pharynx- und Larynxangina, bei der Scarlatina, bei den Pocken, der Cholera, dem Typhus und der Ruhr; nun haben wir auf diese Weise schon sechs Diphtherieen,

Digitized by Google

von denen aber jede Sorte noch Unterabtheilungen, je nach der Oertlichkeit, an welcher sie auftritt, bekommt.

Da nach Virchow jede Krankheit nur dann als bestehend anerkannt wird, wenn sie in Organen örtlich begrenzt auftritt, so lag es für ihn nahe, dem „Rademacherschen Werk“ (Virchows Arch. Bd. II S. 23) ein warmes Interesse entgegenzubringen; trug doch gerade Rademacher am Meisten demjenigen therapeutischen Grundsatz Rechnung, welchen Virchow mit folgenden Worten präzisirte (Arch. Bd. IV, S. 24): „In der That, wir glauben an die Wirksamkeit von Arzneien, weil wir die Beziehungen bestimmter Stoffe zu spezifischen Orten im Körper für ausgemacht ansehen.“ Danach müßte man für die Mandelbräune ein ganz anderes Mittel suchen als für den Kehlkopfcroup, für diesen ein anderes als für die diphtherische Lungenerkrankung und noch ein anderes für die diphtherische Blutvergiftung. Und gar eine diphtherische Nierenerkrankung, — wer die mit dem selben Mittel behandeln wollte wie die diphtherische Mandelbräune, für Den giebt es kaum ein Epitheton, welches verächtlich genug ist. Schon für das Suchen nach einem spezifischen Mittel gegen die Pneumonie braucht Virchow das harte Wort „geistige Verirrung“, wo doch die Pneumonie nur ein örtlich begrenztes Organ betrifft. Aber ein Diphtheriemittel, wie das von mir entdeckte, fällt unter diejenige Spezifität, deren Annahme nach Virchow (Arch. Bd. VI, S. 8) „eine wesentliche Störung in der Erkenntniß oder bewußte Charlatanerie“ voraussetzt.

Wenn wir die Erfahrungen der neuesten Zeit berücksichtigen, dann werden wir kaum geneigt sein, den absprechenden Ton Virchows gegenüber den Vertretern einer spezifischen und ätiologischen Auffassung der Krankheitlehre für gerechtfertigt zu halten; wir finden aber diese Sicherheit und Stärke in der Verurtheilung solcher gegnerischer Ansichten, die nach unseren jetzigen Kenntnissen nicht blos berechtigt, sondern einzig und allein richtig sind, noch öfter wieder. So im Archiv Bd. II, S. 34, wo Virchow von der Chininwirkung redet, in Folgendem: „Man begnügt sich beim Wechselfieber, die Anfälle durch Chinin zu unterbrechen, obwohl man unmöglich glauben kann, daß das in die Blutmasse nach der Voraussetzung aufgenommene Miasma . . . durch das Chinin sogleich beseitigt wird; es ist daher nothwendig, anzunehmen, daß nur die Impressionabilität des Nervensystems geschwächt wird, und daß nach Verminderung dieser Impressionabilität die übrigen Veränderungen sich allmählich spontan verwischen.“*) Ferner Archiv Bd. II. S. 28. gelegentlich der Besprechung

*) Bekanntlich giebt es heutzutage keinen wissenschaftlichen Mediziner mehr, welcher es wagen würde, ernsthaft für eine andere Erklärung der Wirkungweise des Chinins beim Wechselfieber einzutreten als für diejenige, an welche man nach Virchow „unmöglich glauben könne“.

Digitized by Google

des Zustandekommens einer Heilung: „Wenn z. B. Jemand sich einen Glassplitter in den Fuß tritt und Tetanus bekommt, so wird der letztere durch die Entfernung des Splitters und die Herstellung einer einfachen Wunde geheilt werden können, so lange noch nicht durch die ungeheure Steigerung der Nervenströmungen eine Veränderung an dem Nervenapparat gesetzt ist, welche die Erscheinungen des Tetanus hervorzubringen oder zu unterhalten vermag, eine Veränderung, wie wir sie durch Strychnin direkt erzeugen können. Der Heilplan muß also in dem Maße wechseln, als die Bedingungen räumlich oder qualitativ andere werden."

Diese und ähnliche Stellen hatte ich im Auge, als ich in meiner „Geschichte der Diphtherie" auf Seite 202 und an mehreren anderen Stellen von dem verderblichen Einfluß von Virchows Lehren auf die Medizin sprach. Da ist gar nicht zu entrinnen, wenn man nicht mit einem Schlage das ganze Netz von Voraussetzungen, Behauptungen und Schlüssen zerreißt. Wie sollte Jemand, der ein Anhänger oder auch blos ein fleißiger Zuhörer von Virchow ist, auf den Gedanken kommen, für den Tetanus ein spezifisches, vom Blute aus wirkendes Heilmittel zu suchen, wenn er sich eingeprägt hat, erstens, daß der Tetanus „eine gesetzmäßige Manifestation an sich normaler Lebenserscheinungen," nämlich der „Nervenströmungen", ist; zweitens, daß das Krankhafte des Tetanus nur darin zu suchen ist, „daß durch den Glassplitter (oder einen anderen stark nervenreizenden Körper) diese Nervenströmungen ins Ungeheuere gesteigert werden"; drittens, „daß die selbe krankhafte Erscheinung durch ein chemisches Mittel, das Strychnin, ausgelöst werden kann, welches eine spezifische Affinität zum Nervensystem hat?" So viele Voraussetzungen und Behauptungen, so viele Irrthümer! Aber zum Unterschiede von den Irrthümern anderer, weniger einflußreicher Männer, sehen wir bei Virchow, wie mit einer ans Wunderbare grenzenden Konsequenz die Lehre von dem lokalen, an bestimmte Organe gebundenen Sitz der Krankheiten und von der Unmöglichkeit, andere Heilmittel als symptomatische und Organheilmittel, zu finden, der heutigen Generation von Aerzten als unfehlbares Dogma auferlegt wurde, und daß der Nichtbeachtung dieses Dogmas mit Erfolg ein so kräftiges Anathema folgte, daß im Vergleich mit ihm die Bannsprüche der Kirchenfürsten noch milde zu nennen sind! Denn was könnte noch Schlimmeres gesagt werden, als daß jeder anders Denkende an „geistiger Verirrung" leidet!

Die Konsequenz hat schließlich auch das stolze Wort Virchows zur Wahrheit gemacht, welches das Verhältniß des pathologischen Anatomen zu dem praktisch thätigen Arzte definirt (Arch. Bd. VI, S. 15): „Der pathologische Anatom hat gegenüber dem praktischen Arzte die selbe Stellung, welche der Arzt als Sachverständiger dem Richter gegenüber einnimmt."

Digitized by Google

Ob freilich diese Stellung eine dauernde bleiben wird, Das erscheint mir zum Mindesten zweifelhaft. Wenn ich die Zeichen der Zeit richtig deute, so beginnt man in den Aerztekreisen jetzt doch mehr und mehr die Aufgabe des Mediziners darin zu sehen, daß er den Kranken Nutzen bringt, und weniger darin, daß von ihm über die Krankheit klug gesprochen wird. Virchows Verdienste liegen aber mehr auf dem Gebiete des klugen Sprechens als auf dem des Nützens.

III.

Was ich bisher citirt habe, ist von Virchow zu einer Zeit gesagt worden, wo er mitten im wissenschaftlichen Arbeiten stand und wo noch nicht die Last der repräsentativen Thätigkeit für seine eigene Betheiligung an der experimentellen Arbeit hinderlich gewesen ist. Ob inzwischen seine Grundlehren bei ihm selbst ins Wanken gekommen sind durch die neuen wissenschaftlichen Thatsachen, welche ohne seine Mitwirkung und in vollem Gegensatz zu den von ihm früher eingeschlagenen Wegen gefunden worden sind, Das konnte man bis jetzt nicht erfahren. Vorsichtig ging Virchow einer positiven Stellungnahme zu den modernen Lehren aus dem Wege; und nur, wenn zur absprechenden Kritik eine Gelegenheit sich bot, zeigten Thatkraft und Interesse sich in jugendlicher Frische bei ihm. Man wird verstehen, daß ich mit einiger Spannung es abwartete, wie Virchow gegenüber dem von mir gefundenen Mittel in der Oeffentlichkeit Stellung nehmen würde und ob überhaupt er es für opportun halten würde, sich klar und deutlich zu engagiren. Man wird auch verstehen, mit welcher Ueberraschung ich es vernahm, daß Rudolf Virchow an die Spitze eines Aufrufs zur Beschaffung meines Heilmittels sich gestellt habe. Welche Ueberraschung und welche Genugthuung für mich, der ich in jahrelangem Bemühen versucht hatte, in Wort und Schrift die therapeutischen Irrlehren in seinem System aufzudecken! Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, mußte aber bei näherer Ueberlegung ich mir sagen; da kommt gewiß Etwas nach, was mein Gefühl der Genugthuung über die Bekehrung des Bedeutendsten unter den Gegnern der durch Robert Koch begründeten ätiologischen Forschung zu dämpfen nicht verfehlen wird.

Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Der staunenden Welt hat durch einen Zeitungreporter Virchow verkünden lassen, daß das Heilserum unter seiner Leitung vom Herrn Aronson zuerst näher studirt worden sei, und nun wird wohl auch die weitere Nachricht nicht lange ausbleiben, daß die neue Heilmethode weiter nichts sei als eine Konsequenz der von Virchow von jeher vorgetragenen Lehre von den Krankheiten und von ihrer Heilung. Dem gegenüber besteht nach meinem Dafürhalten ein mehr als blos persönliches Interesse, die von mir in wissenschaftlichen Arbeiten

Digitized by Google

niedergelegten Beweise für den absoluten Antagonismus zwischen Virchows Lehre und meiner eigenen experimentell begründeten Arbeit auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Es handelt sich nicht um eine kleinliche Splitterrichterei, wenn ich aus älteren Arbeiten Virchows Behauptungen citire, deren Unrichtigkeit jetzt Jedem auf den ersten Blick einleuchten muß. Diese Citate sind nothwendig, wenn ich den Beweis dafür liefern will, daß nie und nimmer ein Schüler Virchows — oder Virchow selber — das Diphtherieheilmittel hätte entdecken können.

Unter allen Umständen muß ich dagegen Einspruch erheben, wenn das Diphtherieheilserum, dessen Existenz für Virchow ein vollständiges Fiasko seiner therapeutischen Lehren und Bestrebungen bedeutet, jetzt auf sein Gewinnkonto gesetzt wird, wozu durch folgenden, von den politischen Zeitungen verbreiteten und bis jetzt nicht dementirten Ausspruch ein Anlauf genommen wird: „Die ersten Versuche mit einem solchen Serum stellte unter meiner (Virchows) Leitung der damalige Assistent am Kaiser und Kaiserin Friedrich-Krankenhause Dr. Aronson an."

Zur Charakterisirung dieser Behauptung genügt die Konstatirung der Thatsache, daß die Eigenschaften des Diphtherieheilserums von mir in Gemeinschaft mit Wernicke im Jahre 1891 so genau studirt waren, daß die in unserer gemeinschaftlichen Arbeit (Zeitschr. für Hyg. und Infektionskrankheiten Bd. XI) hierüber gemachten Angaben seitdem durch keine einzige Thatsache von prinzipieller Bedeutung für die Beurtheilung des von mir entdeckten Diphtheriemittels eine Ergänzung zu erfahren brauchten. Diese Arbeit ist Ende des Jahres 1891 zum Druck gegeben worden und Anfang 1892 erschienen. Das war zu einer Zeit, wo Herr Hans Dr. Aronson wohl kaum angefangen hatte, ernstlich sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, daß auf dem von mir im Jahre 1890 erschlossenen Arbeitgebiet für ihn Etwas zu holen sein könnte. Was aber Herrn Virchow betrifft, so ist aus seinen Aussprüchen, die man in den Zeitungen liest, schwer zu erkennen, welche Quelle er zu seiner Orientirung über die Blutserumtherapie benutzt; jedenfalls ist er dieses Mal grausam getäuscht worden durch die Leute, die ihn an die Wahrheit der vorhin citirten Behauptung glauben machten.

Halle a. S. Professor Dr. E. Behring.

Digitized by Google

Mehr Muth, Germanen!

Die blasse Furcht vor der sozialen Revolution, diese Furcht, die jetzt wie eine verheerende Seuche über die Völker Europas hereingebrochen ist, ist gewiß kein neues Leiden. Schon seit Jahren steckt der Krankheitkeim dem europäischen Philister im Blute. Nur daß er in der letzten Zeit unter dem Einflusse der anarchistischen Attentate zu einer akuten Krankheit ausgewachsen ist. Und wie es nicht anders zu erwarten war: unter den mannhaften Nachkommen der reckenhaften Germanen richtet das Uebel fast die meisten Verheerungen an, bei den selben Deutschen, von denen noch vor Kurzem die Mär verkündet worden war, daß sie nur Gott und sonst nichts auf der Welt fürchteten. Nunmehr aber sind sie bereits so schreckhaft geworden, daß sie bei der geringsten Kleinigkeit ein Zittern überfällt. In einer Art von Verfolgungwahn sieht man an allen Ecken und Enden zugleich das Unheil hereinbrechen. Die Angst — „sie deckt sich stets mit neuen Masken zu". Heute ist es ein Theaterstück, in dem auffälligerweise einmal vom Hungern die Rede ist, morgen vielleicht eine Volksversammlung, ein Massenspaziergang, eine Arbeiteinstellung, ein Boykott, ein Kongreß, was Schrecken bereitet: „man bebt vor Allem, was nicht trifft." Ja, könnte man sich allerorts so leicht schützen, wie vor den bösen Theaterstücken, könnte man etwa auch zur Bethätigung einer politischen Meinung nur Denjenigen zulassen, der präsumtiv vorher leiblich zu Mittag gespeist hat, könnte man auch das Entree in das soziale Theater auf mindestens eine Reichsmark normiren! Das freilich wird schwer angehen. So will man wenigstens den bösartigen Köter, die Sozialdemokratie, wieder an die Kette legen, — vielleicht, daß man dann etwas ruhiger zu Bette geht. Wie man es anstellen solle, darüber ist man noch nicht ganz einig unter den Mannesseelen. Daß aber die Polizei dabei vor Allem mitzuhelfen habe, Das steht fest. Noch mehr Polizei! Mit diesem Desideratum ist der Ideenreichthum des deutschen Normalbiedermannes erschöpft. Er zieht sich die Zipfelmütze noch etwas tiefer über die Ohren und läßt den Schutzmannssäbel, nöthigenfalls auch den Gummischlauch, walten. Wahrhaftig, — es wird bald so weit gekommen sein, wie jüngst Jemand prophezeite, daß jede Schlafmütze von zwei Pickelhauben bewacht werden muß.

Selbstverständlich erscheint auch diesmal wieder unser Biedermann in der Haut des Löwen: eine „starke Regirung" fordert er. Er kommt sich ungeheuer groß dabei vor, während es doch nichts als erbärmliche Feigheit ist, was ihn zu dieser Forderung treibt. Eine „starke" Regirung, Das ist natürlich eine solche mit sehr viel Polizei und Maulkorbpolitik, eine Regirung, unter deren Schutze der treffliche Mann ungestört sein Schläfchen

Digitized by Google

weiter halten kann. Noch sind unsere leitenden Staatsmänner vor dem Wehegeschrei der wohlanständigen Presse und ihrer Leser nicht zurückgewichen. Sie mögen sich der Worte Cavours erinnern, die dieser im Jahre 1861, als ein gar gewaltiges Zittern zumal durch den Süden Italiens ging, den Aengstlingen zurief: „Kein Belagerungzustand! Keine Gewaltmaßregel! Keine Unterdrückung! Regirt mit der Freiheit! Mit dem Belagerungzustand kann Jeder regiren! . . .“

Aber nicht immer bleiben die Leiter wahrhaft stark. Wenn die zitternde Angst das Ruder ergriffe! Dann freilich möchte unsägliches Unheil über unser Vaterland heraufziehen. . . . Denn was naturgemäß bei allen Leuten, die von einer großen Panik ergriffen werden, das Schlimmste ist: ihr Auge wird getrübt, ihre Fähigkeit, zu urtheilen, verschwindet, sie sehen und hören nicht mehr. Um zu ermessen, welch hohen Grad schon heute die geistige Benommenheit erreicht hat, lese man nur die Leitartikel unserer größten und verbreitetsten Zeitungen! Mit wahrhaft stierer Einförmigkeit kehrt bei ihnen, sobald sie von sozialen Dingen reden, immer der selbe Gedanke wieder: „Unsere Zustände sind es nicht, die Gefahr bringen, es wäre ja Alles in schönster Ordnung, wir könnten in Frieden und Freuden weiterleben, wenn die Sozialdemokratie mit ihrem Reden und Gehetze nicht die Ruhe störte: sie ist es, wovor wir uns schützen müssen!“ Das heißt denn doch nicht mehr und nicht weniger, als einfach die Thatsachen auf den Kopf stellen, Ursache und Wirkung vertauschen. Da gilt es also vor Allem, der durch ihre Angst in ihrem Blick getrübten Menge zuzurufen: Schaut um Euch! Was die Gebildeten in England vor einem Menschenalter gethan haben, thut Ihr es heute. Seht Euch die Dinge und Menschen an, die Euch so sehr in Angst und Schrecken jagen. Der Ruf aller Derer, die den Kopf noch nicht ganz verloren haben — und Gott sei Dank giebt es Deren noch genug auf allen Seiten der bürgerlichen Parteien — muß jetzt der selbe sein, den man einer in Feuersangst wild aus einem Theater stürmenden Menge entgegenschleudert: „Sitzen bleiben!“

Der Zweck dieser Zeilen ist wesentlich auch nur der: auf zwei neue literarische Erscheinungen*) hinzuweisen, in denen diese Mahnung erhoben wird, zwei Bücher wärmstens zur Lecture zu empfehlen, deren Verfasser sich zur Aufgabe gemacht haben, in sozialen Dingen aufklärend auf die bürgerlichen Kreise einzuwirken, sie zur Besinnung, zur Sammlung, zur Umschau zu veranlassen. Die vortreffliche Gesinnung der beiden Autoren ist über allen Zweifel erhaben. Es sind Männer mit einer eigenen

*) Das rothe Gespenst, beleuchtet von Otto Prange. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. — Die Noth des vierten Standes, von einem Arzte. Leipzig, Verlag von F. W. Grunow.

Digitized by Google

Meinung, die vorurtheillos die Dinge schauen und leidenschaftlos über das Geschaute berichten. Es sind beileibe keine Sozialdemokraten. Der Verfasser des „rothen Gespenstes" ist Angestellter in einem großen kaufmännischen Unternehmen, der Andere ist Arzt, Beide sind monarchisch gesinnt, der Arzt ist zudem noch ein gläubiger Christ.

Also, Ihr Söhne Teuts, faßt den Muth, einen Augenblick in Eurer wilden Flucht einzuhalten und um Euch zu schauen, um zu sehen, ob wirklich die Dinge so liegen, wie sie Euch Eure Zeitungen darstellen, oder nicht vielleicht gerade umgekehrt. Faßt zwei Dinge keck ins Auge: die † † † Sozialdemokratie und, wenn Ihr Euch an deren Anblick gewöhnt habt, was hinter ihr steht: das moderne Proletariat.

Es ist im Grunde beschämend für ein Mitglied der gebildeten Klasse, wenn es seinen Standesangehörigen jetzt noch erst zurufen muß: Lernt die Partei, vor der Ihr bisher immer nur drei Kreuze geschlagen habt, wirklich erst einmal etwas besser kennen. Und doch ist diese Mahnung nur allzu nothwendig. Die Unkenntniß in sozialen Dingen selbst unter den Gebildetsten ist noch immer wahrhaft Mitleid erregend. Die Mehrzahl glaubt den tendenziösen Entstellungen ihrer Presse aufs Wort. Aber auch Leute, die sich ein eigenes Urtheil bilden möchten, kommen selten über die schüchternsten Anfänge hinaus. Zum wahren Unheil für Deutschland sind die zwei Schriften über den Sozialismus, die bei Weitem am Meisten in den Kreisen der Gebildeten gelesen werden, die allerungeeignetsten, um sich Kenntniß von den Dingen zu verschaffen. Ich meine Richters „Irrlehren", und Bebels „Frau". Diese Schriften haben großen Unfug angerichtet. Sie haben vor Allem dazu beigetragen, daß man sich im besten Falle nur mehr für die Luftschlösser des sozialdemokratischen „Zukunftstaates" interessirt, daß man Spielereien in den Mittelpunkt der Diskussion zerrt und nunmehr die Sozialdemokratie als eine Phantastengesellschaft kurzer Hand glaubt abthun zu dürfen, statt sich mit ihrer unendlich viel wichtigeren Rolle als unserer radikalen sozialen Reformpartei zu beschäftigen. Daß man auch in den Reihen der Sozialdemokraten über Bebels Buch sehr viel lächelt, Das weiß natürlich unser gebildetes Publikum nicht. Und so verschwendet es seine Zeit an die Kenntnißnahme und Erörterung von Phantasien eines einzelnen Mannes, statt über die Bestrebungen der Partei wenigstens nothdürftig sich zu unterrichten. Da ist nun die Lecture eines Buches wie das von Prange nicht genug zu empfehlen. Auch wer Paul Göhres, des jetzigen Pfarrers, vortreffliches Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter" nicht kennt, hole eiligst das Versäumte nach. Ich glaube Jeder wird einen großen Theil seiner Wahnvorstellungen verlieren, der die Schriften solcher vorurtheilsfreien Männer in die Hand genommen hat.

Digitized by Google

Zunächst wird er sich schier verwundern, daß Männer, die den Popanz Sozialdemokratie in der Nähe geschaut haben, ihn gar nicht so bluttriefend befunden haben, wie ihn die wohlanständige Presse darstellt, daß von dem landesüblichen Geschwätz über die Sozialdemokratie nur ein kleiner Theil der Wahrheit entspricht. Er wird aber auch Das lernen, daß, je muthiger die bürgerlichen Kreise der Sozialdemokratie in die Augen schauen, um so ungefährlicher diese wird; daß es großen Theils der Feigheit ihrer Gegner zuzuschreiben ist, wenn die Sozialdemokratie wirklich zu einer Gefahr im Lande sich gestaltet. Wie Das? Es liegt für Jeden, der sehen will, auf der Hand. Wann kann eine große Bewegungpartei wahrhaft gefährlich werden? Mich dünkt, in zwei Fällen: einmal, wenn sie vom Wege des Rechtes abgedrängt wird, wenn man sie zwingt, zu ungesetzlichen Mitteln zu schreiten; dann aber auch, wenn in ihren Reihen ein übertriebenes Vertrauen auf die eigene Macht groß gezogen wird, das dann leicht zum Losschlagen verführen kann. Und werden beide Gefahren nicht durch das Verhalten unserer bürgerlichen Parteien muthwillig heraufbeschworen? Mit Recht hat Professor Delbrück unlängst in den „Preußischen Jahrbüchern" auf die Wirkung hingewiesen, die das ewige Gejammer und Gestöhn eines Theils der wohlanständigen Presse auf das Selbstbewußtsein der Sozialdemokratie haben muß.

Und wie oft soll man wiederholen, daß eine radikale Partei um so mehr an revolutionärer Kraft gewinnt, je mehr sie die Wege des Rechtes zur Erreichung ihrer Ziele abgeschnitten sieht, je mehr sie durch die Polizei chikanirt wird, je mehr ihr Einkerkerungen, Ausweisungen u. s. w. Märtyrer der guten Sache liefern? Man hat sich immer besonders darüber empört, daß auf dem Parteitag in Wyden das Wort „gesetzlich" aus dem Programm der Sozialdemokratie gestrichen worden ist. Ja, will man denn nicht sehen, daß eben diese Streichung die Wirkung des Sozialistengesetzes gewesen ist?! Hat unser Bürgerthum die mahnenden Worte ganz und gar vergessen, die — freilich vor hundert Jahren — ein herzoglich weimarischer Hofrath einem seiner Helden in den Mund gelegt hat, jene tiefernsten Worte, die in den gewaltigen Satz ausklingen: „Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben."

Je mehr man den Sozialdemokraten als einen völlig harmlosen Menschen behandelt, je mehr man sich auch gesellschaftlich in Deutschland daran gewöhnt, sich mit den Rothen zu vertragen, desto rascher werden der Partei ihre revolutionären Mucken ausgetrieben werden. Sehr lehrreich waren mir in dieser Hinsicht die Beobachtungen, die ich unlängst in Wien auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik machte. Dort herrscht im Verkehr zwischen Sozialdemokraten und ihren Gegnern gesell-

Digitized by Google

schaftlich völlige Ungezwungenheit. Der hohe Ministerialbeamte spricht mit dem Arbeiterführer; Vertreter aller Parteien sitzen in harmlosem Geplauder an dem selben Biertische. Und die Wirkung? Man unterschätze sie nicht! Sehr bezeichnend war Das, was mir einer der ersten österreichischen Arbeiterführer erwiderte, als ich ihm meine freudige Verwunderung über diese Ungezwungenheit des persönlichen Verkehrs ausdrückte. Ja, meinte er, von Ihrem Standpunkt aus mag Das recht nett sein; wir Arbeiterführer denken anders darüber. Uns ist diese Ungezwungenheit gar nicht erwünscht. Denn in der österreichischen Gemüthlichkeit droht alle Schärfe des Standpunktes zu verschwinden. Mit andern Worten: Die Bissigkeit des Tons, die Gehässigkeit der Gesinnung, die unserer Sozialdemokratie Etwas von der Art des Kettenhundes geben, sind in Oesterreich in gleichem Maße nicht möglich. Glaubt man nicht, daß Das auch auf die politische Gesammthaltung der Partei zurückwirkt? Aber freilich, mit dieser, ich möchte sagen formalen Würdigung, die man der Sozialdemokratie zu Theil werden läßt, ist nicht genug geschehen. Will man sie wirklich verstehen lernen, so wird man sich entschließen müssen, etwas mehr den Zuständen sein Interesse zuzuwenden, aus denen die Sozialdemokratie erwachsen ist wird die Lage, das Denken und Fühlen, die Noth und das Leid der großen Massen des Proletariats studiren müssen. Auch hierüber herrscht in unseren gebildeten Kreisen eine grauenhafte Unkenntniß; eine Unkenntniß, die nicht zum Mindesten wiederum der Furcht entspringt, durch allzu genaues Hinschauen zu viele peinliche Dinge zu sehen. Unsere gebildeten Kreise kennen das Proletariat meist nur von den paar Handwerkern, von den Wäscherinnen und Flickfrauen, die in ihre Wohnungen kommen, oder von den Betrunkenen her, die gelegentlich über die Straße ziehen. Sie haben von dem wirklichen Leben des arbeitenden Volks keine blasse Ahnung. Auch hier wissen sie meist nur, was ihnen die wohlanständige Presse von Arbeiterstreitigkeiten, Strikes, Boykotts, Raufereien u. s. w. systematisch vorlügt. Aber es gilt im wahren Sinne des Worts, hier völlig umzulernen.

Wer von unseren Gebildeten weiß wirklich etwas Genaueres von der Art, wie die arbeitenden Klassen wohnen, wie sie sich nähren, wie sie sich freuen, wie sie trauern, wie sie über kleine und große Dinge denken und fühlen? Hier suche man zu begreifen! Und auch dann muthig weiterzuschauen, wenn man vielleicht erstaunt und entsetzt beim ersten Blick zurückfährt. Erfreuliches wird man wenig finden, es sei denn der große Muth, die Hingebung und Stärke, mit der das Volk sein jammervolles Loos bis heute trägt. Aber wie es zu leben verdammt ist, lernt man erst ganz allmählich glauben. Und einsehen lernt man dann, wie selbstverständlich, wie unendlich menschlich das heiße Sehnen der Massen nach einem besseren Dasein ist. Bald wird man mit Verachtung die frivolen Phrasen zurückstoßen von der Genußsucht des

Digitized by Google

Volkes, seiner Lust am Putz, am Saufen und Nichtsthun, jene Redensarten, mit denen wiederum ein Theil unserer wohlanständigen Presse das Gemüth ihrer Leser förmlich vergiftet. Und wenn man sieht, wie trotz aller sozialen Gesetzgebung, trotz aller arbeiterfreundlichen Politik, die „Noth des vierten Standes" immer noch zum Himmel schreit, wenn man das namenlose Elend gewahr wird, in dem die breitesten Schichten unseres Volkes noch immer sich winden, dann wird man auch sehr bald überzeugten Herzens die Nothwendigkeit noch viel energischerer und radikalerer Sozialpolitik erkennen. . . Wird man aber dann nicht auch die sozialdemokratische Bewegung besser verstehen lernen? Wird man nicht einsehen, wie es selbstverständlich ist, daß dieses in Elend und Jammer dahin vegetirende, von der Sehnsucht nach einem besseren, menschenwürdigeren Leben ergriffene Volk sich an die Partei anschließt, die bis jetzt allein sich rücksichtlos der Interessen des Proletariats angenommen hat? Wird man nicht vor dem Beginnen zurückschrecken, der Masse diesen einzigen gesetzlichen Weg zu versperren, ihre Wünsche, ihr Begehren zum Ausdruck zu bringen? Wird man noch immer der wohlanständigen Presse glauben, daß nur Gehässigkeit und Frivolität der Führer eine soziale Noth künstlich heraufbeschwören? Wird man nicht vielmehr vor dem Gedanken schaudern, daß dieses wimmelnde Volk es einmal aufgeben könnte, seinen Willen in Vereinen, Versammlungen und Wahlen allein zum Ausdruck zu bringen?!

Kein Zweifel: für Jeden, der sehen will gilt Das, was ich vorhin sagte: gerade umgekehrt wie die wohlanständige Presse es darstellt, verhält es sich in Wirklichkeit: nicht die Sozialdemokratie ist die Gefahr, sondern die Zustände sind es, deren Produkt sie ist. Wenn Jahrzehnte lang eine interessirte Clique sich abmüht, uns glauben zu machen, unsere treffliche Welt sei nur vom Gifthauch einer Umsturzpartei verpestet, und darum gelte es allein, diesen fern zu halten, so ist es endlich an der Zeit, der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen und Gott im Himmel zu danken, daß unsere Volksmassen bisher so besonnen gewesen sind, sich mit dem Anschluß an die sozialdemokratische Partei zu begnügen. Haben die Ereignisse in Sizilien immer noch nicht deutlich genug gesprochen?

Was aber, so fragt man, sollen wir denn thun, um aus dem Dunstkreis herauszukommen, in dem uns eine verlogene Presse gefangen hält? Sollen wir, können wir in die Fabriken, in die Bergwerke, in die „berüchtigten" Quartiere des Proletariats gehen, um neu zu lernen? Freilich, Das wird nur für Wenige angängig sein. Das Mißtrauen des Volkes würde allein schon ein solches Beginnen unmöglich machen. Ein Bischen mehr in die andere Welt hineinzuschauen, könnte allerdings unseren „besseren" Ständen gar nichts schaden. Man vermeide nicht, man suche die Gelegen-

Digitized by Google

heit, mit dem Proletariat in Berührung zu kommen. Man klage nicht, wie es unlängst einer meiner Kollegen in meiner Gegenwart that, über eine Stadt wie Breslau, „bei der es Einem alle Augenblicke passiren könne, einem Menschen im schäbigen Rocke zu begegnen". Aber das Beste werden hier gute Bücher thun müssen. Wie viel Segen hat in England ein Kingsley gestiftet! Und wie unendlich dankbar müssen wir Denen sein, die nun auch in Deutschland uns Bücher schenken, aus denen wir uns über Leid und Freud unseres Volkes unterrichten können. Wenn nur erst diese wenigen Bücher die nöthige Verbreitung gefunden haben! Vor Allem auch unter den Frauen, bei denen ich verhältnißmäßig immer viel mehr sozialpolitisches Interesse und Verständniß angetroffen habe als bei ihren Männern.

Es gilt, nicht zu verzweifeln. Gelingt es, den Kreis Derer unter den Gebildeten langsam zu vergrößern, die sich zur Sammlung aufraffen, dann wird auch nach und nach wieder ein stärkerer Geist in weitere Schichten dringen. Man wird das Gruseln verlernen, man wird — und Das ist ja am Ende das Höchste — schließlich sogar wieder den Muth einer eigenen Meinung haben, einer Meinung, die sich unabhängig von der bezahlter Preßfabrikanten, unabhängig von jedem Ismus und jeder Parteischablone weiß. Freilich — manch' Einer wird auf dem Wege dahin recht unangenehme Erfahrungen machen. Es kann leicht sein, daß ihn die „gute Gesellschaft" in Acht und Bann thut; und bringt es die Gelegenheit gar mit sich, daß er in Schrift oder Wort seine unabhängige Meinung unverhohlen ausspricht, dann kann er gewiß sein, daß er die ganze heulende Meute der wohlanständigen Presse auf seinen Fersen hat. Aber was thuts? Muthig gilt es auch hier, voranzuschreiten, unbekümmert um das Gegeifer von rechts und links. Wer, zumal in unserer Zeit, nicht den Muth hat, sich schmähen zu lassen, wird niemals etwas Großes leisten.

Sich aufraffen, Umschau halten, den Kopf hochnehmen —: Das sollte die Losung unter den Gebildeten sein, nicht aber sich hinter die Rockschöße eines Gendarmen verkriechen. Von zwei Dingen eins: entweder wir brauchen an einer friedlichen Entwickelung unserer Gesellschaft nicht zu verzweifeln, die soziale Revolution ist wirklich nur ein Gespenst: dann bedarf es nur eines muthigen Auftretens, um die Erscheinung zu bannen; eines klaren Blicks, um die Forderungen der Zeit zu verstehen. Oder aber: es wäre wahr, was uns immer bis zur Ermüdung gepredigt worden ist, das Messer säße uns an der Kehle, das letzte Stündlein der bürgerlichen Welt habe geschlagen, der große Zusammenbruch stände nahe bevor: wäre es dann nicht doppelt Pflicht, muthig dem Schicksal entgegenzugehen?! Dann gilt es immer noch, als Männer zu sterben und nicht als alte Weiber.

Breslau. Professor Dr. Werner Sombart.

Digitized by Google

Eine ungehaltene Rede Bismarcks.

Daß Herr von Bismarck-Schönhausen, das talentvollste und rührigste Mitglied der „kleinen, aber mächtigen Partei", der Neuen Preußischen Zeitung, zu deren Gründung und Erhaltung er selbst mit beigetragen hat, seine gewandte Feder gern zur Verfügung stellte, wissen wir nicht nur aus seinen gelegentlichen Aeußerungen, sondern finden es auch ausdrücklich durch Wagener, den ersten Redakteur der Kreuzzeitung, bezeugt. Nach seinem Zeugniß erschien während der parlamentarischen Verhandlungen kaum eine Nummer des Blattes, die nicht einen längeren oder kürzeren Artikel des Herrn von Bismarck enthalten hätte, und an einer anderen Stelle seines Buches bemerkt er, daß ein nicht unerheblicher Theil der damaligen Scherze des „Berliner Zuschauers", und zwar nicht die schlechtesten, auf das Konto Bismarcks zu setzen seien, „da selbiger damals über Alles, was die Kammern betraf, der beste Mitarbeiter der Kreuzzeitung war."*) Bisher hat es nicht gelingen wollen, den Antheil Bismarcks festzustellen, zumal da jeder äußere Anhalt fehlt. Um so werthvoller ist es, daß sich eine erste Spur gefunden hat, der folgend wir die Autorschaft Bismarcks wenigstens für einige in sich zusammenhängende und gleichartige Artikel der Kreuzzeitung jetzt mit Sicherheit feststellen können.

In den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Gerlach" I. 620 heißt es zum 23. April 1851:

„Merkwürdig, wie der Artikel der Kreuzzeitung über Prokesch und Radowitz, der den König so sehr geärgert hat, ein Fragment einer ungehaltenen Rede Bismarcks ist, worin derselbe die ganze Radowitzsche Politik angreifen wollte, eine Rede, die wahrscheinlich seine Anstellung in Frankfurt unmöglich gemacht hätte."

Vergebens sucht man nach einem größeren Leitartikel über Prokesch und Radowitz an der Spitze des Blattes; schließlich bleibt das Auge an einer Notiz des „Berliner Zuschauers" haften, in der beide Persönlichkeiten zu einander in Beziehung gesetzt sind. Ehe wir sie wiederholen, noch einige orientirende Bemerkungen:

Am 25. August 1849 machte Generallieutenant von Radowitz als Kommissar der Regirung in der Zweiten Kammer Mittheilung von dem Stande der deutschen Verfassungangelegenheit, indem er an der Hand der in dieser Frage ergangenen Aktenstücke den Verlauf der Verhandlungen zwischen

*) Vgl. Wagener, Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Berlin (R. Pohl) 1884. S. 18 und 54. Näheres darüber wird der Aufsatz „Herr von Bismarck-Schönhausen als Mitarbeiter der Kreuzzeitung" im ersten Bande des Bismarck-Jahrbuches bringen.

Digitized by Google

der preußischen und der österreichischen Regirung sowie mit den übrigen deutschen Bundesstaaten in ausführlicher Rede schilderte. Als ein meisterhafter Redner riß Radowitz Freund und Feind mit sich fort und am Schlusse steigerte sich, wie die Zeitungen aus jener Zeit berichten, der Beifall zu einer „seltenen" Höhe. Herr v. Bismarck blieb der einzige Nüchterne, auf ihn machten die Phrasen und Redeblumen des gewandten Redee Jongleurs keinen Eindruck, im Gegentheil lieferte ihm das rhetorische Prunkstück den Beweis für den Satz, den er später als Minister wiederholt seinen zungenfertigen Gegnern entgegenhielt, daß ein guter „Redner" selten ein guter „Staatsmann" sein dürfte. Ueber den mächtigen Eindruck der Rede des Generallieutenants von Radowitz äußerte sich Bismarck in der Rede vom 29. Mai 1869 in folgenden Worten:

„Es muß in jedem Redner, der auf Zuhörer wirken soll, ein Stück von einem Dichter stecken, und soweit Das der Fall ist, soweit er als Improvisator Sprache und Gedanken beherrscht, soweit hat er die Gabe, auf seine Zuhörer zu wirken. Ist aber der Dichter oder Improvisator gerade Derjenige, dem das Steuerruder des Staates, welches volle kühle Ueberlegung erfordert, anzuvertrauen wäre? Und doch ist er Derjenige, von dessen Beredsamkeit augenblickliche Entschließungen der Parlamente abhängig werden; es kommt Das bei einer irgend empfänglichen Versammlung und bei begabten Rednern in allen parlamentarischen Verhältnissen vor. Ich darf an ein Beispiel erinnern von einem bekannten, jetzt verstorbenen Staatsmann — Herr von Radowitz war es —; ich habe selten einen so überwältigenden Eindruck eines Redners auf eine Versammlung gesehen, und Die Zeugen davon gewesen sind, werden es mir bestätigen, wie von einzelnen Reden des Herrn von Radowitz die Zuhörer aufs Mächtigste ergriffen wurden und unverzüglich demgemäß beschlossen. Ich habe es erlebt, daß ein neben mir sitzender Kollege die Ergriffenheit der gesammten Versammlung in dem Maße theilte, daß er Thränen darüber vergoß und daß er meine etwas kühle Frage: „Worüber weinen Sie denn?" mit Entrüstung damit beantwortete, daß er mich der Herzlosigkeit beschuldigte. — Ich habe den selben Herrn am andern Tage, wo die Rede, die in 30 000 Exemplaren sofort gedruckt war, vorlag, nachdem sie jede Diskussion tot gemacht hatte — denn es war von weiter nichts die Rede als von dem gewaltigen Eindruck jener Rede —, ich habe den selben Herrn am andern Tage gefragt, was es denn gewesen sei, worüber ich hätte weinen müssen, wenn ich ein Herz besäße? — und darauf antwortete er mir: „Wenn ich die Rede gedruckt lese, ich weiß nicht, so macht sie nicht den Eindruck," er konnte nicht einmal wiedergeben, was ungefähr darin stand, aber der Ausdruck des Gesichts, die Stimme, die überwältigende Persönlichkeit, die vor ihm gestanden, hatten ihn hingerissen."*)

Man wird diese Aeußerung nahe verwandt finden mit den erwähnten Berichten des „Berliner Zuschauers" der Kreuzzeitung über Beschaffenheit und Wirkung der Rede des Herrn v. Radowitz; der zweite dieser Berichte

*) Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Herausgegeben von Horst Kohl. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. IV. 234.

Digitized by Google

enthält die von Gerlach erwähnte, dem König so mißfällige Anspielung auf Prokesch, den damaligen österreichischen Gesandten in Berlin. Die in Betracht kommenden Plaudereien des Zuschauers lauten:

1. Ein näheres Eingehen auf die ausgezeichnete deklamatorische Vorstellung, welche Herr v. Radowitz heute der zweiten Kammer gegeben hat, müssen wir wegen der Kürze der Zeit auf Montag verschieben. Die Rede war in Ton und Haltung meisterhaft, ein glänzendes Mosaik, dessen logische Sprünge und Risse mit Phrasen von mitunter mehr als Beckerath'scher Färbung gewandt verdeckt wurden. Das Ganze der Rede, getragen durch die eindrucksvolle Persönlichkeit des Redners, seine der bewegtesten Modulation fähige Stimme, den mystischen Ausdruck, des tiefen Forschers verborgene Weisheit, verfehlte nicht, die Kammer zu unerhörtem Beifallssturm fortzureißen, viele ihrer Mitglieder zu Thränen zu rühren. Sie lieferte für uns einen neuen Beweis der Wahrheit unserer früher über des Herrn v. Radowitz Wirksamkeit in der deutschen Sache ausgesprochenen Ansichten, sowie der Haltlosigkeit des augenblicklichen Urtheils parlamentarischer Majoritäten. Die Kammer war hingerissen, vernichtet in ihrer Selbständigkeit durch das Rührende der Rede des Redners, durch glänzende Worte, einen ergreifenden, bravoschwangeren Ton der Stimme, durch die Bläße des Gesichts, durch Züge, welche von langjähriger Erforschung der den gewöhnlichen Sterblichen unzugänglichen Wahrheit in den Katakomben der Weisheit zeugen. Unter donnerndem Applaus kehrte die grabesruhige Erscheinung zu den Ministerplätzen zurück, und Herr v. Beckerath drückte ihr die Hand im Namen Deutschlands. Aus dem oratorischen Standpunkt betrachtet, war die Rede entschieden die glänzendste, welche wir bisher gehört haben. (Kreuzzeitung 26. 8. 1849 Nr. 197 S. 1590.)

2. Die Rede des Herrn v. Radowitz in der zweiten Kammer am Sonnabend hat einen immensen Eindruck gemacht. Alles traf hier zusammen — die bisherigen ziemlich lauen und uninteressanten Verhandlungen, die gespannten Erwartungen —, die mystische und geistreiche Persönlichkeit des Redners, der in der deutschen Frage eine so thätige Rolle gespielt, — endlich der scharfe drastische Vortrag und die pikanten Wendungen der Rede selbst! — — kurz alle Besucher der Kammer sind über Interesse und Erfolg der Rede einig und unterlagen einem geistigen Rausch.

Während der Rede schoß mancher scharfe Blick aus allen Räumen des Hauses hinauf nach der Diplomatenloge, in der Herr v. Prokesch-Osten mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Einige wollen sogar bemerkt haben, daß der Diplomat hin und wieder Notizen machte für die Erinnerungen aus dem Orient! (Kreuzzeitung 28. 8. 1849 Nr. 198 S. 1598.)

3. Wohl selten hat eine Kammersitzung bei uns so viele Zuhörer auf

Digitized by Google

den Tribünen gehabt, als die am vorigen Sonnabend; selbst von auswärts her haben viele die Reise nicht gescheut, um Herrn v. Radowitz sprechen zu hören, und der Andrang nach Einlaßkarten seitens der Deputirten und Nichtdeputirten war bis nach Anfang der Sitzung so stark, daß selbst die höfliche Sanftmuth des Kanzleiraths Bleich ihrem Ende nahe gewesen sein soll. Die Hitze im Lokal war groß, die Tribünen bis an die Wände gefüllt, selbst die sonst leere Hofloge, und in der diplomatischen standen die würdigsten Gesandten fest hinten an die Mauer gedrängt im Schweiße ihres Angesichts. Einige langweilige Kleinigkeiten reizten die Ungeduld, bis Herr v. Radowitz, in schwarzem Frack und schwarzer Halsbinde, seinen Platz hinter dem Grafen Brandenburg verließ und unter athemlosem Schweigen der Versammlung langsam auf die Tribüne schritt. Wir hatten selten Gelegenheit gehabt, diesen außerordentlichen Mann ruhig betrachten zu können. Sein Kopf ist entschieden schön; die Stirn verläuft sich bis zum Scheitel hinauf zwischen aufrechten grauen Locken, das Profil bietet eine griechische Regelmäßigkeit, welche nur durch eine stark hervorragende, aber von dem Schnurrbart verdeckte Unterlippe gestört wird. Die gleichmäßige Blässe des Gesichts hebt das lebendige Feuer der dunkelbraunen Augen noch hervor. Seine Figur ist die eines Mannes, der sich den Sechzigern nähert, und, als Maler gesagt, keine entsprechende Trägerin eines Kopfes wie dieser. Der Ton seiner Stimme ist tief und ernst, an und für sich ergreifend, und jeder Biegung nach dem Bedürfniß der Rede sich leicht anschmiegend. Der Vortrag war langsam und deutlich, unterstützt durch Gestikulationen des rechten Armes, die sich innerhalb der Grenzen des Würdigen hielten. Der Redner hatte ein kleines Manuscript vor sich, welches seinem, wie wir hören, erstaunlichen Gedächtniß zum Anhalt diente, ohne daß der harmonische Fluß der Rede jemals unterbrochen wäre; jedes Wort kam klar und präzis, ohne Stocken und ohne Verwechseln, zu Tage, und keines war zu viel oder zu wenig für den beabsichtigten Eindruck. Die anscheinende Inpassibilität des Redners kontrastirte seltsam mit der Aufgeregtheit der Zuhörer. Man glaubte, einen Redner vor sich zu sehen, der klar und scharf auf dem Felde des kalten Verstandes, mit Gründen siegender Logik, entgegenstehende Ansichten entkräftet; die Versammlung merkte wohl kaum, daß nicht ihr Urtheil berichtigt, sondern ihr Gefühl zur Begeisterung gesteigert, daß sie nicht überzeugt, sondern hingerissen wurde von dem außerordentlichen Manne, der unter ihrem Beifall, nicht wie Herr v. Vincke höher geröthet vom Gefühle geschmeichelter Eitelkeit, mit triumphirendem Lächeln, sondern kalt und bleich, wie ein Mann, der Dergleichen kennt und nicht sucht, auf den Sturm, den er erregt hat, herabsah. Der beste Beweis hiervon war, daß auch der offenbar schwache Punkt der Rede, nämlich die Art, wie sie Einwürfe gegen

Digitized by Google

den Inhalt der Verfassung abfertigte, mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Der Redner ging über den „Kern des Pudels“ mit einem Scherz hinweg, der aus so ernstem Munde seinen Eindruck nicht verfehlte, der aber auf alle Verfassungen der Welt, auch auf die abgelehnte Frankfurter, Anwendung findet, die bekanntlich den Demokraten zu gut, den Konservativen zu schlecht war. Wie dem auch sei, der oratische Sieg war vollständig; die Redner von Profession sahen mit unverhehltem Brotneid nach der Tribüne; die Herren aus Frankfurt blickten triumphirend um sich, als wollten sie sagen: Seht Ihr, so sprachen wir dort Alle; im gemeinsamen Stolz der Paulskirche vergaßen sie, daß es ihr Gegner von dort war, dessen oft heiß bekämpften Tendenzen sie huldigten. Die Rührung war eine allgemeine, ohne daß wir in der gedruckten Rede gerade die Stelle bezeichnen könnten, über die jeder Einzelne weinte. Ernst ergriffen war Jeder von dem Eindruck, und namentlich unter den weich geschaffenen Seelen des Centrums waren wenig Augen trocken. Einem hohen Beamten der Finanz rollte ein Budget von Thränen über die geröthete Wange; bei einem der centralsten Pfeiler preußischer Gerechtigkeit brachte das Bestreben, die sichtbaren Zeichen der Rührung zu unterdrücken, so ungewöhnliche Konstellationen der Gesichtszüge hervor, daß ein Spaßvogel, dem selbst dieser Moment nicht heilig war, meinte, jener müsse eben das Unglück gehabt haben, Oberschlesier statt Oberungar zu trinken; und einer der trockensten Staatsmänner der Revolution schien der Fertigkeit d'Esters nicht zu bedürfen, um eine Thräne zur Welt zu bringen. Am Schlusse der Rede stieg der Beifall zu pyramidaler Höhe; es war eine Begeisterung, wie sie nur die Ungarn empfunden haben können, als Maria Theresia unter sie trat. Das moriamur pro tribus nostris regibus stand auf jedem Gesicht geschrieben. Hätte der Redner unter dem Klatschen von mehr als 2000 Händen sich noch Gehör verschaffen können, er hätte von der Kammer Alles, auch Millionen, fordern können, es wäre sofort bewilligt worden; die Rechte klatschte und die Linke, das Centrum und die erste Kammer; die gesammten Tribünen klatschten, und nur auf der diplomatischen bemerkten wir Hände, von denen wir wissen, daß sie beim Anblick der Cerito sich wohl erfahren in der Kunst des Klatschens bewiesen haben, sich hier aber jeder Ausübung derselben enthielten. Chacun à son goût. — (Kreuzzeitung 31. August 1849 Nr. 201 S. 1620/1621.)

Die Nummer 198 der Kreuzzeitung vom 28. August 1849 enthält über die Rede des Generals v. Radowitz auch einen Leitartikel, der aber seiner ganzen Form nach den Eindruck einer Arbeit des Herausgebers der Zeitung macht und in nichts an die geistreichen und scharfen Bemerkungen des Herrn von Bismarck im „Zuschauer“ erinnert.

Chemnitz. Dr. Horst Kohl.

Digitized by Google

Soziale Briefe an reiche Leute.*)

Was ich in meinen früheren Briefen gesagt habe, Das erklärt den Unterschied zwischen uns und der Sozialdemokratie in der Art, wie wir über den Reichthum und über die Reichen reden. Der Sozialdemokrat erkennt auch seinerseits an, daß in der wirthschaftlichen Entwickelung der Vergangenheit der Reichthum eine nothwendige Rolle gespielt hat, er giebt auch zu, daß er noch heute eine volkswirthschaftliche Aufgabe besitzt, aber er glaubt, daß diese Aufgabe bald erledigt sein wird und daß dann der Reiche so gut überwunden sein wird wie der Stammeshäuptling, der Raubritter, der Leibeigene oder der Sklave. Die weltgeschichtliche Abart der Gattung Mensch, die sich „reich" nennt, wird absterben wie andere Gattungen vor ihr. Die letzte Aufgabe dieser Abart ist, ihr eigenes Leichentuch zu weben. Der Reichthum zerstört sich selbst, indem ein Reicher den anderen vernichtet, bis schließlich durch den Reichthum Verwaltungskörper von einer solchen Größe entstehen, daß sie den Besitzern von selbst über den Kopf wachsen. Darum soll man die Entwickelung des Mammons nicht hindern; Alles, was ihn bei seiner eigenen Beerdigung stören kann, ist kleinbürgerlich und reaktionär. Die Sozialdemokratie ist hier wie sonst eine Partei der Schulformen und künstlichen Begriffe. Aus etlichen richtigen Beobachtungen macht sie ein Allerweltssystem. An dieses System glaubt sie dann wie der Moslem an den Koran. Für sie ist die Gegenwart ertrunken im großen Traume von der nahen Zukunft. Nur so ist es möglich, daß sie Feindin des Kapitalismus bis aufs Messer und Schützerin der kapitalistischen Erwerbsform zugleich sein kann. Sie wünscht von den reichen Leuten nichts, erwartet nichts, fordert von ihnen persönlich nichts und beeinträchtigt sie nur indirekt, soweit es zur Stärkung der Arbeiterklasse für den letzten Kampf nothwendig erscheint. Damit ist sie heute dem Reichthum bequemer als eine Richtung, die sich zur Kapitalbeschränkung in der Gegenwart bekennt. Das haben auch reiche Leute recht gut eingesehen und es war gewiß voller Ernst, wenn mir ein wohlbegüterter Herr sagte: „die Christlich-Sozialen sind schlimmer als die Sozialdemokraten". Nur fragt es sich, ob dieses Wort auch von sozialem Weitblick zeugte. Es redet von den thatsächlichen Forderungen und läßt außer Augen, welche Folgen es haben muß, wenn nicht bald kapitalbeschränkende Gesetze durchgehen.

Mein Freund, Sie wollen volle Klarheit über meine Beurtheilung des Reichthums. Ohne diese volle Klarheit hat unser Briefwechsel keinen Zweck. Nun denn: wenn ich glauben würde, wir könnten im nächsten Menschenalter ein Volkswesen ohne reiche Unternehmer, ohne Privatkapital und ohne

*) S. „Zukunft" vom 6. Oktober 1894.

Digitized by Google

Zins herstellen, wenn ich Das für möglich hielte, so würde mich keine Rücksicht abhalten, diesem Ziele zuzustreben; aber ich halte es für unmöglich. Wir können den Dienst des Reichthums zur Organisation der Arbeit noch nicht entbehren. Ob er in späteren Jahrhunderten entbehrt werden kann, weiß ich nicht, kümmert mich auch gar nicht. Jetzt leben wir, jetzt treiben wir Politik und für jetzt, für uns und unsere Kinder, ist der große Verwaltungapparat, von dem der radikale Sozialismus träumt, undenkbar. Unsere Landwirthschaft, unser Handel, unser Handwerk, auch zeitweise unsere Industrie, sind noch längst nicht centralisirbar. Der Unternehmer läßt sich nur sehr theilweise durch den Beamten ersetzen. Er wird ihm in etlichen Branchen weichen müssen, aber im Ganzen wird er bis auf Weiteres bleiben. Damit wird der Privatkapitalist bleiben. Die „alte Gesellschaft" ist eben noch nicht so überwunden, daß man mit irgend einem Regirungwechsel den kommunistischen Verwaltungstaat fertig stellen könnte. Wollen wir warten, bis von Natur die alte Gesellschaft in eine neue übergeht, so werden wir lange warten müssen, falls nicht sehr ungesellschaftliche Zwischenfälle uns im Warten stören. Nein, wir erkennen, nicht aus Liebe, sondern aus Noth, an, daß wir mit einer Epoche rechnen müssen, in der der Reiche noch nicht ins Museum gehört, und deshalb machen wir uns Gedanken, wie der Reiche sein soll, wenn wir einen einigermaßen befriedigenden Verlauf dieser Epoche wünschen.

Gerade der Umstand, mein Freund, daß es nicht humane Rücksichten gegen wohlwollende Besitzende sind, die mich veranlassen, Ihnen dieses Zugeständniß zu machen, giebt ihm in Ihren Augen vermuthlich einigen Werth. Es handelt sich nicht um eine Art Höflichkeit gegen Sie und Ihre Standesgenossen, sondern um die Thatsache, daß wir nach aller ruhigen Beobachtung noch nicht am Ende der Zeit stehen, in der kapitalkräftige Einzelnunternehmungen nothwendig sind. Um nur ein Beispiel anzuführen, so scheint der überseeische Handel noch sehr der privaten Initiative zu bedürfen. Wann diese in genossenschaftliche oder sonst mehr sozialistische Formen übergehen wird, kann kein Mensch vorhersagen. Man kann ja schrittweise etliche Theile des Großhandels, wie besonders den Handel in Nahrungmitteln, in öffentliche Hand gleiten lassen; daß aber das Ganze des Handels diesen Entwickelungsgang nimmt, erleben wir nicht. Die Weltgeschichte geht eben einen ehernen Schritt, einen wuchtigen, bedächtigen Gang, sie eilt nicht, wie Menschenköpfe eilen, sie braucht Zeit, um neue Pfade zu finden, und läßt auch manchen alten Postweg noch gelten, wenn es längst Eisenbahnen giebt. Eine unhistorische Denkweise kann Dieses übersehen, wir aber, die wir als Christlich-Soziale weniger abstrakt und mehr geschichtlich denken, können um die nüchterne Wirklichkeit nicht herum.

Digitized by Google

Also wir richten uns darauf ein, daß wir noch längere Zeit reiche Leute haben werden. Selbstverständlich aber ist diese Erkenntniß verbunden mit der weiteren Frage: Was läßt sich thun, um die heutigen üblen Wirkungen der Konzentration des Kapitals und das Uebermaß dieser Konzentation zu hemmen? Das ist die Lebensfrage der nächsten Periode. Wenn es nicht gelingt, eine bündige Antwort darauf zu finden, so kommt zwar der kommunistische Zukunftstaat deshalb noch nicht, aber es kommt die Todeskrankheit im Volkskörper. An dieser Frage wird gearbeitet, ob die Reichen wollen oder nicht, aber es wird für beide Theile besser sein, wenn Diejenigen, denen die Erfahrung langer Jahre zur Seite steht, sich aktiv an der Sanirungarbeit betheiligen.

Was ist Kapital? Man braucht nur in unseren nationalökonomischen Handbüchern nachzuschlagen, um zu sehen, wie schwer es ist, eine tadellose Definition des Kapitals zu finden. Da das Kapital verwandlungfähig ist wie Proteus, da es heute Papier und morgen Land und übermorgen Spekulation sein kann, da es blinken kann wie Gold und scheinbar zerfließen wie die Welle, da es mit dem elektrischen Funken die Ozeane durcheilt und dann sich wieder für Jahrzehnte freiwillig an irgend welche Bergwand fesselt, da es den Herrn wechseln kann, ohne daß der alte Besitzer sieht, wer es ihm aus den Händen windet, so steht es wie eine unfaßbare Zaubermacht vor dem Beobachter. Niemand hat das Sprüchlein gefunden, das den Wechsel baunt. Man nennt es geronnene Arbeit oder man nennt es Mittel zur Produktion oder man nennt es ein Vorrecht, Andere für sich arbeiten zu lassen, — und kein Name sagt das Ganze. Ueberall wird es gefühlt: bald als Hilfe, bald als Druck, es ist da, ist so wirklich wie nur irgend Etwas, und weil es wirklich ist, muß es nach Möglichkeit begriffen werden. Natürlich, mein Freund, kann unser Briefwechsel nicht der Ort sein, wo wir die schwere Begriffsarbeit der Wissenschaft leisten. Hier kann es nur auf Das ankommen, was zum praktischen Verständniß der sozialen Aufgaben der Reichen dient.

Das Kapital ist geronnene Arbeit. Dieses Wort wird von zwei Seiten ausgesprochen. Der Unternehmer, dessen Lebenswerk geglückt ist und der seinen Kindern ein gesichertes Erbe hinterläßt, sagt mit Stolz: Es ist meine Arbeit, die in diesen Werthobjekten liegt. Der Arbeiter aber sagt: Es ist meine Arbeit, die mir nicht nach Werth gelohnt ist. Beide glauben, daß die Arbeit allein Kapital schafft, nur streiten sie, wessen Arbeit. Wir glauben, daß Beide im obersten Grundsatz irren, da keineswegs alles Kapital aus Arbeit kommt. Der Grund und Boden, der ohne Zweifel Kapital ist, giebt ja bei uns ohne Arbeit wenig her, aber er vermehrt doch seinen Werth keineswegs nur nach der auf ihn verwendeten Arbeit. Der

Digitized by Google

Boden wird werthvoller, wenn die Zahl der Bewohner wächst. Das hat Niemand erarbeitet, Das ist gewachsenes Kapital. Aber auch der Theil des Kapitals, welcher Arbeitergebniß ist, ist unter Umständen weder die Arbeit des Unternehmers noch die des Arbeiters, sondern oft auch Arbeit eines Dritten, die von Beiden fortgesetzt oder glücklich nutzbar gemacht wird. Ist etwa der Gewinn eines Kunsthändlers aus Werken eines bisher verkannten Meisters im eigentlichen Sinn Arbeitertrag dieses Händlers oder seiner Gehilfen? Alle menschliche Arbeit greift ineinander, der Verdienst läßt sich nicht mit genauer Waage abmessen, oft fließt das goldene Wasser am Fröhlichsten in die Rinnen Dessen, der am Wenigsten das Schöpfrad gedreht hat. Diese einfache Wahrheit lehrt jeder Blick ins Leben. Auch die Reichen unter sich werden bei Beobachtung ihrer eigenen Kreise bisweilen gestehen: ohne Wahl vertheilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück. Und weil der Satz, daß Kapital die Folge von Arbeit ist, so viele Nebengedanken wachruft, ist er nicht geeignet, ein ewiges festes Recht auf die Erhaltung alles Gewonnenen zu begründen. Es wandert so viele sehr angestrengte und sehr nützliche Arbeit über die Erde, die immer nur Nahrung und Kleidung hat. Hat etwa der erfolgreiche Gründer eines Etablissements unter allen Umständen mehr für die Kultur gethan als der Gelehrte, der ein tüchtiges Geschlecht junger Männer erzogen hat? Wenn man darum nach Wegen sucht, auf denen der Ertrag jeder Arbeit, die kein Unternehmen ist, gesichert und gehoben werden kann, wenn man Lohn, Salair, Gehalt festigen will, so ist Das als Ausgleich nur zu begrüßen. Die private Kapitalbildung durch Arbeit, gleichviel in welchem Sinne, wird dadurch verengt. Der Spielraum der Willkür des wirthschaftlichen Glückes wird kleiner, der Strom, auf dem der Reichthum fährt, wird kanalisirt. Ist Das ein Unrecht?

Das Kapital, das erworbene und das ererbte, der Ertrag von Arbeit und die Gabe der Natur, ist Mittel neuer Produktion. Ohne Kapital ist kein Fortschritt möglich. Nur Naturvölker der niedersten Stufe können fast ohne „Kapital", ohne komplizirte Werkzeuge, Transportmittel, Handelsanlagen u. s. w. auskommen. Das steht allseitig fest. Die Frage beginnt nun erst: Wer soll zum allgemeinen Nutzen das Kapital, welches theils der Natur und theils gemeinsamer Arbeit der vergangenen Zeit entstammt, in seine Hand nehmen, um es zu dirigiren, damit es Gutes schaffe? Die erste Vermuthung wird immer sein, daß Derjenige es zu leiten habe, der es bisher geleitet hat; nur darf er sich einer Prüfung darüber, wie er seine Pflicht gegenüber der Gesammtheit erfüllt hat, nicht entziehen. So hoch steht Keiner im Organismus der Gesellschaft, daß er nicht Rechenschaft ablegen müßte. Der Reichthum wird gefragt werden:

Digitized by Google

Hast du eine Produktion geregelt, die das Menschenmögliche leistet und keine unnöthigen Härten im Gefolge hat? Der Sozialismus antwortet bekanntlich darauf: Wir könnten viel mehr schaffen, wir könnten ein viel glücklicheres Menschenleben haben, wenn nicht im freien Spiel der privatkapitalistischen Kräfte ungeheuer viel unnöthige Kräfte verpufft, wenn nicht durch privatwirthschaftlichen Unverstand viele Fortschritte gehindert, wenn nicht durch den Unternehmerprofit und die Kapitalrente viel Produktion gehindert würde. Wird der Reiche nun seinerseits sagen, daß Alles sehr gut ist? Wird er nicht bereit sein, über die Art, wie das Kapital der Volksgesellschaft verwaltet werden soll, mit in die Berathung einzutreten? Ist es undenkbar, daß auch er zugiebt, daß gewisse Theile des Kapitals, wie z. B. großstädtischer Baugrund, in den bisherigen Händen nur Mangelhaftes für das Volk geleistet haben? Wird er leugnen, daß es eine Art und Weise geben kann, nach welcher auf dem selben Grund und Boden zweckmäßigere und billigere Wohnungen hergestellt werden können? Wir wollen uns nicht wundern, wenn der Reiche die besten Seiten an der bisherigen privatkapitalistischen Produktionleitung ins Licht zu stellen sucht, aber wir setzen voraus, daß er sich einer Kritik nicht von vorn herein verschließen darf. Er wird uns zugeben, daß Aenderungen möglich sind. Damit aber ist ein neuer Ausgangspunkt gemeinsamen Denkens geschaffen: Wir wollen die Leitung des Kapitals überall da, aber auch nur da, in Privathänden lassen, wo dieses Verfahren die besten Früchte für Alle hervorzubringen verspricht. Ueber die Ausführung dieses Grundsatzes könnten wir Beide, Sie und ich, wohl manchen langen Abend streiten, heute aber bin ich zufrieden, wenn Sie nur den Grundsatz selbst anerkennen.

Das Kapital ist ein Vorrecht, Andere für sich arbeiten zu lassen. Hier wird das Kapital unter dem Gesichtspunkt der Konsumtion betrachtet. Wer kauft das Beste vom Fleiß der Arbeit, wer hat das Geschmeide, an welchem der Goldarbeiter einen Theil seiner Augen verlor, wer beschäftigt die Kunstgärtner, die feineren Tischler, die Maler, die Berufsmusiker, für wen arbeiten die Dienstboten, die Kutscher, die Commis der eleganten Geschäfte? Wer die größten Ausgaben machen kann, hat das größte Heer von Dienern. Er hat Diener, wo er sie nicht ahnt und kennt. Nun steht es aber mit allem Dienst so: er ist entweder Gegenleistung für Arbeit oder er ist das von der Rente (Zins) geforderte Vorrecht an die Kraft der Mitmenschen. Nur der zweite Fall beschäftigt uns hier. Wir haben den Tribut im Auge, den die Arbeit in allen ihren Formen dafür geben muß, daß sie überhaupt existiren darf, daß sie ein Stückchen Erdoberfläche findet, auf der sie sich auswirkt, den Antheil am Ertrag der Leistung, der früher Frohndienst hieß und der heute unter anderen Titeln vielleicht nicht weniger schwer auf der

Digitized by Google

Bevölkerung lastet. Sie sagen vielleicht, mein verehrter Freund, dieses Vorrecht des Zinses und der Rente auf die Arbeit des Volkes werde besser nicht diskutirt, es sei ein Gewohnheitrecht, das man lieber schweigend übe. Aber ich darf Ihnen wiederholen: die Zeit der Harmlosigkeit in diesen Dingen ist unwiederbringlich vorbei, die Frage nach dem Recht des Zinses wird in allen Gassen besprochen, es handelt sich nur darum, ob die Reichen, die Nächstbetheiligten, an der Debatte sich betheiligen wollen oder nicht.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Sie verschiedene Gründe für das Vorrecht am Genuß von Arbeitprodukten vortragen können. Sie werden sagen: Wo würde die Verfeinerung der Technik, die Leistung der Kunst und des Luxusgewerbes, geblieben sein, wenn es nicht Leute gegeben hätte, die mehr auszugeben in der Lage waren, als sie persönlich erarbeiteten? Wer sollte die Seide benutzen, wer die besten Theesorten bezahlen, wer sollte der Architektur Aufgaben stellen, wer sollte Meißener Porzellan auf seine Tische setzen, wenn es nicht Privilegirte des Wirtschaftlebens gäbe? Muß es nicht Leute geben, die frei von allen persönlichen Sorgen sind, damit sie den Fragen des Wissens und der Staatsleitung sich ungehindert widmen können, Leute, die in Rom und in San Franzisko eben so bekannt sind wie in Berlin, u. s. w.? Sie wissen aber auch, Verehrter, daß die Sozialisten in der Lage sind, einige Gegenfragen zu stellen. Sie fragen, ob die Verfeinerung des Luxus ein sittliches Recht hat, so lange es Leute giebt, die nichts zu essen haben, ob es im Interesse der Gesammtheit nicht besser wäre, wenn etwas weniger Seide und etwas mehr Wolle verbraucht werden könnte, wenn man einige Salonmöbel weniger hätte und dafür in jeder Stube Deutschlands einen ordentlichen Tisch wüßte. Die Sozialisten werden fragen, ob es denn im Allgemeinen wirklich so ist, daß Diejenigen, die keine Sorgen haben, der Wissenschaft, dem Staat und dem Kulturverkehr das Meiste leisten. Vielleicht fragen sie auch, ob in dem Fall, daß Privilegirte nöthig sind, nicht bisweilen ein Wechsel der Bevorzugten eintrete. Kurz, es entspinnt sich ein Herüber und Hinüber von Erwägungen, in welchem am Ende wohl jede Partei in Etwas Recht behalten wird. Hier kam es nur darauf an, in einfacher Weise zu zeigen, wie das Kapital man mag es ansehen, wie man will, nicht so gefeit ist, daß es nicht von sachlicher und ruhiger Kritik berührt werden könnte. Die Sandsteinblöcke, die im Wirthschaftleben sich aufschichten, werden zugleich wieder vom Wasser des Denkens ausgehöhlt. Dieses Wasser läßt sich nicht beseitigen; es wird sich deshalb empfehlen, wenn die Herren der Blöcke seine Bahnen genau studiren und unhaltbare Theile lieber selbst aufgeben, ehe Bergstürze kommen.

Frankfurt a. M. Pfarrer Friedrich Naumann.

Digitized by Google

Das Gehirn der Frauen.*)

Die Anschauungen über die Geschlechts-Merkmale des Gehirns haben ihre Geschichte, — eine nicht sehr ruhmvolle, denn sie wimmelt von Vorurtheilen, grundlosen Hypothesen, Trugschlüssen und arg übereilten Verallgemeinerungen. Laien haben dieses Problem mit Vorliebe behandelt und Naturforscher scheinen oft allen wissenschaftlichen Geist zu verlieren, sobald sie sich mit dem Sitz des Gehirns befassen. Mancher wissenschaftliche Ruf ist an diesem weichen, glatten Organ gescheitert. Erst in der neuesten Zeit wird das Problem allgemein mit Ruhe und ohne Voreingenommenheit behandelt, aber noch heute lassen sich die Thatsachen auf diesem Gebiete schnell aufzählen.

In Europa hat, Das ergeben die Berechnungen aller Forscher ersten Ranges, der Mann ein *absolut* größeres Gehirn als das Weib. Die Schwierigkeiten beginnen nun sogleich beim nächsten Schritte. Wenn man nämlich zunächst fragt, ob Männer auch *relativ* mehr Hirnmasse haben als Weiber, so ist zunächst festzustellen, mit welcher Größe das Hirngewicht verglichen werden soll, wenn das relative Hirngewicht zu ermitteln ist. Gewöhnlich hat man als passendste Vergleichs-Größe die Statur gewählt. Topinard hat dann bemerkt, daß man besser die Höhe des Rumpfes, nicht die ganze Körperlänge, dem Vergleich zu Grunde lege; so viel mir bekannt ist, hat man Das nie in größerem Umfange gethan. Es ist nun nicht schwer, ziemlich genau die Durchschnittsgröße einer Bevölkerung zu ermitteln, und wenn ihr Verhältniß zum Hirngewicht ermittelt ist, sind wir einer rationellen Methode näher gekommen. Nun ist auch das auf die Statur bezogene relative Hirngewicht des Mannes noch immer etwas größer als das des Weibes. Es beträgt z. B. nach Bischoff und nach Boyd das absolute Hirngewicht des Weibes 90 pCt. des männlichen; die Durchschnittswerthe der Statur bei beiden Geschlechtern verhalten sich wie 93 zu 100 (in England), mit Rücksicht auf die Statur hat also das relative Hirngewicht des Engländers ein mäßiges, aber merkliches Uebergewicht, das ungefähr einer Unze entspricht. Genau die selben Relationen sind auch bei der französischen Bevölkerung vorhanden. Unter Berufung auf diese Unze hat ein hervorragender Hirn-Anatom erklärt, „daß somit in der Differenz der Größe und der Schwere des Gehirns offenbar eine fundamentale Verschiedenheit beider Geschlechter gegeben ist"; diese Behauptung ist auch oft von Anderen aufgestellt worden. Eine eingehendere Erwägung zeigt nun aber, daß es zwar sehr nahe liegt und annähernd korrekt ist, den relativen Gewichtsunterschied des Gehirns beider Geschlechter auf Grund des Unterschiedes der Statur zu bestimmen, daß dieses Verfahren aber das Weib nicht gerade mit Billigkeit behandelt. Der Mann hat nicht nur mehr Zoll Länge, sondern auch mehr Kubikzoll Masse als das Weib. Wenn man sich die Durchschnittsmasse beider Geschlechter durch zwei Säulen dargestellt denkt, deren Höhe der Durchschnittsstatur der Geschlechter gleich ist, so

*) Ein Abschnitt aus dem Werke: „Mann und Weib, anthropologische und psychologische Untersuchung der sekundären Geschlechtsunterschiede", das, in der Uebersetzung vom Dr. H. Kurella, am Anfang des nächsten Monats im Verlage von Georg H. Wigand (Leipzig) erscheinen wird.

Digitized by Google

wird die eine — den Mann repräsentirende — Säule einen größeren Umfang haben als die andere. Beim Weibe ist nur ein Maß, der Umfang des Oberschenkels, absolut größer als beim Manne. Denken wir uns nun für unsere Zwecke die Typen beider Geschlechter in völlig säulenförmiger Gestalt, so dürfen wir nicht direkt die Hirnmasse der weiblichen mit der der männlichen Säule vergleichen, denn bei der männlichen Säule muß auf den Zoll Länge mehr Hirnsubstanz kommen als bei der weiblichen, wenn sie dieser an Prozenten der Hirnmasse auch nur gleichkommen soll. Die Unze mehr ist also schon deshalb nöthig, um den Mann der Frau wirklich gleichzustellen.

Die offenbare Ungenauigkeit der Relation zur Statur hat nun mehrere hervorragende Anthropologen, darunter Reid, Tiedemann, Wagner, Weisbach, veranlaßt, das relative Hirngewicht auf Grund des Körpergewichtes zu bestimmen, was offenbar logischer ist. Es ergiebt sich dann fast regelmäßig, daß das Weib im Vergleich zum Körpergewicht ein *größeres* oder ein ungefähr eben so großes Gehirn hat wie der Mann. Das haben schon vor längerer Zeit verschiedene deutsche, englische und französische Forscher behauptet. Neuerdings hat Bischoff ermittelt, daß das Körpergewicht des Weibes sich zu dem des Mannes verhält wie 83 : 100, das Hirngewicht dagegen wie 90 : 100; auch Vierordt hat die Thatsache, daß das Weibergehirn im Verhältniß zum Körpergewicht größer als das Männergehirn ist, erläutert. Nach einer geeigneten Relation findet sich also beim Weibe eine größere Hirnmasse als beim Manne.

Aber auch damit haben wir noch keine befriedigende Beantwortung der uns jetzt beschäftigenden Frage gefunden; wenn man Hirngewicht und Körpergewicht in Rapport setzt, so vergleicht man eine relativ recht konstante Größe mit einer anderen, äußerst variabeln: das Körpergewicht darf nur dann zum Vergleich herangezogen werden, wenn es den Durchschnitt eines sehr großen Materials darstellt, innerhalb dessen die individuellen Unterschiede sich ausgleichen. Die wohlhabenden, wohlgenährten und wenig arbeitenden Bevölkerungklassen haben ein größeres Körpergewicht als diejenigen, die sich überarbeiten und gleichzeitig sich ungenügend ernähren. Bei einem Individuum, das im Armenhause stirbt, ist das Verhältniß zwischen Körper- und Hirn-Gewicht ein anderes als bei der Durchschnittsbevölkerung, — und zu dem Unterschiede zwischen verschiedenen Individuen kommen noch Schwankungen bei den selben Individuen. Wenn ein sonst wohlgenährter Mensch nach einer langen und erschöpfenden Krankheit stirbt, so fällt sein relatives Hirngewicht viel höher aus, als es sich ergeben hätte, wenn er zu Beginn der Krankheit gestorben wäre. Das Gewebe des Gehirns widersteht in seinem Gewicht Ernährungstörungen des ganzen Körpers sehr erheblich, mehr als das Knochengewebe; dagegen wechselt das Fettgewebe, das einen sehr großen Theil des Körpergewichts ausmacht, außerordentlich an Masse und wird zuerst aufgebraucht, sobald der Organismus der Ueberanstrengung oder einer unzureichenden Ernährung verfällt; läßt man Thiere verhungern, so besitzen sie (nach Voit) schließlich nur noch 3 pCt. ihres Fettes, während das Nervengewebe nur $3^1/_2$ pCt. seines ursprünglichen Gewichtes eingebüßt hat. Vergleichen wir das Hirngewicht mit der Statur, so ist das Resultat fehlerhaft, aber der Fehler hat eine konstante Größe, weil wir zwei fast unveränderliche Größen mit einander verglichen haben; die Vergleichung des Hirngewichtes mit dem Körpergewicht ist prinzipiell richtiger, aber eine der verglichenen Größen ist so bedeutenden Schwankungen unterworfen, daß sich Fehler ergeben, die weniger konstant sind und sich nur auf Umwegen vermeiden lassen.

Digitized by Google

Noch ein ernster und etwas konstanterer Fehler ist in Rechnung zu ziehen, wenn man die Geschlechtsunterschiede des Hirngewichts nach Maßgabe des Körpergewichts bemißt. Frauen sind fettreicher als Männer. Beim erwachsenen Weibe besteht eine Tendenz zur Fettablagerung an Armen und Brüsten, in der Bauchhöhle und Bauchwand, ferner an Hüften und Oberschenkeln, während eine ähnliche Tendenz beim Manne nur in mäßiger Ausdehnung besteht. Nun ist das Fettgewebe dem Lebensprozeß fast entrückt und, mit dem Muskel verglichen, fast eben so sehr dem Nerveneinfluß. Daß die Frauen relativ so viel von einem nicht vitalen Gewebe in sich tragen, muß berücksichtigt werden, wenn man ihr relatives Hirngewicht mit dem des Mannes vergleicht. Die wirklich aktive, organische Gewebsmasse des weiblichen Körpers beträgt nur 70 pCt. der entsprechenden Gewebe des Mannes; diese Angabe beruht auf einer annähernden Schätzung; legen wir aber dieses Verhältniß der Bestimmung der relativen Hirngewichte zu Grunde, so hat das Weib mit einem absoluten Hirngewicht, das 90 pCt. von dem des Mannes beträgt, faktisch einen erheblichen Ueberschuß an Hirnmasse.

Die beiden üblichen und handlichsten Methoden zur Bestimmung der Geschlechtsunterschiede des Hirngewichts — durch Vergleich mit der Statur und durch Vergleich mit dem Körpergewicht — sind also beide irrig und in beiden Fällen kommt das Weib in ungerechtfertigter Weise zu kurz. Die Annahme liegt nahe, daß auf der anderen Seite vielleicht auch eine Fehlerquelle liegt, so daß ein Gleichgewicht entstände; so hat man z. B. auf die größere Massigkeit des Skeletts beim Manne hingewiesen, aber dieser Umstand fällt hier nicht erheblich ins Gewicht; berücksichtigt man z. B. den Schädel, so ist das Verhältniß zwischen dem Gewicht des Männerschädels zu dem des Weibes (nach Morselli) gleich 100 zu 86; der Vergleich des Körpergewichts bei den Mitgliedern der British Association ergab sich in Bath als 100 zu 79 und bei der kleinen belgischen Rasse, nach Quetelet, gleich 100 zu 87. Es verhalten sich also die Knochenmassen zu einander fast genau so wie die Körpermassen. In der That giebt es aber noch eine Korrektion, die angebracht werden muß und die zu Gunsten des Uebergewichts der männlichen Hirnmasse wirkt; es wächst nämlich das Hirngewicht langsamer als die Zunahme der Körpergröße, wenn man eine größere Zahl von Individuen vergleicht, und Das gilt unabhängig vom Geschlecht und von der Spezies für die meisten Säugethiere. Große Männer haben also relativ kleinere Gehirne als kleine Männer, große Frauen haben relativ kleinere Gehirne als kleine Frauen, und das Gehirn einer sehr kleinen Frau ist relativ viel größer als das des größten Mannes. Dies Gesetz bedingt eine Korrektion, die vielleicht 2 pCt. beträgt, vielleicht etwas weniger, denn Bischoff und Tigges haben gezeigt, daß das Gehirn mit der Körperlänge bei Frauen in stärkerem Verhältniß wächst als beim Manne; Dies führt dazu, das Problem des Hirngewichts zu komplizieren und das relative Uebergewicht der Hirnmasse beim Weibe wieder um einen kleinen Betrag zu reduziren.

Es besteht also kein Zeifel, daß nach Eliminirung der Hauptfehlerquellen im Allgemeinen angenommen werden muß, daß das Weib eine relativ größere Masse von Nervengeweben besitzt. Daß absolut große Gehirne gewöhnlich neben gut entwickelter Muskulatur vorkommen, ist anscheinend eine Bedingung für die funktionelle Konstanz und den Tonus des Nervensystems. Ein schweres Gehirn, das sein Fundament nicht in einer kräftigen Muskulatur hat, ist nicht immer eine begehrenswerthe Gabe der Natur. Es ist oft nur mit Schwierigkeit in-

Digitized by Google

tellektuell zu verwerthen, es fungirt mit zu großer Leichtigkeit und unkontrolirbar und kann zu explosiven Entladungen neigen; es ist bemerkenswerth, daß die Epileptiker relativ große Gehirne besitzen. Ein sehr beträchtlicher Theil der guten Leistungen in der Welt ist von Gehirnen vollbracht worden, die groß waren, aber im Verhältniß zur Masse des Körpers nicht ungewöhnlich groß.

Es ist sicher, daß manche genialen Forscher und Künstler Gehirne hatten, die sowohl absolut als relativ enorm groß waren. Aber es ist kein Zweifel, daß ein absolut und relativ großes Gehirn ein Besitzthum von zweifelhaftem Werthe ist. Sucht man die 6 schwersten Gehirne aus der Literatur zusammen (ich übergehe dabei nicht völlig authentische Angaben), so ist das schwerste von 2,222 Gramm ein von Bischoff erwähntes, das einem ganz gewöhnlichen Individuum angehörte. Dann kommt das Gehirn Turgeniews, des russischen Dichters, der ein ziemlich groß gewachsener Mann war. Es wog 2,012 Gramm. Das dritte, etwas kleinere, ist das eines Imbecillen, der in der Irrenanstalt der Grafschaft Hants gestorben ist; es war nach Levinge von normaler Konsistenz. Das vierte mit 1,925 Gramm Gewicht gehörte einem gewöhnlichen Arbeiter und wurde von Bischoff untersucht. Das fünfte, 1,900 Gramm schwer, stammte von einem Ziegelstreicher; das sechste, 1,830 Gramm Gewicht, war das des berühmten Zoologen Cuvier.

Die 6 größten bisher bekannten Frauengehirne sind nach Topinard: erstens das 1742 Gramm schwere Gehirn einer an Schwindsucht gestorbenen Geisteskranken, deren Fall Skae mitgetheilt hat; es kommt sodann eins von 1587 Gramm, das einer mit 63 Jahren verstorbenen geistig gesunden Frau gehörte; dann ein eben so schweres von einer Geisteskranken aus der Irrenanstalt Wakefield, mitgetheilt von Clapham, und schließlich drei Fälle von 1580 Gramm Gewicht; zwei, von Boyd mitgetheilt, stammten von geistig gesunden Frauen, das dritte von einer Studentin der Medizin, die für ungewöhnlich begabt galt und keine Zeichen von Geistesstörung gezeigt hatte, aber Selbstmord beging, weil sie nach dem Examen glaubte, es nicht bestanden zu haben.

Ein großes Gehirn ist vielleicht ein gefährliches Besitzthum und, soweit das Beweismaterial reicht, für das Weib wahrscheinlich gefährlicher als für den Mann; es ist oft unbeschäftigt oder ungeordnet und erhält nicht immer die große Blutmasse, deren es bedarf; es läßt sich sehr viel zu Gunsten der Vorzüge eines kleinen, wohlgeordneten und thätigen Gehirns sagen. Es ist wahrscheinlich, daß große Denker im Allgemeinen große Gehirne haben, aber unter ausgezeichneten Männern der That scheinen, nach dem vorhandenen Material, kleine Gehirne eben so häufig zu sein wie große.

Welche Bedeutung das relative Vorwiegen des Nervengewebes beim Weibe hat, wird etwas verständlicher durch einen Blick auf den Gang der Hirnentwickelung bei beiden Geschlechtern. Bei der Geburt ist das Gehirn des Knaben größer als das des Mädchens. Boyd wog 40 Gehirne von Neugeborenen beiderlei Geschlechts und fand bei Knaben ein Durchschnittsgewicht von 331 Gramm, bei Mädchen von 283 Gramm, mithin eine Differenz von 48 Gramm. Diese Zahl geben auch Topinard und Rüdiger als ungefähre Durchschnitts-Differenz an, später hat jedoch Mis eine große Zahl von Hirnen Neugeborener gewogen und das Durchschnittsgewicht von (79) Knabengehirnen auf 339 Gramm, das von (69) Mädchen auf 330 Gramm bestimmt; die Differenz beträgt also nur 9 Gramm. Nach Boyd haben die Knaben im Verhältniß zum Körpergewicht größere Gehirne; Mis behauptet das Selbe von Mädchen. Ich glaube, es

Digitized by Google

läßt sich ziemlich einfach erklären, daß die meisten Beobachter das Gehirn neugeborener Knaben entschieden schwerer finden als das von Mädchen. Unter den Neugeborenen, die auf den Sezirtisch kommen, finden sich mehr Knaben mit großen Köpfen, weil ungewöhnlich große Köpfe bei Knaben häufiger als bei Mädchen sind und dementsprechend auch die Todesfälle bei der Geburt; diese Ausnahmefälle beeinflussen das Resultat der Hirnwägungen Neugeborener im Sinne eines größeren männlichen Durchschnittsgewichts.

Das Gehirn wächst während der ersten Lebensmonate außerordentlich und während der übrigen Zeit der ersten Lebensjahre noch immer sehr beträchtlich. Bei einem dreimonatlichen Säugling hat das Gehirn den fünften Theil des Körpergewichts, bei dem Erwachsenen nur $^1/_{32}$. Im sechsten Monat hat sich (nach Boyds ziemlich zahlreichen Messungen) das absolute Hirngewicht bei Mädchen verdoppelt und bei Knaben um fast eben so viel vermehrt; sein vierfaches Anfangsgewicht erreicht das Gehirn bei Mädchen im siebenten Lebensjahr, bei Knaben erst vor dem vierzehnten. Die frühzeitige Entwickelung des weiblichen Gehirns in der Kindheit ist also sehr deutlich. Selbst Boyds Zahlen, die ein relativ geringes Anfangsgewicht des weiblichen Gehirns bei der Geburt angeben, zeigen, daß Mädchen in dem Alter von 4—7 Jahren relativ größere Gehirne haben (nach der Körperlänge bemessen) als Knaben Während Mädchen in dem genannten Alter schon 92 pCt. ihres definitiven Hirngewichts besitzen, sind Knaben um diese Zeit erst bei 83 pCt. angelangt; Mädchengehirne wachsen nach dem siebenten Jahre nur noch wenig und nach dem zwanzigsten Jahre überhaupt nicht mehr. Entsprechend dem schnellen Hirnwachsthum in den ersten Lebensjahren besitzen beide Geschlechter in der Kindheit, und zwar besonders zwischen 2 und 4 Jahren, im Verhältniß zur Körperlänge die größte Hirnmasse. Boyd, Bischoff und Broca haben an einem großen Material gefunden, daß das Weib sein größtes Hirngewicht vor dem zwanzigsten Jahre besitzt; jedoch enthält diese Angabe, wie Topinard ausführt, eine erhebliche Fehlerquelle, da die Geschwindigkeit und der Umfang des Hirnwachsthums das Weib in diesem jugendlichen Alter größeren Chancen des Todes aussetzt, während Knaben andererseits zur Zeit der Geburt mehr exponirt sind; man muß sich nämlich der Thatsache bewußt sein, daß statistische Daten über die Hirnverhältnisse jugendlicher Individuen sich ausschließlich auf solche Elemente der Bevölkerung gründen, die im Kampf ums Dasein vorzeitig unterliegen; man kann also diese Ergebnisse nicht ohne Weiteres auf die Bestandtheile der normalen Bevölkerung anwenden, die ein reifes Alter erreichen. Bald nach dem zwanzigsten Jahre beginnt das Durchschnittsgewicht des Gehirns beim Weibe abzunehmen, beim Manne erst nach dem fünfundzwanzigsten Jahre; im höheren Alter erleidet der Mann wahrscheinlich einen größeren Verlust an Hirnmasse als das Weib.

Nach Eliminirung aller Fehlerquellen haben wir nun schließlich ermittelt, daß Frauen ein relativ größeres Gehirn besitzen als Männer; dieser Umstand hängt zusammen mit der früheren Blüthe und dem früheren Stillstand, dem beim Weibe das Gehirn eben so unterworfen ist wie der Körper im Allgemeinen. Große Menschen haben absolut größere Gehirne als kleine Menschen: die größten und mäßigsten Menschen haben im Durchschnitt die größten Gehirne, aber ihre Gehirnmasse ist nicht in dem selben Maßstab größer, wie ihr ganzer Körper; die Statistiken zeigen, daß mit der Zunahme des Körpergewichts und der Körperlänge bei beiden Geschlechtern der relative Zuwachs

Digitized by Google

des Hirngewichts abnimmt. Eine relativ große Hirnmasse ist ein Merkmal das Frauen mit kleinen Menschen im Allgemeinen und mit Kindern theilen.

Von hohem Interesse ist die Frage, ob das Verhältniß der verschiedenen Hirntheile zu einander beim Weibe ein anderes ist als beim Manne. Es kommen dabei folgende Verhältnisse in Betracht: das Verhältniß der beiden Hirnhemisphären, des sogenannten Hirnmantels, einerseits zum Kleinhirn, andrerseits zu den Uebergangstheilen zwischen Rückenmark und Hirn, die als verlängertes Mark und Brücke bezeichnet werden; im Großhirn haben wir zwischen den Stirnlappen am vorderen Ende, dem occipitalen Lappen am hinteren Ende, und der mittleren Temporo-Parietal-Region zu unterscheiden.

Meynert hat mit Recht bemerkt, daß die Geschlechtsunterschiede des Gehirns viel deutlicher in dem gegenseitigen Verhältniß seiner Theile ausgesprochen sind als in dem Organ als Ganzes genommen. Allerdings erfährt diese Thatsache eine sehr merkwürdige Illustration durch die völlige Umkehrung der bisherigen Anschauungen über die Geschlechtsunterschiede in dem Verhältniß der einzelnen Hirntheile, welche in neuester Zeit unter den Hirn-Anatomen stattgefunden hat. Noch vor wenigen Jahren wurde mit großer Emphase behauptet, besonders in Deutschland, daß schon von frühen Perioden des Fötallebens an ausgesprochene Geschlechtsunterschiede am Hirnmantel hervortreten, welche die erhebliche intellektuelle Ueberlegenheit des Mannes über das Weib beweisen. Nach Burdach unterscheidet sich der Mann vom Weibe durch die Entwickelung seiner Stirnlappen; Huschke kam 1854 zu dem Schluß, daß der Mann ein homo frontalis, das Weib ein homo parietalis ist; Ruedinger fand 1877, daß die Stirnlappen des Mannes in jeder Beziehung stärker entwickelt sind als die des Weibes und daß Geschlechtsunterschiede schon im Fötalleben deutlich sind; sein Schüler Passet hat erst 1882 diese Resultate im Wesentlichen bestätigt. Alle diese Aufstellungen sind leicht begreiflich; sie stützen sich meist auf eine sehr kleine Zahl von Gehirnen, ferner ist das Gehirn ein außerordentlich zu Varietäten neigendes Organ und sehr schwer zu untersuchen, schließlich gilt nun einmal die Stirn und ihre Region unbestritten als der Sitz aller höheren intellektuellen Prozesse, und schon deshalb hatte ein Resultat alle Wahrscheinlichkeit für sich, das beim Mann eine stärkere Entwickelung an dieser Region ergab.

Man darf nicht mehr länger annehmen, daß die Stirnlappen beim Weibe mangelhaft entwickelt sind. Broca fand bei einer Untersuchung von 360 Gehirnen, mit einer sorgfältigen, gleichförmigen Methode, daß der Stirnlappen beim Manne $^{427}/_{1000}$ des Hirnmantels beträgt und $^{421}/_{1000}$ beim Weibe. Daraus ergiebt sich mindestens eine Gleichheit der Geschlechter. Theilt man Brocas Material in Altersklassen, so zeigt sich im frühen Mannesalter ein Uebergewicht des Stirnlappens gegenüber dem beim Weibe, dagegen eine Umkehrung dieses Verhältnisses im Greisenalter. Crichton Browne hat gezeigt, daß bei Geisteskranken die relative Größe des Stirnlappens beim Weibe nicht geringer, sondern sogar etwas bedeutender ist als beim Manne. Claphams Zahlen, die sich auf 450 Gehirne beziehen, zeigen wesentlich eine Gleichheit der Geschlechter; an einer großen Zahl von Gehirnen Geisteskranker haben sowohl Meynert wie Tigges eine bedeutendere Größe des Stirnlappens beim Weibe ermittelt.

Während es also jetzt feststeht, daß die Geschlechtsdifferenzen der Entwickelung des Stirnlappens, soweit solche überhaupt existiren, eine Bevorzugung des Weibes zeigen, fängt man auch jetzt erst an, allmählich einzusehen, daß keine thatsächlichen Gründe vorliegen, dem Stirnlappen besonders hohe Funktionen

Digitized by Google

zuzuschreiben. Bisher war diese Meinung ohne bestimmte Gründe weit verbreitet, und selbst Hitzig, der Pionier des modernen Fortschrittes in der Lehre von der Lokalisation der Hirnfunktionen, hatte ihr das Gewicht seiner Autorität gegeben, da er dem logischen Denken seinen Sitz in den Stirnlappen zuwies. Es ist nicht schwer, diese Vorstellung zu erklären; es gehört zu den festen, althergebrachten Assoziationen des Menschen, mit den Vorstellungen von „Vorn", „Oben", „Spitze" die Idee von etwas Würdevollerem zu verbinden als mit den Vorstellungen „Hinten", „Unten", „Boden". Die Stirn ist recht geeignet zur Anwendung dieser Voraussetzungen; sie ist gerade derjenige Theil des Körpers, der am Meisten vorn, oben und an der Spitze sitzt; es ist deshalb kein Wunder, daß der Sitz der höchsten geistigen Vorgänge an eine Stelle verlegt wurde, wo die Kraniologie der Vierfüßler sie kaum suchen würde; es ist auch nicht überraschend, daß man sich erst in allerletzter Zeit daran gewöhnt hat, einen so hochstehenden physiologischen Prozeß wie das Sehen auf das Intimste mit dem Hinterhauptlappen verknüpft zu wissen. Was nun den vordersten Theil des Gehirns, den sogenannten Praefrontallappen, betrifft, so giebt er auf elektrische Reize keine bestimmte Reaktion; als Hauptargument für die Annahme einer Beziehung dieses Lappens zu höheren geistigen Leistungen wurde ein älteres Experiment von Ferrier angeführt, das ohne antiseptische Maßregeln ausgeführt war und in welchem nach Entfernung dieser Lappen die Affen eine gewisse Apathie und einen gewissen Intelligenzverlust zeigten. Bei späteren, antiseptisch durchgeführten Experimenten fehlte dies Ergebniß oder war nicht deutlich; Horsley und Schäfer fanden, daß die Entfernung beider Praefrontallappen eine anscheinende Apathie des Thieres zur Folge hatte, die indessen nach 2—3 Tagen wieder verschwand. Später wiederholte Schäfer diese Experimente in der Art, daß er, um einen eingreifenden Operationreiz zu vermeiden, jene Hirntheile nicht entfernte, sondern nur von ihrem Zusammenhang mit dem übrigen Hirn ablöste; es blieb dann jede nachfolgende Niedergeschlagenheit oder Apathie aus und die Thiere erschienen nach dem Erwachen aus der Narkose eben so munter und intelligent wie vor der Operation. Experimentelle Gründe stützen also die Verbindung dieser Lappen mit intellektuellen Prozessen nicht. Ferner ist die Frontal-Region des Gehirns bei den anthropoiden Affen relativ sehr beträchtlich entwickelt, und daß diese Affen sich durch besondere Intelligenz auszeichnen, nimmt man gewöhnlich nicht an. Auch ist der Frontallappen beim Erwachsenen nicht mehr entwickelt als beim Fötus; es ist schließlich noch zu erwähnen, daß nach Cunninghams Ermittelungen die Verhältnisse des Stirnhirns sich mehr den anthropoiden Formen nähern als beim Manne, wenngleich in einem wichtigen Punkte nach Cunningham der Mann dem Affen näher steht, nämlich darin, daß beim Manne ein kleinerer Theil des Stirnlappens vom Scheitelbein bedeckt wird als beim Weibe. Uebrigens ist zu bemerken, daß wir heute zwar nicht mit Bestimmtheit dem Stirnhirn eine besondere Beziehung zu höheren geistigen Prozessen zuschreiben dürfen, diese Beziehung aber auch nicht entschieden leugnen können; sehr unwahrscheinlich wird sie jedenfalls dadurch gemacht, daß bei Idioten und Schwachsinnigen das Stirnhirn einen sehr erheblichen Theil des ganzen Gehirns ausmacht, wie die Zahlen Claphams zeigen. Die Frage bleibt offen, obgleich es der heutigen Wissenschaft mehr entspricht, anzunehmen, daß bei intellektuellen Prozessen das ganze Hirn in Anspruch genommen ist.

Es ist noch zweifelhaft, ob der Hinterhauptslappen beim Weibe größer ist als beim Manne. Brocas Zahlen ergeben für Beide ungefähr die selbe

Digitized by Google

relative Größe im Alter der beginnenden Reife, eine geringere Größe beim Weibe im hohen Alter; Crichton Browne und Cunningham fanden ihn beim Weibe größer, andere Autoritäten sprechen sich nicht mit Bestimmtheit aus oder neigen dazu, ihn beim Manne für größer zu halten. In dem Säugethierreiche hat dieser Hirntheil die Tendenz, in der Richtung zum Menschen an relativer Größe abzunehmen, er ist bei den anthropoiden Affen relativ kleiner als bei den tiefer stehenden Affen, und beim Menschen noch kleiner als bei jenen; andererseits wird er bei höher stehenden Organismen windungreicher, so daß seine relative Abnahme nicht als ein Zeichen der Rückbildung gelten kann.

Etwas klarere Resultate, als die Untersuchung des Hirnmantels ergiebt die Betrachtung der gröberen Eintheilung des Gehirns in Großhirn, Kleinhirn und Brücke nebst verlängertem Mark. Es ist sicher festgestellt, daß das Kleinhirn beim Weibe relativ größer ist, wie schon Gall und Cuvier festgestellt haben. Boyds Zahlen ergeben, daß das Kleinhirn bei Knaben zwischen 7 und 14 Jahren 103 pCt. ihres gesammten Gehirns ausmacht, bei Männern zwischen 30 und 40 Jahren 106 pCt. Beim Weibe dagegen in erster Altersstufe 105, in letzter 108 pCt.; das verlängerte Mark ist beim männlichen Geschlecht etwas größer im Kindesalter, beim weiblichen im reiferen Alter. Marshall, der von Boyd geliefertes Material sorgfältig bearbeitet hat, giebt in einer Abhandlung an, daß das Verhältniß des Kleinhirns zum Großhirn beim erwachsenen Manne gleich 1 zu 8,17 ist, beim erwachsenen Weibe gleich 1 zu 8. Er berechnete ferner aus Boyds Tabellen für die einzelnen Hirntheile, wie viel Zehntel Unzen für jeden davon auf einen Zoll Körperlänge kommt:

	Zahl der Fälle.	Alter.	Ganzes Gehirn.
Männer	103	30—40	7,25
Weiber	85	30—40	6,95
	Großhirn.	Kleinhirn.	Brücke u. verläng. Mark.
Männer	6,32	0,77	0,15
Weiber	6,11	0,76	0,15

Es ergiebt sich daraus, daß, wenn die gesammte Hirnmasse des Mannes im Verhältniß zu seiner Körperlänge größer ist als beim Weibe, die Vertheilung der niederen Centren bei beiden Geschlechtern die gleiche ist. Reid, Peacock, Weisbach, Meynert und Bischoff geben übereinstimmend an, daß in der relativen Höhe des Kleinhirns kein bedeutender Geschlechtsunterschied besteht. Dazu ist zu bemerken, daß entsprechend Dem, was wir schon über die Hirnmasse im Allgemeinen gesagt haben, diese Gleichheit der Relation zwischen Kleinhirn und Körperhöhe eigentlich stärkere Kleinhirnentwickelung beim Weibe bedeutet. Einige der Ganglien der Hirnbasis sind nach Tigges u. A. beim Weibe sowohl absolut wie relativ größer. Kombinirt man die zahlreichen Thatsachen, so ergiebt sich deutlich, daß der Hirnmantel von allen Hirntheilen am Meisten einem Wechsel unterworfen ist. Das Kleinhirn, die verschiedenen Ganglien der Basis und das Rückenmark, scheinen beständiger zu sein als das Gehirn und schwinden nicht im gleichen Maße im Alter und bei Geistesstörung.

Es ist bemerkenswerth, daß das Kleinhirn beim Weibe relativ größer ist als das Großhirn, — eine Thatsache, deren Bedeutung allerdings bis jetzt durchaus nicht klar ist. Die heutigen positiven Aussagen der Wissenschaft über das Kleinhirn sind an Zahl geringer als vor 50 Jahren. Die früher angenommene Beziehung des Kleinhirns zum Geschlechtstrieb existirt nicht. Seine Zerstörung bedingt weder Lähmung noch Intelligenzverlust. Seine einzige bestimmte

Digitized by Google

Funktion ist, so weit wir diese kennen, mit der Innervation der Muskelbewegung verknüpft. Ferrier deutet darauf hin, daß Empfindungen von Seiten der Eingeweide oder des Allgemeingefühls im Kleinhirn zu Stande kommen; übrigens ist das Kleinhirn erst beim Erwachsenen voll entwickelt, beim Neugeborenen kann es $^1/_{33}$ oder weniger der Hirnmasse ausmachen, beim Erwachsenen beträgt es ungefähr $^1/_7$ der gesammten Hirnmasse.

Man kann kaum sagen, daß der gegenwärtige Standpunkt der Hirnforschung irgend welche wichtigen Geschlechtsunterschiede aufgedeckt hätte. Künftig, wenn die Thatsachen genauer festgestellt sind und ihre Bedeutung verständlicher ist, wird Das vielleicht anders sein. Heute muß man die Thatsache betonen, daß die Bedeutung des Gehirns für das Problem der Geschlechtsunterschiede sehr übertrieben worden ist. Seine Bedeutung ist ohne Frage groß, aber sie besteht in der innigen Verknüpfung mit dem Körper überhaupt. Man ist geneigt gewesen, das Gehirn als den despotischen Regenten des Körpers zu betrachten, während es, soweit es überhaupt regirt, ein durchaus demokratischer Regent ist. Die Hirnelemente sind zum größten Theil nur sensorimotorische Abgeordnete, die im Interesse einer gesicherten Exekutive vereinigt sind.

Während also das Gehirn ein unergiebiges Gebiet für die Untersuchung von Geschlechtsunterschieden abgiebt, ist es äußerst instruktiv für die Untersuchung der Uebereinstimmung zwischen den Geschlechtern. Der Mann besitzt kein relatives Uebergewicht der Hirnmasse; soweit ein solches existirt, ist es auf Seiten des Weibes. Hier bedeutet es jedoch nicht intellektuelle Ueberlegenheit, sondern ist nur eine Begleiterscheinung, wie sie sich bei Kindern und bei kleinen Menschen im Allgemeinen findet. Auch kennen wir keine für ein Geschlecht besonders charakteristische Anordnung der Nervenelemente, die auf der einen oder anderen Seite eine Inferiorität bedeutet. Möglicherweise ist die stärkere Entwickelung der Scheitelgegend beim Manne ein solches Merkmal, aber es ist so wenig deutlich entwickelt, daß man es früher beim Manne geleugnet und dem Weibe zugeschrieben hat. Vom gegenwärtigen Standpunkt der Hirn-Anatomie und Hirn-Physiologie aus hat man keinen Grund, anzunehmen, daß ein Geschlecht irgend welche Superiorität über das andere besäße. Broca, der größte französische Anthropologe, dessen scharfer, klarer Verstand das Studium des Menschen in so hohem Maße gefördert hat, nahm vor vielen Jahren (1861) schon an, daß das Weib von Natur und in Folge seiner Hirnorganisation etwas weniger intelligent wäre als der Mann. Das ist häufig citirt worden, aber es ist weniger bekannt, daß mit dem Fortschritt seiner Erfahrung Broca seine Meinung geändert hat, daß er zu der Annahme neigte, die Frage wäre nur eine Sache der Erziehung — wohlverstanden: nicht nur intellektueller, sondern muskulärer Erziehung —, und annahm, daß Mann und Weib, wenn sie ganz ihren inneren Impulsen überlassen blieben, zu einer großen Aehnlichkeit neigen würden, wie Das im Zustande der Wildheit der Fall ist.

Es muß jedenfalls aber deutlich ausgesprochen werden, daß diese Anschauung bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens nicht genügend wissenschaftlich begründet ist, um als ein Faktor für die Entscheidung über Fragen des praktischen und des sozialen Lebens gelten zu können.

Haslemere, Surrey. Dr. Havelock Ellis.

Digitized by Google

Drill und Mißhandlungen.

Sehr geehrter Herr Harden,

„Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie billig hören beede.“ Wenn ich nicht irre, spricht dieser Satz ein Prinzip Ihrer redaktionellen Thätigkeit aus, und so gestatten Sie mir vielleicht, einige Zeilen der Antwort auf den Artikel „Soldatenmißhandlungen“*). Die Bedeutung dieser Frage für unsere Armee, und damit also für unser Volk, läßt eine wiederholte Erörterung wohl berechtigt erscheinen.

Der Verfasser des bezeichneten Artikels, Herr Hauptmann von Forell geht von der unbestreitbaren leidigen Thatsache aus, daß noch immer in der deutschen Armee Mißhandlungen vorfallen. Er erkennt in ihnen das Symptom einer Krankheit im Organismus des Heeres. Als Entstehungsursachen dieser Krankheit erscheinen ihm die falsche Behandlung seitens der Vorgesetzten, die „nicht in genügender Weise“ an das Ehrgefühl der Mannschaften appelliren, vielmehr der Anschauung leben, „daß die Menschen durch die Furcht regirt werden müssen“, dann aber vornehmlich der Drill, „der Nährboden, auf dem die Mißhandlungen wachsen“. „Mit dem Schulexerziren als Selbstzweck tritt auch der Drill auf den Plan“, und der Verfasser spricht unzweideutig das Verlangen aus, das Schulexerziren beseitigt zu sehen; erstens, weil er hofft, es werde dann „die oft üble und total verkehrte Behandlung der Mannschaften mit einem Schlage verschwinden“, zweitens, weil die Ausbildung für das Gefecht zur Disziplinirung des Soldaten, nach der Ansicht des Verfassers, vollkommen genügt.

Bevor ich über eine der äußerst mannichfachen Ursachen der vorkommenden Mißhandlungen — nicht als „Soldat und Philosoph“, wie der von meinem Herrn Vorredner citirte österreichische Erzherzog, sondern aus meinen geringen praktischen Erfahrungen heraus — eine Ansicht ausspreche, muß ich vor Allem zwei Sätzen des Artikels entgegentreten. Erstens der Behauptung, „es werde nicht in genügender Weise ein reges Ehrgefühl bei dem Soldaten vorausgesetzt“, und zweitens dem großen Wort, das der Verfasser anscheinend ganz gelassen ausspricht: „Eine Behandlung der Mannschaften, wie sie dem Geist eines civilisirten Volkes entspricht, ist bis jetzt nur in schwachen Ansätzen vorhanden“.

Das Ehrgefühl des deutschen Soldaten wird auf das Sorgfältigste berücksichtigt. Hier steht Behauptung gegen Behauptung und ich bezweifle, daß es irgend einer schriftstellerischen Autorität gelingen wird, im Bewußtsein der Hunderttausende, die gedient haben, den von mir ausgesprochenen Satz zu vernichten. Die bereits erstarkte Pflanze wird gepflegt, die verkümmerte wird gekräftigt, in guten Boden wird der Keim gelegt. Wir haben Leute, die bei ihrem Eintritt in die Armee ein hoch entwickeltes Ehrgefühl bereits besitzen; wir haben eine zweite Kategorie von Leuten, die durch ihre bisherige Umgebung gegen Schimpfwörter und Mißhandlungen abgestumpft sind, bei denen jedoch das Ehrgefühl nur schlummert und sich rasch belebt; und eine dritte Kategorie — ich gebe zu, noch ist sie nicht allzu stark —, bei welcher sich jeder noch so oft wiederholte Appell an bessere Regungen als vergeblich erweist. Der schöne Gedanke, nur mit der leisen Hilfe des Ehrgefühls und ohne jede Berufung auf die Furcht, mit anderen Worten:

*) S. „Zukunft“ vom 22. September 1894.

Digitized by Google

ohne jede Strafe, zu erziehen, ist vielleicht bei „freien Adelsmenschen“ durchführbar, das Gemüth des deutschen Soldaten vibrirt aber nicht dem leisesten Hauche wie eine Aeolsharfe, sondern man bedarf, um ihm nur überhaupt verständlich zu werden, meist einer recht kernigen Ausdrucksweise.

„Wozu Leidenschaft?“ fragt der Verfasser weiter. Wäre es nicht besser, „wenn Leidenschaft und Aufregung als überflüssig und schädlich von vorn herein ausgeschlossen wären?“ Wäre es nicht besser, wir stellten einen Exerzir-Automaten vor die Front, der in reglementarischen Pausen die erforderlichen Kommandos ausstieße? „Wozu Leidenschaft“? Wozu Kampf? Wozu Leben? Wozu Blut? Alles Fragen, die man mit dem gleichen Rechte stellen kann. „Mir ist gesagt worden“, daß es in der Armee noch Vorgesetzte aller Grade giebt, die Das haben, was der Soldat „Passion“ nennt, nämlich den ernsten und leidenschaftlichen Willen, aus ihren Untergebenen Etwas zu machen, und daß solche Leute aus Fleisch und Blut sind und daher gelegentlich in „Affekt“ gerathen. Wozu Affekt? wird mein geehrter Gegner fragen. Ich weiß es nicht; er muß sich bei Luther oder Hutten oder Brausewetter erkundigen.

Der Verfasser schließt seine Ausführungen mit dem Worte: „Bei aller Strenge des Dienstbetriebes kann der Soldat nicht gut genug behandelt werden.“ Der Satz ist populär, oder er verdient, es zu werden, so schmeichelt er der rührseligen Tendenz unserer Zeit, so bequem ist seine Handhabung, so nichtssagend sein Inhalt, wie geschaffen für das Programm einer anständigen Mittelpartei. Der Eine sieht die Strenge des Dienstbetriebes und mit ihr die Aufrechterhaltung altpreußischer Tradition, der Andere die beste aller Welten, eine Auditeur-Schlaraffiade ohne Arrest und Standrecht. Daß es sich im Waffendienst unablässig darum handelt, die uns Allen anhaftende Trägheit zu überwinden, sich aufzuraffen, sich „zusammenzureißen“, daß da allerdings ein gewisser Widerstand besiegt werden muß, daß es sich nicht um höchstentwickelte Menschenexemplare und subtilste Pädagogik handelt, daß es psychologisch durchaus unrichtig ist, allein von „guter Behandlung“ die höchsten menschlichen oder militärischen Erziehungresultate zu erwarten, übersieht der Verfasser. Was heißt denn „gute“ Behandlung? Nichts Anderes als eine dem Individuum und den Zielen des Ganzen entsprechende Anwendung von Lob und Tadel, Belohnung und Strafe. Wenn Herr Hauptmann von Forell sich diese Definition aneignet, so kann ich seinen Ausführungen nur beistimmen.

Ich resumire mich und wiederhole. Das Ehrgefühl wird als wichtiger erzieherischer Faktor in der Armee anerkannt. Eben so aber gilt die Strafe als Erziehungmittel, so lange wir noch auf zwei Beinen stehen. Der vielbeklagte „Affekt“ ist verzeihlich; on a les défauts de ses qualités.

Nun einige Worte über die Mißhandlungen und ihre Ursachen. Gewiß besteht bei den militärischen Behörden das feste Bestreben, der Allerhöchsten Willensmeinung gemäß die Mißhandlungen in der Armee möglichst auszurotten und eine vernünftige Erziehung des Soldaten zu verbürgen. Die Erziehung des Mannes liegt in der Hand des Compagniechefs, und wie dieser seiner Aufgabe gerecht wird, welche Resultate und mit welchen Mitteln er sie erzielt, darüber sollen die Strafbücher der Compagnie dem höheren Vorgesetzten Auskunft geben. Sie bieten diesem einen wichtigen Anhalt für die Beurtheilung des Compagniechefs, sie werden sorgfältig von Fall zu Fall revidirt und mit Bemerkungen versehen. In der Begutachtung herrscht der löbliche Grundsatz, daß möglichst wenig gestraft werden soll. Besonders sollen nicht allzu viele

Digitized by Google

Arreststrafen ertheilt werden. Eine „Meldung“ an den Compagniechef wird daher von dem viel geplagten Manne meist mit schlecht verhehltem Verdruß entgegengenommen; sein: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Lieutenant!“ klingt meist recht säuerlich. Und in der That ist der Compagniechef in einer schwierigen Lage: er muß die Disziplin in der Compagnie aufrecht erhalten und doch muß er darauf bedacht sein, mit der Zahl seiner Strafen im Rahmen des Bataillons nicht „aufzufallen“. So sieht er denn gelegentlich von einer Bestrafung des Schuldigen ab oder betrachtet wenigstens den Fall im mildesten Licht; um so schärfer aber wird — ein sehr erklärlicher psychologischer Vorgang — seine Rüge an den Korporalschaftführer ausfallen. Doch auch der Korporalschaftführer ist in einer schwierigen Lage. Der Offizier imponirt dem Soldaten durch höhere soziale Stellung, durch überlegene Bildung, meist auch durch höheres Lebensalter. Anders der Unteroffizier. Weit entfernt, in ihm die „von Gott eingesetzte Obrigkeit“ zu erblicken, erkennen ihm die Soldaten auf der sozialen Leiter keine höhere Stufe zu, seine allgemeine Bildung ist häufig der des Soldaten nicht überlegen, viele seiner Untergebenen sind älter als er selbst. Der Offizier kommt nach Beendigung des Dienstes nicht mehr mit den Leuten zusammen; der Unteroffizier lebt, nur durch einen Verschlag getrennt, Tag und Nacht mit seinen Leuten. In so engem Verhältniß wird es dem jungen Unteroffizier doppelt schwer, das Richtige zu treffen. Er ist für Alles, was in seiner Korporalschaft vorgeht, verantwortlich; gesetzliche Zuchtmittel irgend welcher Art besitzt er nicht. Wie unbequem dem Vorgesetzten häufige „Meldungen“ sind, ist ihm recht wohl bekannt. So befindet er sich in einem Dilemma, aus dem der junge Unteroffizier oft keinen Ausweg findet. Ist er ehrgeizig und heftig und begegnet vielleicht aufreizendem passiven Widerstand, glaubt auch wohl, von den Vorgesetzten in seiner Autorität nicht unterstützt zu werden, so ballt er ein paar Mal die Fäuste und — schlägt schließlich zu.

Aus Alledem ergiebt sich, daß Offiziere, die Mißhandlungen begehen, weit strenger beurtheilt werden müssen als Unteroffiziere, die sich ein solches Vergehen zu Schulden kommen lassen. Es ergiebt sich ferner, daß bei den besten Absichten von höherer Stelle, bei dem unzweideutigsten Beschwerderecht, kurz, trotz der vortrefflichsten Institutionen, die gekennzeichneten Ausschreitungen nicht völlig ausbleiben werden, so lange Vorgesetzte und Untergebene Menschen bleiben. Wenn also Herr Hauptmann von Forell der Hoffnung lebt, daß mit dem Drill auch die Mißhandlungen „mit einem Schlage verschwinden werden“, so kann ich ihm darin nicht zustimmen. Zugegeben aber, er hätte Recht, so erscheint mir das „mechanische Einstudiren“, das „ewige Wiederholen“, das mein Herr Vorredner perhorreszirt, als so unerläßlich, daß ich, selbst um des gewiß erstrebenswerthen Resultates willen, den Drill (das Schulexerziren) nicht vermissen möchte. Einen wichtigen Theil der Ausbildung streichen, weil er gelegentlich Mißhandlungen begünstigen könnte, heißt wahrlich, das Kind mit dem Bade ausschütten. Sollen wir die Schulen schließen, weil bisweilen ein Lehrer das Züchtigungrecht überschreitet, oder auf die Freiheit des Wortes verzichten, weil die Presse sie mißbrauchen kann? Oder sollen wir nicht vielmehr, bevor wir niederreißen, das Für und Wider einer bewährten Institution sorgfältig abwägen?

Aber Herr Hauptmann von Forell will das Schulexerziren auch aus anderen Gründen beseitigt wissen. „Es degradirt den Soldaten zu einer Maschine, zum bloßen Figuranten, der seine Künste schließlich ganz im Traume macht“, so führt er aus. Und ich behaupte: Gut, „mit Anspannung“ zu

Digitized by Google

exerziren, erfordert eine andauernde, gesteigerte Willensleistung; wer „im Traume“ exerzirt, Der bummelt eben und wird dem scharfen Blick des Offiziers kaum entgehen, es müßte denn dieser ein „Heerführer in spe“ sein, der „den Beruf zum Führer in sich fühlt und an der Unkenntniß der Drillkunst scheitert“. Nur merkwürdig, daß gerade unsere großen Heerführer fast alle diese Kunst besessen haben oder besitzen, zum Wenigsten aber der Bedeutung des Schulexerzirens volles Verständniß entgegenbringen.

Der Drill ist es, der den Dienst langweilig macht, meint Herr von Forell, und will auch darum das Schulexerziren beseitigen. Er vergißt, daß bei der Gefechts-Ausbildung das „mechanische Einstudiren“, das „ewige Wiederholen“, ganz so unentbehrlich ist wie beim Schulexerziren. Einen Mann, den der Adlerflug seines Geistes immer wieder von dem kleinen Dienst hinwegreißt, kann man nur an das Wort des großen Königs erinnern: Soignez les détails, ils ne sont pas sans gloire. Zudem, — wer wollte leugnen, daß es möglich ist, den Exerzirdienst anregend zu gestalten, und wer hätte es nicht erfahren, daß der Gefechtsdienst in ödester Langeweile versanden kann? Die Persönlichkeit der Vorgesetzten ist es ganz allein, die beide Wunder wirkt.

Der Drill gefährdet die Disziplin, so lautet das Sündenregister weiter. Bisher lehrt die Erfahrung, daß das Schulexerziren die Selbstbeherrschung, die Subordination, wie kein anderer Dienstzweig, anerzieht. Und gerade das instinktive Gehorchen auf das Kommandowort, ein Resultat des Drills, werden wir im nächsten Kriege, dem zersetzenden Einfluß der modernen Feuerwirkung gegenüber, besonders nöthig haben. Auch von anderem Standpunkte aus haben wir allen Grund, Alles, was die Disziplin stärkt, zu erhalten und zu pflegen, anstatt den Heeresorganismus, der sich obendrein in einer Uebergangsperiode befindet, durch Wunderkuren zu erschüttern. Mindestens als ein schwerer operativer Eingriff müßte die Beseitigung des gesammten Schulexerzirens jedenfalls betrachtet werden. Daß ein „Schulexerziren als Selbstzweck“ bei uns bestände, muß entschieden in Abrede gestellt werden. Der Grundsatz: „Alle Uebungen müssen auf den Krieg berechnet sein“, steht nicht nur wörtlich im ersten Absatz der Einleitung zum Exerzir-Reglement, sondern ist auch in fast allen einzelnen Bestimmungen festgehalten worden.

Auf einen sachlichen Irrthum des Verfassers sei noch hingewiesen. Er sagt: „Dem Schulexerziren ist im Reglement ein so breiter Raum gegeben worden, daß ihm die eine Hälfte des Jahres, vom Oktober bis zum April, fast ausschließlich gehört“. In diese Zeit fällt aber (vom Schießen, Turnen u. s. w. ganz abgesehen) auch die Periode einer bis in das Kleinste gehenden Einzelnausbildung des Mannes für das Gefecht, die den Soldaten, freilich auch in „ewigen Wiederholungen“, für seine Thätigkeit als Schütze heranbildet. Außerdem giebt es heute wohl kaum eine Garnison im Deutschen Reich — und wäre es die gemüthlichste —, wo nicht im Winter fast täglich Patrouillengang und allwöchentlich mehrere Gefechtsübungen stattfänden. Aus der Bemerkung über das Schulexerziren in der einen Jahreshälfte wehte mich ein Hauch Winterfeldscher Behaglichkeit an; fast hätte ich mir einreden lassen, es sei bei uns noch Alles wie in der „guten alten Zeit“.

Gegen das gefährliche Experiment aber, mit dem die Mißhandlungen beseitigt werden sollen, werden Viele protestiren — zu Gunsten des Drills.

Eduard Goldbeck.

Digitized by Google

Die unterbrochene Hausse.

Die Welt ist so unvollkommen, daß von Zeit zu Zeit etwas Schlechtes passiren muß! In diese Worte klingt die Vertheidigung aus, die sich die Baissiers von jeher zurecht gelegt haben, jene Spekulanten, deren Beharrlichkeit im Fixen sehr rasch die Farbe der Leidenschaft annimmt. Diesmal hat ihr Raisonnement Recht bekommen, denn da unsere Aufwärtsbewegung im besten Zuge war und das Publikum nicht hinterher- sondern sogar voranritt, flog unversehens ein kleiner Funke auf und zersprengte zwar den Zug nicht, brachte ihn aber immerhin in einige Unordnung.

Man muß etwas zurück denken, um eine richtige „Fläne", wie Dies vor Kurzem geschah, von London ausgehen zu sehen. Seit jenem Tage, wo der Telegraph die glücklich zu Stande gekommene Aushilfaktion bei Baring kund somit erst dessen Zusammenbruch meldete, hatten die Börsen von der Themse aus nichts erlebt. Es ist daher keineswegs unerklärlich, daß, als jetzt die Zusammenberufung des englischen Ministerrathes eine auf den ersten Blick räthselhafte Panik hervorrief, an alle möglichen künstlichen Nachhilfen gedacht wurde. Da an jenem Mittwoch die Brokers in London wenig zu thun hatten und thatsächlich der größte Verkehr durch die Arbitrage ging, so gab es Leute in Berlin, welche die Deutsche Bank als Schuldige ermittelt haben wollten, kam doch gerade die rumänische Anleihe heraus und konnte somit auch der Diskontogesellschaft ein Streich gespielt werden. Diese Leute sind aber hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, denn die Banken haben längst erkannt, daß sie am Meisten verdienen, wenn sie — zusammen verdienen. Es ist ja richtig, daß die rumänische Emission nicht sehr glänzend gelang, aber angesichts der plötzlichen politischen Depression fehlten auch die Stimulirungskäufe der interessirten Gruppe. Was liegt so einem großen Institute daran, ein paar tausend Kreditaktien auf Prämie zu kaufen, falls dadurch die Anleihestimmung gelockt werden könnte? Diesmal hingen aber zu schwere Wolken über uns. Im Uebrigen zeigte man auch auf weit unbeträchtlichere Kreise als Urheber der Baisse und erinnerte an die schönen Zeiten, da die Berliner Contremine sich so um den Sechsundzwanzigsten herum auf die „Morningpost" zu freuen pflegte, die dann mit unangenehmen Depeschen einschlug. London als Mittelort zum Kurssturz war also an der Berliner Börse von jeher ein Gegenstand der Berechnung.

Freilich kann die Stockung diesmal nur zu natürlich gekommen sein. Für Das, was nämlich der Krieg in Ostasien an Ueberraschungen und Enttäuschungen geboten hat, war die Stock-Erchange bisher zu gleichgiltig geblieben, man hatte dort seit einem Jahre an südamerikanischen Werthen und so manchen Goldshares enorme Gewinne eingestrichen und es war schließlich eine Anzahl schwacher Hände hausstirend gefolgt. Sobald nun durch Einberufung des englischen Ministerrathes ein gewisser Ernst der Situation in China gekennzeichnet war,

Digitized by Google

mußten jene schwachen Hände ihre Engagements um jeden Preis lösen; falsch ist auch die Behauptung, daß die betreffende Depesche an den deutschen Plätzen mehr Wirkung that als in London selbst. Es gab an jenem Mittwoch einen Moment, wo es an der Stock-Exchange höchst bedrohlich aussah und nur die Käufe fast sämmtlicher dortiger großen Firmen, die da wissen, was eine Panik in London für die Welt zu bedeuten hat, ließen das Gespenst rasch vorbeiziehen. Es ist eben etwas Anderes, ob eine Börse von sonst unerschütterlichem Gleichmuth bestürzt wird oder etwa ein Platz wie Paris, wo die Erregung Regel, die Ruhe Ausnahme bildet. Allerdings hätten englische Konsols schwerlich ihre ungewöhnliche Einbuße erlitten, wenn ihr Kurs nicht längst als zu hoch erkannt gewesen wäre. Im Meeting der Bank von England war es Wochen vorher ausdrücklich konstatirt worden, daß die Bank ihren Gewinn an dem billigen Geldsatz geschmälert sähe und daß eine Anlage in Konsols unrathsam sei, weil der hohe Kurs eher auf einen Rückgang schließen lasse.

Nur wenige Londoner Häuser wußten an jenem Morgen sofort, daß der Ministerrath wegen Entsendung von Truppen nach den chinesischen Vertragshäfen zu berathen habe, vielmehr verlautete zunächst Etwas von scharfen Differenzen zwischen Frankreich und England. Selten hat der „Figaro" mit seinen Artikeln so viel Glauben gefunden wie gerade in dieser Angelegenheit und diese „Autorität" konnte auch in Berlin und Frankfurt den Glauben an ernste Streitigkeiten unter den Westmächten erzeugen. Dies und nur wenig Anderes hat am deutschen Markt die Stimmung umgeworfen und da war es wohl nicht zu verwundern, daß unsere Hochfinanz kalt blieb und wegen Kriegsbefürchtungen zwischen Mächten, die sich in früheren Jahrhunderten genügsam zerfleischt hatten, ihre in der That nicht kleinen Hausse-Engagements beibehielt.

Anders sah es indessen mit dem Publikum aus. Dieses kann nicht gut wissen, daß die zahlreichen Verkäufe bei uns nur von erschreckten Spekulanten herrührten, von solchen, die früher ihr Geld in der Contremine verloren hatten und es nunmehr auch umgekehrt nicht zu lange aushalten konnten. Die Privatkreise, die sich in letzter Zeit der Börse zugewandt hatten, sahen lediglich die jähe Stockung, merkten auch von dem inneren Widerstand nichts, der gegen jeden Druck von außen sich erhob und der sogar so weit ging, das Erscheinen des rumänischen Prospektes besonders zu begrüßen. Als ob dieser nach seiner Genehmigung durch das Aeltestenkollegium noch einmal feierlich hätte zurückgelegt werden können! Jener Widerstand gegen einen zu starken Rückgang bewährte sich namentlich im Verlaufe der nächsten Tage, da die Börsenroutiniers schon an Schlimmeres glaubten. Wenn die nothwendigen Deckungen vorüber seien, so würden die Verkäufe keinen Ausgleich mehr finden und das bisherige Kursniveau ins Wanken bringen. Die unbegründete Höhe der Kurse war nämlich schon des Längeren Gegenstand ernster Besorgnisse.

Es scheint aber, als ob auch die Meinung der Leute berechtigt wäre, die an einem ruhigen Fortlauf der Aufwärtsbewegung festhalten. Danach seien die Banken von Aktionen frei, der Markt nicht stark belastet und das Publikum mit seinem lange vernachlässigten Anlagebedarf in Wiederannäherung begriffen. Auch verweist man als Gunstzeichen der Zeit auf das Zusammengehen eines Hauses wie Warschauer mit der Nationalbank in Sachen einer zweiten Deutsch-Italienischen Bank. Endlich bleibt Geld in diesem sonst angespanntesten Jahresquartal anhaltend flüssig und die Seehandlung giebt per Januar große

Digitized by Google

Summen zu 3 Prozent aus. Dieser Akt wird gewiß sehr vielen andächtigen Zuhörern als Tempelschändung ausgemalt werden können, aber selbst erste Institute nehmen die Zinsen da, wo sie zu finden sind.

Große Baisse-Engagements sind nicht vorhanden, besonders scheinen die Montangebiete trotz dem Laurabericht darin freier zu sein, als die Hausse-spekulanten es wünschen können. Nur in Banken sind in Folge der jüngsten politischen Meldungen neue Blanco-Verkäufe hinzugetreten. Das sind allerdings Papiere, bei denen Gerüchte eine ganz andere Nachgiebigkeit hervorbringen. Mittags beliebt man zu steigen, weil die deutsch-asiatische Bank eine Sitzung anberaumt hat, die doch lediglich ein chinesisches Anlehen perfekt machen könne. Nachmittags ist bereits die Furcht fabrizirt, daß die Deutsche Bank Verluste in Ostasien erlitten habe. Verluste bei jenen Filialen sind heute keineswegs unmöglich, trotzdem in Shanghai, Hongkong u. s. w. die Direktoren keinen größeren Kredit gewähren dürfen, ohne sich vorher mit der Centrale in Berlin zu benehmen. Andererseits: die englische Konkurrenz trifft ihre Entscheidungen stets an Ort und Stelle und ordnet sich der Londoner Direktion nur sehr lose unter. Ein chinesisches Anlehen bei uns ist gegenwärtig sehr fraglich. So sehnsüchtig man auch noch vor Monatsfrist derartigen Wünschen in unseren Bankkabineten nachhing: nach den überraschenden Niederlagen sind die Herren wie vor den Kopf geschlagen und sie scheinen selbst zu sehr theuren Bedingungen kein Geld nach drüben leihen zu wollen. Und man muß bedenken, wie viel es dabei zu verdienen giebt, denn bisher hat die chinesische Regirung selbst den Zinsfuß ihrer Anlehen höher zu bezahlen gehabt, als diese am Markte ausgegeben standen. Ein direkter Couponsdienst zwischen China und Europa existirt ja gar nicht, es geht alles durch die Hände des im Rechnungwesen unbedingt zuverlässigen Mr. Hart, der ein hoher chinesischer Beamter ist, aber wegen seiner fortdauernden Verdienste um die Londoner Finanzgruppen längst zum englischen Baronet erhoben wurde. Da, wo wir in China selbst zu verhandeln haben, müssen unsere Delegirten nacheinander vielleicht fünfzehn Thüren passiren. Vor jeder wandelt ein bezopfter Würdenträger, der mehr oder minder ungenirt die Hand offen hält; nur an den letzten Thüren thronen schöne Integritäten, die man mit sorgfältig ausgewählten Ehrengeschenken, wie z. B. theuren Kompassen, in Wohlmeinung erhalten darf.

Die zahlreichen Depeschen aus Ostasien werden übrigens an unseren Börsen nur wenig mehr beachtet. Ein mongolischer „Saling", in dem die Bedeutung von Hai, Pei, Ho, Hai und Hu jedesmal leicht nachzuschlagen wäre, existirt bei uns noch nicht und so vertraut man sich ruhig der Erfahrung Englands an und überläßt auch diesem Reiche die Sorge um das Trümmerfeld, das aus einem Zusammenbruche Chinas unfehlbar entstehen würde. Fiel doch nicht einmal der merkwürdige Umstand auf, daß die bedeutendsten englischen Wochenblätter, nur um nicht von dem wichtigen China sprechen zu müssen, ihre leaders von dem Konflikt mit Frankreich widerhallen ließen. Nur das völlige Unverständniß für diese ganz neuen Details hält, wie gesagt, unsere Allgemeinstimmung in einer sanften Indifferenz. Wir können Dies auch umsomehr, als London inzwischen wieder recht fest geworden ist.

Was Paris betrifft, so bietet dieses nicht allein eine ziemlich thatenlustige Spekulation, sondern auch Italien freundliche Momente. Die Möglichkeit eines Handelsvertrages wird unter einen so kaufmännischen Präsidenten wie Casimir-

Digitized by Google

Périer lebhafter als sonst besprochen, und da äußere Beweise auch an der Seine so wohlfeil wie Brombeeren sind, so haussirte man Italiener sogar auf die Dekorirung des greisen Verdi mit der Ehrenlegion. Schade, daß der Name Engelbert Humperdinck nicht griechisch klingt, man würde sonst aus dem ihm gewährten kaiserlichen Händedruck gelegentlich der „Hänsel und Grethel"-Aufführung sicher auf eine Vollzahlung der griechischen Zinsen schließen. Auch ein dunkles Gebiet des deutschen Einflusses, wo das Ausland unseren Mitbürgern ohne Furcht, aber unter Tadel die Taschen leert. Um auf Paris zurückzukommen, so ist man bei uns nicht ganz ohne Sorge darüber, was dieser Markt mit seinen russischen Papieren machen würde, falls etwa ein neuer Zar eine neue Politik einschlüge, die vor Allem fern von einem weiteren Kokettiren mit den Franzosen wäre. Die französischen Fachblätter schreiben bereits höchst diplomatisch, daß eine Regentschaft weniger die Zahlungfähigkeit Rußlands als den europäischen Frieden zu beeinflussen vermag. Was die dortige Tagespresse betrifft, so vernachlässigt diese russische Fonds schon seit einiger Zeit; man sagt, weil die Financiers nicht mehr genügend „entgegenkommend" sind. Aber Schande über Den, der ein Pariser Blatt sträflichen Eigennutzes verdächtigen will!

Indessen, inmitten all dieser an sich ganz guten oder wenigstens nicht schlechten Umstände giebt es doch auch bei uns Pessimisten, die an eine fröhlich weiterfluthende Hausse nicht zu glauben vermögen. Sie behaupten, daß jener damals von London ausgegangene Stoß auch das Vertrauen des deutschen Publikums etwas ins Stocken gebracht habe und daß man ungeachtet aller Anstrengungen der Hochfinanz die Folgen dieser ganz unerwarteten Unterbrechung noch heute fühle. Dazu kommt die Thatsache, daß ganz außerordentlich große Hausse-Engagements, wohl zumeist in „besseren" Händen allerdings, bei uns existiren, also gegebenen Falles auch einmal zur Lösung kommen müssen. Wir haben z. B. Einzelne, die einen Besitz von 3 Millionen Mark Gelsenkirchener haben. Es liegen schon 20 Prozent Nutzen darauf, aber die glücklichen Inhaber denken nicht im Mindesten ans Verkaufen. Das sind jedoch erfahrungmäßig nur schöne Worte! In dem Augenblick, wo die allgemeine Lage an Lichteffekt Etwas verliert, würde ein solcher Mann mit dem bisherigen Gewinn zufrieden sein und durch Verkaufen rasch noch so viel wie möglich davon zu sichern versuchen. In diesem Sinne sind auch solche Besitzthümer als Haussepositionen anzusehen, ein Geheimniß können sie nicht bleiben und so spielt eines schönes Tages die Spekulation darauf.

Weit mehr als politische Meldungen werden jedenfalls die Details aus der Börsenenquete, resp. deren Vorschlägen, am Markte demnächst beunruhigen. Das sind Zahnschmerzen, die immer wiederkehren und die davon Befallenen sehr bald in Fieber bringen. Die Wolke ist noch nicht zertheilt, welche die endlichen Gedanken über Börsenrettung und Börsenwandlung bisher einhüllt, aber bemerkenswerth ist es immerhin, daß die Großen dabei ganz getrost sind und nur die Kleinen zittern. Auch die Börse ist nicht ohne Vorahnung, daß sie in ihres Daseins Niedergange steht, allein gerade mit Gewalt möchte sie sich ihr Leben nicht verkürzen lassen. Der alte Mann, der im Sterben liegt und der plötzlich entdeckt, daß man ihm die Totengebete zu rasch vorspricht, rafft seine letzten Kräfte zusammen und ruft wüthend. „Jagen lasse ich mich nicht!"

Pluto.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Oktober 1894.

Alexander der Stille.

Vom Kariſchen bis zum Kaspiſchen Meer, von der Lena bis zum Don, überall ſteigen Gebete empor und brünſtige Bitten ſuchen im blauen oder auch bleiernen Himmel ſehnend die Wunderkraft zu entbinden. Durch die Städte heulen und klagen die Glocken, vor den matt und trüb blickenden Bildern der Gnadenſpender, die gläubige Einfalt mit Silber und Gold und Edelgeſtein prächtig geſchmückt hat, windet ſich die trauernde Menge, ſchlägt die Bruſt und rauft das Haar und erbettelt das Heil, mit irrem Stammeln und wildem Schluchzen. An profanerer Stätte, beim Traktir, ſitzt der Kleinbürger und der Handwerker und läßt von dem Kundigen ſich die neueſte Meldung aus dem Süden vorſtottern und dicke Thränen ſalzen die Kohlſuppe und den Wodka. Draußen, in der Baikalebene und in der bunten Koſakenſteppe, kauern die Muſhiks ſich eng aneinander und raunen und flüſtern von Kummer und Angſt. Und überall, vom Kariſchen bis zum Kaspiſchen Meer, von der Lena bis zum Don, löſt der Jammer ſich in den ſelben Schrei: Batjuſhka ſtirbt — und jetzt vielleicht ſchon: Batjuſhka iſt tot! Und der Weheruf dringt weiter, dringt weit hinaus über die Grenzen des ruſſiſchen Rieſenreiches; im Lande der Gallier niſtet die Sorge ſich ein und das Volk Voltaires ſtrömt in die Kathedralen, um für den orthodoxen Deſpoten vom Himmel das Heil zu erflehen; der Großrabbiner von Frankreich ladet die Judenheit zum Gebet und der römiſche Pontifex läßt für den Papſtkaiſer der Slavenwelt Meſſen leſen; da ſogar, wo man mit kaum noch verborgenem Ingrimm auf das Land des byzantiniſchen Doppel-

Digitized by Google

adlers sah und für den Beherrscher der Reußen nur Schimpf und Schmähung bereit hielt, regt die Unruhe sich nun und aus den gewerbsmäßig hingekritzelten Trauerartikeln klingt mitunter ein Ton wirklich empfundenen Bedauerns hervor. Dem dritten Alexander wird ein schöner Tod, ein schönerer als irgend Einem aus dem Hause Romanow, der schönste Tod, den ein Monarch sich ersehnen kann: er läßt eine Lücke, er scheidet, der Mann, den der Haß so oft den Hort des Barbarenthums nannte, unter den Klagerufen der civilisirten Welt.

Warum? Geht im hellen Gelände der Krim etwa ein Großer zur Rüste, der den Besitz der Menschheit gemehrt, einen sprossenden Gedanken gefunden oder als eine mächtige Individualität das Bewundern in uns geweckt hat? Gewiß nicht; Alexander der Dritte war nie ein Finder neuer und kühner Gedanken, nie ein bedeutender Mensch; seine Intelligenz war schwerfällig und eng begrenzt und seine Persönlichkeit differenzirte sich kaum von dem einen der beiden russischen Nationaltypen, die in Peter und Nikolaus und in den ersten Alexandern das Herrschergepräge erhalten haben; nicht einmal eine besondere That knüpft sich an seinen Namen, wie an den seines Vaters die Befreiung der Bauern, und man muß schon der franco-russischen Freundschaft gedenken, die der Kaiser doch auch nur natürlich werden und wachsen ließ, um für die dreizehnjährige Herrschaft des Zaren einen deutlich bezeichnenden Charakterzug zu entdecken. Aber der Sterbende war der Ausdruck des nationalen Bedürfens, war wirklich Batjuschka, das Väterchen, für sein Volk, und der berufene Lenker bestimmter Geschicke in einer bestimmten Zeit. Früher, als Bossuets metaphysischer Mensch noch umherspukte, konnte man wähnen, in schwärmenden Träumen sei das abstrakte Ideal eines Musterfürsten zu ersinnen; heute, wo die politische Romantik in ihrem einstweilen letzten Ausläufer, dem schablonisirenden Liberalismus, fast schon überwunden ist, hat man gelernt, daß jedes Volk seine besonderen Lebensbedingungen und Ansprüche hat, und heute weiß jeder nicht ganz Unverständige deshalb auch, daß Der nur ein guter Monarch genannt werden darf, der für diese besonderen Lebensbedingungen und Ansprüche am Besten gerüstet erscheint. Eine flackernde Genialität, die so leicht mit dilettirender Hast sich verbindet, und eine rasche Initiative können zum Unheil führen, während ein schwerfälliges Beharren, dem ein sicherer Instinkt für das Nothwendige und Nützliche sich eint, Gutes

Digitized by Google

und manchmal sogar Großes erreichen kann. Das gilt namentlich für die Träger der Krone Ruriks, des Warägers; denn in Rußland, wo es keinen Bundesrath und keine getheilten Gewalten giebt — für absehbare Zeiten auch nicht geben kann —, bestimmt wirklich der Kaiser bis in die winzigsten Details den Gang oder das Beharren der Politik und diesem Land, das, nicht oft genug kann es wiederholt werden, eine Welt für sich bildet, könnte ein irrlichtelirender Geist, auch wenn ihn die edelste Absicht umhertriebe, verhängnißvoll werden. Alexander der Dritte war die Fleisch und Fett gewordene Ruhe; er war der Oberpriester des russischen Islams, aber ein Priester, den man nur selten sah und von dem man nur wenig hörte. Er übte, besser als mancher konstitutionelle Monarch, die schwere Kunst des Verschwindens, er drängte sich niemals anspruchsvoll hervor, reizte in Rede und Schrift niemals die Kritik und brachte es durch so leises Walten dahin, daß selbst die Unzufriedenen an dem höchsten Repräsentanten des Reiches niemals irre wurden: es sieht schlimm aus in Rußland, so sagten sie wohl, aber der Zar ist gut, Gott schütze den Zaren. An dem musterhaften Familienleben des Herrschers freute man sich, an der Einfachheit seines Auftretens, und die Beamten wußten von dem Fleiß und von der Gewissenhaftigkeit ihres Herrn Rühmliches zu verkünden; sonst aber blieb selbst die Legende stumm und Niemand vermochte zu sagen, was der Mann in Gatschina sann und ersehnte. Und deshalb, weil er in persönliche Sympathien und Antipathien sich nicht verstricken ließ, weil er zu schweigen verstand und leise zu wirken, weil er abenteuerlichen Entschlüssen abgeneigt war und der Leitung launischer Triebe sich nüchtern immer und spröde versagte, deshalb war Alexander der Dritte ein guter Monarch und deshalb bangt mit dem Russenvolk auch die civilisirtere Welt um das Scheiden Alexanders des Stillen.

Noch athmet, während diese Zeilen geschrieben werden, der aufgegebene Mann und es müßte geschmacklos erscheinen, wenn das Wollen und das Vollbringen des Sterbenden jetzt schon gewogen und nekrologisch abgestempelt werden sollte. Die ernsthafte Betrachtung kann sich ruhig gedulden, bis den blassen Lippen des Siechen der letzte Seufzer entflohen ist. Die freundlich mahnende Lehre nur, die vom Todesbette des Zaren in alle Fürstenpaläste schwingt, in weite und enge, darf ungehört und unverstanden nicht länger verhallen.

Digitized by Google

Soziale Briefe an reiche Leute*)

Aus dem bis jetzt zwischen uns Besprochenen ergeben sich Folgerungen für das politische und für das geschäftlich-häusliche Leben der Reichen. Lassen Sie mich zuerst vom politischen reden. Es ist wohl in allen großen Umänderungen so, daß Zwang und Freiwilligkeit Hand in Hand gehen müssen. Ohne Zwang wird es nie möglich sein, das unbedingt nothwendige Mindestmaß von Leistungen für die Gesammtheit zu erreichen, mit diesem Mindestmaß allein aber wird die ganze vorhandene Schwierigkeit nicht erledigt sein. Der Zwang soll nur die Grundlage sein für weitergehende Freiwilligkeit.

Der Zwang, von dem wir hier reden, heißt sozialpolitisches Staatsgesetz. Immer waren die Gesetze, wenn überhaupt Sinn und Verstand in ihnen war, Schutz für den Einen und Hemmniß für den Anderen. Alle Gesetze über Eigenthumsvergehen sind Schutz für Die, welche Etwas besitzen, gegenüber Denen, die Etwas haben wollen. Auch die Gesetze, in denen nur Freiheit von früherem Zwang dargeboten wird (Gewerbefreiheit, Freizügigkeit), sind ihrer Natur nach Gesetze zum Schutze Derer, die sich in Freiheit besser tummeln können, und zum Hemmniß Derer, die eine Umgrenzung gebrauchen. Es giebt nicht leicht ein Gesetz, das Allen zugleich dienlich wäre. Darum ist es meist nur Phrase, wenn neue Gesetze als allgemein erwünscht empfohlen werden. Das ist meines Erachtens das Wahre an dem sozialdemokratischen Vorwurf, daß wir nur eine Klassengesetzgebung hätten. Wahr ist auch, daß bis jetzt die meisten wichtigeren Gesetze den Vermerk tragen: Schutz für die Oberen, Hemmniß für die Unteren. Die liberale Gesetzgebungperiode ist darin kein Glück gewesen, sie war die Hebung der Starken auf Kosten der Schwachen; aber auch die Gesetzeswünsche der Konservativen haben das selbe Gepräge, nur sind es andere Theile des selbständigen Volkes, die geschützt werden sollen. Die Gesetzgebung, welche die Unteren schützt und die Oberen hemmt, ist kaum in ersten Anfängen vorhanden, und doch entspricht es dem Grundsatz der Gerechtigkeit, daß gerade sie weiter entwickelt werde.

Man kann von reichen Leuten hören, es werde jetzt so viel für den Arbeiter gethan, die ganze Gesetzgebungmaschine arbeite nur für ihn. Wir begreifen, wie dieser Gedanke auftaucht, aber wir halten ihn für gründlich falsch. Der Reiche war es so wenig gewöhnt, daß die Lokomotive des

*) S. „Zukunft" vom 20. Oktober 1894.

Digitized by Google

Staates auch Arbeiterschutz ziehen sollte, daß er ganz erstaunt ist, wenn er jetzt hinten am großen Zuge etliche Wagen Kassengesetze und einen Wagen „Novelle zur Gewerbeordnung" entdeckt. Er sollte aber eigentlich erstaunt sein, daß die Zahl der Wagen, die Güter für die Masse führen, nicht längst viel größer ist. Jetzt giebt es ein peinliches Streiten und Hadern, wenn auch nur ein neuer Wagen dieser Art angehängt werden soll. Man probirt an jedem Kilo Arbeiterhilfe, ob man es nicht doch hinauswerfen kann. Wenn gar in dem vorderen Theile des Zuges Etwas entfernt werden soll, dann ist es, als ginge die Welt unter. Man lobt das Wort „Leben und Leben lassen", aber man übt es nicht in der Gesetzgebung.

Nun ist es wahrscheinlich, daß es unter den reichen Leuten eine gewisse Zahl giebt, die dieses Mißverhältniß selbst lebhaft empfinden. Aber von diesen Elementen merkt man in der Oeffentlichkeit bis jetzt wenig. Es sind nur wenige Blätter, in denen sich diese Stimmung hervorwagt. Auch die sozialreformerisch gesinnten Theile der Reichen stehen unter dem Druck ihrer alten Parteien und vermehren, ohne es selbst recht zu wollen, in der Gesetzgebung den Einfluß der Unbelehrbaren. Hier ist der Punkt, wo ich auf den Vorschlag zurückkomme, den ich im Anfang dieser Briefe vorbereitend angedeutet habe. Es ist nöthig, daß die Mitglieder der besitzenden Klassen, in denen soziale Denkweise im Entstehen begriffen ist, sich sammeln, um ihrem Ideengange Klarheit und Nachdruck zu verschaffen. Sie sollen offen sagen: „Wir sind Besitzende, aber uns mißfällt die bisherige öffentliche und parlamentarische Vertretung unserer Klasse. Wir wollen, daß man auch unsererseits sich für den sozialen Fortschritt interessirt. Wir wollen, daß die Gesetzgebung nicht einseitig arbeitet. Wir sind zu Opfern bereit, wenn das Gesammtwohl sie fordert." Es muß ein Bund der ideal gesinnten Reichen gegenüber der Schaar der selbstsüchtigen Reichen entstehen. Die Einheit der Klasse muß von innen heraus gebrochen werden, wenn sie nicht an ihren eigenen Fehlern zu Grunde gehen soll. Eine neue Gruppe muß den eingerosteten Parteifesseln den Kampf erklären. Sie braucht dazu zwar etwas Entschlossenheit, aber das Echo, das ihr Kampf in weiten Kreisen wecken wird, wird ihr das Vorgehen erleichtern.

Welches soll das Programm dieser Gruppe von sozialreformerischen Besitzenden sein? Es kann für den Anfang nur in allgemeinen Richtlinien bestehen, da ein einigermaßen einheitlicher Gedankengang für die in Betracht kommenden Leute noch nicht vorhanden ist. Es werden sich in der Vereinigung die verschiedensten Ansichten zusammenfinden: Staatssozialisten, Bodenreformer, Freunde der Gewerkschaften, Eiferer für Wohlfahrtbestrebungen im großen Stil und daneben Viele, die aus allen Lagern sich Etwas herausholen und nur den einen großen Wunsch haben, nicht vergeblich in

Digitized by Google

ihrer Zeit gelebt zu haben. Das nur muß feststehen, daß Niemand in die Gemeinschaft gehören kann, der die Noth mit bloßen Strafgesetzen heilen und der Arbeiterbewegung keinerlei Konzessionen machen will.

Ob sich thatkräftige Reiche finden, die diesem Gedanken Verwirklichung bringen, weiß ich nicht. Ich will nur gesagt haben, was ich für Recht halte, mag es geschehen oder nicht. Etwas schaffen kann auf diesem Gebiete nur, wer mitten im Leben der oberen Gesellschaft steht. Wir Anderen können und wollen nichts thun, als durch Aussprechen unserer Ansichten vielleicht in der oder jener Seele den Anstoß zum Handeln geben. Uns thut es leid, wenn wir die jetzige passive, mißmuthige, hindernde Rolle des Reichthums im heutigen Volksleben beobachten. Ein Beobachter sieht oft mehr als Einer, der mitten darin steht. Er kann und darf Rath geben, auch wo man ihn nicht dazu auffordert. Sie aber, verehrter Freund, haben mich aufgefordert, zu Ihnen zu reden. Ich habe es gethan und Ihnen überlasse ich nun, ob Sie den vorgeschlagenen Weg für gangbar halten. Von den Formen, in denen eine Gemeinschaft für Sozialreform in Ihren Kreisen thunlich wäre, von Statuten, Vereinsblättern, gemeinsamen Tagungen, brauche ich nichts weiter zu sagen, da diese Dinge erst dann nöthig werden, wenn die erste Zahl gleichgesinnter Leute sich gefunden hat.

Der Schluß meiner Briefe aber soll nicht von politischer Gruppirung, sondern von den Aufgaben handeln, die der Reiche im geschäftlichen und wirthschaftlich-häuslichen Leben hat, von den Aufgaben der Freiwilligkeit. Sie sind nicht so unwichtig, wie es dem reinen Politiker wohl scheinen könnte. Das Bild, das sich das Volk von den reichen Leuten macht, entsteht durch hundert einzelne Beobachtungen. Ueberall ist der Reiche von dem Auge eines Theiles der Arbeitmenge umgeben. Er wird von der Volksseele photographirt, und zwar sind es Momentbilder, die festgehalten werden, Momente der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, und Momente des Stolzes, des Geizes und der Härte. Die meisten Reichen wissen wohl nicht, wie viel bei den kleinen Leuten von ihnen erzählt wird, sie würden sonst darauf achten, daß nicht Geschichten in Umlauf kommen von Handwerkern, die einen Millionär viermal um eine geringe Zahlung mahnen müssen, von Heidelbeerweibern, denen die Gattin eines Großindustriellen bei jedem Liter zwei Pfennige abhandelt, bis die armen Weiber die vornehme Kundschaft aufgeben müssen, von Samulern, die dafür, daß sie den Lebensberuf haben, Listen herumzutragen, endlosen Unmuth über sich ergießen lassen müssen, von Angestellten, die die Einnahmen ihres Chefs in den Büchern zu tariren wissen und doch bei jeder persönlichen Frage hören müssen, es sei kein Geld da, von Kinderfräulein, die bis nachts drei Uhr auf einem Holzstuhl bei der Küchenlampe die heimkehrende Herrschaft er-

Digitized by Google

warten müssen und dann frühzeitig wieder auf dem Posten sein sollen, von Tagearbeitern, mit denen man um das Essen feilscht, wenn sie einen zu großen Appetit haben, — und Dergleichen mehr. Sie werden jedenfalls sagen, Das seien betrübende Ausnahmen. Immerhin sind nach meinem Eindruck die Ausnahmen so zahlreich, daß es gut wäre, wenn sich ihre Zahl verminderte. Es müßte Ehrenpflicht der Reichen sein, allen kleinlichen Druck auf arme und abhängige Existenzen zu vermeiden. Oft stammt dieser Druck nicht aus Absicht, aber er zeugt doch davon, daß kein soziales Fühlen vorhanden ist. Viel wichtiger aber als dieser Punkt ist die Frage des Geldsparens der reichen Leute im Großen. Ihnen wird vielleicht dieser Ausdruck fremdartig klingen, aber er scheint mir die Sache richtig zu bezeichnen. Erlauben Sie mir etliche Worte vom Sparen im Allgemeinen. Das Sparen wird in allen Tonarten besungen, es soll die Hilfe sein für alle Nöthe. Ach, wenn doch die Leute nur sparen wollten! Nun ist nicht zu leugnen, daß das Sparen seine sehr greifbaren Vorzüge für den Einzelnen haben und daß in ihm ein beachtenswerthes Stück sittlicher Energie liegen kann. Es ist auch richtig, daß in beginnenden Kulturepochen, in Kolonien, überall, wo kein Mangel an Arbeitgelegenheit ist, das Sparen günstige Folgen für den allgemeinen Fortschritt haben kann. Franklin hatte für seine Zeit und seinen Ort durchaus Recht, wenn er in der Sparsamkeit den Stein der Weisen erblickte. Nun sind aber die Verhältnisse bei uns sehr anders geworden. Wir haben zu viel Produktion und zu wenig Konsumtionfähigkeit, bei uns ist nicht Mangel an Maschinen, Waaren, Kapitalgütern, sondern Mangel an Leuten, die Etwas kaufen und verzehren. Wer nun heute bei uns ruft: Das Sparen ist die Hilfe für die Allgemeinheit! Der sagt das Gegenteil Dessen, was richtig ist. Er schränkt den Verbrauch noch mehr ein, als er es schon ist. Woran soll die Masse sparen? An Leinwand — was machen dann die Weber? An Möbeln — was thun dann die Tischler? Man sagt, sie sollen weniger trinken. Es ist wahr daß es Leute giebt, die mäßiger sein dürften, aber zeigt nicht der Berliner Bierboykott, wie die Brauer und mit ihnen die bürgerlichen Blätter schreien, wenn die Masse sich in dieser Hinsicht gewisse Beschränkungen auferlegt? Auch wir sind dafür, daß minderwerthige Genüsse mit besseren Bedürfnissen vertauscht werden, aber Das ist doch etwas Anderes als das reine Sparen. Immerhin rathen wir auch dieses dem Arbeiter und Handwerker, falls er dazu im Stande ist, da bei seiner Lage ein kleiner Hintergrund von Geld bisweilen die Erhaltung der Familie bedeuten kann. Nun aber sehen wir, daß nicht da, wo es fehlt, sondern da, wo der Reichthum liegt, am Meisten gespart wird. Dort sind die zurückgelegten Nothpfennige so gehäuft, daß sie zur Gefahr für das wirthschaftliche Leben der Gesammtheit werden.

Digitized by Google

Von diesem Gesichtspunkte aus erbitte ich mir das Recht, mit Ihnen noch ein Wenig über die Sparsamkeit der Reichen sprechen zu dürfen.

Aus verschiedenen Erfahrungen ist mir bekannt, daß gerade Das, was ich nun schreiben will, sehr leicht der Mißdeutung verfällt. Man kann die liebenswürdigsten Bosheiten hören, wenn man auf dieses Gebiet gelangt: Neid, Haß, Verhetzung, Unverstand, Theorie, ich weiß nicht was Alles noch. Ihnen gegenüber brauche ich, mein Freund, nicht zu versichern, daß es nur das Bedürfniß nach sachlicher Klarheit ist, das mich leitet. Es ist nöthig, daß der Reiche weiß, welche Folgen sein Sparen unter heutigen Produktions- und Konsumtionverhältnissen hat. Die Folge heißt: Vermehrung der ganzen und halben Arbeitlosigkeit. Wenn mehr ausgegeben würde, könnte mehr gearbeitet werden. An dem Einkommen, das unbenutzt zur Kapitalmasse geschlagen wird, hängt das Unglück von Arbeitern und ihren Familien.

Es war irgendwo eine wohlwollende Dame, die jährlich 100 000 Mark Einnahme hatte. Ihr Hausstand kostete 30 000 Mark, für ärmere Verwandte und wohlthätige Veranstaltungen gab sie jährlich 20 000 Mark. Von allen Seiten wurde ihre Güte gerühmt. In jedem Jahr aber gab sie 50 000 Mark nicht aus. Was bedeuteten diese 50 000 Mark? Sie bedeuteten, daß so viel Arbeit nicht geleistet werden konnte, wie man für dieses Geld bezahlen kann. Rechnet man (mit Hinzurechnung aller Nebenkosten), daß 5000 Mark Marktwaare eine volle und gesunde Arbeitkraft pro Jahr repräsentirt, so würden 10 volle oder 20 halbe Arbeitkräfte Beschäftigung haben, wenn die gütige Dame nicht sparen wollte. Auch dadurch, daß sie durch ihren Geschäftsverwalter die 50 000 Mark in Industrie, Bodenrente oder Staatsschulden anlegt, wird an diesem Verhältniß nichts geändert, denn in keinem dieser Fälle wird die Kaufkraft und damit die Arbeitmöglichkeit dauernd gehoben. Möglicherweise wird zunächst eine neue Arbeit mit Hilfe des Gesparten herbeigeführt (Nord-Ostseekanal, neue Fabrik), aber da das Kapital erhalten oder wiedererstattet werden soll, so bleibt der Abstrich, den die Dame an der Arbeit jenes Jahres machte, trotz diesen Verschiebungen bestehen. Das würde anders sein, wenn es noch überschüssige Arbeitgelegenheiten gäbe. Dann brauchte man sich um das Nicht-Kaufen und Nicht-Verbrauchen weniger zu grämen. Jetzt aber wogt ein trauriges Heer von Leuten, die nichts zu thun finden, durch unser Vaterland. Dieses Heer durch Almosen zu speisen, ist sehr unzureichend und für die persönliche Entwickelung der Betreffenden verhängnißvoll. Die Losung muß heißen: Arbeit, Arbeit! Wenn darum jene Dame zu ihrer Güte noch wirthschaftliche Einsicht gefügt hätte, so würde ihr jedes zurückgelegte Tausend in den Fingern gebrannt haben. Sie würde die Armen vor sich gesehen haben, die deshalb nicht arbeiten können und bei Fortdauer der Arbeitlosigkeit verkommen und lüderlich

Digitized by Google

werden, weil alle Waarenlager voll und alle Verkaufsläden bis oben ausgepolstert sind. Die Frage der Arbeitlosigkeit ist nun einmal die schwere Gewissensfrage der Gegenwart. Sie liegt wie ein Bann auf uns und jeder Stand mag sehen, welchen Antheil er an der Schuld hat, die solches Elend zu Tage brachte.

Aber, so sagen Sie, mein Freund, hat man nicht Pflichten für seine Kinder? Sie wissen, daß das Sammeln nicht möglich ist ohne Anderen das Brot zu verkürzen, aber Ihre lieben Töchter, Ihre Söhne sind mit gewissen Ansprüchen herangewachsen. Es scheint Ihnen Unrecht, ihnen nicht so viel zu hinterlassen, daß jedes der Kinder einigermaßen die Gewohnheiten des Elternhauses fortsetzen kann. Ich könnte nun neben Ihre Kinder die Kinder der arbeitlosen Väter stellen und fragen, ob diese nicht auch einen Anspruch an Ihre Fürsorge machen dürfen; aber ich will nicht grelle Kontraste malen, die dann doch vor den sonnigen Augen Ihrer Lieben zerrinnen. Ich stelle die Frage, ob der Reiche gut thut, im scheinbaren Interesse seiner Kinder die Ursache des tiefsten Grimmes der Menge zu vermehren. Die Thatsache der Arbeitlosigkeit, diese schreckliche Thatsache, an der alles beschönigende Raisonnement „wohlgesinnter" Blätter nichts ändert, diese Thatsache empört nach meiner Erfahrung auch Diejenigen, die für sich selbst mit ihrem Loos zufrieden sind. An der Beseitigung dieser Wunde am Volkskörper muß Gesetzgebung und Freiwilligkeit zugleich arbeiten. Für den Jammer der Arbeitlosigkeit muß der Reiche ein Auge bekommen oder das Sammeln für Kinder ist nur das Anhäufen schöner Dinge in einem sinkenden Schloß. Bei jeder Ersparniß soll ihm wenigstens gegenwärtig sein, daß Etliche würden arbeiten können, wenn er das Geld ausgeben wollte. Dann soll sein Gewissen im einzelnen Fall sprechen. Daß dort, wo die Freiwilligkeit gar nichts erreicht, die Gesetzgebung eingreifen muß, ist nach allem früher Gesagten klar, soll aber nochmals betont werden, damit Niemand sagt, ich wüßte gegenüber der Arbeitlosigkeit nichts als den Appell an Herz und Verstand der Reichen. Es giebt noch andere Wege, aber unter allen Wegen ist der, von dem ich Ihnen rede, der edelste.

Was aber soll der Reiche mit dem Einkommen thun, das er für eigene Bedürfnisse nicht braucht? Soll er verschwenden? Verzeihen Sie, wenn ich über diesen Punkt Ansichten habe, die Ihnen befremdlich sein werden: der Verschwender ist, volkswirthschaftlich angesehen, bei heutiger Lage der Dinge immer noch besser als der Geizige. Er wird durch das Beispiel seines Lebens einerseits moralisches Aergerniß geben, er wird zu der Gegenüberstellung von Ueppigkeit und Mangel Anlaß bieten, aber er wird doch helfen, daß etliche Familien mehr leben können. Aber allerdings ist die Verschwendung nur die unterste Stufe der Verwendung. Giebt es

Digitized by Google

nicht unendlich viele Dinge, die keine Almosen sind und die doch vielen Menschen dienen? Lassen Sie mich ein paar Beispiele sagen, zu denen Ansätze und Versuche diesseits und jenseits des Ozeans zu finden sind.

In einer Großstadt wird ein großer Versammlungsaal mit Nebenräumen und kleineren Debattensälen der Arbeiterschaft zu freier Verfügung gestellt, damit sie von allen Saal- und Lokalsorgen frei werde. In diesem Saal wird zwar dann Vieles gesprochen werden, was der Stifter für Unsinn hält, aber der Saal selbst wird ein stummer Zeuge der Selbstlosigkeit bleiben und als solcher wirken.

Nach den Vororten werden Tertiärbahnen gelegt, die dem Verkehr eben so frei stehen wie die Landstraße selbst oder die wenigstens nur die laufenden Verwaltungkosten zu decken haben.

Große Grundstücke werden der Stadtverwaltung mit der Bestimmung übergeben, sie nach englischem System in billiger hundertjähriger Pacht zu überlassen.

Es werden Volksparks und Volkstheater angelegt, die keinen Reinertrag zu bringen brauchen.

Deutschland ist arm an Bibliotheken, deren Einrichtung für Jedermann den Zugang zu allen Zweigen populären Wissens eröffnet.

In Athen übernahmen, wie Sie wissen, wohlhabende Bürger die Ausrüstung ganzer Kriegsschiffe.

Sie werden mich für einen Träumer halten, wenn ich Derartiges in Fülle erwarte. Sie dürfen es thun, wenn Sie nur zugeben, daß der Gedanke im Prinzip richtig ist. Derartige Veranstaltungen sind, wenn sie frei und groß genug angelegt sind, geeignet, Oel in die Wogen zu gießen. Uebrigens bin ich in der angenehmen Lage, mich an dieser Stelle auf die Schrift eines Millionärs berufen zu können, des Amerikaners Andrew Carnegie. Der Titel der Broschüre heißt: „Die Pflichten des Reichthums".

Vielleicht wundern Sie sich, daß ich in allem Gesagten so selten auf die Gedanken des Christenthums zurückgegriffen habe. Ich hätte leicht den Satz von den Haushaltern Gottes in die Debatte ziehen können, aber ich wollte im Wesentlichen Gesichtspunkte vorführen, die auch für Diejenigen Geltung haben, denen das spezifisch Christliche ferner liegt. Dennoch bleibt der Hintergrund aller Ideen und Vorschläge der Glaube, der uns lehrt, auf dem Wege des Friedens und mit persönlichen Opfern das Reich der Gerechtigkeit zu suchen. Der Materialismus predigt den Kampf ums Dasein bis zur gegenseitigen Vernichtung, das Christenthum aber verkündigt der Menschheit laut und vernehmlich die Versöhnung.

Frankfurt a. M. Pfarrer Friedrich Naumann.

Digitized by Google

Die Ueberwindung des Malthusianismus.

Schon vor einem Jahrhundert hatte ein englischer Denker seinen Blick, der bis dahin den Gütern der Menschen gewidmet gewesen war, den Menschen selbst zugewandt: Thomas Robert Malthus. Seine Doktrin lief im Grunde darauf hinaus, daß ein Volk um so reicher sei, je mehr Güter auf jeden seiner Bürger kämen. Da er nun die vorhandenen oder möglichen Güter als in ihrer Menge fest begrenzt ansah, so mußte er zu dem Schlusse kommen, daß man den Nationalreichthum am Besten durch Verringerung der Menschenzahl, oder doch durch Verhinderung ihrer Vermehrung, hebe. Jene Voraussetzung von der festen Begrenztheit der Gütermenge angenommen, ist dieser Schluß in gewissem Sinne richtig. Aber die Voraussetzung selbst ist falsch: jene Gütermenge ist nicht fest, sie wächst nicht nur mit der Volkszahl, sondern sie wächst über sie hinaus, in rascherer Progression als jene. Denn trotz der steigenden Volkszahl in den Kulturländern sind die als unbedingt nöthig erachteten Annehmlichkeiten des Lebens in unausgesetztem Steigen begriffen. Kein Arbeiter möchte heute so leben, wie vor sechzig Jahren die Besten seines Standes lebten. Die Arbeit, die eine Generation leistet, wird also nicht nur nicht von ihr verbraucht, sondern der Ueberschuß ist auch noch groß genug, eine an Zahl stärkere neue Generation aufzuziehen. Ja noch mehr: selbst dieser an Zahl stärkeren jüngeren Generation eine größere Fülle von Annehmlichkeiten des Lebens zu schaffen, als die ältere je zu genießen hatte.

Von Malthus ging Darwin aus. War bis zu ihm das sogenannte Ueberschießen der Bevölkerung über den Nahrungsspielraum als ein unbedingtes Uebel empfunden worden, so gab er dieser Anschauung einen Stoß. War es doch gerade diese Tendenz des fortwährenden Ueberschießens, was unter den heutigen Umständen allein noch eine Auslese ermöglichte, wo die Erbgesetzgebung die natürliche und die geschlechtliche Auslese zum großen Theil neutralisirte. Darwin stand zu sehr im Banne humanchristlicher Anschauungen, um nun die Volksvermehrung als einzigen Fortschrittshebel zu feiern, und auch Spencer hat sich an diesem Problem die Zähne ausgebissen. Auch er hielt „Uebervölkerung“ für ein Uebel, und zwar für das Uebel, das der Herstellung allgemeinen Glückes am Ende der menschlichen Entwickelung allein im Wege stände. Er wollte seine Bekämpfung zwar nicht zum obersten sittlichen Gebote machen wie Malthus, in dessen Lehre die human-demokratisch-christliche Sittlichkeit ihren Bankerott erklärte, aber er hielt es doch für nöthig, den Weg anzugeben, auf dem die Menschheit wahrscheinlich der Uebervölkerung entgehen werde. Von ganz richtigen Thatsachen ausgehend und zu richtigen Folgerungen kommend, hat er den wahren Grund für die geringere Vermehrung der oberen Stände

Digitized by Google

in jedem Volke angezeigt. Ob aber je ein Menschheitzustand erreicht werden wird, in dem alle Menschen durch zu starke geistige Thätigkeit sich in ihrer Fruchtbarkeit beeinträchtigen werden, ist doch sehr die Frage, und damit erhalten seine Ausführungen einen nur hypothetischen Werth.

Es ist das Verdienst eines deutschen Denkers, keines Berufsethikers oder Nationalökonomen, sondern eines einsamen Grüblers, der als Ingenieur in Hamburg still und anspruchslos durchs Leben ging und dessen Bücher von den Fachwissenschaften jedenfalls noch geraume Zeit unbeachtet gelassen werden, dieses Gespenst überwunden zu haben. Als er vor kurzer Zeit starb und die üblichen Nekrologe erschienen, ist ein grausamer Unsinn über die Richtung und den Gehalt seiner Werke geschrieben worden. C. Radenhausen ist sein Name. Trotzdem ist, was er in dieser Hinsicht schrieb, nicht ganz unbeachtet geblieben. Ludwig Büchner, der wohlbekannte Verfasser von „Kraft und Stoff", hat es aufgenommen und in seiner klaren und eindringlichen Weise unter steten Hinweisen auf das Hauptwerk seines geistigen Freundes, der „Isis", weiter gepredigt.

Radenhausen ist der erste Sozialethiker, der diese Betrachtungweise — im dritten Bande seines vierbändigen Hauptwerkes „Isis, der Mensch und die Welt" — klar, ausführlich und bewußt vertreten hat. Mit ihm tritt der wissenschaftliche Kampf gegen Malthus' Doktrin in die Welt, während bis dahin nur Bedenken vom Standpunkte der herkömmlichen Sittlichkeit gegen die Kinderbeschränkung erhoben worden waren. Radenhausen hat sich durch seine pedantische Steifheit und Weitschweifigkeit, durch seine Hartnäckigkeit in der Verwendung einer Unmasse kulturhistorischen Materials, das zum Theil aus recht zweifelhaften Quellen stammt, aber fast in keinem Falle zur Stützung seiner eigenen Lehren dient, sondern nur die Veränderlichkeit menschlicher Anschauungen und Einrichtungen illustrirt, Dies allerdings gründlich, — selbst einen bedeutenden Erfolg verdorben. Seine Bücher kann man alle auf das Viertel zusammenstreichen, ohne daß ihnen dadurch ein einziger Gedanke verloren ginge. Dies darf seinen Ruhm als selbständiger Denker, als freier Vorkämpfer seiner gesunden Ideen und als rückhaltloser und scharfer Kritiker der bestehenden Gesellschafteinrichtungen aber nicht herabmindern. Er besaß in hohem Maße die Gabe des literarischen Ausdrucks, obgleich er seine eigene Grammatik und Rechtschreibung besitzt, aber ihm fehlte der ordnende Sinn, der sich nicht beruhigt, ehe er auch wirklich die treffendste Disposition gefunden hat. So ward er zu unzähligen Wiederholungen genöthigt, und in einer Art natürlicher Geschwätzigkeit, die ihm anhaftete, wiederholte er dann nicht nur kurz den leitenden Gedanken, sondern auch das Material.

Im Gegensatz zu Malthus und auf Grund unanfechtbarer Gründe

Digitized by Google

gelangt Radenhausen dazu, die Vermehrung der Menschheit an Zahl geradezu als eine sittliche Forderung eben so wie als deutlichstes Symptom der Volksgesundheit hinzustellen. Die Entwickelunglehre giebt ihm noch ein anderes Ziel: die Hebung des Menschenwesens, vor Allem durch sittliche Selbstzucht, geistige Leistungen und somit durch Mehrung des menschheitlichen Erbschatzes an geistigen Gütern und leiblichem Wohlsein. Die Hebung der Menschenzahl und des Menschenwesens wird zum A und zum Z seiner Lehre. Er wird nicht müde, dieses Ideal zu preisen und in allen tausend Weisen variirt vorzutragen. Fast in jedem Kapitel der zweiten Hälfte seines Hauptwerkes kehrt es wieder, bald deutlicher, bald weniger deutlich ausgesprochen, bald enger, bald weiter gefaßt, immer aber in Sperrdruck, oft in Fettdruck. Daneben steht ein ausgeprägter Individualismus, der den einzelnen Menschen als solchen wohl achtet, namentlich den Großen, dem aber der Einzelne doch nur Werth hat als Glied in dem unendlichen Netze der Menschheit, das sich über den Erdboden ausspannt. Dem Sozialismus wie dem Kommunismus im Besonderen steht er gleich fern, wenn auch manche seiner Aeußerungen gegen die herrschende Gesellschaftordnung vielleicht Vielen sozialistisch klingen mögen.

Radenhausen ist Utilitarier, wenigstens seiner theoretischen Ueberzeugung nach. Er stellt die Stufenfolge auf: Schlauheit — Klugheit — Sittlichkeit. Sittlichkeit ist ihm die höchste Stufe der Klugheit, weil sie den höchsten Zwecken gewidmet ist. Diese höchsten Zwecke bestehen aber in der Fortbildung der Menschheit. Die Schlauheit soll darin bestehen, daß der Einzelne zum Vortheile seines Wesens die Fortbildung der Menschheit auf Unkosten anderer Menschen fördert; die Klugheit darin, daß der Einzelne zum Vortheile des eigenen Wesens die Fortbildung der Menschheit zu erreichen strebt durch fördernde Benutzung anderer Menschen; die höchste Stufe, wenn er, absehend vom eigenen Vortheile, diesen Zweck durch Fortbildung in jeder Richtung erstrebt. Als höchsten Satz überhaupt stellt Radenhausen auf: „Wähle als höchstes Ziel die Fortbildung der Menschheit; wähle und verwende die Mittel dazu nach Maßgabe ihrer Zweckmäßigkeit.“ Eine ungebührliche Geltendmachung des Einzelnwesens ist für Radenhausen eine der stärksten Hemmungen der Fortbildung der Menschheit. Die altruistischen Triebe (die er irrthümlich nach der älteren Auffassung für sekundär hält) stehen ihm am Höchsten.

„Es giebt“, sagt Radenhausen, „in der Menschheit keine Züchtung von Arten, so daß man die günstigen Eigenthümlichkeiten durch Auswahl der Eltern steigern könnte. Alle Versuche, die im Kastenwesen oder in den geschlossenen Verbänden der Fürsten und des Adels angestellt wurden, sind fehlgeschlagen; sie haben statt der Veredelung die fortschreitende Ver-

Digitized by Google

kümmerung zur Folge gehabt. Der Verlauf der Fortbildung geht durch die ganze Menschheit, es müssen Millionen fortgebildet werden, um einzelne Hochbegabte zu erzielen, in deren Leben die Blüthe der Menge sich entfaltet; die Millionen, in den verschiedensten Richtungen und Weisen vorwärts getrieben, enthalten die unbekannten Sprossen, aus denen das Höchste sich gestaltet." Daraus folgt unmittelbar, daß der Einzelne nur in einer Richtung für die Gattung Etwas leisten kann; indem er nämlich vermeidet, sich mit einem Unterdurchschnittsmenschen zu paaren. Alles künstliche Spekuliren, durch berechnete Kreuzung besonders ausgezeichnete Nachkommen zu schaffen, ist vom Uebel. Dem Einzelnen weist die Stimme der Natur, die Stimme seiner Neigung, schon allein den richtigen Weg. Der Leitstern für das Handeln, den ihm das Ideal der Hebung der menschlichen Gattung giebt, ist aber nur ein Warnungstern, nicht ein Zielstern. Er kann ihm keinen Ersatz für die fehlende Neigung geben, er kann ihm nicht das für ihn passende Weib suchen, aber er kann ihm verbieten, in einem bestimmten Falle seiner Neigung zu folgen. Für Radenhausen ist es eine sichere Thatsache, daß die Welt und die Menschheit ihren Gewinn nur mehren könne durch die Ueberschüsse, welche die Fortbildung übrig läßt nach Abrechnung der gleichzeitigen Rückbildung. Aus seiner Bildung erwächst nach seiner Ueberzeugung die Geltung eines Volkes in der Menschheit, aus seiner Arbeit sein Wohlstand und aus Beidem sein Glück.

Radenhausen hat einen warmen Verehrer und unbedingten Anhänger gefunden in Ludwig Büchner. Büchners Ethik, niedergeschrieben offenbar unter dem frischen Eindruck der Lecture Radenhausens, steht in ihren praktischen Forderungen wie in den zwei Hauptausgangspunkten völlig auf dem Boden der „Isis". Nur in seinen rein theoretischen Erwägungen bringt Büchner etwas mehr Humanität dazu und versucht, selbständig von den Thatsachen der Entwickelunglehre eine Brücke zu ihr hinüber zu schlagen, wenn auch mit wenig Glück. In der Hochhaltung der Volkszahl, in der Bekämpfung von Malthus, in der Achtung vor dem Wettbewerb und der Abweisung der Gleichmachung aller Besitzverhältnisse, folgt er dem Hamburger Ingenieur vollständig. Mit ihm theilt er auch das Menschheitideal und Menschlichkeitideal. Mit Schärfe und Wärme verficht er den Gedanken, daß das größte Gut eines Volkes seine Glieder sind, die Verkörperungen und Träger der Volkskraft, und schlagend führt er aus, daß, wenn das Volk ein wirklicher Organismus sein und wie ein solcher fungiren solle, die Erzeugnisse der Arbeit schließlich immer wieder in den Magen, d. h. in die Gesammtheit, zurückfließen müssen; anstatt der Antastung des Privateigenthums will er eine Erbschaftsteuer, die den größten Theil des Vermögens eines Jeden beim Tode des Eigners der Gesammtheit wieder

Digitized by Google

zufließen läßt, damit es aufs Neue seine Rundreise durch den Körper als Kräftestrom antreten könne.

Auch in seinem Verhältniß zum Egoismus folgt Büchner Radenhausens Bahnen. Ihm ist der Egoismus durchaus nichts Verwerfliches; er weiß recht gut, daß dieser schließlich die letzte und höchste Quelle unserer Handlungen ist, der schlechten wie der guten, und daß man ihn niemals wird ausrotten können. Aber wie Radenhausen meint er, man müsse ihn in neue Bahnen lenken, indem man seine Befriedigung in Uebereinstimmung mit dem Wohle Aller und mit den Interessen der Gesammtheit zu bringen und darin zu erhalten suche. In dieser Uebereinstimmung der Interessen des Einzelnen mit den Interessen der Gesammtheit oder aller Anderen liegt ihm das ganze große Moralprinzip der Zukunft.

Büchners Sozialethik ist nur eine Anwendung humaner Gesichtspunkte auf das Soziale. Obgleich nicht völlig identisch mit der des Sozialismus, kommt sie ihr doch ziemlich nahe. Sie enthält viel Großes und viel Feines, trifft oft das Zeitbewußtsein in seinem tiefsten Kern und entwickelt eine Fülle von äußerst beherzigenswerthen Gedankenreihen, — aber die große Ethik der Entwickelunglehre ist sie nicht. Auch sie substituirt das humane Zukunftideal ohne Weiteres, statt aus dem Kerne der Evolutiontheorie ein neues Ideal abzuleiten. Sie bewegt sich naturgemäß in naturwissenschaftlicher Phraseologie, obgleich äußerst geschmackvoll, und auch sie wendet, gleich Spencers Ethik, eine ganze Reihe von naturwissenschaftlichen Mitteln an, — aber ihr sittliches Ideal ist das alte Ideal der Humanität, wenn auch erheblich vertieft. „Was Du willst, daß man Dir thue, das thue auch Anderen", ist ein ganz praktisches Moralprinzip. Nur ist es inhaltlos. Und für die Entwickelungethik nicht hoch genug. Denn die künftigen Generationen, deren Wohl unser Handeln beeinflussen soll, können uns das Gleiche nicht thun.

Auch in seinem Pamphlet „Darwinismus und Sozialismus" ist Ludwig Büchner noch der Meinung, daß der Kommunismus erst möglich sein würde am Ende einer langjährigen Erziehung des menschlichen Geistes im Sinne des Altruismus und Kollektivismus oder der allgemeinen Bruder- und Menschenliebe; er nennt den Kommunismus aber dennoch einen Idealzustand und schiebt seine augenblickliche Unmöglichkeit nur auf die Schwäche der menschlichen Natur, die durch lange Jahre des Egoismus und Individualismus zum Ertragen eines solchen unfähig geworden sei.

In seinem Buche „Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" beantwortet Ludwig Büchner die drei inhaltschweren Fragen: Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir? Auf die ersten beiden Fragen giebt der heutige

Digitized by Google

Stand der Naturforschung eine derartig erschöpfende Auskunft, daß dem einzelnen Menschen für Privatmeinungen nur noch ein ganz verschwindend geringer Spielraum gelassen ist. Wer nicht deutlich zeigen will, daß sein Wissen hinter dem gesicherten Wissen der Gegenwart zurückgeblieben ist, Der darf jenen Spielraum nicht überschreiten. So läßt Büchner denn die Thatsachen allein ihre überzeugende Sprache reden und führt in lebendiger Darstellung die großen Thatsachengruppen in mustergiltiger Ordnung mit überwältigender Ruhe vor. Wie der Mensch im rastlosen Wettbewerb um die Daseinsmittel sich vom Moner zum höchsten der Wirbelthiere aufgeschwungen und aus thierischer Wildheit heraus seine heutige Kultur erzeugt hat durch Ausscheidung alles Untauglichen und kraft der Macht, die angeborene Tüchtigkeit über die Untüchtigkeit verleiht: — Das ist das Thema der ersten beiden Theile. Von ihm aus gelangt Büchner zu der Frage: Schlummern noch höhere oder vollkommenere Bildungen als wir selbst im Schoße der Zeit? Werden solche dereinst noch aus dem allgemeinen Entwickelungprozeß hervorgehen? In Gestalt höherer Rassen oder Zweige der großen Menschheitfamilie? „Faßt man die Frage", sagt er, „blos von dem Standpunkte der Entwickelungtheorie auf und nimmt diese in dem Sinne eines einmal vorhandenen und unumstößlichen Naturgesetzes", so muß man sie zweifellos bejahen. An die Bildung besonderer neuer und höher befähigter Menschenrassen ist jedoch kaum zu denken. Die starke Mischung der Kulturvölker von heute und die Vernichtung der schwächeren und die stets zunehmende Vermehrung der stärkeren oder intelligenteren Rassen wird ernstlich kaum von Jemand mehr bestritten. So ist es denn höchst wahrscheinlich, daß die Menschheit zu einer wirklichen Einheit gelangen wird, wenn sie heute eine solche noch nicht besitzt. Die fortschreitende Entwickelung der Menschheit, des ganzen Menschengeschlechtes, ist darum nicht weniger sicher für uns. Sie wird eine gleichmäßige Erwerbung des ganzen Geschlechtes bilden. Wie weit dieses selbst dabei sich fortentwickeln wird, möchte schwer im Voraus zu bestimmen sein. Doch wird die Höherbildung wohl mehr eine geistige als eine körperliche sein.

Mit diesen Ausführungen zieht sich der Naturforscher, der rücksichtlos Thatsachen aufdeckt, ohne sich darum zu kümmern, ob sie gefallen oder weh thun, zurück, und nun ergreift der spekulative Humanist Büchner das Wort, nur hier und da in Nebenpunkten vom Naturforscher Büchner unterbrochen. Daß mit der Hege und Pflege des Kranken durch die christlich-humane Ethik ein neuer Faktor in die Menschheitentwickelung eingetreten ist, ist nicht zu bestreiten, und daß wir Alle bis zu einem gewissen Grade noch in ihrem Bann stehen, ebenfalls nicht. Kranke und Schwache, die vordem die Natur mit harter Hand ausschied, wurden jetzt erhalten, durften sich

Digitized by Google

fortpflanzen und ihre Gebrechen auf zahlreiche Kinder vererben. Die Dinge, welche das Schicksal der Menschheit nunmehr bestimmen, sind nach dem Humanisten Büchner außer den gleichmachenden Tendenzen der Gegenwart die allgemeinen Prinzipien der Humanität und Gerechtigkeit, d. h. eben jene christlich-human-demokratischen Ideale. Nach ihnen muß die Menschheitentwickelung zu einer großen Familie als die „wünschenswertheste erscheinen". „Unterdrückungen niedrig stehender Rassen oder Völker durch höher stehende oder kraftvollere" kann „dem Menschenfreund nur die unangenehmsten Empfindungen bereiten". „Auch würde eine solche Unterdrückung bei dem Bewußtsein, das die gegenwärtige Menschheit in sich trägt, doppelt grausam und beklagenswerth erscheinen, wenn auch die Verdrängung des Niedrigen durch Höheres an sich als berechtigt anerkannt werden muß." Wenn man will, kann man sagen, daß auch damit an die Stelle der beinahe willenlosen Unterwerfung unter die Natur die Herrschaft über diese getreten ist, daß auch damit ein ganz neues, vorher nicht gekanntes Prinzip in die Welt seinen Einzug gehalten hat, ja der Mensch kann auch davon mit nicht geringem Stolze sagen, daß hiermit sein gegenwärtiges wie künftiges Geschick mehr oder weniger von der Natur unabhängig geworden, d. h. in seine eigene Hand gelegt ist. Ich fürchte nur, damit renommirt er. Und wenn dann der spekulative Humanist weiter sagt, das Wohl der menschlichen Gattung sei „gleichbedeutend mit der möglichsten Emanzipation von dem Einfluß jener Naturmächte, die den Menschen und die organische Welt einst in das Leben gerufen haben, und mit der Herrschaft über diese", — ist da nicht die Frage berechtigt, ob der Mensch sich durch diese „Herrschaft" nicht vielleicht wieder aus dem Dasein rufen wird, ob er damit nicht mindestens bereits die Bahn des physiologischen Niederganges seit ein paar hundert Jahren betreten hat? Es ist durchaus nicht so ausgemacht, daß der Trieb der menschlichen Natur nach Bewegung und Fortschritt ein so bedeutender ist, daß er auch unter den ungünstigsten Umständen sein Ziel erreichen muß.

Büchner erkennt den Nachtheil, „daß die Wirkungen des Naturgesetzes durch den Willen und die Einrichtungen des Menschen mehr oder weniger beeinträchtigt sind und daß daher hier durchaus nicht immer der Beste, Kräftigste oder den Verhältnissen am Meisten Angepaßte die Aussicht hat, den Sieg über seine Mitbewerber davonzutragen", im gesellschaftlichen Kampf der Menschen bereitwillig an; er will jene Hindernisse und Ungleichheiten beseitigt sehen und der Wirkung des Gesetzes der Auslese der Tüchtigsten einen größeren Spielraum geben. Man sollte meinen, für den Naturforscher könne es hier keine größere, keine erhebendere Aufgabe geben als eine Untersuchung über die Punkte anzustellen, in denen unsere Gesellschaft-

Digitized by Google

ordnung reformirt werden muß, damit wieder der Beste, der Kräftigste, der den Verhältnissen am Besten Angepaßte, unter allen Umständen überlebe. Das hieße dann wissentlich Gutes thun, während die Natur dies der Menschheit nur unwissentlich thut. Aber Büchner ist eben hier nur „Menschenfreund", und somit ist für ihn eine andere Untersuchung die größte und erhebendste Aufgabe, nämlich über die Punkte, „in denen dem Menschen sein Kampf um das Dasein erleichtert und nutzbringender für ihn wie für die Gesammtheit gemacht werden kann." Denn, meint er, hierin könne der Mensch seine Herrschaft über das rohe Naturgesetz (wohl zu beachten das Attribut „roh"!) am Deutlichsten zeigen und sich so am Weitesten über seine niedrige (!) Vergangenheit erheben. Als die nothwendigen Ziele der Zukunft des Menschen und des Menschengeschlechtes erscheinen ihm somit die Ueberwindung der Naturmacht, die ihn ehemals beherrschte, und das Aufgeben eines Kampfes ums Dasein aus blos persönlichen oder egoistischen Motiven. Seine Bestimmung kann er nur in Verbindung mit Gleichartigen oder innerhalb der menschlichen Gesellschaft selbst erreichen. Das schmeckt bedenklich nach alter Metaphysik.

Auf dieser Grundlage kommt Büchner zu dem kühnen Satze, im Laufe der Zeiten und durch den Fortschritt der Bildung sei „aus dem Kampfe um das Dasein, wie ihn uns die Thierheit und die rückständigen Stufen der Menschheitentwickelung in ungemildeter Stärke zeigen, mehr ein Kampf für das Dasein und ein Wettbewerb der Einzelnen wie der Völker in Erreichung der höheren und höchsten Güter der Erde geworden, wobei es weniger auf gegenseitige Unterdrückung als auf gegenseitige Ueberbietung und Uebervortheilung abgesehen" sei. Mit anderen Worten an die Stelle des Menschen soll die Menschheit, an die Stelle der gegenseitigen Befehdung soll die allgemeine Eintracht, an die Stelle des persönlichen Unglücks soll das allgemeine Glück, an die Stelle des allgemeinen Hasses die allgemeine Liebe treten! Das soll das absolute Ideal menschlicher Entwickelung sein! Darin soll die Entfernung des Menschen von seiner thierischen Vergangenheit, von seiner Unterordnung unter die Naturmacht und deren unerbittliche Gesetze bestehen! Aber es ist nur das humane Ideal! Und es führt zwar nicht zum Leben über den Naturgesetzen, wohl aber zum Niedergang, zur Vernichtung der Menschheit.

Auf einer ganz beträchtlich höheren Stufe erscheinen Büchners sozialethische Anschauungen in einer seiner letzten Schriften, seinem „Darwinismus und Sozialismus". Der Darwinismus lehrt ihn, an die zukünftige menschliche Gesellschaft, an deren Heraufführung er mitarbeitet, wesentlich zwei Forderungen stellen, von denen die erste das Ur- und Grundhemmniß einer menschlichen Auslese unter den heutigen sozialen Verhältnissen heben,

Digitized by Google

also dem Menschen eine Wohlthat erweisen will, die die Natur allen anderen Wesen leistet, während die zweite ein Hemmniß der Auslese in der Natur, im Menschenleben beseitigen, also für den Menschen mehr leisten will, als die Natur für ihn leisten würde; indem die Wirkungen unverschuldeter Unglücksfälle durch ein allgemeines zwangsmäßiges Versicherungssystem aufgehoben werden. So fordert er einmal „Reform, d. h. allmähliche, gradeweise bis zur vielleicht gänzlichen Abschaffung sich steigernde Reform der Erbrechte" und sodann „Umwandlung des Staates in eine allgemeine, solidarisch verbundene Versicherunggesellschaft gegen Krankheit, Alter, Invalidität und Tod." Sicher kann nur die Aufhebung der Erblichkeit des Eigenthums eine den natürlichen Anlagen der Menschen entsprechende soziale Auslese schaffen, und eben so hat ein ausgebildetes Versicherungswesen, das vor unverschuldetem Unglück schützt, eine kaum absehbare Bedeutung für die Auslese der Tüchtigsten. Das ist ein Punkt, in dem sich die Menschheit wirklich über die Natur erheben kann, dadurch, daß sie jene Wechselfälle, die in der Natur allüberall tüchtigste Existenzen zu Zeiten vernichten, aufhebt oder doch auf ein verschwindendes Maß einschränkt.

In der Thier- und Pflanzenwelt wird der Kampf ums Dasein von den Einzelnen mit den im Ganzen gleichen Mitteln des Krieges oder der Flucht oder des Wettbewerbes geführt; dabei genießt der Einzelne keine Bevorzugung vor Anderen durch den Schutz der Gesellschaft. In Folge Dessen tragen in der Regel nur die Kräftigsten, Fähigsten, durch die eine oder andere Eigenheit Bevorzugten, den Sieg über ihre Genossen davon. In der heutigen menschlichen Gesellschaft siegt jedoch nicht immer der Beste, sondern der Reichste, nicht der Tüchtigste, sondern der Mächtigste, nicht der Fähigste oder Fleißigste, sondern der durch seine soziale Stellung Bevorzugte, d. h. schon ehe eine Generation geboren wird, sind ihre Verhältnisse im Wesentlichen geregelt, und wer ohne Reichthum und Rang zur Welt kommt, ist meist von vorn herein dazu verurtheilt, seine Kräfte und sein Leben im Dienste und zum Vortheil Derer aufzubrauchen, die im Besitze sind und denen dieser Besitz durch die Gesammtheit garantirt wird Die reformatorische Losung kann also nur lauten: möglichste Ausgleichung der Mittel und Umstände, unter denen und mit denen gekämpft wird, d. h. Beseitigung jener Hemmnisse, die heute dem Tüchtigsten den Weg zum höchsten Lohn verlegen, der unnatürlichen Erbschafts- und Gesellschaft-Schutzeinrichtungen, die die natürliche Auslese der Tüchtigsten durchkreuzen. Es ist fast schade, daß Büchner Das „Ersetzung der Naturmacht durch die Vernunftmacht" nennt und davon spricht, an die Stelle des rohen Naturkampfes müsse ein gemeinschaftlicher, durch Vernunft und Gerechtigkeit geregelter sozialer Kampf um die Lebensbedingungen treten; an die Stelle

Digitized by Google

des Einzelnkampfes um das Dasein ein gemeinsamer Kampf Aller für das Dasein. Das klingt sozialistisch, ist es aber nach den weiteren Erläuterungen, die Büchner giebt, nicht, oder doch nur in beschränktem Sinne. Jene Ausgleichung in den Mitteln, mit denen jeder Einzelne seinen Kampf um das Dasein kämpft, soll sich vor allen Dingen auf die Besitzverhältnisse erstrecken. Das steht an erster Stelle. Erst dann folgt für Büchner die Forderung größerer Solidarität.

Neben diese beiden direkt aus der Beobachtung der Naturverhältnisse vom Gesichtspunkte der aufsteigenden Entwickelung aus abgeleiteten Reformvorschläge stellt Büchner dann merkwürdiger Weise noch eine dritte Forderung, die mit der Entwickelunglehre nicht das Mindeste zu thun hat, sondern auf dem Boden Rousseauscher Menschenrechtsschwärmerei groß geworden ist, die der Bodenverstaatlichung, oder, wie er sagt, die „Abschaffung der sogenannten Bodenrente oder Zurückführung des von Natur und Rechts wegen Allen gehörigen Eigenthums an Grund und Boden in den Besitz der Gesammtheit." Thomas Henry Hurley hat vor Kurzem in einer vorzüglichen kleinen Arbeit über die „natürliche Ungleichheit der Menschen"*) die Nichtigkeit dieses angeblichen Rechtsanspruches dargethan und zugleich die Unmöglichkeit nachgewiesen, zwischen dem Boden und seinen Produkten zu scheiden. Der Darwinismus kennt keine angeborenen Menschenrechte, sonder nur erworbene, und die moderne auf ihm aufgebaute Anschauung keine anderen erworbenen als durch eigene Arbeit erworbene. Nach Büchner wird Niemand auf die Frage, ob nicht jeder einzelne Mensch mit seiner Geburt ein gleiches Anrecht auf den gesammten materiellen und geistigen Besitzstand der Menschheit, in specie seines Volkes und seiner Nation, mit zur Welt bringe, mit Nein antworten wollen. Das ist doch sehr die Frage. Ich denke, Jeder, der nicht mehr unter dem Aberglauben an derlei angeborene Menschenrechte steht, wird hier ein entschiedenes Nein zur Antwort haben. Und alle Jüngeren sind über jenen Wahn hinaus. Sie haben gelernt, daß Jedermann nur die Rechte hat, die ihm seine Zeit zuerkennt und die er mit seiner Kraft zu vertreten vermag.

Allerhand Schlacken hängen Beiden noch an, Radenhausen so gut wie Büchner. Als den wissenschaftlichen Ueberwindern der Uebervölkerungfurcht aber wird ihnen Beiden in der Geschichte der Weltanschauung ein ehrenvoller Platz sicher sein. Die Ueberwindung der malthusianischen Irrlehre erst hat den Weg frei gemacht für eine Ethik der Entwickelung und hat ein drohendes Gespenst vernichtet, das wie kein anderes in Westeuropa Furcht und Schrecken vor sich her verbreitete.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

*) Zukunft 1894. Nr. 79 u. 80.

Digitized by Google

Die Behandlung des Verbrechers.*)

Der Grund, warum unsere Gefängnisse keine Erfolge zu verzeichnen haben, und zugleich der Punkt, an dem wir mit unseren Reformbestrebungen einsetzen könnten, liegt in unserem System, nach dem ein Richter, der eigentlich gar nicht kompetent ist, das Individuum, das er vor sich hat, zu beurtheilen, da er seine Individualität nicht kennt, und der daher nicht bemessen kann, welchen Einfluß das von ihm gefällte Urtheil auf den Verurtheilten haben wird, — daß dieser Richter verpflichtet ist, ein ganz bestimmtes Strafmaß festzusetzen. Beständig haben Zeitungen über alte Verbrecher zu berichten, die schon mehr als hundertmal für kurze Zeit im Gefängniß gesessen haben. In dem kürzlich erschienenen Berichte der irischen Central-Gefängnißbehörde wird der Fall einer Verbrecherin erwähnt, die während des Jahres 1888 vierunddreißigmal in das Grangegorman-Gefängniß geschickt wurde, und zwar nie auf länger als 14 Tage. Diese Frau hatte während der früheren Jahre schon 146mal gesessen, so daß sie also im Ganzen 180mal mit Gefängniß bestraft worden war.

Zu jedem Individuum, das die sozialen Instinkte verletzt, müßte die Gesellschaft sagen: „So lange Du offenbar antisozial handelst, muß ich einen Druck auf Dich ausüben und Deine Freiheit mehr oder weniger beschränken. Ich will Dir hilfreiche Hand leisten, denn je eher Du wieder zu einem nützlichen Mitgliede wirst, desto besser für uns Beide. Ich lasse Dich gern Deinen Weg gehen, je eher, je lieber, aber so lange ich sehe, daß Du noch ein gefährliches Individuum bist, ist es mir unmöglich, Dir volle Freiheit zu geben." Das ist die einzig sichere, vernünftige und zugleich humane Stellung, die wir dem Verbrecher gegenüber einnehmen können. Wenn wir in dieser Beleuchtung unsere Gefängnisse ansehen, so muß es sofort auffallen, daß die Voraus-bestimmung eines festen Strafmaßes für den Verbrecher mit dieser Stellung ihm gegenüber unverträglich ist. Manch lebenslänglicher Gefangener, der dem Staat Geld kostet, seine Familie ins Elend bringt und selbst ein Raub der Verzweiflung wird, könnte heute noch freigelassen werden, ohne die Gesellschaft auch nur im Geringsten zu gefährden, und über die Tausende außerhalb der Gefängnisse, für die nichts geschehen ist, als daß man sie aus der Haft entlassen hat, obschon man ganz genau wußte, daß sie die Gesellschaft weiter schädigen werden, — ist es nicht nöthig, noch ein Wort zu verlieren. Der große Fehler in unserem Gefängnißsystem ist die Willkürlichkeit in der Ausübung. Das Gefängniß ist zu einer großen, mit automatischer Routine arbeitenden Maschine geworden. Die immense praktische Bedeutung der kriminellen Anthropologie liegt darin, daß sie uns in den Stand setzt, zwischen Verbrecher und Verbrecher zu unterscheiden und jedem von ihnen die für seine Individualität geeignete Behandlungweise angedeihen zu lassen.

*) Ein Abschnitt aus dem Werke: „Verbrecher und Verbrechen", das, in der Uebersetzung vom Dr. H. Kurella, am Anfang des nächsten Monats im Verlage von Georg H. Wigand (Leipzig) erscheint.

Digitized by Google

Die erste und wichtigste Reform ist die totale Abschaffung des vorher bestimmten Strafmaßes. Die Bestrafung auf unbestimmte Zeit ist nichts ganz Neues mehr, weder theoretisch noch praktisch; sie müßte nur systematisch ausgedehnt werden. In verschiedenen Staaten Nordamerikas, wie Massachusetts, Ohio, Pensylvania und Cansas, ist diese neue Institution bereits eingeführt, und in Folge eines 1877 durchgegangenen Gesetzes auch in Elmira, dem berühmten „Staats-Reformatorium" von New-York. Durch dieses Gesetz wird den Richtern die Befugniß entzogen, eine bestimmte Dauer der Strafe festzusetzen, und es wird den Leitern der Strafanstalt anheimgegeben, den Gefangenen probeweise für 6 Monate zu entlassen. Von den Tausenden von Gefangenen, die sich im Laufe der Jahre in Elmira aufgehalten haben, ist nur ein geringer Prozentsatz rückfällig geworden. Ehe ein Gefangener entlassen wird, sorgt man, wenn irgend möglich, für eine Stellung oder für Arbeit.

Indessen, so absolut nothwendig die Abschaffung des bestimmten Strafmaßes auch ist, wenn wir mit den Schäden unseres Gefängnißwesens aufräumen wollen, so ist sie doch nur der erste Schritt dazu. Die nächste, wichtigste Reform ist dann eine Reorganisation oder vielmehr Organisation des Gefängnißpersonals. Es ist nicht nöthig, auf Etwas hinzuweisen, was schon oft genug von Seiten Derer betont worden ist, die das Gefängnißleben aus eigener Erfahrung kennen, daß nämlich der Gefangene thatsächlich ganz in der Hand seiner Wärter ist. Auf den philantropischen Anstaltsdirektor kommt es weniger an als darauf, ob das Aufsichtpersonal human ist oder nicht. Ob das Gefängniß einen erziehenden, sozialisirenden Einfluß auf seine Insassen ausüben wird, Das hängt hauptsächlich von den Wärtern ab, mit denen die Gefangenen am Häufigsten in Berührung kommen. Heutzutage weiß Jedermann, wie ungeheuer wichtig es ist, daß Kranke gut geschulte Pfleger und Pflegerinnen haben; der Arzt selbst legt bei der Behandlung eines Patienten den Hauptwerth auf sorgsame, intelligente Pflege. Und der Verbrecher in all seinen mannichfachen Variationen, mit seiner Verschlagenheit, seinem Hang zur Lüge, seinen plötzlichen Impulsen, seinen sonderbaren Gefühlsanwandlungen, ist eben so schwer zu verstehen und zu behandeln, wie der geistig Kranke, und ohne einsichtvolle Behandlung dürfen wir nicht hoffen, ihn zu einem sozialen Wesen zu machen. Niemand sollte einen Posten an einer Strafanstalt bekleiden dürfen, ohne vorher speziell für seinen Beruf vorbereitet worden zu sein. Sehr wichtig ist es auch, die Erziehung des Verbrechers nicht ausschließlich in die Hände von Personen zu legen, die ihre ganze Zeit im Gefängniß verbringen. Gewiß hat Dr. Wey, der ausgezeichnete Arzt an dem Elmira-Reformatory, Recht, wenn er sagt, daß es für den Gefangenen durchaus wichtig ist, geschickte und gebildete Lehrer zu haben, die in und mit der Außenwelt leben. Die Schranke, die in den meisten civilisirten Ländern den Verbrecher von der übrigen Welt trennt, muß bis zu einem gewissen Grade niedergerissen werden; Das ist im Interesse beider Parteien nothwendig. Während der Verbrecher nicht sorgfältig genug von seinen Mitgefangenen abgeschlossen werden kann, muß er so viel wie möglich mit den gesittenden Einflüssen der Außenwelt in Berührung kommen, wenn er aus seiner antisozialen in die soziale Welt zurückkehren soll.

Sobald wir eines Verbrechers habhaft geworden sind, kommt er in Einzelnhaft, die, streng durchgeführt, den Vorzug hat, ihn vor der Berührung mit anderen Verbrechern zu bewahren. Vom Standpunkt einer rationellen Behandlung des Verbrechers aus betrachtet, ist die Zellenhaft ein eigenthümliches

Digitized by Google

Symptom menschlicher Verkehrtheit. Daß sie eingeführt werden konnte, beweist, wie absolut unbekannt man zu jener Zeit mit der Natur des Verbrechers war; daß sie heute noch existirt, zeigt, wie nothwendig es ist, die öffentliche Meinung über diesen Gegenstand aufzuklären. Man kann vielleicht auf einem hölzernen Pferde reiten und auf dem Tisch schwimmen lernen, aber die Zellenhaft giebt nicht einmal einen hölzernen Ersatz für den wohlthätigen Einfluß menschlicher Gesellschaft. Die Annahme, daß die Einzelnhaft den Verbrecher in ein vernünftiges Wesen umzuwandeln im Stande ist, ist eben so berechtigt, als wenn man glaubte, ihn durch sie zum Soldaten, Matrosen, Doktor oder Geistlichen machen zu können. Was dieser Annahme zu Grunde liegt, ist der alte Irrthum, der die Handlungen der Menschen dem Verbrecher gegenüber so oft ungünstig beeinflußt hat, nämlich, daß man es im Verbrecher mit einem Durchschnittsmenschen zu thun habe. Auf ein gebildetes, civilisirtes Wesen mag die Einzelnhaft von tiefem, nachhaltigem Eindruck sein, denn eine Zeit der Einsamkeit ist für jeden intelligenten Menschen, der sich selbst kennen lernen will, von ungeheuerem Werth, obgleich sie, wenn aufgezwungen und ununterbrochen fortgesetzt, auch auf ihn von demoralisirendem Einfluß sein wird. Wenn wir es aber mit dem hohlköpfigen, irrenden, vorwiegend von niederen Trieben erfüllten Verbrecher zu thun haben, so liegt die Sache ganz anders. Bei ihm erzeugt die Einsamkeit, wie Professor Prins bemerkt, keine intellektuelle Aktivität, keine Gewissensregungen; sie dient nur dazu, die Leere seines Geistes noch vollständiger zu machen und ihn ganz dem einen animalischen Triebe auszuliefern, von dem wir ihn nicht befreien können.

Die Experimente, die man in Elmira mit der Behandlung der Verbrecher angestellt hat, haben wohl von allen jemals damit gemachten Versuchen die größte Bedeutung, so daß es der Mühe werth ist, hier etwas näher auf sie einzugehen. Ich wähle ein Experiment aus, das vom Dr. Wey während des Jahres 1886 unternommen und durchgeführt worden ist. Am 5. Juni 1886 wählte Dr. Wey 11 Gefangene aus, ziemlich stumpfe Individuen zwischen 19 und 29 Jahren, die während der zwei vorhergehenden Jahre in keiner Hinsicht irgend welche Fortschritte gemacht hatten. „Ihre Physiognomien zeigten viele Eigenthümlichkeiten, die auf kriminelle Tendenzen hinwiesen; keiner von ihnen hatte irgend ein Gewerbe gelernt, sondern alle waren abwechselnd gewöhnliche Arbeiter, Landstreicher, Hausknechte und Stadt-Vagabunden gewesen. Einer war wegen Körperverletzung verurtheilt, fünf wegen schweren Einbruchsdiebstahls, vier wegen schweren Diebstahls, einer wegen Nothzucht und einer wegen versuchter Nothzucht. Die meisten von ihnen hatten immer in ungünstigster Umgebung gelebt, mehrere gaben an, trunksüchtige Eltern gehabt zu haben, einer von ihnen hatte eine geisteskranke, ein anderer eine epileptische Mutter. Alle befanden sich jedoch in gutem Ernährungszustande und ihre Körperfunktionen waren, abgesehen von der Hautthätigkeit (fünf hatten Acne und einer Ichthyosis), normal. Einen Begriff von ihrem geistigen Niveau kann man sich aus dem Umstande bilden, daß einer weder lesen noch schreiben konnte; nur einer konnte Beides. Vier von ihnen kannten die bei einer größeren Division nach einander vorzunehmenden Operationen, waren aber nicht im Stande, ein richtiges Resultat herauszubringen, während die meisten außer Stande waren, von Addir-Exempeln an die einfachsten arithmetischen Operationen bis zur Division mit kleinen Zahlen auszuführen. Ihr Vorrath von Kenntnissen war außerordentlich gering und beschränkte sich bei fast allen auf ihre Lieblings-Speisen und -Beschäftigungen."

Digitized by Google

Zu der neueingeschlagenen Behandlung gehörte eine besondere Diät, Bäder, Massage, gymnastische Uebungen, neben der gewöhnlichen Anzahl von Schulstunden. Die Arbeit in den Werkstätten wurde indessen suspendirt.

In der Kost wurde täglich für Abwechselung gesorgt; sie wurde reichlich, wenn auch nicht in allzu großer Menge, verabfolgt und jedem Individuum zugewogen. Verzehrt wurden die Mahlzeiten an einem gemeinsamen Tische — und nicht wie gewöhnlich in den einzelnen Zellen, — wo Jeder so viel essen durfte, wie er wollte. Die Erfahrungen in Elmira haben gezeigt, daß bessere Resultate erzielt werden, wenn den Gefangenen bestimmte, nicht allzu reichliche Rationen zugetheilt werden, als wenn die Quantität der Speisen ihnen selbst überlassen bleibt. Dr. Wey hat eine hauptsächlich aus Milch und Butterbrot bestehende Diät als die beste befunden.

„Bäder und Massage bildeten einen wichtigen Theil der Behandlung. Nach verschiedenen Versuchen setzte man schließlich 3 Bäder wöchentlich fest, d. h. die eine Woche ein Wannenbad und zwei Dampfbäder, die andere zwei Wannenbäder und ein Dampfbad. Das Wannenbad besteht darin, daß der Betreffende in ein großes, mit bis auf 35° C. erwärmtem Wasser gefülltes Gefäß gebracht wird, wo er sich 15 Minuten oder länger seifen und waschen muß. Aus der Wanne kommt er dann auf eine Marmorplatte, wo er mit heißem und kaltem Wasser begossen und mit Schwämmen abgerieben wird. Hierauf wird der Körper frottirt, bis die Haut glüht, dann werden die Muskeln geknetet und gerieben, passive Bewegungen der Gelenke ausgeführt und schließlich der ganze Körper noch einmal mit einem groben Badetuch frottirt; alles Dies wird durch einen geschulten Badediener besorgt. Das Dampfbad wird, da wir uns der einmal vorhandenen Einrichtungen bedienen müssen, in feuchter, nicht in trockener, erhitzter Luft genommen; es wird hergestellt, indem man Wasserdampf in einen Raum strömen läßt und dort eine Atmosphäre von 40° C. herstellt. Auf dies Dampfbad folgte wieder Massage und nach dem Bade schlief der Gefangene gewöhnlich bis Mittag."

Nach dem Essen wurden 2 Stunden hindurch körperliche Uebungen vorgenommen, wobei anfangs die selben Methoden eingeschlagen wurden wie bei jungen Rekruten, ergänzt durch Hantelübungen. Zu Anfang waren sie bei diesen Uebungen sehr ungeschickt, langsam und zögernd in dem Auffassen und Ausführen von Befehlen; es dauerte mehrere Wochen, ehe sie in Reih und Glied gehen und Tritt halten gelernt hatten. Am siebenten November wurde die Klasse aufgelöst und die Männer wieder den verschiedenen Werkstätten zugetheilt.

Die Resultate dieser Behandlung waren in vieler Hinsicht bemerkenswerth. „Während die Gefangenen allmählich in ihrem Wissen fortschritten, konnte man entschieden eine erhöhte geistige Regsamkeit bei ihnen konstatiren und geistige Arbeit ging ihnen nicht mehr so gezwungen und mühsam von Statten wie anfangs. Im Kopfrechnen hatten sie Fortschritte gemacht und waren im Stande, mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit und Schnelle 3 oder 4 einzelne Zahlen zusammenzuzählen. Die Trainirung und strenge Disziplin, der sie unterworfen waren, übte auch auf ihr körperliches Befinden eine günstige Wirkung aus. Bäder u. s. w. regten ihre Hautthätigkeit im höchsten Grade an, so daß allmählich auch in den vorhin erwähnten 5 Fällen die Hautkrankheit überwunden wurde. Die täglichen Exerzir- und Hantelübungen kräftigten und entwickelten ihre früher weichen, schlaffen Muskeln, wie überhaupt das ganze Muskelsystem an Festigkeit und Kraft zunahm. Durch das Turnen wurde ihre

Digitized by Google

Haltung eine bessere und ihre Bewegungen schneller und gewandter; an ihrem veränderten (früher schleppenden, wankenden) Gange merkte man jetzt, daß sie elastische Muskeln und biegsame Gelenke besaßen. Die Gesichter verloren ihren stupiden, leeren Ausdruck und wurden intelligenter, die Augen bekamen einen Glanz, den sie früher nicht besessen hatten. Mit dem besseren körperlichen Zustande wachten sie auch geistig förmlich auf und eine vorher nie beobachtete intellektuelle Regsamkeit stellte sich ein. Aus dem rein animalischen Wesen mit seinem ochsenähnlichen Aeußeren entwickelte sich ein intellektuelles Individuum. In der Schule machten sie nicht gleichmäßige, sondern mehr intermittirende Fortschritte. Bei einer Statistik der ertheilten guten Noten ergab sich, daß in den 6 Monaten vor der Trainirung auf jeden der 11 Sträflinge im Monat $^{10}/_{11}$ gute Noten gekommen waren, während in dem halben Jahr nach Auflösung der neuen Klasse auf den Kopf und Monat $7^{1}/_{16}$ kamen. In moralischer, physischer und intellektueller Hinsicht war ein allgemeiner, bei einigen Individuen allerdings stärker ausgesprochener, rapider Fortschritt unverkennbar, der, in Anbetracht des Materials, aus dem sich die Klasse zusammensetzte, höchst ermuthigend wirken mußte. Ein Jahr später wurden mehrere probeweise entlassen und hielten sich gut, während nur zwei von ihnen, die sich jetzt noch im Gefängniß befinden, sich nicht bewährten."

Die Resultate dieser und ähnlicher Versuche waren so ermuthigend, daß man jetzt im Begriff ist, eine vollständig ausgerüstete Turnhalle sowie ein türkisches Bad in Elmira einzurichten. „Wir beabsichtigen, hier", sagt Dr. Wey „alle körperlich oder geistig zurückgebliebenen Sträflinge in Behandlung zu nehmen, um sie für die Arbeiten in Schule und Werkstatt vorzubereiten. Nach dieser Trainirung lassen sie sich intellektuell viel intensiver und erfolgreicher bearbeiten, als Dies gleich nach ihrer Aufnahme in die Anstalt möglich ist."

Durch Gesetz vom Jahr 1888, das die Gefängnißarbeit im Staate New-York völlig verbot, wurde die productive industrielle Thätigkeit der Elmira-Sträflinge ganz suspendirt. „Innerhalb kaum eines Monats", sagt Dr. Wey, „mußte das ganze System geändert werden, und alle die Männer, die bis dahin mit productiven Gewerben beschäftigt waren, wurden in militärischer Weise eingedrillt, — ein Ausweg, um den Müssiggang der Sträflinge zu vermeiden. Das Gefängniß wurde in eine förmliche Militärschule umgewandelt. Vier bis sechs Stunden täglichen Exerzirens genügten, um die Sträflinge nicht in ihren Zellen einrosten zu lassen. Durch diese Maßregel wurde auf ihre Gesundheit günstig eingewirkt und zugleich konnte sich die Schule weitere Ziele stecken. Ein Trommlercorps wurde gebildet, Andere wurden in der Instrumentalmusik unterrichtet, und heute, den 29. Oktober 1889, haben wir 20 Trommler und Pfeifer und ein 20 Mann starkes Musikcorps für Blasinstrumente. Zwei Nachmittage in der Woche sind dem Militärdienst, die anderen Tage technischem Unterricht gewidmet. Diese militärische Schulung und Disziplin übte auf den Gesundheitszustand der Sträflinge sowie auf ihre Haltung einen so wohlthätigen Einfluß aus, daß man wohl voraussichtlich nicht so bald mit dieser Einrichtung brechen wird, die eine neue Phase der physischen Trainirung darstellt." Seit 1890 ist die industrielle Beschäftigung in den Gefängnissen des Staates New-York zum Theil wieder eingeführt. Im Frühjahr 1889 ging die lex Fassett durch, wonach in verschiedenen Gefängnissen bestimmte Industriezweige gestattet wurden, wobei indessen ein Gefängniß mit dem andern nicht konkurriren und die Zahl der bei einem Gewerbe beschäftigten Gefangenen einen bestimmten Prozentsatz aller

Digitized by Google

das selbe Gewerbe treibenden Personen im ganzen Staat nicht überschreiten durfte. Indessen ist die Frage nach der produktiven Gefängnißarbeit noch weit von einer befriedigenden Lösung entfernt. Ein Gefängniß, in dem die Sträflinge ihren eigenen Jahresbericht zum Theil selbst schreiben, ihn mit eigenen Photographien, Zeichnungen und Radirungen versehen und schließlich selbst drucken und binden, ist für unsere alte Welt noch ein schöner Traum; in Elmira ist dieser Traum Wahrheit geworden und die Jahrbücher dieser Strafanstalt sind höchst interessante Schriftstücke. Elmira enthält durchschnittlich jährlich 1500 „Insassen", wie sie gewöhnlich genannt werden, die sich hier, nach dem System der unbestimmten Strafdauer, ihre Freiheit erarbeiten. Ungeachtet kürzlicher legislativer Einschränkungen lernten in Elmira circa 3000 Menschen bestimmte Gewerbe. Von den während eines Jahres probeweise Entlassenen finden mehr als die Hälfte sofort eine Anstellung bei dem hier erlernten Gewerbszweig, ungefähr ein Drittel wird, bis sie solche Anstellung erhalten, anderweit mit Arbeit versorgt; die übrigen werden in dem Reformatorium selbst gegen Bezahlung angestellt. Alle technische Arbeit, die früher geschulten Handwerkern von außerhalb übertragen wurde, wird jetzt von den Zöglingen Elmiras selbst ausgeführt, wodurch dem Staate 26 000 Dollars erspart werden. Hier werden alle erdenklichen Gewerbe gelehrt, vom Schmiedehandwerk an bis zur Telegraphie. Zu dem einträglichsten gehört die Schirmfabrikation; es werden täglich durchschnittlich 1000 Schirme aller Art angefertigt, ja sogar bis auf 1800 Stück ist die Produktion stellenweise gestiegen; nicht unbedeutend ist auch der Schiffsbau, der zahlreiche Kähne und Boote liefert.

Neben der körperlichen und industriellen Schulung geht in Elmira als dritter — gewiß eben so wichtiger — Faktor die moralische und körperliche Erziehung einher. Offizielle Gefängnißgeistliche giebt es in Elmira nicht. „Man findet," sagt Brockway, „bei den Gefangenen eine bisher noch unerklärte, aber thatsächlich vorhandene Abneigung gegen alle berufsmäßigen, offiziellen, stereotyp gewordenen religiösen Phrasen, während sie für den edlen Charakter eines unbetitelten und ununiformirten praktischen Christen sehr empfänglich sind. Indessen, wenn auch kein Pastor hier stationirt ist, kommen doch häufig protestantische und katholische Geistliche sowie jüdische Rabbiner her, um Gottesdienst, Vorlesungen und Schulstunden abzuhalten. Der vor einigen Jahren vom Professor Collin eingeführte Unterricht in praktischer Moral ist taktvoll ertheilt und ein werthvolles Hilfsmittel unserer Arbeit geworden. Bei dem ästhetischen Theil der Erziehung handelt es sich vorzugsweise um systematischen Literaturunterricht, ein Gebiet, auf dem man ganz unerwartet ermuthigende Resultate erzielt hat. Anfangs nahmen die Zöglinge diesen neuen Versuch mit stupider Verdrießlichkeit auf und sahen in ihm nur eine neue lästige Arbeit, allmählich jedoch wurde diese Abneigung überwunden und die Schüler gewannen nach und nach lebhaftes Interesse für Chaucer und Shakespeare, Emerson und Browning. Die Bitten um Aufnahme in die englische Literaturklasse wurden immer zahlreicher und eine Zeit lang bestand ein so allgemeines Verlangen nach Jowetts Buch über Plato, das sich in der Anstaltsbibliothek befand, daß man die Ausleihung dieses Buches systematisch regeln mußte." Es ist sehr erfreulich, zu hören, daß in vielen Fällen diese Geschmacksrichtung die Haft überdauert hat. „Bei meiner Arbeit mit der englischen Literaturklasse," sagt Douglas, der Lehrer in diesem Unterrichtszweige, „gehe ich von dem Grundsatze aus, daß ernstes, pflichtmäßiges Studium — lassen Sie mich das Wort Studium ganz be-

Digitized by Google

sonders betonen — intellectueller und moralischer Schönheit die Fähigkeit zu intellectuellen und ethischen Werthurtheilen schafft und entwickelt, und ferner, daß moralische und geistige Gewohnheiten eben sowohl geschaffen werden können wie physische, und daß dazu eben so wenig bewußte Mitwirkung des Individuums nöthig ist wie bei jenen. Auch ein besonderes Journal, der Summary, erscheint in Elmira; es enthält lokale und allgemeine Mittheilungen sowie Stellen aus guten Schriftstellern. Die Zöglinge Elmiras liefern Beiträge für diese Zeitschrift und eine Zeit lang wurde sie sogar von einem Sträfling selbst redigirt. Es ist mit Recht gesagt worden, daß sich der Summary günstig von den anderen Durchschnittsblättern Amerikas abhebt.

Das Gefängniß muß, wie Professor Colliu sagt, „ein moralisches Hospital" sein und der Zweck der Strafe ist, wie vor langen Jahren schon Sir Thomas More sagte, „kein anderer als die Vernichtung des Lasters und die Rettung von Menschen." Brockway und seine Mitarbeiter haben diese Prinzipien im vollen Sinne des Wortes realisirt; ihre Erziehungmethode ist eine rationelle und wissenschaftliche und ist deshalb von Erfolgen gekrönt. Während der 13 Jahre seit der Eröffnung der Anstalt bis Ende 1889 haben sich fast 4000 zu unbestimmter Haftdauer verurtheilte Sträflinge in Elmira aufgehalten. Ueber 2300 sind auf Probe entlassen worden und von diesen haben nur circa 15,2 pCt. „wahrscheinlich ihre Verbrecherlaufbahn wieder aufgenommen".

Das System von Elmira zeigt uns, wohin wir unsere hoffenden Blicke hinsichtlich der Behandlung des Verbrechers lenken sollen. Die hier eingeführte, in jeder Beziehung gesunde Disziplin sticht aufs Vortheilhafteste ab von der Lxrheit und schmachvollen Vernachlässigung des Verbrechers, die man sonst in den Gefängnissen der Vereinigten Staaten findet. Das Elmira-System ist ja durchaus nicht vollkommen und verschiedene Beobachter haben es höchst ungünstig kritisirt; es ist entschieden eine mangelhafte Einrichtung, daß der Verbrecher nach Ablauf der Maximalhaftdauer für das von ihm begangene Verbrechen die Anstalt unbedingt verlassen muß, gleichviel, in welchem Zustande er sich befindet; indessen ist Dies ein unvermeidliches Kompromiß. Und ungeachtet aller Mängel ist Elmira dazu angethan, uns mit Hoffnungen zu erfüllen, wenn auch nur als Symptom dafür, daß man allmählich anfängt, sich seiner ernsten Pflichten bewußt zu werden, jenen schwächeren Geschöpfen gegenüber, die, wenn sie vernachlässigt werden, sich selbst und der Gesellschaft so schweren Schaden bringen. Das Beispiel von Elmira findet in Amerika Anklang; so wird z. B. in Ohio bei der Erziehung nnd Behandlung jugendlicher Verbrecher der Hauptwerth auf die Uebung in Handfertigkeiten gelegt. Hier lernen die Sträflinge Ackerbau, Obstbau, Zimmerarbeit, Schusterei, Schneiderei, Malen, Backen, Waschen, Hausarbeit, Vokal- und Instrumentalmusik, Telegraphie und Buchdruckerei. Auch in Europa, besonders, wie es scheint, in Deutschland, fängt das System an, Aufsehen zu erregen, und wenn es auch allzu sanguinisch wäre, wenn man die Frage nach der zweckmäßigsten Behandlung des Verbrechers durch das Elmira-System als gelöst betrachten wollte, so sind doch ohne Zweifel die hier angestellten Experimente und Versuche bei der Lösung dieses verwickelten Problems von ungeheuerem Werthe. Es sei hier bemerkt, daß die hochintelligente, eklektisch verfahrende japanische Regirung ein ganz ähnliches System angenommen hat; folgende Zeilen sind einem sehr interessanten Reisebriefe von H. Norman, dem Korrespondenten der Pall Mall Gazette, entnommen, der diese japanische Strafanstalt unter dem Titel „Ein ideales Gefängniß" beschreibt. (Pall Mall

Digitized by Google

Gazette 18. Okt. 1888.) „Zwei Tage vorher war ich in dem Hause des berühmtesten japanischen Cloisonnékünstlers gewesen (Cloisonné ist eingelegte Email-Arbeit auf kupfernen Gefäßen), der mit seinen Metallstreifchen und feinen bunten Farben mit Turner und Alma Tadema wetteifert. Mehr als eine Stunde hatte ich bei ihm und seinen 5 Schülern gestanden und mich gewundert, daß das menschliche Auge so akkurat, die menschliche Hand so sicher und das menschliche Herz so geduldig werden kann. Und doch gebe ich mein Wort, daß hier im Gefängniß von Ishikawa nicht 6, sondern 60 Menschen bei der Cloisonné-Arbeit sitzen, sämmtlich gewöhnliche Diebe, Einbrecher und Ruhestörer, die vor ihrer Inhaftirung so viel von Cloisonné verstanden wie der Hindu vom Schlittschuhlaufen; ja, hier sitzen sie und schneiden nach Augenmaß die feinen Kupferstreifchen für den Schnabel eines Vogels, seine Flügel oder seine Füßchen, befestigen dann diese Streifchen auf der gerundeten Oberfläche der Kupfervase und füllen nun die Zwischenräume mit buntem Email aus, Lage für Lage, brennen, feilen und poliren, bis die fertige Arbeit so naturgetreu, so zart und schön ist, daß das Werk des freien Künstlers sich nur durch etwas genialere Erfindunggabe und breitere Zeichnung davon unterscheidet. Der japanische Verbrecher lernt in dem Gefängnisse in Tokio so viel, wie seine Fähigkeiten irgend gestatten. Kann er Cloisonné erlernen, um so besser, wenn nicht, so kann er vielleicht Holz schnitzen oder Töpferarbeit machen; wenn auch Das nicht geht, dann lernt er Fächer und Schirme machen oder Korbflechterei; eignet er sich auch hierzu nicht, so findet er bei der Papierfabrikation oder in der Druckerei, beim Zinngießen oder bei der Zimmerarbeit, Beschäftigung, und wenn seine Fähigkeiten selbst dazu nicht ausreichen, so geht er in die Reismühle, wo er den ganzen Tag Reis stampfen muß. Sollte er aber selbst diese mehr als einfache Arbeit nicht ausführen können, dann bekommt er einen Hammer in die Hand und muß Steine klopfen, zusammen mit den übrigen 29 Sträflingen (von 2000), die keine andere Arbeit zu lernen im Stande waren."

Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß bei einer erfolgreichen Behandlung des Verbrechers von körperlicher Züchtigung — außer in sehr mildem Grade, wie sie sogar in Elmira eingeführt ist —, keine Rede sein kann. Die körperliche Züchtigung wird darum verworfen, weil sie, wie schon lange feststeht, einerseits nicht hilft und andrerseits Alle, die sie erdulden sowohl, als die sie ausführen, ja selbst Alle, die nur in das Bereich ihres Einflusses kommen, brutalisirt und herabwürdigt. Das Einzige, was zur Entschuldigung Derer, die für die körperliche Züchtigung eintreten, gesagt werden kann, ist, daß sie keine persönliche Erfahrung haben; Niemand, der in seinem Leben auch nur einmal solche Exekution mit angesehen hat, wird sie je wieder vergessen.

Nach Allem, was hier angeführt worden ist, sollte man, wenn ein Mensch ins Gefängniß gebracht wird, mit der größten Umsicht zu Werke gehen, seine Antecedentien in Erwägung ziehen und sich immer klar bewußt sein, welchen Zweck man bei der Gefangensetzung verfolgt. Das ganze, aus den mannichfachsten Elementen zusammengesetzte Heer von Menschen, das jetzt die Polizeigefängnisse passirt, fast unterschiedlos ins Gefängniß zu stecken, ist ohne Zweifel eine verblendete und gefährliche Politik, die in Bezug auf die Sozialisirung des Verbrechers zu geringen Hoffnungen berechtigt und viele Uebel im Gefolge hat.

Haslemere, Surrey. Dr. Havelock Ellis.

Digitized by Google

Turfskandale.

Die Mittheilung über den Sportskandal in Brüssel hat einem Sportfreunde Veranlassung gegeben, in der Vossischen Zeitung wieder einmal den so oft gehörten elegischen Klagegesang über die Verwerflichkeit des Totalisators anzustimmen, ohne neue Gesichtspunkte dabei zur Geltung zu bringen. Gestatten Sie mir, in etwas fachmännischerer Beleuchtung dem Thema einige Worte zu widmen, obwohl ich durchaus kein „Sportfreund" bin, wenigstens nicht ein Freund der Form, unter der z. B. der Renn-Sport bei uns trotz allen Klagen der Sportblätter prosperirt. Dennoch halte ich es für meine Pflicht, diese Institution da in Schutz zu nehmen, wo sie zu Unrecht angegriffen wird, — und Das ist in erster Linie bei dem Totalisator der Fall, „der Gelegenheit giebt, der Spielleidenschaft zu fröhnen." So heißt ja wohl das Schlagwort. Der Totalisator ist mit einer Steuer belegt und dadurch „gewissermaßen" legalisirt worden. Die Hunderte von Wettbureaux aber, größere wie kleinere, vornehmeren Zuschnitts, wie z. B. das der „Sportwelt", und geringeren, bis hinab zum Cigarren-Detail-Geschäft und Budiker, die wie Pilze aus dem Boden schießen und sich, da sie weder verboten sind, noch eine Steuer auf ihnen lastet, eines höchst vortheilhaften Daseins erfreuen, bieten der Spielleidenschaft weiter Kreise denn doch noch viel mehr Gelegenheit als der Totalisator selbst, der zehn Mark an besonderem Eintrittsgeld verlangt, eine Summe, die der „kleine" Mann dafür nicht anlegt. Die in den „Wettbureaux" angelegten Gelder — „bis zu 50 Pf. hinab" — „sollen" dem Totalisator zugeführt werden, — natürlich von vorn herein schon nach Abzug der Prozente für das „Bureau", denn selbst für den Fall des Verlustes muß es für seine „Gefälligkeit" doch entschädigt werden. Wer kontrolirt nun, ob die Wettbureaux die Geschäfte, wie die Buchmacher, nicht selbständig mit eignem Gelde erledigen? Dadurch ersparen sie ja die Steuer, die auf dem Totalisator ruht, und machen sich damit allerdings einer Steuerhinterziehung schuldig. Ich bin erstaunt, daß die Steuerbehörde noch nicht Veranlassung genommen hat, sich mit diesem Punkte zu beschäftigen, — ich glaube, es würden merkwürdige Dinge da an den Tag kommen. Will man die Wettbureaux überhaupt dulden — und Das wäre ein Nonsens, wenn man das Buchmachen verbietet —, so müssen die Eingänge auch ordnungmäßig gebucht werden; als Belag aber dafür, daß diese Gelder thatsächlich an den Totalisator abgeführt worden sind, hätten die (abzustempelnden) Tickets zu dienen, die der Buchung später beizufügen wären. Wo diese dann fehlen, hat entweder eine Auszahlung, also ein Gewinn, stattgefunden oder die betreffenden Gelder sind nicht abgeführt worden. Noch besser zu kontroliren wären diese Wettbureaux, wenn sie beim Anfang jedes Rennens dem Direktor des Totalisators ihre Listen mit den gemachten Einlagen nebst dem Wett-Gelde einreichten, die sie nach der Beendigung der Rennen abgestempelt nebst den ev. Gewinnen zurückerhalten und als Belag aufzuheben haben. Was nun das Buchmachen anbetrifft, so ist es ja verboten. Jeder Rennbesucher aber weiß, daß Hunderte von kleinen Buchmachern sich auf der Rennbahn befinden. Sie werden manchmal abgefaßt und dann von der Rennbahn verwiesen, aber das Uebel bleibt. Auch diese Leute betrügen den Totalisator und mit ihm den Steuerfiskus, denn der Buchmacher ist schließlich auch nur ein kleines Wettbureau für sich, und oft ein ganz lukratives. Will man daher konsequent sein — wir wollen im Augenblick von der „Moralität" ganz absehen —, so muß

Digitized by Google

man den Totalisator, die Wettbureaux und die Buchmacher zusammen vertilgen, oder — alle gestatten; dann aber auch die beiden letzten Kategorien unter staatliche Aufsicht stellen und auch zur Steuer heranziehen. Das ist nur logisch. Die Kassen der Rennvereine werden dadurch an Einnahme allerdings verlieren, denn ein großer Theil des Publikums trägt schon jetzt seine Wetten nicht zum Totalisator, sondern zu den Bureaux und den Buchmachern und spart das Entree. Man darf also bei diesem Vorschlage wie bei den folgenden auf eine starke Opposition seitens jener Vereine gefaßt sein.

Ob mit der Aufhebung des Totalisators aber der Spielwuth eine Schranke gesetzt würde, ist eine andere Frage; die Spielwuth wird sich anderer Mittel und Wege bedienen, um zum Zwecke zu gelangen. Mir scheint dieses ewige Gerede von der „Moralität", und oft gerade von Leuten, die, wie der Dichter sagt, „öffentlich Wasser predigen und heimlich Wein trinken", etwas absurd und pharisäisch, so lange noch das Börsenspiel, der Bauschwindel, die Differenzgeschäfte u. s. w. im Flor sind, aber allerdings —: die kleinen Diebe hängt man und die großen läßt man laufen.

Die zweite, eben so wichtige Frage, die sich leider nicht so brevi manu erledigen läßt und die seitens der Vollblutfanatiker bei allen Angriffen auf die Rennen in erster Linie apodiktisch bejaht wird, ist die: Sind die Rennen thatsächlich für die Landespferdezucht unerläßlich? Dieser Frage, mit der die Existenzberechtigung des Totalisators steht und fällt, liegt eine andere zu Grunde: Ist das Vollblutpferd für die Landespferdezucht unbedingt nöthig? Wird diese Frage bejaht, so fällt auch die erste Frage im bejahenden Sinne aus, denn „Orient und Occident — d. h. Vollblutpferd und Rennsport — sind nicht mehr zu trennen". Ueber die dringende Nothwendigkeit, die Landespferdezucht mit allen verfügbaren Mitteln zu heben, brauche ich wohl weiter keine Worte zu verlieren. Ob aber das Vollblutpferd zur Aufbesserung unserer Landeszuchten unbedingt nöthig sei, darüber ist ein großer Streit in hippologischen Kreisen entbrannt, der bis jetzt seine definitive Entscheidung noch nicht gefunden hat. Auf der einen Seite kämpft dafür die große herrschende Partei der Rennfanatiker und Vollblutorthodoxen, an ihrer Spitze unser bedeutendster Fachmann auf hippologischem Gebiete, der Oberlandstallmeister Graf Lehndorff, — auf der anderen Seite die wissenschaftliche Partei der landwirthschaftlichen Professoren, an ihrer Spitze die Professoren Wilckens in Wien und Pott in München, und endlich ist eine Mittelpartei vorhanden mit einer großen Gefolgschaft aus dem Gros praktischer Pferdezüchter. Um meinen Standpunkt von vorn herein zu kennzeichnen, will ich anführen, daß ich der Mittelpartei angehöre, einer Partei, die die Uebertreibungen der beiden anderen Parteien auszuscheiden sucht und nur dem guten Kern beider zu seinem Rechte verhelfen will. Wenn Graf Lehndorff und ein großer Theil seiner Gefolgschaft der Vollblutpartei angehören, so geschieht Das aus thatsächlicher Ueberzeugung, — auch hat dieser Standpunkt insofern seine Berechtigung, als das Vollblutpferd, jedoch nur das erster Klasse, zur Zeit als einziger geeigneter Regenerator zur Veredelung unserer Halbblutzuchten anzusehen ist. Das „Warum?" zu erklären würde hier zu weit führen. Von der Verwendung des arabischen Blutes für diesen Zweck ist man mehr und mehr abgekommen, in erster Linie, weil geeignete arabische Hengste noch schwerer zu erhalten sind als Vollblut erster Klasse. Allerdings ist nicht recht ersichtlich, warum man nicht auf arabische Mutterstuten züchtet, die vielleicht eher noch zu beschaffen wären. Der Hauptgrundsatz

Digitized by Google

der Vollblutamateure — ich will hier gleich einschalten, daß nach Ansicht der „Sportwelt" nur diese als „ernste Fachkreise" anzusehen sind — ist der, daß nur das auf seine Leistungen geprüfte Vollblutpferd als „Zuchtpferd" geeignet ist, daß demnach „Blut und Abstammung" die Hauptkriterien bei der Beurtheilung eines Landesbeschälers sind, das Exterieur aber erst in zweiter Linie kommt, ein Grundsatz, der für das Vollblutpferd und für den Zweck seiner Anwendung auf der Rennbahn — also als Spielpferd — durchaus richtig ist. Die Prüfung auf der Rennbahn geschieht aber nur in Bezug auf Schnelligkeit und unter Leichtgewicht, wobei das Vollblutpferd allerdings das Letzte einzusetzen hat, was es — beim finish — noch an Lunge besitzt — oft sehr wenig — und wobei außerdem noch der Sieg durchaus nicht das Kriterium dafür ist, daß der Sieger nun wirklich auch das bessere Pferd ist. Wir brauchen aber für unser Militärpferd — und das ist doch der Hauptzweck unserer edlen Halbblutzucht — außer der Schnelligkeit auch Tragekraft, Ausdauer, Härte und Genügsamkeit, Faktoren, die bei der Rennprüfung nicht zum Ausdruck gelangen, denn dort wird unter geringem Gewicht und auf verhältnißmäßig kurze Distanzen bei hartem Training, aber verzärtelnder Stallpflege, geprüft, während die Schnelligkeit für das Gebrauchspferd wohl erwünscht, aber nicht Hauptbedingung ist. Leistungprüfungen aber sind für Zuchtpferde unerläßlich, doch fragt es sich erstens, ob die nur auf Schnelligkeit basirten für die genannten Zwecke die richtigen sind, und zweitens, warum nicht alle Zuchthengste, auch die des Halbbluts, daran Theil nehmen. Offen stehe ihnen ja nach dem Reglement die ausgeschriebenen Flachrennen und der Geldpunkt würde unter Umständen auch zu erledigen sein. Wir würden dadurch aber ein neues inländisches Vollblut erhalten, das unseren Zwecken als Vaterpferd vielleicht noch besser entsprechen würde als das englische.

Wir haben die Rennen — aufgemuntert durch die großen Erfolge der englischen Pferdezucht — rite von England übernommen. Nun herrschen aber bei uns total andere Verhältnisse als dort, vom Klima an bis zum Nationalwohlstand, also müssen die englischen Rennen bei uns auch anderen Umständen begegnen. Dort sind sie außerdem eben so volksthümlich wie in Rom einst die circenses und in Spanien noch heute die Stierkämpfe, — bei uns aber werden sie nie volksthümlich werden, weil unser Volk nicht das Verständniß für das Pferd hat wie das englische und sich für die Pferdezucht, die den Meisten ein böhmisches Dorf ist, absolut nicht interessirt. Den Besuchern der Rennbahn ist es ganz gleichgiltig, welches Prüfungobjekt sich etwa für die Landespferdezucht eignet, die Hauptsache ist, daß das Pferd siegt, auf welches das Geld angelegt ist. In diesem Sinne steigert sich mit dem öfteren Siege zwar auch ihr Interesse an dem einzelnen Pferde wie an dem Reiter, der es zum Siege zu steuern versteht, — im Großen und Ganzen aber sind die ständigen Besucher der Rennbahnen nur ein sehr minimaler Bruchtheil des Volkes, allerdings aus allen Klassen der Gesellschaft zusammengesetzt, der aber doch nicht dazu berechtigt, darauf hin den Ausdruck „Volksthümlichkeit" zu beanspruchen. Obwohl es nun thatsächlich wahr ist, daß seitens der Licenz-Reiter oder -Fahrer grobe und unentschuldbare Betrügereien in der Ausübung ihrer Pflicht vorkommen, so ist doch das Rennpublikum am Allerwenigsten in der Lage, sich dabei zum Richter aufwerfen zu können. Es spielen da so viele Umstände und Zufälligkeiten mit, daß es auch der umsichtigsten Rennleitung im Augenblick oft unmöglich ist, zu entscheiden, ob ein Betrug oder ein Zufall vorliegt, viel weniger dem vielköpfigen Publikum. Hat dieses kein Vertrauen zur Renn-

Digitized by Google

leitung, so soll es dem Rennplatz fernbleiben, aber die Leiter zu majorisiren oder zu terrorisiren, — Das ist weder gerechtfertigt noch kann es gebilligt werden.

Die Vollblutzucht nun ist so außerordentlich theuer, daß die Vollblutzüchter ohne die Zubuße, die sie durch die Rennprämien haben, gar nicht existiren könnten. Um aber die Rennprämien flüssig machen zu können und die nicht unbedeutenden Kosten der Unterhaltung der Rennplätze zu ermöglichen, sind nicht nur die Unterstützung des Staates, sondern auch die Totalisatorgelder unbedingt nothwendig. Es giebt wenige Vollblutzüchter, die nicht selbst rennen ließen. Wo Das nicht geschieht, tritt meist der Jährlingsverkauf ein. Diesem nützen die Rennställe und die Renngesellschaften. Das sind sehr kostspielige Einrichtungen, die dabei manches große Risiko übernehmen, die aber auch viel Geld verdienen, wenn — sie prosperiren. Im eigenen Interesse der Rennställe liegt es daher, möglichst gut montirt zu sein, und Das kostet wieder viel Geld, nicht zu gedenken des Trainings, des Personals dazu, der Stallpflege und was sonst noch drum und dran hängt. Dennoch ist es eine Kapitalsanlage, die reichlich Zinsen tragen kann, sonst würde Niemand einen Rennstall halten. Fiele also der Totalisator, so fielen mit ihm alle jene Existenzen, die schließlich auf ihn basirt sind, in erster Linie auch die Sportblätter. Die Vertheidigung der Rennen in ihrer jetzigen Form durch die Sportblätter ist also — Nothwehr, wenn man auch annehmen darf, daß thatsächliche Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit nicht immer ausgeschlossen ist.

Um nun auf die Prüfung des Werthes der Vollblutzucht für die vaterländische Pferdezucht zu kommen, so drängt sich uns in erster Linie die Thatsache auf, daß in unserer inländischen Vollblutzucht zu den ungeheuren Summen, die sie kostet — d. h. für unsere deutschen Verhältnisse —, die Ausbeute an Zuchtmaterial für die Landespferdezucht in gar keinem Verhältniß steht, und daß Hengste erster Klasse — und nur solche können wir brauchen, wenn die Landespferdezucht nicht zurückgehen soll — doch, und zwar zu enormen Summen vom Auslande — England und Frankreich — erworben werden müssen. Wenn Graf Lehndorff behauptet, daß das Vollblutpferd ein Produkt sei, das, gleichsam international, und im Gegensatz zu den Schlägen der Scholle, auf jedem Boden gedeihe, so ist Das doch bis jetzt noch durchaus nicht erwiesen, denn unsere und auch Oesterreich-Ungarns Erfolge auf dem Gebiete der Vollblutzucht weisen darin so unverhältnißmäßig wenig hervorragende Produkte auf und wir haben jetzt nach etwa 50 oder mehr Jahren, seit wir Vollblutzucht betreiben, in dieser gar keine oder so langsame Fortschritte gemacht, daß noch lange, recht lange Zeit vergehen wird, bis wir — immer unter Zugrundelegung der dafür verwendeten Kosten — greifbare Resultate erkennen werden. Demnach erscheint es vielleicht empfehlenswerther, unsere so große Summen verschlingende inländische Vollblutproduktion lieber aufzugeben und jenes Geld zum Ankauf vollwerthiger Vollblutbeschäler im Auslande zu verwenden, gleichzeitig aber auch dem Vorschlage des Landstallmeisters von Oettingen näher zu treten, die durch die Besteuerung des Totalisators einkommenden Gelder nur zu Rennprämien für vierjährige Halbblutbeschäler einzustellen, „um eine Leistung versprechende Aufzucht der Halbblutbeschäler mit einem Schlage zu erzwingen!“ Dieser hervorragende Fachmann und gute Kenner des „ostpreußischen Halbblutpferdes“ (das in Folge seines hohen Gehaltes an Vollblut auch das „preußische Vollblut“ genannt wird), behauptet nämlich, daß „unsere mehr als hundertjährige

Digitized by Google

ostpreußische edle Halbblutzucht wegen des Fehlens jeder Leistungprüfung nicht im Stande sei, sich ohne wiederholte Anleihen vom Vollblut auf dem status quo zu erhalten, geschweige denn vorwärts zu schreiten" .... Diese Aeußerung in Verbindung mit einer eben so wichtigen: „die europäischen Zuchten werden von der neuen Welt nicht nur neues Blut beziehen können, sondern mit diesem auch bessere Nerven, eine straffere Gesundheit und in Bezug auf das Exterieur so gute Vorderbeine und einen so regelmäßigen Gang, wie wir Dies in Europa nur selten haben, obwohl wir, besonders in Preußen, für Beides mehr Verständniß und mehr Anerkennung haben als der Amerikaner selbst", hat zwar in Ostpreußen in Züchter- und Vollblutamateurkreisen eine starke Opposition hervorgerufen, aber ungeheures Aufsehen erregt und weist uns darauf hin, woher wir uns etwa Ersatz für das kostbare Vollblut schaffen können. Wenn ein hervorragender Fachmann, ein Landstallmeister, der bisher dem Vollblutlager angehört hat, seine wohlerwogene Meinung derart öffentlich ausspricht, so kann man wohl sagen, daß damit eine Bresche in das Fundament der Vollblutfanatiker geschossen worden ist. Die Exklusivität der Vollblut-Rennen wird damit allerdings aufhören, unsere Gebrauchs-Pferdezucht aber — nach amerikanischem Muster — sich heben. Hierbei drängt sich auch gleichzeitig die Frage auf, warum denn den durch die Pflege des zu immer größerer Bedeutung gelangenden Trabrenn-Sports angebahnten Bestrebungen, dem amerikanischen Blute bei uns Eingang zu verschaffen, um so die Landespferdezucht nach der vom Herrn von Oettingen als dafür geeignet angesehenen Seite zu heben, keine staatliche Subvention zu Theil wird?

Will man thatsächlich die Landespferdezucht auf allen Gebieten unterstützen — und Das ist eine unerläßliche Maßnahme —, so bewillige man

1. in der Volksvertretung genügende Summen dafür, die jedoch nicht ausschließlich oder hauptsächlich zur Subvention für die einseitigen und exklusiven Vollblutrennen zu verwenden sind.

2. Man schaffe den Totalisator — als nothwendiges Uebel — nicht ab, leite aber die angedeuteten Mißstände (Buchmacher, Wettbureaux) in gesetzlich geregelte Bahnen. Es ist nicht recht ersichtlich, warum nur rechtlich Produzirtes einer Steuer unterliegen und das thatsächlich Vorhandene, aber nicht fortzuschaffende Abständige — hier die Spielwuth — leer ausgehen soll. Die Wettrennen können und dürfen nicht aufhören, nur sind sie einer so gründlichen Reform zu unterziehen, daß sie in gänzlich veränderter Gestalt als Leistungprüfungen für Zuchtmaterial veredelter Schläge wieder auferstehen und ihnen damit ihre Einseitigkeit und Exklusivität genommen wird. Damit werden sie auch interessanter und volksthümlicher werden und der Landespferdezucht nicht nur dem Namen nach nützen.

3. Die durch den Totalisator einkommenden Gelder verwende man zur Hebung der Landespferdezucht durch Ankauf von erstklassigen Vollblut-, Kaltblut- und Traberhengsten — die Traber französischen und amerikanischen Ursprungs — und gebe den Züchtern bei den Schauen für Mutterstuten und hervorragende Zuchtprodukte reichliche Prämien zur Ermunterung.

4. Sämmtliche Rennen, ob Vollblut-, Halbblut-, Hindernißs- oder Trabrennen, sind als „Leistungprüfungen" staatlich gleichmäßig zu subventioniren, und besonders dann, wenn sie von Zuchtvereinigungen ausgehen.

Major a. D. Richard Schoenbeck.

Digitized by Google

Hänsel und Gretel.

Humperdincks Musik zu dem Märchenspiel „Hänsel und Gretel“ ihrer Eigenart und ihrem Werthe nach mit einem Worte zu charakterisiren, ist unmöglich. Seine musikalische Natur stellt den objektiven Beurtheiler vor eine nicht ganz leichte Aufgabe, da sich in dieser Musik zwei grundverschiedene Elemente offenbaren, die einander theilweise ablösen, theilweise durchdringen, theilweise aber auch unvermerkt bekämpfen. Das eine dieser Elemente ist eine gute und freundliche Macht, die selbe, die seit Menschengedenken alle wahrhaft erquickende Musik geschaffen, die in Mozart, Beethoven, Weber und Wagner gewirkt und nun einen Theil ihres eigensten Wesens dem Geiste Humperdincks eingeprägt hat. Das andere Element aber ist etwas Unangenehmes, ganz Modernes, Gequältes und Unproduktives, das Humperdincks besserem musikalischen Selbst nur zu häufig den Weg vertritt und es oft ganz zum Schweigen bringt. Ueberall da, wo Humperdinck seinem guten Geiste sich hingiebt oder wo dieser gute Geist willig genug ist, sich ihm zu neigen und kundzugeben, kommt auch immer herzerfreuend schöne Musik zu Tage. Wo der Komponist sich aber vom Linken umgarnen läßt, versinkt er auch augenblicklich in eine Fluth von Unnatur, Geschraubtheit und Langeweile, die zu verdecken und vergessen zu machen auch seiner angestrengtesten technischen Arbeit nicht gelingt. Was der Oper zu ihrem Erfolge verholfen hat, ist nur das erste Element. Das zweite wirkt als lähmender Ballast, der — ich fürchte es fast — in späteren Zeiten dem ganzen Werke unheilvoll und gefährlich werden kann. Wir finden uns heute noch mit der unangenehmen Beigabe ab. Denn erstens sind wir nicht gerade verwöhnt durch zeitgenössische musikalische Werke, die uns nur durch Rosen erfreuten, ohne uns auch zugleich die schärfsten Dornen mit in den Kauf zu geben; zweitens aber sind wir theilweise verblendet genug, gerade die Theile des Humperdinckschen Werkes für besonders gut und vor Allem zeitgemäß zu halten, in denen die Muse schweigt und der motivisch kontrapunktischen Arbeit oder dem Wühlen in abstrusen Harmonien Platz macht.

In der Handhabung der gesammten musikalischen Ausdrucksmittel ist Humperdinck ein Meister. Er schaltet mit den schwierigsten und entlegensten harmonischen Kombinationen, als ob ihm Das ein Kinderspiel wäre. Seine technische Arbeit sucht Ihresgleichen; wo man nur hinschauen oder hinhören mag: überall treten kunstvoll verarbeitete und verwobene Motive hervor, die bald neckisch wie die Heinzelmännchen in den zarten Holzbläsern ihre Köpfchen zeigen, bald aber auch mit Stentorstimme aus den Posaunen herausrufen. Dabei ist die orchestrale Stimmführung von einer fast verwirrenden Polyphonie. Das webt und geigt und bläst durcheinander, daß man sich staunend vor der technischen Ueberlegenheit des Kopfes beugen muß, der dies kunstvolle Netz zu ersinnen und zu ordnen vermochte.

Auch die Instrumentation (d. h. die Verwendung und Mischung der Instrumente) zeigt den *technischen* Meister, allerdings ohne daß ihr auch das gleiche Maß *künstlerischen* Werthes zuerkannt werden könnte. Humperdinck ist wie ein Maler, der Pinsel und Palette mit vollendetem Geschick handhabt, der mit den Augen des Malers sieht und der auch koloristische Ideen hat, der aber andererseits doch nicht hoch genug über seinem Werke steht, um es als Ganzes

Digitized by Google

zu überblicken, die Detailwirkungen auf das nöthige Maß zu beschränken und innerhalb des Ganzen selbst wieder übersichtlich klare Partien von wohlthuender Gegensätzlichkeit herauszuarbeiten. Humperdinck ist offenbar ein sehr fleißiger, gewissenhafter Künstler und liebt sein Werk mit der Zärtlichkeit eines Vaters. Deshalb ist er aber auch in jedem Augenblick bemüht, ihm nicht nur das Beste, sondern auch Alles mit auf den Weg zu geben, was er besitzt. Die Folge dieser übergroßen Zärtlichkeit ist auf instrumentalem Gebiete ermüdende Gleichmäßigkeit des Klanges in der Art, daß zwar fast jeder einzelnen Gruppe an sich vortrefflicher Klang zugestanden werden muß, die Gruppen selbst aber nicht die kontrastirende Kraft besitzen, die einem größeren Werke erst die wohlthuende Mannichfaltigkeit verleiht. Außerdem darf aber auch nicht vergessen werden, daß Humperdincks Klangsinn im Großen und Ganzen doch etwas zur Weichlichkeit und unter Umständen zu pomphaft aufgeputzter Sentimentalität neigt und und daß dieser dem schöpferischen Vermögen anhaftende Fehler wohl mehr als alles Andere den Charakter der Instrumentation bestimmt hat. Natürlich ragt Humperdinck auch als Instrumentalist noch um ein Beträchtliches über die italienischen Konkurrenten, die Leoncavallo und — namentlich — Mascagni, hervor; warum aber sollte es nicht erlaubt sein, gerade eine bedeutende Kraft auf Das hinzuweisen, was ihr zur reifen Meisterschaft noch fehlt?

Das Vorspiel hat der Komponist aus einer Reihe der wichtigsten Motive der Oper mit großem Geschicke so zusammengeschweißt, daß es wie aus einem Gusse vor uns steht. Es ist, Alles in Allem, eine treffliche Komposition, die, nur wenige Punkte ausgenommen, durchaus der besseren musikalischen Natur des Komponisten entstammt und die nur der eine Vorwurf mit Recht trifft, daß sie nicht gerade den Ton des Märchens anschlägt.

Im ersten Duett zwischen Hänsel und Gretel entfaltet der Komponist alle Vorzüge seines Talentes. Ein hübscher, anmuthiger Gedanke folgt dem anderen und dem schärfer prüfenden Blicke enthüllt sich eine solche Fülle reizenden Details, daß man nicht anstehen darf, dies Duett als eine der werthvollsten Bereicherungen anzusehen, die unsere musikalische Literatur seit Jahren erfahren hat. Nur an ganz wenigen Stellen wird der natürliche Fluß der Musik durch störende, unreine Elemente unterbrochen, doch diese sind nur kleine Fleckchen, die in dem fesselnden Gesammtbilde nicht schwerer wiegen als Stäubchen an der Rose. Das Pathos, mit dem der Eintritt der Mutter illustrirt wird, ist nicht ganz unbedenklich. Dann aber läuft das Bächlein der Erfindung wieder aufs Lieblichste weiter bis zu dem Momente, wo die Milch verschüttet wird. Da bäumt es sich und schäumt es auf, als ob ein gräßliches Unglück geschehen wäre. Beim Fortjagen der Kinder stellt sich der natürliche Ton wieder ein und die Mutter findet, da sie allein ist, theilweise rührende Töne.

Im Gesange des Vaters macht der Komponist die poetischen Sünden wieder gut, die die Textdichterin an dem Holzhacker des Märchens verübt hat. Selbst das Rallalala vermag er mit einem Hauche leiser, versteckter Schwermuth zu umkleiden, die uns rührt, indem sie uns zugleich lächeln macht. Wenn es der Musik überhaupt vergönnt ist, in ihrer Sphäre ein Aequivalent des Humors hervorzubringen, so hat uns Humperdinck diese seltene Blüthe hier beschert. Ich halte den ganzen Gesang des Vaters für eine Perle von ausgesuchter Schönheit, ich bewundere die anmuthige Führung des Cellos und die allerliebst gesetzten Holzbläser, ärgere mich aber um so mehr über den widersinnigen, häßlichen Schluß. Mag doch der Besenbinder sein Weib küssen, so

Digitized by Google

viel er will. Warum denn nicht? Wozu hat er es denn? Ist es aber nöthig, diesen harmlosen Familienscherz gerade mit dieser unmotivirten harmonischen Ausweichung zu charakterisiren? „Gewiß", sagen die Radikalen, „solche harmonischen Folgen sind unentbehrlich zur Weiterführung der Handlung und des Dialogs". „Nein", sage ich, „Das ist ein Irrthum. Es bedarf zu diesem an sich ja so lobenswerthen Zwecke durchaus nicht derart bei den Haaren herbeigezogener Wendungen. Die musikalisch logisch geforderte Kadenz hindert die Weiterführung nicht im Geringsten und kann, so lange noch von Musik die Rede ist, bei solchen Stellen überhaupt nicht entbehrt werden. Nicht darin offenbart sich der Geist des Komponisten, daß er das logisch Geforderte einfach bei Seite läßt, sondern darin, daß er es in geistvoller und eigenthümlicher Weise erreicht." Die musikalische Schuld rächt sich denn auch nach Gebühr, denn von Stund ab erleidet die Frische der melodischen Erfindung dieser dritten Szene eine merkliche Einbuße, so reizend Manches noch im Einzelnen sein mag (a-dur-Imitation.) Hochtragische Harmonien fangen an zu spuken (der Brei läuft in des-moll auf den Boden), das Lachen der beiden Alten geräth sehr hölzern und die Verwendung des Reineckeschen Besenmotives führt zu unangenehmen Stockungen. Dagegen kann das Hexenlied des Vaters wieder als ein Meisterstück gelten, bis kurz vor dem Schlusse im Orchester ein Höllenspektakel entfesselt wird, der in einem phänomenalen fis-dur-Quartsextakkord gipfelt. Was giebt es denn? Was geht denn vor? Schreitet dort im Hintergrunde vielleicht König Heinrich feierlich zum Gottesgericht? O nein! es ist nur ein armer Besenbinder, der rasch seine Schnapsflasche holt, bevor er mit seinem Weibe in den Wald geht.

Das Volksliedchen das das zweite Bild einleitet, ist entzückend instrumentirt. Auch der Zwiegesang der beiden Kinder geht anfangs noch an, dem ersten Kukuksrufe ist ein feiner harmonischer Gedanke zu Grund gelegt, der sich auch noch durch die Naschszene in reizvoll pikanter Weise hindurchzieht. Damit sind aber (das Echo noch ausgenommen) bis auf Weiteres die guten Gedanken zu Ende. Der Ausdruck für die immer steigende Angst der Kinder scheint mir von Grund aus verfehlt. Humperdinck arbeitet in den kompliziertesten Harmonien, kehrt das Unterste zu oberst, ohne uns doch die Bangigkeit der kleinen Herzchen im Geringsten verdeutlichen zu können. Zum Glück tritt aus dem unerquicklichen Getöse bald das Sandmännchen heraus wie ein freundlicher Stern aus finsteren Wolken und singt ein Schlummerliedchen von ergreifender Schönheit. Solch ein Lied schreibt nur ein echter Meister; weder Mascagni noch Leoncavallo werden uns je Aehnliches bescheeren, denn ihrer Phantasie fehlt die Tiefe, aus der allein solche Töne quellen. Der Geist des Männchens aber bleibt über die Kinder ausgegossen, ihr Abendsegen athmet Weihe und Andacht. Dann legen sie die Köpfchen zur Seite und schlafen ein. Die Musik epilogisirt ein Bischen und scheint schließen zu wollen, schwenkt aber plötzlich in unheimlicher Weise nach b-dur ab. — Vorhang! Laßt den Vorhang herunter! Der Komponist ist auf dem besten Wege, den ganzen Eindruck zunichte zu machen! Aber der Vorhang verharrt in seiner Ruhe, denn er weiß, daß die Kinder noch träumen sollen. Die Idee dieses Traumes ist an sich durchaus hübsch; sie bietet Gelegenheit zur Entfaltung schöner Bilder und ergreifenden stummen Spieles. Leider aber sollte sie dem Komponisten zum Fluche werden. Humperdinck nimmt den schönsten Gedanken seines Sandmännchens und wirft ihn erst einmal den Cellis vor, die denn auch mit

Digitized by Google

wahrer Berserkerwuth über ihn herfallen und ihn herausstreichen, als ob sie die Sehnsucht und Liebe ihres ganzen Lebens im Bogen hätten. Dann wird das liebliche Kind durchs ganze Orchester hindurchgezogen wie ein Schmetterling durch eine Dampfwaschanstalt und schließlich gar noch den Posaunen in den Rachen geworfen. Unseren Posaunisten seis zur Ehre nachgesagt, daß sie das zarte Ding mit einer Behutsamkeit und Weichheit anfaßten, die wirklich Anerkennung verdiente, aber eine Posaune ist eben, wie Rheinberger immer zu sagen pflegt, keine Lerche. Doch noch nicht genug! Nun nimmt Humperdinck auch noch das Gebet der Kinder vor, das uns zuvor im Munde der Kleinen tief ergriffen hat, uns jetzt aber im vollen Blechornate anwidert und abstößt. Was hat sich nur der Komponist an dieser Stelle seiner Partitur gedacht? Wozu dieser hohle Theaterlärm? Auch die Engel, die erst so anmuthig und ernst einherschritten, werden angesteckt durch das leere Pathos und finden sich zu einer Gruppe zusammen, die von Sentimentalität trieft. Es ist, als ob die alte Mutter Heuchelei ihren Wandschrank geöffnet und Alles, was sie noch vom Ausdrucke unwahrer Frömmigkeit vorfand, in die Mienen der sonst so hübschen geflügelten Kinder gelegt hätte. So verläuft die erst so süße Stimmung in eitel Hohlheit und Nichtigkeit. Schade, sehr schade!

Zu Anfang des dritten Bildes erscheint das Thaumännchen mit einem allerliebsten Liede, das die Herzen wieder im Innersten erwärmt, wenn es vielleicht auch an Tiefe etwas hinter dem Gesange des Sandmännchens zurücksteht. Gretel erwacht, findet aber zum Gruße für die Vöglein nicht ganz den rechten Ton; erst dem schlaftrunkenen Bruder gegenüber kommt wieder die wahre Schalkhaftigkeit und kindliche Natürlichkeit zum Vorschein, in die der Junge dann herzhaft einstimmt. In der nicht völlig gelungenen Erzählung des Traumes wird noch einmal das schöne Motiv des Sandmännchens verarbeitet und breit getreten und damit tritt nun in der Partitur vorläufig leider Ebbe ein. Es eröffnet sich ein Ausblick über weite öde Strecken, aus denen nur einzelne Punkte wie grüne Oasen hervorschimmern. Die Freude der Kinder über das Knusperhäuschen findet einen nur wenig ansprechenden Ausdruck; erst der Ruf der Hexe und die kurze Antwort der Kinder erinnern uns wieder daran, daß es schließlich doch immer noch Humperdinck ist, der musizirt. Doch Das sind nur kurze, lichte Momente, mit dem Auftreten der Hexe bricht wieder totale Finsterniß herein. Interessant wird die Alte erst, wenn sie den Zauberstab erhebt, dann bei der Galopade mit dem Besen und bei der Taxation Hänsels auf seine Verwendbarkeit für die Küche. Hier finden sich gute, ja hervorragende Gedanken. Alles Uebrige ist gequält, steril und unerquicklich trotz des erstaunlichen Maßes von Arbeit, das der Komponist offenbar gerade auf diese Partien verwendete. Arbeit aber, auch die emsigste, wird in der Kunst nicht honorirt; hier gilt nur die frische, quellende, mühelose Erfindung. Mit dem Tode der Hexe löst sich aber der Bann, der über der Phantasie des Komponisten gelegen hat, und frischer, fröhlicher Jubel bricht herein. Nur die entzauberten Kinder schlagen noch einmal ruhige, ergreifende Töne an, dann aber eilt das Märchen im ausgelassensten Laufe seinem Ende zu. Die Gedanken des Finales sind uns zwar fast alle schon aus dem Vorspiele bekannt, hier aber werden sie in Verbindung mit den Worten erst ins rechte Licht gesetzt und reißen uns fort zu stürmischer Freude, die sich in der religiösen Wendung des Schlusses noch einmal vertieft und läutert. Paul Moos.

Digitized by Google

Herbstausstellungen.

Im Salon des Kunsthändlers Schulte war dieser Tage an hervorragender Stelle ein neuer Alma Tadema aufgehängt, eine figurenreiche Tafel, ein „Frühlingsfest" im allerklassischsten Alterthum, das trotz allem verbürgt echten Detail nicht das Milieu der griechischen oder römischen Staatsangehörigen ist, mit seiner artigen maßvollen Heiterkeit eher ein sorgenloses Arkadien, „a land of clear colours and stories". Die wohllautenden Verse des Swinburne sind in den Rahmen geschnitten. Der kluge, gelehrte und geschmackvolle Maler malt nur, was er vollendet kann und ganz genau kennt. Sein Marmor aller Spielarten schimmert so matt und kühl und durchsichtig, wie nur er allein ihn malen kann; seine schön gegliederten Menschen bewegen sich mit gemessenen edlen Allüren, die niemals gewagte, zweifelhafte Erscheinungen geben; und die Architektur, die Gewänder und das Geräth sind das Ergebniß umfassender Forschungen eines gründlichen Gelehrten, der auf dem Gebiete der archäologischen Wissenschaft als unantastbare Autorität besteht. Dieser englische Holländer ist aber auch nur ein Gelehrter der Kunst, die eine Wissenschaft des Geschmacks ist, des empirischen Schönheitsinnes, der aus den Offenbarungen der Antike seine Lehren formulirt. Es ist an Tadema nichts so unzertrennlich Persönliches, was ein Anderer mit dem selben energischen oder zärtlichen Interesse nicht durch Bildung auch sich anzueignen vermöchte; als Kenner und Könner ist Tadema einstweilen gerade einzig, — wir brauchen nur an Paul Thumann zu denken. Darum ist er doch nicht unerreichbar. Ein Rhetoriker, kein Poet. Sein „Frühlingsfest" ist nicht der brünstige Ausruf einer schwärmerischen Sensation, nur der wohlartikulirte sachliche Vortrag einer reiflichen Betrachtung, ein Vorwand schließlich zu einem neuen Arrangement des alten Inventars. Ein langer Zug mit Blumen bekränzter hübscher Jungfrauen und Jünglinge wallt und wimmelt über eine marmorne Treppe; von den Dächern des Marmorpalastes streuen aus zarten zierlichen Fingern liebliche römische Ladies einen blauen Blüthenregen; ein silbernes Standbild des Pan, absonderliche Embleme und Instrumente, stilechte Armspangen und viel anderes Geschmeide; bis tief in das Bild hinein ist jede winzige Einzelnheit erkennbar, die Staubfäden sogar in den Blumenkelchen. Mit unsäglicher Sauberkeit ist die Farbmasse aufgetragen und ineinandergezogen. Aber kein jauchzender Maienreigen in strahlender Lenzsonne tönt und leuchtet aus dem Rahmen, — kühler, glatter Marmor. Wer gewöhnt ist, ein Gemälde im Abstande einiger Schritte zu betrachten, wie es meist nothwendig ist, besonders bei den nur malerischen Gemälden, wird von diesem Standpunkte einen klaren sinn- und augenfälligen Zusammenhang aus den vielerlei Farbenflecken nicht sich deuten können. Es ist ein buntes, kein farbiges Bild. Man muß sich schon näher bemühen, ganz nahe, und dann wird man sich nicht satt sehen können an den köstlichen Subtilitäten. Solch ein Täfelchen füllt eine Wand, ein ganzes Zimmer, es ist ein Kabinetsstück. Die Kunstfreunde, d. h. die Freunde dieser Kunst, schwelgen und schnalzen mit der Zunge bei jeder neuen Delikatesse, die unter der Lupe zum Vorschein kommt. Es sind allerdings die selben Leute darunter, die sich entzückt über die kleinen Gouachen Menzels beugen und sprachlos eine Postkarte bestaunen, worauf vielleicht Schillers ganzes Lied von der Glocke und noch Mehreres mit stumpfsinniger Mühsal gekritzelt ist. Welche Geduld, welcher Schweiß!

Digitized by Google

Und der Kunsthändler kennt seine Kunden. Er weiß, daß er einen Alma Tadema, der freilich auf der Staffelei schon verkauft ist, in beliebige Stückchen zerschneiden und stückweise an den Mann bringen könnte, und Jeder würde noch Etwas davon haben. Diese Mäcene verlangen Etwas für ihr Geld. An den problematischen Bildern Derer, die nach Neuem ringen und tasten, ist nichts zu verdienen. Zu oft freilich haben auch die Banausen Recht, die an den rohen, oberflächlichen, lüderlichen oder ungeschulten Pinselstreichen eitler unreifer Tendenzler Erfreuliches nicht zu finden vermögen. Diese wollen mehr sein, als sie sind. Anstatt die Augen offen zu halten, möchten sie träumen und ins Bodenlose schwärmen, ehe sie das Gehen erlernten. Die Rockschößlinge der Böcklin, Stuck und Klinger plappern Worte nach, deren Sinn sie nicht verstehen, deren große Lebensweisheit sie nicht begreifen können, weil sie selbst nichts erlebten. Und nicht einmal ihr Handwerk haben sie gelernt. Sie und ihre literarischen Bewunderer, die sich mit der „Psyche" bescheiden, zucken die Achseln über die Anderen, die als Maler zuerst bildende Künstler sein wollen. Das ist ihnen der Pöbel, der an den sauberen und fleißigen Bildern der modernen Spanier und Italiener Gefallen findet und gar sie mit schwerem Gelde aufwiegt. Aber in diesem Falle ist es wirklich unbedenklich, mit dem wohlwollenden Urtheil des alten Herrn Ludwig Pietsch übereinzustimmen. Denn an diesen präzisen und pretiösen Arbeiten muß man ein positives Können schätzen, das jenseits von Sympathie und Antipathie besteht. Und wenn es, wie heute bei Schulte, gar Fortuny selbst ist und sein oberstes Gefolge, die Pradilla und José Benlliure, dann braucht man sich seines hellen Entzückens vor Niemandem zu schämen. Die Malerei schillernder Kostbarkeiten an vielfarbigen Prunkgewändern, thauglitzernder Blüthen in üppigen Gärten, der bunten Gruppen beweglicher Figuren und Figürchen, bedeutet mehr als Routine, Sorgfalt und Fleiß, mehr auch als die kühle Reflexion des Marmormalers; eine höhere Blutwärme strömte in diese Werke, die der künstlerisch beherrschte Ausdruck eines lebhaften Temperamentes sind, einer prickelnden Freude an der reichen Wirklichkeit. Und eine fein schattirende Charakteristik giebt wahrhaft historische Darstellungen altspanischer Hofsitten mit ihrer etikettirten Grandezza und verliebte Schilderungen der täglichen Erlebnisse voll Anmuth und Schärfe. Sie treten in diesen Salons mit so heiterer Sicherheit auf, daß die Ueberzahl der Eintagshelden in die dunklen Ecken der Nebenräume kläglich sich verkriechen muß.

Auch in der Leipzigerstraße beim Nachfolger Gurlitts ist ein ansehnlicher Vorrath guter Verkaufsbilder ausgestellt. Achenbachs werden hier nicht gehandelt, sie sind das Monopol des Herrn Schulte, der den Düsseldorfer Markt vertritt. Gurlitt unterhielt von jeher feste Beziehungen zu den fleißigen Werkstätten der italienischen Kleinmeister, vornehmlich derer von Neapel, wo Michetti groß wurde, und der Aquarellisten von Venedig, das seinen Passini hat. Es ist zierliches Roccoco und buntes Volksleben, ein süßes Farbengemisch für Leckermäuler. Das hat seinen beständigen Kurs im Handel. Aber die Tendenz des Handels tritt in den Ausstellungräumen Gurlitts nicht bemerklich hervor, weil die oft wechselnden Zusammenstellungen meist unter einem bestimmten Gesichtspunkte der zeitgemäßen Kunstbetrachtung veranstaltet werden, so daß eine Persönlichkeit darin herrscht oder deren mehrere zu lehrreichen Vergleichen der Individualitäten oder der Strömungen Anlaß geben. Gerade das Unfertige interessirt

Digitized by Google

dann, das sich Regende, sich Entwickelnde, das Ursprüngliche und Primitive. Die noch währende Herbstausstellung hat ihren Reiz, merkwürdig genug, in einem bunten Allerhand von guten Werken vielfältig klingender Namen. Aus allen Richtungen der Kunst und der Windrose finden sie sich hier zu einem durch Abwechselung ergötzenden Beieinander. Sogar ein Erzherzog hat ein gar nicht dilettantenhaftes Bild beigesteuert, mit dem er freilich noch nicht als ein Standesgenosse des hochkünstlerischen jungen Schwedenprinzen Eugen gelten kann. Sonst sind es durchweg Künstler, über die ein Jeder sein Urtheil fertig und bereit hat. Das soll nicht heißen, diese Meinungen seien in Allem die selben. Bei Herrn Schulte mag Das eher einmal möglich sein; aber an diesem Orte, wo mit Beharrlichkeit der blinde Widerwille gegen Böcklin gebrochen wurde, wo kürzlich erst der Pointillist Henri Martin eine gastliche Stätte fand, sieht man neben dem sorglosen Getändel der Saporetti, Postiglione, Boedini und Simonet den schweren trüben Ernst des Max Liebermann in plötzlichem Gegensatz, der das Unbehagen und den Widerspruch Derer erweckt, welche die Kunst wie Schlagsahne naschen wollen, — von weniger harmlosen Gelüsten ganz zu schweigen. Es giebt aber auch höher und tiefer veranlagte Menschen, die das Leben zu herberen Genüssen erzog, daß sie nicht in der sonnigen Helle einer schönen, reichen, lachenden Welt nur freundliche Dinge wohlgefällig schauen, sondern durch den grauen Nebel eines armen, kümmerlichen Landes auch Erscheinungen und Vorgänge wahrnehmen, die ihnen der edelsten Theilnahme und der Verherrlichung würdig dünken. Liebermann und Verherrlichung! Ich höre die seichten Spötter kichern. Verklärt nicht das hingebende Mitfühlen dieses aufrichtigen, unbestochenen Schilderers diese fahle, feuchtkalte Alltäglichkeit mit einem warmen Scheine? Goldige Sonnenflecken umspielen freundlich die Gruppe ärmlicher Mädchen, die da vor der grauen Mauer emsig nähend hocken. Das ist eines der sieben ausgestellten Bilder Liebermanns. Mit dreien steht Fritz von Uhde an seiner Seite; darunter ist das Gemälde, das eine Sensation des letzten Salons auf dem Marsfelde war: das wegmüde Weib, das seiner schweren Stunde entgegensieht, rastet, indessen der besorgte Mann um Obdach anspricht vor der hereinbrechenden schneeschwangeren Winternacht. Uhde zeichnet seine frommen Menschen mit dem Reifen des Heiligenscheines um die Stirne. Liebermanns Gestalten brauchen dieses äußerliche Kennzeichen nicht; so wie sie still dahinleben, sind sie umflossen von dem heiligen Scheine des Martyriums der Armuth und Mühsal. Wenn man die beiden Künstler einander vergleicht, wird Liebermann darum als der Stärkere erscheinen. Der ernste Kunstfreund aber wird sie Beide mit jenen farbenheiteren formenzierlichen Bildern der spanischen und italienischen Künstler zugleich genießen und hochschätzen können. Verschiedene Lebensanschauungen und Temperamente, die eben durch die einzig eigenthümliche Sprache ihren künstlerischen Ausdruck erhielten.

In der großen Berliner Kunstausstellung, die weder durch Medaillen noch durch persönliche Verdienste ausgezeichnet gewesen ist, waren außer Liebermann auch andere Seinesgleichen nicht vertreten. Eine Befriedigung des Ehrgeizes glaubten sie in dem reizlosen Wettbewerb dort nicht zu finden und suchten darum anderwärts höhere Ehren. Den Bemühungen rühriger Kunsthändler erst muß man in Berlin erlesene Kunstgenüsse verdanken.

Friedrich Fuchs.

Digitized by Google

Getreide-Spekulation.

Heute leiden einige Riesenländer unter keiner anderen Noth mehr als unter der zu niedriger Getreidepreise. Gewöhnlich übersieht der ferner Stehende, daß der Konsument sich doch eben auch nur sättigen kann, so daß ungemessene Portionen auf den Einzelnen unmöglich entfallen können. Ein ungeheueres Gebiet, Argentinien, das anfangs der achtziger Jahre noch importirte, wirft jetzt in Massen sein Getreide auf den Weltmarkt. Da nun die Union und Rußland glänzende Ernten hatten, ist der Preis so niedrig wie noch nie. Die Amerikaner, angesichts der theuren Maispreise, füttern zum Theil ihr Vieh mit Weizen, die Russen lassen oft ihren Roggen auf dem Felde verfaulen, weil der Preis der Transportkosten nicht lohnt. Das sind schlimme Zustände, die sich auch so leicht nicht ändern werden, da schlechtere Ernten in den Konsumländern wohl das Uebel lindern, aber nicht heben können. Man muß eben auf eine Einschränkung der Produktion warten, die sich aber keineswegs wie die von Kohle reguliren läßt. Und Baumwolle anstatt des Getreides zu säen, wäre bei dem unerhörten Tiefstand des Baumwollpreises gleichfalls Selbstmord.

Vor Allem ist in Rußland überhaupt nichts Anderes zu bauen. Es liegen Briefe aus Cherson vor, also aus Gegenden, die sogar auf die Ausfuhrstraße münden; selbst dort sind die Angebote so beispiellos niedrig, daß die Transportkosten sich nicht lohnen. Wie muß es dann aber erst im Innern von Rußland aussehen, wo die Frachten so viel theurer sind! Ein günstiger Umstand liegt lediglich in der Stabilität des Rubelkurses, dessen Schwankungen bekanntlich bis vor zwei Jahren noch eine besondere Spekulation bald reich werden, bald verarmen ließ. Dieser operative Eingriff Wittes hat also doch schließlich heilsam gewirkt. Vielleicht aber blicken wir jetzt überhaupt zu viel auf Rußland. Hat man doch sogar jüngst von Kohlenlieferungen dahin gesprochen. Nun ist es richtig, daß die dortigen Bahnen, die noch mit Holz heizen, diese Feuerungart aufgeben wollen, aber doch nicht, um zur Kohle, sondern, um zum Petroleum überzugehen. Petroleum wird schon auf vielen russischen Bahnen verwandt und vor Allem bei den Wolgadampfschiffen. Von Kohle würde im gegebenen Falle zunächst polnische, niemals aber Ruhrkohle benutzt werden.

Ungarn, auf dessen Ernteaussichten die Börse so gern in Bahnaktien spielt, spricht am Weltmarkte nicht mit. Der Export geht nur noch nach Südostdeutschland und der Schweiz. Englands Konsum ist deshalb so beträchtlich, weil der Ackerbau in weiten Strecken bereits ganz fehlt.

Frankreich hat diesmal eine ausgezeichnete Ernte gehabt und sein sonst so starker Bezug vom Auslande hat sich in Folge Dessen derart ermäßigen können, daß im internationalen Getreideabsatz ein großes Loch sichtbar geworden ist. Da Frankreich Brotfrucht genug baut, um sich in normalen Zeiten nahezu selbst ernähren zu können, so könnten gerade dort die Méline'schen Schutzmaßregeln einen großen Erfolg haben und Frankreich könnte als Großkonsument überhaupt aus dem Markte verschwinden. Das wäre für Amerika und Rußland ein neuer Schlag. Im Uebrigen ist der Schutzzoll auf französisches Getreide durchaus nicht allein nach dem Geschmack einer einflußreichen Kammerfraktion, ich habe auch ernsthafte und unterrichtete Regirungleute wiederholt in dem selben Sinne urtheilen hören. Zahlreiche Franzosen nehmen sich in dieser Beziehung England als Schreckbild vor Augen und meinen steif und fest, daß ihrem Bauernstand noch zu helfen sei.

Digitized by Google

Deutschland, das zwar einstweilen keinen seiner Bevölkerung genügenden, aber doch einen ungemein beträchtlichen Ackerbau besitzt, kommt als Konsument auf dem Weltmarkte erst in dritter Linie. Immerhin sind wir das einzige Volk, das Roggen gebraucht. Den Zoll darauf bezahlt heute, wo die Preise wie Schnee zerschmelzen, thatsächlich der Exporteur, nämlich Rußland. Eine etwa stattfindende Schädigung unserer Produktion durch die Satzungen des Handelsvertrages wird vom deutschen Kaufmann verneint, indessen wird wohl von anderer Seite, aus den Kreisen der Landwirthe, die Bejahung nicht ausbleiben. In diesen komplizirten Dingen hat sich der Handel mit Unrecht sehr lange Zeit als allein maßgebend angesehen; heute ist sein Selbstbewußtsein sichtlich geschmälert. Umgekehrt darf aber eine neue Strömung auch nicht zu einem völligen Außerachtlassen der kaufmännischen Meinung führen.

Wie stellt sich nun zu dem völlig veränderten Preisniveau die Getreide-Spekulation? Es ist wohl Jedem geläufig, daß der Weltpreis in New-York und Chicago bestimmt wird. Da Dies für effektive Waare der Fall sein muß, so bleibt die gleiche Erscheinung auch für das Termingeschäft bestehen. Aber wie kläglich ist es jetzt drüben mit der Hausse und Baisse bestellt! Nicht etwa aus der innern Lage der Marktes heraus, sondern angesichts der schweren Wirthschaftkrisis, deren Nachwehen sich in der gegenwärtigen Physiognomie der Union schmalwangig und abgezehrt genug ausmalen. Zeigen doch die amerikanischen Eisenbahnen noch immer schlechte Einnahmen, so daß die einstige Hoffnung auf rasche Erholung immer mehr herniedergeht. Alles Das läßt auch keine Getreidespekulation in dem alten großen Stil aufkommen. In früheren Zeiten, wenn der Yankee Getreide für spottbillig hielt, so traten einige Kumpane zusammen und kauften 50 Millionen Bushels Weizen auf. Zu einem solchen Ringe ist gegenwärtig kein Geld da. Es müßte schon Baron Hirsch sich vom Kupfer, Kaffee und Zucker hinweg auch dem Getreide zuwenden.

Auch die europäische Spekulation hinkt flügellahm. Sie hat zu stark bluten müssen und hütete sich somit, für den diesmaligen Winter wie sonst zu kaufen. Diese Depression des regelmäßigen Termingeschäftes hält natürlich von einzelnen Excessen noch nicht zurück. Beispiel: jenes hübsche Duell an der Berliner Börse gegen den letzten Ultimo hin! Als Waffe wurde Roggen gewählt. Baissiers hatten enorm verkauft (ca. 21000 Tonnen) und dann möglichst viel Waare von Rußland und auch Deutschland zu beziehen gesucht. Die Hausse ihrerseits verstand es, Waare und immer wieder Waare festzulegen, und nahm die Angebote der Blankoverkäufer auf. Diese sahen dann den Endtermin herankommen, ohne genügende Mengen erhalten zu können, und nun verkauften ihnen jene Haussiers den selben Roggen sehr theuer. Waare stieg plötzlich auf M. 119½, um andern Tags, also am 1. Oktober, wieder auf M. 110 zurückzugehen, den niedrigsten Preis, der seit Langem erlebt war. Die Berliner Lager zeigten denn auch Bestände von Roggen wie noch nie! Was geht Das die Mitwelt an, könnte man fragen, falls sich die Spekulanten unter einander abthun. Die Mitwelt wenig, aber z. B. die Müller an der Elbe, die mit ihrem reellen Bedarf auf den Berliner Markt angewiesen sind. Man sollte gegen solche Kämpfe nicht so einfach gesetzliche Maßregeln improvisiren, die dem legitimen Handel nur zu leicht schaden könnten, aber des Nachdenkens wäre es schon werth, in welcher Weise gewissen Frivolitäten beizukommen wäre.

Pluto.

Digitized by Google

Der kleine Gracchus.

Als Battista Pradi eines Tages merkte, er könnte einmal ein großer Mann werden, hatte er gerade achtzehn Jahre voll und galt für den größten Esel seiner Klasse. Er befand sich damals in einem kritischen Moment seines Lebens, denn er stand vor dem Abiturienten-Examen und war ganz und gar nicht darauf vorbereitet.

Zu seinem Glück hatte am Sonntag des Verfassungfestes eine Knabenschaar — etliche Gymnasiasten waren natürlich dabei —, den guten Einfall, auf dem Markt die „Marcia reale" auszupfeifen und mit lautem Ungestüm das „Garibaldi-Lied" zu verlangen. Die Militärmusik jedoch hielt sich an ihre Ordre und kümmerte sich nicht im Geringsten um das Geschrei. So nahm der Tumult zu, die Polizei griff ein und arretirte drei oder vier Jungen. Die liebe Jugend machte hierauf einen Höllenlärm und wollte die Arrestanten frei haben; sie folgte den Polizisten bis zum Wachtlokal, dessen Thür man der Menge vor der Nase zuschlug.

„Schimpf und Schande! So mit uns umzuspringen!" rief Jemand; und Battista Pradi, der einer der Hitzigsten war, kletterte auf den Vorsprung eines Fensters im Erdgeschoß und hielt mit dem Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft eine Ansprache an die Menge. Er donnerte gegen die verrottete Regirung, gegen die niederträchtige Polizei und die aufgeblasene Aristokratie, — die eigentlich mit der ganzen Geschichte gar nichts zu thun hatte. Pradi besaß eine starke Stimme, gestikulirte lebhaft und brachte mit Pathos zahllose Thorheiten vor. Das sind Eigenschaften, die man besitzen muß, wenn man nach dem Ruhm eines Volksredners geizt. Es brach denn auch ein wahrer Beifallssturm los, und plötzlich ging unserem Lyceumsstudenten ein Licht auf —: er war ja der geborene Politiker!

Nun aber war während seiner Rede einer seiner Schulkameraden zur Stelle, so ein rechter Musterschüler, den dieser unverhoffte Triumph des Genossen vielleicht verdroß und der just an die letzte Lektion des Geschichtprofessors dachte; dieser Bengel rief in foppendem Tone aus: Ei, seht doch den kleinen Gracchus! Die Umstehenden glaubten, Gracchus sei der Name des Redners, und zwei oder drei fingen an, zu brüllen: Gracchino soll leben! — Hoch der kleine Gracchus! riefen darauf die Anderen und klatschten dem Battista Pradi, der den Grund gar nicht begriff, mächtigen Beifall. Gerade in dem Augenblick wurde die Thür des Wachtlokals aufgerissen und ein Korporal mit zwei Mann forderte die Menge auf, auseinanderzugehen. Einige gehorchten und gingen weg; aber die Widerspänstigsten und Neugierigsten blieben, um den Redner, der fortfuhr, seine Beredsamkeit ausströmen zu lassen, weiter zu hören. Was aber die mündliche Aufforderung nicht vermochte, Das erreichten Trompetenstöße.

Digitized by Google

Man hätte sich unter den Mauern Jerichos glauben können. Sofort war die Straße geräumt; nur ein einziger Demonstrant fiel in die Hände der Polizei, — und der Eine war Battista Pradi, der, so hurtig er auch von seinem Fenstervorsprung herabgestiegen war, doch hinter der Menge der Fliehenden zurückblieb. Der kleine Demosthenes mußte trotz seinen kräftigen Protesten die Nacht auf der Wache zubringen, und zwar gemeinsam mit den anderen Arrestanten, die sich über ihr hartes Geschick und die Menge des Ungeziefers verschiedenster Gattung beklagten. Nicht so unser Held; nachdem er den ersten Eindruck überwunden hatte, hüllte er sich in würdevolles Schweigen und berauschte sich an den glänzenden Ruhmesvisionen, die an seinem geistigen Auge vorüberzogen. Wirklich, es war nicht zu verkennen, seine Lehrer nahmen ihn nicht ernst, seine Mitschüler lachten über sein schlechtes Latein und seine falschen Gleichungen! Sicherlich aber würde ihnen das Lachen vergangen sein, wenn sie den Beifall vernommen hätten, der heute seine Worte übertönt hatte. Sie sollten nur abwarten; das Lachen würde ihnen schon vergehen, wenn er, und zwar in kurzer Zeit, erst ein Volksredner geworden wäre!

Der Gefangene kratzte sich den Kopf — Niemand hat je gewußt, ob ers aus physischen oder moralischen Beweggründen that — und begann, über den Namen Gracchino, mit dem man ihn begrüßt hatte und der, was ihm jedoch nicht einfiel, auch wohl Krächzer bedeuten konnte, nachzudenken. Während er so hin und her darüber sann, schien ihm, daß sein Mitschüler Gigi Mazzuola, dessen kreischende Stimme man gar nicht verkennen konnte, zuerst jenen Namen ausgesprochen und daß am Tage zuvor der Professor in der Schule über gewisse Brüder Gracchus, Römer, große Redner, große Feinde des Adels, geredet habe. Weiter wußte Battista Pradi von ihnen nichts, denn es war nicht seine Gewohnheit, auf Das, was seine Lehrer faselten, achtzugeben. Jedoch darüber bestand bei ihm kein Zweifel, daß Gigi Mazzuola, der immer gewissenhaft seine Lektionen büffelte, sei es im Ernst, sei es im Scherz, beabsichtigt hatte, ihn mit jenen Herren Gracchus zu vergleichen. Wie Dem auch sei: Pradi nahm weder den Spitznamen, der seiner Eitelkeit schmeichelte, noch das Diminutiv, das durch seine kleine Gestalt gerechtfertigt wurde, übel; er ging im Kerker auf und ab und murmelte seine zukünftigen Reden so lange zwischen den Zähnen, bis er sich vor Müdigkeit nicht mehr aufrecht halten konnte. Da streckte er sich auf eine Bank hin und schlief ruhig ein paar Stunden.

Am Morgen empfing Battista den Besuch des Vaters, eines alten, friedlichen Steuerbeamten, der allen Regirungen, die er während seiner langen Karriere auf einander folgen sah, die größte Ergebenheit bewiesen hatte und der nun bei dem Gedanken, einen Aufrührer zum Sohn zu haben, ganz erschreckt war. Der junge Mann empfing den Schöpfer seines Daseins mit würdevollem Ernst, redete ihm zu, mit männlichem Geiste zu ertragen, was das Schicksal über ihn verhängte; kurz, er sprach zu ihm, wie er etwa am Vorabend seiner Hinrichtung gesprochen haben würde. Doch der Aermste schwamm förmlich in Thränen, so daß die hohen Schergen des Absolutismus ihn über das Schicksal seines Sohnes beruhigten und ihm ihr Ehrenwort darauf gaben, daß hier weder vom Galgen noch von der Galeere die Rede sein könne.

Bald darauf erschien Battista Pradi vor Gericht, ward ins Verhör genommen und strafte durch seine Antworten die bis dahin bewiesene Festigkeit keineswegs Lügen. Er bestand auf seinem freien Bürgerrecht, tadelte kühn die

Digitized by Google

Haltung der Polizeiorgane und würde wohl noch mehr Großartigkeiten vorgebracht haben, hätte ihm nicht der Richter mit einer der üblichen Verweisungen den Mund verboten.

Man machte ihm den Prozeß durch direkte Vorladung vor das Zuchtpolizeigericht. Ein durch seine volksthümliche Beredsamkeit bekannter Anwalt bot Pradi seine Dienste an; ein exdemokratisches Blatt, die „Verhängnißvolle Stunde", versprach, die Verhandlungberichte zu veröffentlichen; und an dem Tage, da diese überaus wichtige Sache vorkommen sollte, war der Gerichtssaal von Zuhörern überfüllt, gerade als ob es gelte, Charlotte Corday oder Felice Orsini zu richten. Der Vorgeladenen waren Vier, aber nur Pradi, der Aufsässigste von allen, erregte das Interesse des Publikums. Nur ihm zu Liebe erschöpfte der Anwalt Gazzaria das ganze Arsenal der Beredsamkeit. Die natürlichen Menschenrechte und die unsterblichen Grundsätze von anno 1789, die Märtyrer des Spielbergs und die Tausend Garibaldis, Triest und Trient und Nizza und Savoyen —: sie alle mußten bei der glänzenden Vertheidigungrede selbstverständlich herhalten und die große Zuhörermenge wurde zu solchem Enthusiasmus hingerissen, daß sich der Vorsitzende zweimal genöthigt sah, mit der Räumung des Saales zu drohen.

Nach Beendigung der Reden, der Repliken und Dupliken, zogen sich die Richter zur Berathung zurück und traten nach anderthalb Stunden wieder in den Saal, mit einer ausgearbeiteten und von grammatischen Schnitzern wimmelnden Sentenz, die alle vier Angeklagten mit Rücksicht auf ihre Minderjährigkeit freisprach. Daß man ihn so wie einen Knaben abthat, verdroß Battista Pradi nicht wenig und hätte auf seine entzündete Einbildungskraft vielleicht wie ein kaltes Sturzbad gewirkt, wenn nicht der ausgezeichnete Patriot Annibale Randini, der Chefredakteur der „Verhängnißvollen Stunde", ihm in seinem Herzensdrange die biedere Rechte hingestreckt hätte, während er ihn gleichzeitig zu seiner Auflehnung gegen die bestehende Gewalt beglückwünschte. Er sagte ihm, daß das Heil Italiens in den Händen der Minderjährigen liege und daß er, Randini, nur ihnen die Leuchte der Kultur und des Fortschritts anvertraut haben würde. Ueberschwänglicher Stolz erfüllte unseren Angeklagten bei dem Gedanken, daß er einst dieses heilige Gut empfangen werde, und er begriff nun besser als je die gänzliche Unnützlichkeit der Schulstudien. Dennoch erschien er wieder im Lyceum, wo ihm der Direktor eine Standpauke hielt, einige Mitschüler ihn feierten, andere ihn mit der Neugierde betrachteten, mit der man ein seltenes Thier anstaunt. Gracchus! kleiner Gracchus! ging es durch die Bänke. Er aber rollte gewaltig die Augen und trug eine befriedigte Miene zur Schau.

Im Examen passirte ihm dann, was vorauszusehen war, ein glänzender, vollständiger Durchfall. Damit verschlossen sich denn unserem kleinen Gracchus, wie er von jetzt an immer heißen wird, die Schulpforten; aber zur selben Zeit öffneten sich ihm die des Journalismus; denn Herr Annibale Randini, als natürlicher Beschützer der hoffnungvollen Jugend, bot ihm die Mitarbeiterschaft an der Tageschronik der „Verhängnißvollen Stunde" an.

* * *

Einige Jahre später hatte Gracchino glänzend erfüllt, was er versprochen hatte. Da er in der Redaktion der „Verhängnißvollen Stunde" ein- und ausging, machte er sich eifrig über die kleine, aber gewählte Bibliothek des Herrn Annibale und konnte so, wie er es doch in der Schule nie gekonnt hätte, die

Digitized by Google

Lücken seiner Bildung ausfüllen. Aus jenen werthvollen Werken lernte er erst die wahre zeitgenössische Geschichte Italiens kennen; da überzeugte er sich, daß die „Scharmützel" von Magenta und Solferino die Sache der Unabhängigkeit nicht um einen Schritt weiter gebracht hatten und daß viele der Männer, die man als die Hauptförderer der National-Befreiung verehrte, nichts Anderes waren als — um ein biblisches Wort zu gebrauchen — Gefäße der Ungerechtigkeit. Dann behute Gracchino seine Forschungen bis zur französischen Revolution aus, sah, wie die geniale Gestalt Marats Alle überragte und ward von einer innigen Begeisterung für jene herzerhebende Epoche ergriffen, die furchtsame Seelen Schreckenszeit genannt hatten und deren milder Abglanz die liebe Commune von 1871 war. Schließlich war es ihm auch beschieden, das praktische Leben besser kennen zu lernen, sowie die Thaten jener beiden Gracchen, denen er seinen Spitznamen schuldete. Nun wollen wir aber nicht sagen, daß er von dem Ergebniß seiner Bemühungen vollkommen befriedigt war. Die beiden Herren Gracchus hatten ihre Sache sehr ernst genommen und waren elendiglich umgekommen; Das machte auf unseren Gracchino einen einigermaßen peinlichen Eindruck. Gleichwohl kam er im Hinblick auf den verschiedenen Charakter der Zeiten zu der weisen Schlußfolgerung, daß, wenn auch die Gracchen bei ihrer Sendung die Haut gelassen hatten, die modernen Gracchini es wohl auf hundert Jahre bringen könnten, zumal man heutzutage sehr viel mehr riskirt, wenn man den Königen, als wenn man den Völkern den Hof macht.

Mit solchem Studiensack ausgerüstet, einem bunten Repertoire rhetorischer Figuren und einem reichlichen Vorrath an Unverschämtheit, hat Gracchino, was er braucht, um in der Welt vorwärts zu kommen. Herr Annibale Raudini hat zwar die Leuchte der Kultur und des Fortschritts seinen Händen noch nicht anvertraut, aber er ruht auf seinen eignen Lorbeern und überläßt dem jüngeren Kämpen zum größeren Theil die Leitung der „Verhängnißvollen Stunde". Gracchino schreibt über Politik und Literatur, und wenn es in der Syntax auch hapert, so ist er dafür in der Gesinnung um so fester. In einem Leitartikel, der eine kleine Spalte ausmacht, richtet er einen Staatsmann zu Grunde; mit drei Zeilen im „Lokalen Theil" zerschmettert er einen armen Autor. Da er den Ursprung seines Ruhmes nicht vergißt, redet er jeder Auflehnung, jeder Revolte, jeder Gesetzesverletzung, das Wort und weiß die Mißstände in der Behörde nicht hart genug zu tadeln. Den beiden Grundsätzen: Unterdrücken und Vorbeugen — stellt er einen dritten entgegen: Weder Vorbeugen noch Unterdrücken. Denn wer vorbeugt, erdrosselt den Gedanken, wer unterdrückt, die That. Zweimal wurde der „Verhängnißvollen Stunde" durch ihn Beschlagnahme und Prozeß beschert; aber die Beschlagnahme steigerte den Absatz und der Prozeß schlug, Dank der Weisheit des Gerichtshofes, in einen Triumph für den Direktor des Blattes und für ihn selber aus. Nun ist der Staatsanwalt Philosoph geworden und drückt beide Augen zu.

Das Schreiben ist übrigens für Gracchino nur eine Nebenbeschäftigung; weit mehr liegt ihm an seiner Reputation als Redner. Um diese blühend und frisch zu erhalten, läßt er sich keine Gelegenheit entgehen, öffentlich zu sprechen. Die Sitzungen des „Radikalen Klubs" genügen ihm nicht; er inszenirt Volksversammlungen, Gedenkfeste, feierliche Leichenbegängnisse. Er hält Reden in Sälen, in Theatern, auf Kirchhöfen und auf dem Markt. Immer hat er irgend einen Gewaltakt auf Lager, gegen den er donnern muß, irgend ein mit

Digitized by Google

Füßen getretenes Recht, das es zu rächen gilt, irgend einen Lebenden, der beschimpft, irgend einen Toten, der zu den Sternen erhoben werden muß. Er bringt Anträge ein und läßt durch Acclamation Tagesordnungen gegen die Regirung beschließen, Tadelsvoten gegen den Zaren aller Reußen und den Kaiser von Oesterreich, Zustimmungtelegramme an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Grüße und Dankeskundgebungen an Luise Michel und an Henri Rochefort.

Aber in der Wahlzeit namentlich muß man ihn sehen. Dann ist er wahrhaft der Bewunderung würdig, und zwar um so mehr, als er bis jetzt für einen Kandidaten nach seinem Herzen noch nicht kämpfen konnte. Doch Das verschlägt ihm nichts; wenn er auch mit seinen Freunden keineswegs zufrieden ist, sie allzu lau und lahm findet, so opfert er sich dennoch großmüthig für sie auf und leiht ihnen seine beredte Unterstützung überall, in den Versammlungen der eigenen und in denjenigen der Gegenpartei. Er steigt auf Stühle, auf Tische, donnert, kreischt, brüllt, mit zerzaustem Haar, sprühenden Augen, mit drohender und prophetischer Geberde. Und je mehr er redet, desto mehr erhitzt er sich, desto ungeheuerlicher schwellen seine Sätze an, desto reichlicher schmücken sie sich mit Redeblumen, die wie ein Schwarmregen von Raketen auf die Köpfe der verblüfften Zuhörer herniederzischen und prasseln.

Das ist Alles Unsinn! sagen die Pedanten. Ein ganzer Berg von Unverstand! Er spricht, als wäre er besessen!

Es ist möglich, daß die Pedanten nicht so ganz Unrecht haben. Aber sie mögen nur den Versuch machen, ihn einmal zu unterbrechen, einmal nach ihm das Wort zu ergreifen. Wie dann die hundetreuen Seelen, die ihm überallhin folgen, die Menge aufhetzen, daß sie tobt, stampft, mit Stöcken auf den Fußboden trommelt, Keinen mehr nach Gracchino hören will und fordert, daß die Versammlung unter dem Eindruck seiner Rede auseinandergehe! Freilich, wollte man Einen aus dieser Menge fragen, was Gracchino denn eigentlich gesagt habe, so würden Wenige zu antworten wissen, vielleicht Gracchino selber auch nicht. Er weiß nur, daß er die gewohnten Phrasen herausgepraffelt hat — und sein Vorrath ist nicht eben sehr groß —; aber er entsinnt sich nicht mehr, wie er die eine mit der anderen zusammenschweißte, noch wie er jede auf den besonderen Fall anwendete. Um einander und um sich selbst zu begreifen, dazu müssen die Leute und Gracchino einander von Angesicht zu Angesicht sehen. Das geht wie mit zwei Seidlitzschen Pulvern, die nur schäumen, wenn sie in dem selben Glase gemischt werden. Dennoch ist Gracchino, wenn er jemals angegriffen wird, und besonders ist ers seit Kurzem, ruhig und gleichmüthig. Er hört den Gegenredner an, und wenn er seine Gründe nicht anerkennt, so giebt er ihm doch in einer Kleinigkeit Recht und ist wenigstens bereit, die Exzesse der anderen Gracchini, die im schönen Lande Italia umherschwärmen, zu bedauern. Hat er aber Zwei vor sich, die gegen ihn sprechen, so fängt er an, die Ruhe zu verlieren; sind es ihrer Drei, so verliert er sie ganz und gar; bei Vieren kann er dem Versuche, seine volkstribunenhaften Tiraden loszulassen, nicht mehr widerstehen. Dann jedoch ist es aus mit ihm. Das Bischen Licht, das einen Moment in seinem Kopfe gedämmert hatte, erlischt; er verliert den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, sieht die Dinge nur in phantastischen Formen und Verhältnissen, so wie sie ihm durch das Prisma des Fanatismus erscheinen. Er berauscht sich an seinen eigenen Worten, am Klang seiner

Digitized by Google

Stimme und in Augenblicken, in denen er ungereimtes Zeug drauflosschwatzt, meint er es, mehr als je, wirklich ehrlich.

So ist unser Gracchino ein seltsames Gemisch von Ueberzeugung und Ueberzeugungslosigkeit; aber wer ihn für einen einfachen Charlatan oder für einen Verrückten nehmen wollte, würde sich eben so täuschen wie Der, der ihn für einen Apostel gelten ließe. Er ist nicht der Mann der langwierigen und finsteren Schleichwege; er thut nichts Böses mit dem Vorsatz, zu schaden. Andererseits jedoch hindert ihn eine versteckte, unheilbare Eitelkeit, dieses Leben aufzugeben, in das er sich nun einmal hineingestürzt hat. Er weiß nur zu gut, daß seine Kraft in Dem beruht, was seine Verkleinerer seine Narrheit nennen; er weiß, daß, wenn seine Meinungen, seine Sprechweise, sein Gebahren sich den Meinungen, der Sprechweise, dem Gebahren sogenannter vernünftiger Menschen anpaßten, er wie ein gänzlich Unbekannter in der Menge sich verlieren würde. Und so ist er keineswegs gewillt, das zerbrechliche Szepter, das er in der Hand hält, niederzulegen. Hat er einmal einen lichten Augenblick, so befällt ihn ein Gefühl von Abscheu und Ekel bei dem Gedanken an die Sorte von Menschen, die sich ihm nachdrängt, seine Gegner einschüchtert und ihn im Triumph durch die Stadt trägt. Welch ein seltsamer Mischmasch von Simpeln und Gaunern! Da sind aus den Lebenskämpfen Versprengte, Studenten, die nicht studiren, Arbeiter, die nicht arbeiten, dunkle Existenzen, die keinen Beruf haben, Subjekte, die unsagbare Dinge betreiben und für die jedes politische Narrenspiel einen guten Vorwand abgiebt, sich die Maske des Patrioten aufzusetzen und aus dem Schatten, in den sie sich verbergen, aus dem Schlamme, in dem sie sich wälzen, hervorzukriechen; wahrhaftig, auf einen solchen Stab kann ein General nicht stolz sein! Und bei kaltem Blute ist auch Gracchino keineswegs stolz darauf und nimmt seine Anhänger für Das, was sie in der That sind. Aber in tumultuarischen Versammlungen, wenn sie ihm Beifall klatschen und die Anderen zum Applaus mit sich fortreißen, verklärt sie ihm eine weise Selbsttäuschung. Dann ist dieses Gesindel die Blüthe der Bürgerschaft und dessen Stimme der Donnerruf des Volkes; und Das sind sie auch, so lange Gracchino einen Artikel über die imposante Demonstration niederschreibt; sie hören erst auf, es zu sein, in dem Augenblick, wo man ihm den Bürstenabzug zur Korrektur bringt.

Wer in der Seele Gracchinos zu lesen vermöchte, Der würde sich bis zu einem gewissen Punkte diese Widersprüche erklären können. Gracchino hofft, der arme Betrogene, sich seiner unbequemen Freunde zu entledigen, sobald er sich ihrer zur Erwählung des Kandidaten nach seinem Herzen bedient haben wird. Das Jahr 1895 soll nur erst da sein! sagte er eines Tages zu einem Freunde mit geheimnißvoller Miene, als ob er eine kabbalistische Zahl verriethe. Im Jahre 1895 wird nämlich der kleine Gracchus dreißig Jahre voll haben und endlich wählbar sein. Und der Kandidat nach seinem Herzen — wers etwa noch nicht wüßte —: Das ist er selbst.

Venedig. Enrico Castelnuovo.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von C. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 3. November 1894.

Caprivi.

Während der letzten Wochen war in der öffentlichen Behandlung der deutschen Politik die äußerste Zurückhaltung nothwendig geworden. Wer einigermaßen, nach dem hübschen Ausdruck der Zeitungssprache, Fühlung hatte, Der wußte, daß die Wetterzeichen auf Sturm deuteten, und deshalb empfahl es sich nicht, ausführliche Betrachtungen an ein atmosphärisches Bild zu knüpfen, das vor dem Wehen der nächsten Stunde vielleicht schon zerflattern konnte. Und da die Entfesselung des Sturmes von einer Stelle abhing, deren Willensrichtung kein Kompaß verräth, so gebot der Takt, und auch die Vorsicht, die Vermuthungen und das Echo des sacht umherschleichenden Raunens sorgfältig in des Busens Tiefe zu bewahren. Die lieben Leiter der lieberen Presse, die solche Vorsicht nicht übten, besahen zum Schaden auch noch den Spott: in dem renommistischen Bestreben, als gut informirte und eingeweihte Politiker vor der Abonnentenschaar zu erglänzen, breiteten sie behaglich an jedem Tage zweimal das Gespinnst aus Klatsch und Zwischenträgerei vor dem gaffenden Haufen aus, wisperten Mancherlei von Eulenburg und von Caprivi, versicherten hier und leugneten dort, schmähten und priesen, feierten Feste und schaufelten Grabstätten, — und mußten am Ende erleben, wie die rauhe Wirklichkeit ihnen in die künstlichsten Wirbel tölpelte. Mildernde Umstände mag man den Herren immerhin zubilligen: der Normalabonnent liest lieber zehnmal zehn Unwahrheiten, die nach zwölf Stunden widerrufen werden müssen, als nur ein einziges Mal das Geständniß, daß der mystisch thronende Redakteur

Digitized by Google

nicht weiser ist als seine Leser; der Normalabonnent wünscht eine Nachrichtenpresse, er wünscht sogenannte Informationen, möglichst sensationell klingende, die auf nüchternen Magen ihm die Nerven angenehm rütteln, und er ist der souveraine Herr und Gebieter, dessen Geschmack der Verleger nach Höflingsart bänchlings bestaunt. Den Berufsjournalisten hätte es wohl gekitzelt, von dem Erlauschten und Erwitterten Einiges mitzutheilen und die Sturmwarnung auszusenden, — auf die Gefahr, das leise Werden der Ereignisse jäh damit zu unterbrechen; denn der Berufsjournalist ist ein Kämpfer auf eigene Faust, ist ein Mann, der täglich zeigen muß, daß er auf der Höhe des Allerneuesten steht. Der stille Betrachter aber, der nur zu reden braucht, wenn er Etwas zu sagen hat, konnte ruhig abwarten, bis die Zeit erfüllet ward, und er mußte früh genug nur dafür sorgen, daß nicht nach dem Verbrausen des Sturmes allerlei Splitter und Steinchen das helle Bild den Blicken entstellen konnten.

Der Sturm ist vorüber. Graf Georg Leo von Caprivi hat seine Entlassung aus den Aemtern des Reichskanzlers und des preußischen Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten erbeten und erhalten, die Brillanten zum Orden vom Schwarzen Adler sind ihm verliehen worden und er ist nun wieder General der Infanterie. In vielen Zeitungen konnte man lesen, die Nachricht habe „gewaltige Aufregung hervorgerufen"; vielleicht in den Redaktionen; außerhalb der Schwarzkünstlerwelt wurde die Sache ungemein gleichmüthig hingenommen. Als die Meldung kam — der Börsen-Courier war, spaßhaft genug, zuerst mit einem Extrablatt auf dem Platze —, da war mancher schlimme Witz zu vernehmen, hier oder dort wohl auch ein Ausruf froher Genugthuung; von irgend einer tiefer gehenden Erregung aber war nicht das Allergeringste zu bemerken und die Börse sogar, von der man doch eine Aeußerung der Theilnahme erwarten durfte, ließ den Leichenjubel in eine muntere Haussestimmung ausströmen, denn ihre Besucher sind, wo es sich um die Geschäftchenmacherei handelt, zu Sentimentalitäten durchaus nicht geneigt und sie erinnerten sich noch rechtzeitig daran, daß der Caprivismus politisch zwar wundervoll war, daß er an Profiten aber herzlich wenig gespendet hatte. Draußen freilich, auf dem Lande, wo man die Wurzel der Ereignisse nicht so genau erkennen kann und wo die frische Luft leicht auch einen frohen Optimismus auftreibt, eilte die willkommene Botschaft rasch durch die

Digitized by Google

Dörfer und pochte die mählich schon eingeschlummerte Hoffnung auf bessere Zeiten jauchzend empor. Das objektive Urtheil wird den Eindruck so ungefähr festzuhalten haben: der Rücktritt des Generals von Caprivi hat den Werthe schaffenden Ständen im Deutschen Reich eine lange ersehnte Befriedigung gewährt, er hat Alle, die mit den historisch gewordenen Einrichtungen des Reiches bis zum Jahre 1890 unzufrieden waren, verstimmt und er hat im Auslande die Politiker beunruhigt, die auf eine bescheidene Willfährigkeit der deutschen Regirung gerechnet hatten. Das ist genau das Gegentheil des Wiederhalls, den einst die Entlassung Bismarcks weckte: damals konnten ganze Spalten mit ausländischen Preßfabrikaten gefüllt werden, in denen die Trennung des jungen Kaisers von dem Schöpfer des Reiches als eine harte, aber unvermeidliche Nothwendigkeit bezeichnet wurde; heute lesen wir, wie bitterlich die Czechen, Polen, Engländer, Russen und Ungarn das Scheiden des Grafen Caprivi beklagen. Und noch ein Unterschied zeigt sich, der wichtigste, zwischen den beiden Ereignissen: damals ahnte ein Jeder, ob auch verkündet wurde, der Kurs solle der alte bleiben, daß die Geschicke des deutschen Volkes an einem Wendepunkt angelangt seien; heute hoffen die Anhänger des Entlassenen, einen Wechsel der Politik nicht fürchten zu müssen, und unter den Gegnern fürchten sehr Viele, diesen Wechsel nicht erhoffen zu dürfen. Bismarck war ein Programm, war das Programm des Deutschen Reiches, und der Graf von Caprivi war nur, nach eignem Geständniß, der verantwortliche Vollstrecker höherer Weisungen. Als der erste Kanzler fortgeschickt war, konnte ein kluger Franzose schreiben: „Il n'est plus rien que M. de Bismarck; à la vérité, c'est encore quelque chose." Von dem zweiten Kanzler wird selbst die beflissenste Freundschaft Aehnliches nicht behaupten können; er nimmt den Grafentitel mit sich, eine ansehnliche Pension, sehr viele Orden, einige Bilder und Büsten, das Patent eines Ehrenbürgers von Rickerts Gnaden, hohe und höchste Auszeichnungen, schwungvolle Handschreiben und einen ungeheueren Ballen papiernen Ruhmes; auf den selbst gehämmerten Werth einer großen Persönlichkeit aber muß er verzichten und künftig bescheidentlich sich damit begnügen, ein General wie andere Generale zu sein.

Den Unterschieden, über die man ein Buch schreiben könnte, reiht sich eine Aehnlichkeit an: heute wie damals ist die Legende bemüht, um die Gründe der Entlassung geschäftig ihre täuschenden

Digitized by Google

Schleier zu nähen. Es hat lange gedauert, bis die Welt erfuhr, warum Bismarck gehen mußte, und manches bedeutsame Detail ist auch jetzt noch nicht publici iuris; die abenteuerlichsten Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt und der Haß verkletterte sich bis zu der Behauptung, der Kanzler habe, mit schnöden Intriguen, die Minister gegen den Kaiser aufgehetzt und schließlich sogar den Anstand verletzt, der im Verkehr mit dem Monarchen unter allen Umständen Pflicht ist; die schöne Geschichte von dem Tintenfaß ist sammt den übrigen Anekdötchen noch in Aller Gedächtniß. Auch dem Grafen Caprivi hat es während der letzten zwei Jahre gewiß nicht an erbitterten Gegnern gefehlt, aber schon hier zeigt es sich, daß sie aus anderem Holze sind als die schnaubenden Bismarckhasser; nirgends hat sich auch nur die leiseste Verdächtigung hervorgewagt, sondern in ruhiger Gelassenheit wurde die Thatsache festgestellt, daß die gröblichen Angriffe, die in den von der Wilhelmstraße ressortirenden Blättern gegen den preußischen Ministerpräsidenten verübt worden waren, den letzten Anstoß zu der Verabschiedung gegeben hatten. Dafür aber waren die Freunde des Entamteten um so eifriger bei der Arbeit, ihrem Helden noch einen Abschiedslorbeer zu winden und in alle Lüfte zu rufen, daß er als ein Opfer seiner freiheitlichen Gesinnung glorreich gefallen sei, tückisch gemeuchelt von den schleichenden Schergen der finstersten Reaktion. Das stimmt vortrefflich zu der Rolle eines Hospitanten der Freisinnigen Vereinigung, in die der Kanzler allgemach hineingewachsen war; nur stimmt es nicht zu den wirklichen Vorgängen. Der General von Caprivi hat niemals den Wünschen seines Kriegsherrn widerstrebt, er hat sich auch in der Frage des Kampfes gegen die Umsturzgelüste dem Willen des Monarchen anbequemt; Das ist der ehrenwerthe Standpunkt eines im Dienst ergrauten Soldaten, aber er sperrt der Legende den Weg, die den Entlassenen als ein Opfer unerschütterlicher Ueberzeugungen hinstellen möchte. Die Möglichkeit dieser Legende hatten die guten Menschen und schlechten Politiker geschaffen, die den Grafen Caprivi als ein Hinderniß auf dem Wege des Kaisers denunzirten, und gerade von dieser Stelle, wo vielleicht ein wirksamer Abgang gesucht werden sollte, mußten noch vor dem Verbrausen des Sturmes die Splitter und Steinchen sorgsam hinweggeräumt werden. Die Arbeit war nicht sehr angenehm, aber nöthig; sie hat Alle, die nicht absichtlich täuschen oder getäuscht werden wollen, zu der klaren Erkenntniß geführt, daß

Digitized by Google

der zweite Kanzler im Deutschen Reich nicht über einen sachlichen Widerspruch gestrauchelt ist. Er mußte gehen, weil er die Kränkung eines Kollegen, an der er nicht ganz unbetheiligt sein konnte, nicht wieder gut machen wollte. Diese Klarheit ist nützlich, weil sie den Versuch einer Apotheose vereitelt; leider giebt sie nur auf die wichtigste Frage uns keine Antwort: ob die Trennung von der Person für den Kaiser auch eine Trennung von dem System zu bedeuten hat.

Worin dieses System bestand? Vielleicht ist es dem verantwortlichen Träger selbst niemals deutlich zum Bewußtsein gekommen. Er las täglich, daß er ein bedeutender Staatsmann sei, nicht, wie sein schlimmer Vorgänger, einer von hastiger Genialität, leidenschaftlich im Treffen und Fehlen, sondern der ruhige, kaltblütig den Blick weit vorausschickende Führer des Volkes, der kein anderes Interesse kennt als das Wohlergehen des Vaterlandes; nicht die künstlerisch wirkende Persönlichkeit Bismarcks, aber der silberne Adel Moltkes sollte ihm eigen sein und zwischen den Zeilen war immer zu lesen, solche sicher beharrende Kraft sei dem Reich sehr viel nützlicher als das impetuose Temperament des Größeren. Wer Menschliches menschlich mißt, wird begreifen, daß der General von Caprivi dem holden Märchen gern glaubte, — um so lieber, als es ja von Männern verbreitet wurde, die nachdrücklich stets sich als politische Gegner des Kanzlers bekannten. Man muß auch zugeben, daß das Gewebe sehr fein und schlau zugerichtet war; unerschütterlich fest stand das Dogma: nur schamlose Interessenjäger und feile Wichte, die aus der Bismarckbewunderung ein schnödes Geschäft machten, verfolgten mit gehässiger Feindseligkeit den leitenden General, in dessen Lager die ganze Schaar der wahren Vaterlandsfreunde sich sammelte. Und auch diesem Dogma neigte der Mann von gestern sich gläubig. Nicht einen Augenblick schien ihm der Gedanke zu dämmern, der doch so nahe lag: wenn diese Leute mich preisen und feiern, so geschieht es nur, weil ich ihre Geschäfte besorge. Die Gedanken des Grafen Caprivi schienen sich vielmehr nach dieser Richtung zu bewegen: welche ganz vortrefflichen Leute, diese Liberalen und Sozialisten; ich bin ein streng konservativer Mann, aber sie spenden meiner eifrigen Arbeit fürs Reich dennoch die herzlichste Anerkennung, — ganz im Gegensatz zu den Konservativen, die mich, ihren Parteigenossen, schmähen, weil ich ihren eigensüchtigen Wünschen nicht dienstbar werden will. Der Text und die Weise waren bis aufs I-Pünktchen den freisinnigen Zeitungen ent-

Digitized by Google

lehnt und so entstand allgemach ein System, das man epigrammatisch so etwa bezeichnen könnte: nachdem der erste Kanzler dreißig Jahre hindurch mit dem deutschen Volk gegen die berliner Freisinnspresse regirt hatte, kam ein neuer Mann, der mit dieser Presse gegen die Wünsche der Mehrheit des deutschen Volkes regirte.

Die Ziele, denen diese Presse näher zu kommen versucht, sind, an und für sich betrachtet, gewiß durchaus ehrenwerth, genau so ehrenwerth wie die Wünsche der Sozialdemokraten, der Polen und Welfen; nur mit den historisch gewordenen Einrichtungen des Deutschen Reiches sind sie nicht zu vereinbaren. Man kann freisinnig regiren, sich für Parlamentsherrschaft, Freihandel, Nationalismus, Abrüstung und ähnliche schöne Dinge begeistern und sich bemühen, die deutsche Welt zu einem Paradiese der Bourgeoisie umzugestalten. Man kann auch so regiren, daß die Sozialdemokraten oder die Polen oder die Welfen zufrieden sind; dabei aber muß man sich immer sagen, daß auf diesem Wege die Erhaltung dieses Reichsorganismus nicht liegt; gleichviel: vielleicht hat der Vertreter einer solchen Politik das Rezept für ein besseres Reich in der Tasche. Eines nur ist unmöglich: man kann nicht nach den Wünschen der Freisinnigen, der Sozialdemokraten, der Polen und Welfen regiren und doch das mühsam und künstlich geschaffene Reich, in dem wir seit einem Vierteljahrhundert nun leben, erhalten und befestigen wollen. Und dieses Eine gerade, das Unmögliche, hat der General von Caprivi gewollt und für eine Weile auch scheinbar erreicht. Er war der Kanzler nach dem Herzen der Herren Koscielski und Rickert, Herr Bebel bescheinigte ihm, daß er seinen Platz gut ausfülle, Herr Richter sagte an seiner Bahre ganz treffend, jeder entschieden liberale Mann könne sich künftig auf das Zeugniß des Grafen Caprivi berufen, — und der also Verherrlichte hielt sich trotz Alledem für einen konservativen Mann. Darin liegt das tragikomische Element dieser unheilvollen Episode, die Komik der Stellung des früheren Kanzlers und die Tragik seines Sturzes. Er wurde gefeiert, weil er Das nicht war, was er doch sein wollte; und er ist an den Lobgesängen schließlich erstickt.

Die Geschichte wird ihn sehr hart beurtheilen. Sie wird sehen, daß er, ohne zwingende Nöthigung, ein Amt übernahm, dem seine Vorbildung und sein Können nicht gewachsen waren, daß er die Belehrung und die Rathschläge verschmähte, die der Berufenste ihm

Digitized by Google

bereit hielt, daß er eine in jedem Zuge unproduktive Politik trieb, für die organischen Lebensbedingungen des ihm anvertrauten Reiches kein Verständniß hatte, die gesunden Ueberlieferungen atomisirte und dem nationalen Empfinden immer ein Fremdling blieb. Die Geschichte wird nicht danach fragen, ob er im Einzelnen selbst Alles verschuldet hat und wie oft er — nach seinem Lieblingsausdruck — sich in einer Zwangslage befand; denn die Geschichte wird sagen, daß ein politisch verantwortlicher Mann nur bis zu dem Punkt gehen darf, wo die innerste Ueberzeugung ihm die Umkehr gebietet. Auch die Anerkennung der guten Absicht wird das Urtheil nicht wesentlich modifiziren; fortgeschickte Dienstmädchen mögen stolz sein, wenn ihnen bescheinigt ist, daß sie fleißig, willig und treu waren; in Deutschland galt es für einen politischen Beamten bisher nicht als ein besonderer Ruhm, wenn man ihm solches Zeugniß ins Dienstbuch schrieb. Es ist selbstverständlich, daß ein Reichskanzler keine silbernen Löffel stiehlt und daß er die ehrliche Absicht hat, nach bester Kraft die Geschäfte zu fördern; für Diebe und Landesverräther giebt es noch Richter im Deutschen Reich. Aber freilich: der Graf von Caprivi war der Ehrenmann par excellence und von seiner Ritterlichkeit konnte man in allen Börsenblättern bis zum Erbrechen lesen. Die Herren, die, mit einem feigen Blinzeln nach dem Mann in Varzin, Das täglich verkündeten, mögen durch ihren Privatverkehr mit dem Entlassenen besonders gut orientirt gewesen sein. Das öffentliche Urtheil, das aus verborgenen Quellen nicht schöpfen kann, hat keinen Grund, an der tadellosen Ehrenhaftigkeit des Herrn Caprivi zu zweifeln, und es braucht bei einer Analyse seines Charakters sich nicht aufzuhalten. Nur mögen die läppischen Lügner, die gar nichts dabei finden, den Miquel und Eulenburg schmähliche Streberkünste anzudichten, und die in Delirien verfallen, wenn gegen ihren Helden sich sachlicher Widerspruch regt, nicht wähnen, daß die Erfahrungen der letzten vier Jahre vergessen sind: die Aechtung des Fürsten Bismarck durch den Mann, der später dann bei dem Vervehmten seine Karte abgab, die ins Ungeahnte sich dehnende Beeinflussung der Presse, die gerichtliche und gesellschaftliche Verfolgung der Gegner, der Versuch, auf die freie Entschließung der Richter einen amtlichen Druck zu üben, — diese Erscheinungen, denen sehr viele andere zu gesellen wären, sind von dem Caprivismus nicht mehr zu trennen. Auch der Geschichtschreiber wird sie finden und er wird neben dem

Digitized by Google

tiefen Schatten dieser Periode vergebens die blendenden Lichtseiten suchen, von denen die längst dann vergilbte Zeitungmakulatur so Ueberschwängliches ihm zu melden weiß. Die Reden und die Thaten des Grafen Caprivi bleiben und werden zeugen; wer darin auch nur einen schöpferischen, einen selbst gefundenen Gedanken, nur ein dauernd segensreiches Vollbringen zu entdecken vermag, — Der soll mit seinem Funde hier der willkommenste Gast sein.

Wenn die Geschichtschreibung angewandte Psychologie geworden sein wird, dann erst wird auch das Wirken des Grafen Caprivi den milderen Richter finden. Dieser Richter wird einen Mann vor sich sehen, dem das lastende Gepäck der ererbten und anerzogenen Vorurtheile, bureaukratischer und militärischer, die Freiheit des Willens und der Anschauung lähmte; einen Mann, der mit der ganzen bitteren Antipathie des armen adeligen Offiziers sein Leben lang auf die glücklicheren Standesgenossen geblickt hatte; dem der Grundbesitzer der Vater prassender Reitschüler war; der in großstädtischer Stickluft das Gepräge empfangen und über das Phrasengerassel der Zeitungen niemals das Lächeln gelernt hatte. Dieser Mann wird vor eine Aufgabe gestellt, die ihm, wiederum nach eigenem Geständniß, die Erinnerung an die Zeiten weckt, wo er als Kind mit verbundenen Augen in einem dunklen Zimmer sich zurecht tasten sollte. Er fühlt unsicher umher, tappt und strauchelt, denn durch die Binde fällt kein erleuchtender Schimmer. Soll er Denen nicht dankbar sein, die an Freundeshand ihm die sicheren Wege weisen und zu hohem Ruhm und hellen Ehren ihn geleiten, — zu dem Ruhm und den Ehren, die er im gläubigen Gemüth für die allein echten und werthvollen hält? Die neuen Freunde sagen ihm ja, daß er der Mann der Situation ist, daß nur die Großstadtpolitik zum wahren Heile führt, daß der Großgrundbesitzer auf Staatskosten sich mästen und schlemmen will und daß die Masse des arbeitenden Volkes den Auserwählten des Schicksals in frohem Jubel umschirmt. Zu lieblich ist solche Suggestion, als daß sie nicht wirken müßte: die Erinnerungen der Jugend mischen sich mit dem belebenden Gefühl eines ersten Rausches, die tieferen Zusammenhänge erschließen den ungeübten Sinnen sich nicht und schließlich dünkt der Held der brausenden Jubelchöre sich den einzig klar Sehenden und ahnt nicht, der Aermste, daß er noch immer die Binde trägt.

Digitized by Google

Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen.*)

Es giebt Gegner der Philosophie: und man thut wohl, auf sie zu hören, sonderlich, wenn sie den erkrankten Köpfen der Deutschen die Metaphysik widerrathen, ihnen aber Reinigung durch die Physis, wie Goethe, oder Heilung durch die Musik, wie Richard Wagner, predigen. Die Aerzte des Volkes verwerfen die Philosophie; wer diese also rechtfertigen will, mag zeigen, wozu die gesunden Völker die Philosophie brauchen und gebraucht haben. Vielleicht gewinnen, falls er Dies zeigen kann, selbst die Kranken die ersprießliche Einsicht, warum gerade ihnen dieselbe schädlich sei. Es giebt zwar gute Beispiele einer Gesundheit, die ganz ohne Philosophi, oder bei einem ganz mäßigen, fast spielerischen Gebrauche derselben bestehen kann; so lebten die Römer in ihrer besten Zeit ohne Philosophie. Aber wo fände sich das Beispiel der Erkrankung eines Volkes, dem die Philosophie die verlorene Gesundheit wiedergegeben hätte? Wenn sie je helfend, rettend, vorschützend sich äußerte, dann war es bei Gesunden, die Kranken machte sie stets noch kränker. War je ein Volk zerfasert und in schlaffer Spannung mit seinen Einzelnen verbunden, nie hat die Philosophie diese Einzelnen enger an das Ganze zurückgeknüpft. War je Einer gewillt, abseits zu stehen und um sich den Zaun der Selbstgenugsamkeit zu ziehen, immer war die Philosophie bereit, ihn noch mehr zu isoliren und durch Isolation zu zerstören. Sie ist gefährlich, wo sie nicht in ihrem vollen Rechte ist: und nur die Gesundheit eines Volkes, aber auch nicht jedes Volkes, giebt ihr dieses Recht.

*) Dieser Artikel ist die Einleitung einer ungedruckten Schrift, die Nietzsche in den ersten Monaten des Jahres 1873 verfaßt hat und die in der zweiten Abtheilung seiner Werke (bei C. G. Naumann in Leipzig) am Anfang des nächsten Jahres veröffentlicht werden wird. Die Eigenthümlichkeiten des Stils und der Schreibweise sind streng gewahrt worden.

Digitized by Google

Schauen wir uns jetzt nach jener höchsten Auktorität für Das um, was, an einem Volke gesund zu heißen hat. Die Griechen, als die wahrhaft Gesunden, haben ein für allemal die Philosophie gerechtfertigt dadurch daß sie philosophirt haben; und zwar viel mehr, als alle anderen Völker. Sie konnten nicht einmal zur rechten Zeit aufhören; denn noch im dürren Alter gebärdeten sie sich als hitzige Verehrer der Philosophie, ob sie schon unter ihr nur die frommen Spitzfindigkeiten und die hochheiligen Haarspaltereien der christlichen Dogmatik verstanden. Dadurch, daß sie nicht zur rechten Zeit aufhören konnten, haben sie selbst ihr Verdienst um die barbarische Nachwelt sehr verkürzt, weil diese, in der Unbelehrtheit und dem Ungestüm ihrer Jugend, sich gerade in jenen künstlich gewebten Netzen und Stricken verfangen mußte.

Dagegen haben die Griechen es verstanden, zur rechten Zeit anzufangen, und diese Lehre, wann man zu philosophiren anfangen müsse, geben sie so deutlich, wie kein anderes Volk. Nicht nämlich erst in der Trübsal: was wohl Einige vermeinen, die die Philosophie aus der Verdrießlichkeit ableiten. Sondern im Glück, in einer reifen Mannbarkeit, mitten heraus aus der feurigen Heiterkeit des tapferen und siegreichen Mannesalters. Daß in dieser Zeit die Griechen philosophirt haben, belehrt uns eben so über Das, was die Philosophie ist und was sie soll, als über die Griechen selbst. Wären jene damals solche nüchterne und altkluge Praktiker und Heiterlinge gewesen, wie es sich der gelehrte Philister unserer Tage wohl imaginirt, oder hätten sie nur in einem schwelgerischen Schweben Klingen Athmen und Fühlen gelebt, wie es wohl der ungelehrte Phantast gerne annimmt, so wäre die Quelle der Philosophie gar nicht bei ihnen ans Licht gekommen. Höchstens hätte es einen bald im Sande verrieselnden oder zu Nebeln verdunstenden Bach gegeben, nimmermehr aber jenen breiten, mit stolzem Wellenschlage sich ergießenden Strom, den wir als die griechische Philosophie kennen.

Zwar hat man mit Eifer darauf hingezeigt, wie viel die Griechen im orientalischen Auslande finden und lernen konnten, und wie Mancherlei sie wohl von dort geholt haben. Freilich gab es ein wunderliches Schauspiel, wenn man die angeblichen Lehrer aus dem Orient und die möglichen Schüler aus Griechenland zusammenbrachte und jetzt Zoroaster neben Heraklit, die Inder neben den Eleaten, die Egypter neben Empedokles oder gar Anaragoras unter den Juden und Pythagoras unter den Chinesen zur Schau stellte. Im Einzelnen ist wenig ausgemacht worden; aber den ganzen Gedanken ließen wir uns schon gefallen, wenn man uns nur nicht mit der Folgerung beschwert, daß die Philosophie somit in Griechenland nur importirt und nicht aus natürlichem, heimischem Boden gewachsen

Digitized by Google

sei, ja daß sie, als etwas Fremdes, die Griechen wohl eher ruinirt als gefördert habe. Nichts ist thörichter, als den Griechen eine autochthone Bildung nachzusagen, sie haben vielmehr alle bei anderen Völkern lebende Bildung in sich eingesogen, sie kamen gerade deshalb so weit, weil sie es verstanden, den Speer von dort weiter zu schleudern, wo ihn ein anderes Volk liegen ließ. Sie sind bewunderungswürdig in der Kunst, fruchtbar zu lernen: und so, wie sie, sollen wir von unseren Nachbarn lernen, zum Leben, nicht zum gelehrtenhaften Erkennen, alles Erlernte als Stütze benutzend, auf der man sich hoch und höher als der Nachbar schwingt. Die Fragen nach den Anfängen der Philosophie sind ganz gleichgiltig, denn überall ist im Anfang das Rohe, Ungeformte, Leere und Häßliche, und in allen Dingen kommen nur die höheren Stufen in Betracht. Wer an Stelle der griechischen Philosophie sich lieber mit egyptischer und persischer abgiebt, weil jene vielleicht „originaler" und jedenfalls älter sind, der verfährt eben so unbesonnen, wie Diejenigen, welche sich über die griechische so herrliche und tiefsinnige Mythologie nicht eher beruhigen können, als bis sie dieselbe auf physikalische Trivialitäten, auf Sonne, Blitz, Wetter und Nebel als auf ihre Uranfänge zurückgeführt haben, und welche zum Beispiel in der beschränkten Anbetung des einen Himmelsgewölbes bei den anderen Indogermanen eine reinere Form der Religion wiedergefunden zu haben wähnen, als die polytheistische der Griechen gewesen sei. Der Weg zu den Anfängen führt überall zu der Barbarei; und wer sich mit den Griechen abgiebt, soll sich immer vorhalten, daß der ungebändigte Wissenstrieb an sich zu allen Zeiten eben so barbarisirt als der Wissenshaß, und daß die Griechen durch die Rücksicht auf das Leben, durch ein ideales Lebensbedürfniß ihren an sich unersättlichen Wissenstrieb gebändigt haben — weil sie Das, was sie lernten, sogleich leben wollten. Die Griechen haben auch als Menschen der Kultur und mit den Zielen der Kultur philosophirt und deshalb ersparten sie sich, aus irgend einem autochthonen Dünkel die Elemente der Philosophie und Wissenschaft noch einmal zu erfinden, sondern gingen sofort darauf los, diese übernommenen Elemente so zu erfüllen, zu steigern, zu erheben und zu reinigen, daß sie jetzt erst in einem höheren Sinne und in einer reineren Sphäre zu Erfindern wurden. Sie erfanden nämlich die typischen Philosophenköpfe, und die ganze Nachwelt hat nichts Wesentliches mehr hinzu erfunden.

Jedes Volk wird beschämt, wenn man auf eine so wunderbar idealisirte Philosophengesellschaft hinweist, wie die der altgriechischen Meister Thales, Anaximander, Heraklit, Parmenides, Anaxagoras, Empedokles, Demokrit und Sokrates. Alle jene Männer sind ganz und aus Einem Stein gehauen. Zwischen ihrem Denken und ihrem Charakter herrscht strenge

Digitized by Google

Nothwendigkeit. Es fehlt für sie jede Konvention, weil es damals keinen Philosophen- und Gelehrtenstand gab. Sie alle sind in großartiger Einsamkeit als die Einzigen, die damals nur der Erkenntniß lebten. Sie alle besitzen die tugendhafte Energie der Alten, durch die sie alle Späteren übertreffen, ihre eigene Form zu finden und diese bis ins Feinste und Größte durch Metamorphose fortzubilden. Denn keine Mode kam ihnen hilfreich und erleichternd entgegen. So bilden sie zusammen Das, was Schopenhauer im Gegensatz zu der Gelehrten-Republik eine Genialen-Republik genannt hat: ein Riese ruft dem anderen durch die öden Zwischenräume der Zeiten zu, und ungestört durch muthwilliges, lärmendes Gezwerge, welches unter ihnen wegkriecht, setzt sich das hohe Geistergespräch fort.

Von diesem hohen Geistergespräch habe ich mir vorgesetzt zu erzählen, was unsere moderne Harthörigkeit etwa davon hören und verstehen kann: das heißt gewiß das Allerwenigste. Es scheint mir, daß jene alten Weisen von Thales bis Sokrates in ihm alles Das, wenn auch in allgemeinster Form, besprochen haben, was für unsere Betrachtung das Eigenthümlich-Hellenische ausmacht. Sie prägen in ihrem Gespräche wie schon in ihren Persönlichkeiten die großen Züge des griechischen Genius aus, deren schattenhafter Abdruck, deren verschwommene, und deshalb undeutlich redende, Kopie die ganze griechische Geschichte ist. Wenn wir das gesammte Leben des griechischen Volkes richtig deuteten, immer würden wir doch nur das Bild wiedergespiegelt finden, das in seinen höchsten Genien mit lichteren Farben strahlt. Gleich das erste Erlebniß der Philosophie auf griechischem Boden, die Sanktion der sieben Weisen, ist eine deutliche und unvergeßliche Linie am Bilde des Hellenischen. Andere Völker haben Heilige, die Griechen haben Weise. Man hat mit Recht gesagt, daß ein Volk nicht sowohl durch seine großen Männer charakterisirt werde, als durch die Art, wie es dieselben erkenne und ehre. In anderen Zeiten ist der Philosoph ein zufälliger einsamer Wanderer in feindseligster Umgebung, entweder sich durchschleichend oder mit geballten Fäusten sich durchdrängend. Allein bei den Griechen ist der Philosoph nicht zufällig: wenn er im sechsten und fünften Jahrhundert unter den ungeheuren Gefahren und Verführungen der Verweltlichung erscheint und gleichsam aus der Höhle des Trophonios mitten in die Ueppigkeit, das Entdeckerglück, den Reichthum und die Sinnlichkeit der griechischen Kolonien hineinschreitet, so ahnen wir, daß er als ein edler Warner kommt, zu demselben Zwecke, zu dem in jenen Jahrhunderten die Tragoedie geboren wurde, und den die orphischen Mysterien in den grotesken Hieroglyphen ihrer Gebräuche zu verstehen geben. Das Urtheil jener Philosophen über das Leben und das Dasein überhaupt besagt so sehr

Digitized by Google

viel mehr als ein modernes Urtheil, weil sie das Leben in einer üppigen Vollendung vor sich hatten, und weil bei ihnen nicht, wie bei uns, das Gefühl des Denkers sich verwirrt in dem Zwiespalt des Wunsches nach Freiheit, Schönheit, Größe des Lebens und des Triebes nach Wahrheit, die nur fragt: Was ist das Leben überhaupt werth? Die Aufgabe, die der Philosoph innerhalb einer wirklichen, nach einheitlichem Stile gearteten Kultur zu erfüllen hat, ist aus unseren Zuständen und Erlebnissen deshalb nicht rein zu errathen, weil wir keine solche Kultur haben. Sondern nur eine Kultur, wie die griechische, kann die Frage nach jener Aufgabe des Philosophen beantworten, nur sie kann, wie ich sagte, die Philosophie überhaupt rechtfertigen, weil sie allein weiß und beweisen kann, warum und wie der Philosoph nicht ein zufälliger beliebiger, bald hier- bald dorthin versprengter Wanderer ist. Es giebt eine stählerne Nothwendigkeit, die den Philosophen an eine wahre Kultur fesselt: aber wie, wenn diese Kultur nicht vorhanden ist? Dann ist der Philosoph ein unberechenbarer und darum Schrecken einflößender Komet, während er im guten Falle als ein Hauptgestirn im Sonnensysteme der Kultur leuchtet. Deshalb rechtfertigen die Griechen den Philosophen, weil er allein bei ihnen kein Komet ist.

Nach solchen Betrachtungen wird es ohne Anstoß hingenommen werden, wenn ich von den vorplatonischen Philosophen als von einer zusammengehörigen Gesellschaft rede und ihnen allein diese Schrift zu widmen gedenke. Mit Plato beginnt etwas ganz Neues; oder, wie mit gleichem Rechte gesagt werden kann, seit Plato fehlt den Philosophen etwas Wesentliches, im Vergleich mit jener Genialen-Republik von Thales bis Sokrates. Wer sich nicht günstig über jene älteren Meister ausdrücken will, mag sie die Einseitigen nennen und ihre Epigonen, mit Plato an der Spitze, die Vielseitigen. Richtiger und unbefangener würde es sein, die letzteren als philosophische Mischcharaktere, die ersteren als die reinen Typen zu begreifen. Plato selbst ist der erste großartige Mischcharakter, und als solcher sowohl in seiner Philosophie als in seiner Persönlichkeit ausgeprägt. Sokratische, pythagoreische und heraklitische Elemente sind in seiner Ideenlehre vereinigt: sie ist deshalb kein typisch-reines Phänomen. Auch als Mensch vermischt Plato die Züge des königlich abgeschlossenen und allgenugsamen Heraklit, des melancholisch-mitleidsvollen und legislatorischen Pythagoras und des seelenkundigen Dialektikers Sokrates. Alle späteren Philosophen sind solche Mischcharaktere; wo etwas Einseitiges an ihnen hervortritt, wie bei den Cynikern, ist es nicht Typus, sondern Karikatur. Viel wichtiger aber ist, daß sie Sektenstifter sind, und daß die von ihnen gestifteten Sekten insgesammt Oppositionsanstalten gegen die hellenische Kultur und deren bisherige Einheit des Stils waren. Sie suchen in ihrer Art eine Erlösung, aber nur für

Digitized by Google

die Einzelnen oder höchstens für nahestehende Gruppen von Freunden und Jüngern. Die Thätigkeit der älteren Philosophen geht, obschon ihnen unbewußt, auf eine Heilung und Reinigung im Großen; der mächtige Lauf der griechischen Kultur soll nicht aufgehalten, furchtbare Gefahren sollen ihr aus dem Wege geräumt werden, der Philosoph stützt und vertheidigt seine Heimath. Jetzt, seit Plato, ist er im Exil und konspirirt gegen sein Vaterland.

Es ist ein wahres Unglück, daß wir so wenig von jenen älteren philosophischen Meistern übrig haben und daß uns alles Vollständige entzogen ist. Unwillkürlich messen wir sie, jenes Verlustes wegen, nach falschen Maßen und lassen uns durch die rein zufällige Thatsache, daß es Plato und Aristoteles nie an Schätzern und Abschreibern gefehlt hat, zu Ungunsten der Früheren einnehmen. Manche nehmen eine eigene Vorsehung für die Bücher an, ein fatum libellorum: dies müßte aber jedenfalls sehr boshaft sein, wenn es uns Heraklit, das wunderbare Gedicht des Empedokles, die Schriften des Demokrit, den die Alten dem Plato gleichstellen und der jenen an Ingenuität noch überragt, zu entziehen für gut fand und uns zum Ersatz Stoiker, Epikuräer und Cicero in die Hand drückt. Wahrscheinlich ist uns der großartigste Theil des griechischen Denkens und seines Ausdrucks in Worten verloren gegangen: ein Schicksal, über das sich Der nicht wundern wird, der sich der Mißgeschicke des Scotus Erigena oder des Pascal erinnert und erwägt, daß selbst in diesem hellen Jahrhundert die erste Auflage von Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung zu Makulatur gemacht werden mußte. Will Jemand für solche Dinge eine eigene fatalistische Macht annehmen, so mag er es thun und mit Goethe sprechen: „Uebers Niederträchtige Niemand sich beklage; denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage". Es ist in Sonderheit mächtiger als die Macht der Wahrheit. Die Menschheit bringt so selten ein gutes Buch hervor, in dem mit kühner Freiheit das Schlachtlied der Wahrheit, das Lied des philosophischen Heroismus angestimmt wird: und doch hängt es von den elendesten Zufälligkeiten, von plötzlichen Verfinsterungen der Köpfe, von abergläubischen Zuckungen und Antipathien, zuletzt selbst von schreibefaulen Fingern oder gar von Kerbwürmern und Ungewitter ab, ob es noch ein Jahrhundert länger lebt oder zu Moder und Erde wird. Doch wollen wir nicht klagen, vielmehr uns selbst die Abfertigungs- und Trostworte Hamanns gesagt sein lassen, die er an die Gelehrten richtet, die über verlorene Werke klagen: „Hatte der Künstler, welcher mit einer Linse durch ein Nadelöhr traf, nicht an einem Scheffel Linsen genug zur Uebung seiner erworbenen Geschicklichkeit? Diese Frage möchte man an alle Gelehrte thun, welche die Werke der Alten nicht klüger als jener die Linsen zu gebrauchen wissen." Es wäre in unserem Falle noch hinzuzufügen, daß uns kein Wort, keine Anekdote,

Digitized by Google

keine Jahreszahl mehr überliefert zu sein brauchte, als überliefert ist, ja daß selbst viel weniger uns erhalten sein dürfte, um die allgemeine Lehre festzustellen, daß die Griechen die Philosophie rechtfertigen.

Eine Zeit, die an der sogenannten allgemeinen Bildung leidet, aber keine Kultur und in ihrem Leben keine Einheit des Stils hat, wird mit der Philosophie nichts Rechtes anzufangen wissen, und wenn sie von dem Genius der Wahrheit selbst auf Straßen und Märkten proklamirt würde. Sie bleibt vielmehr, in einer solchen Zeit, gelehrter Monolog des einsamen Spazirgängers, zufälliger Raub des Einzelnen, verborgenes Stubengeheimniß oder ungefährliches Geschwätz zwischen akademischen Greisen und Kindern. Niemand darf es wagen, das Gesetz der Philosophie an sich zu erfüllen, Niemand lebt philosophisch, mit jener einfachen Mannestreue, die einen Alten zwang, wo er auch war, was er auch trieb, sich als Stoiker zu gebärden, falls er der Stoa einmal Treue zugesagt hatte. Alles moderne Philosophiren ist politisch und polizeilich, durch Regirungen, Kirchen, Akademien, Sitten, Moden, Feigheiten der Menschen auf den gelehrten Anschein beschränkt: es bleibt beim Seufzer „wenn doch“ oder bei der Erkenntniß „es war einmal“. Die Philosophie ist ohne Recht, deshalb müßte sie der moderne Mensch, wenn er überhaupt nur muthig und gewissenhaft wäre, verwerfen und sie etwa mit ähnlichen Worten verbannen, mit denen Plato die Tragoedendichter aus seinem Staate verwies. Freilich bliebe ihr eine Entgegnung übrig, wie sie auch jenen Tragoedendichtern, gegen Plato, übrig blieb. Sie könnte etwa, wenn man sie einmal zum Reden zwänge, sagen: „Armseliges Volk! Ist es meine Schuld, wenn ich unter dir wie eine Wahrsagerin im Lande herumstreiche und mich verstecken und verstellen muß, als ob ich die Sünderin wäre und ihr meine Richter? Seht nur meine Schwester, die Kunst! Es geht ihr wie mir, wir sind unter Barbaren verschlagen und wissen nicht mehr uns zu retten. Hier fehlt uns, es ist wahr, jedes gute Recht: aber die Richter, vor denen wir Recht finden, richten auch über euch und werden euch sagen: Habt erst eine Kultur, dann sollt ihr auch erfahren, was die Philosophie will und kann.“

Friedrich Nietzsche.

Digitized by Google

Christenthum und Buddhismus.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit, daß das beinahe älteste Religionsystem der Erde, der Buddhismus, nachdem er lange Zeit hindurch so gut wie vergessen oder nur einem engeren Kreise von Gelehrten bekannt war, seit einigen Jahrzehnten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, und zwar in einem solchen Grade, daß nicht nur eine reiche Literatur über ihn entstanden ist, sondern daß sich auch in einigen europäischen Hauptstädten kleine Vereinigungen von Buddha-Verehrern in halb kirchlicher Form gebildet haben. Ob daran der skeptische Geist der Zeit, der mit den bisherigen Religionvorstellungen nicht mehr zu harmoniren im Stande ist, oder ob zufällige Umstände mehr Schuld sind, mag hier unerörtert bleiben. Genug, daß es so ist und daß dieses allgemeine Interesse es hinlänglich rechtfertigt, wenn man sich auch in nicht eigentlich gelehrten Kreisen näher damit beschäftigt, um so mehr, als mit dem Studium der Buddha-Lehre zugleich eine Frage angeregt worden ist, die für einen sehr großen Theil der lebenden Menschheit eine unmittelbar Herz und Verstand gleichzeitig angreifende Bedeutung hat. Es ist die Frage, ob und inwieweit unsere eigenen christlichen Glaubensvorstellungen mit den Lehren des indischen Weisen zusammenhängen und ob sie nicht vielleicht als ein mehr oder weniger von ihm abhängiger oder wenigstens stark beeinflußter Glaubenskreis anzusehen sind. Auch über diese spezielle Frage hat sich bereits eine die hauptsächlichsten Kulturländer umfassende, wenn auch hinter der eigentlichen Buddha-Literatur an Umfang weit zurückbleibende Literatur entwickelt. In Deutschland hat sich namentlich Professor R. Seydel in Leipzig mit dem Gegenstand beschäftigt und das Resultat seiner vergleichenden Betrachtung in zwei Schriften niedergelegt. Auch Dr. Hübbe-Schleiden hat ein Schriftchen unter dem Titel „Jesus ein Buddhist" veröffentlicht.

In England hat Arthur Lillie in einer Schrift über den Einfluß des Buddhismus auf das Christenthum den Gegenstand sehr eingehend behandelt. Das Selbe geschah in Frankreich durch eine Schrift des Barons Harden-Hickey über biblische Plagiate durch mosaischen Brahmanismus und christlichen Buddhismus. Auch L. Jacoillot hat in einer — allerdings wohl nicht ganz zuverlässigen — Schrift die Spuren der „Bibel in Indien" in sehr eingehender Weise nachzuweisen versucht. Die neueste Veröffentlichung

Digitized by Google

dieser Art über die buddhistischen Ursprünge des Christenthums ist die des verdienten französischen Orientalisten Léon de Rosny (1894), dessen Ansichten im Wesentlichen ganz mit denen seiner Vorgänger zusammentreffen. Alle diese Autoren stimmen darin überein, daß sowohl die Buddha-Legende wie auch die buddhistische Morallehre eine solche Aehnlichkeit mit der christlichen Ueberlieferung und Moral zeigen, daß man nothwendig auf die Vermuthung ihres inneren oder historischen Zusammenhangs kommen muß. Da nun der Buddhismus weit älter ist als das Christenthum, so kann nur dieses von jenem entlehnt haben. Allerdings gehen die Meinungen über das eigentliche Alter des Buddhismus ziemlich weit auseinander; doch wird jetzt das sechste Jahrhundert vor Christi Geburt von den Gelehrten ziemlich allgemein als die Geburtzeit des Buddha-Glaubens angenommen. Auch erfreute sich die Buddha-Lehre um die Zeit Christi bereits einer sehr weiten Verbreitung, Dank dem hochgradigen Missioneifer ihrer Bekenner. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christo hatten die Schüler Buddhas bereits die Himalajah-Gegenden, Kaschmir und die Insel Ceylon in Besitz genommen. Andere Missionäre waren in vorchristlicher Zeit in China eingedrungen, wo ein kaiserliches Dekret vom Jahre 64 n. Chr. den Buddhismus staatlich anerkannte. Von hier verbreitete er sich weiter nach dem Norden, nach Korea und Japan. Es wird sogar behauptet, daß die buddhistischen Missionäre in vorcolumbischer Zeit bis in die Neue Welt vorgedrungen seien.

In occidentaler Richtung erreichten die Buddha-Lehrer über Kabul und Persien zunächst die Gegenden des Kaukasus. Im westlichen Persien soll es nach Wassiliew („Der Buddhismus") schon um das Jahr 450 vor Christi buddhistische Missionäre gegeben haben. Von Kabul aus erreichten sie Baktrien und Turkestan, von Kaschmir aus Tibet. Ja sogar in Norwegen will man nach Holmboë („Spuren des Buddhismus in Norwegen vor Einführung des Christenthums") ihren Spuren begegnet sein. Auch Kleinasien, Egypten und selbst Griechenland scheinen von den eifrigen Schülern Buddhas mit Erfolg besucht worden zu sein. Wenigstens sind nach Lillie auf alten indischen Inschriften, insbesondere auf denen von Dhauli, vier griechische Könige erwähnt, die ihren Unterthanen erlaubt haben sollen, der Religion des Königs Asoka (des Konstantins des Buddhismus, der ihn im dritten Jahrhundert vor Christo zur Staatsreligion erhob, nachdem er vorher ein erbitterter Feind des neuen Glaubens gewesen war) zu folgen. Zur Zeit Alexanders des Großen (356—323 vor Christo) muß der Buddhismus schon eine alte und im ersten Stadium der Entartung angekommene Religion gewesen sein. An die Stelle der einfachen philosophischen Lehre des Meisters traten allmählich die groben Legenden über seine Person und Lebensschicksale und die Verunstaltungen der Kirche durch

Digitized by Google

Anbetung von Heiligen, Bildern und Reliquien, sowie die Vermischung mit den unreinen Elementen anderer Glaubenskreise.

Bei dieser weiten Verbreitung des Buddhismus in vorchristlicher Zeit und bei dem Missioneifer seiner Bekenner, ferner bei dem Umstand, daß schon zur Zeit des Königs Asoka eine so überreiche buddhistische Literatur und eine solche Masse von Texten und Gesetzbüchern bestand, daß man zu dem vergeblichen Versuch genöthigt war, das allein Echte auszusondern; endlich bei dem lebhaften Schifffahrt- und Völkerverkehr, der zu jener Zeit zwischen den indischen Ländern und dem Westen bestand, ist der innere Zusammenhang zwischen der Buddha- und der Christus-Ueberlieferung in keiner Weise unerklärlich oder zu verwundern. Es müßte im Gegentheil unsere Verwunderung erregen, wenn es nicht so wäre. Wenn man auch nicht so weit zu gehen braucht, wie der berühmte Orientalist E. Burnouf, der behauptet, daß der indische Ursprung des Christenthums heutzutage gar nicht mehr bezweifelt werden könne und daß der Weg des Buddhismus von Indien bis nach Jerusalem von Station zu Station nachzuweisen sei, so wird man doch die große und nahe Verwandtschaft der beiden größten und erfolgreichsten Religionssysteme der Welt nach Form und Inhalt nicht in Abrede stellen können.

Die Rolle der Vermittelung zwischen den beiden Systemen glaubt Herr Rosny hauptsächlich der bekannten Sekte der Essäer oder Essener, aus der Christus hervorgegangen zu sein scheint, zuschreiben zu sollen. Es besteht nach seiner Angabe eine frappante Aehnlichkeit zwischen den religiösen und sonstigen Gebräuchen der Buddhisten und der Essenisten, die übrigens nicht mit den ihnen nahe verwandten, von Philo und Josephus beschriebenen alexandrinischen Therapeuten oder Seelenärzten verwechselt werden dürfen. Die Therapeuten unterschieden sich von den Essenern, die einem düsteren, kulturfeindlichen Pessimismus huldigten, durch höhere Bildung und größere Vorurtheilslosigkeit. Nach Plinius bildeten die Essener eine Gemeinschaft von ganz besonderem Charakter. Sie lebten ohne Geld und ohne Weiber und rekrutirten sich durch Aufnahme von Proselyten und durch Adoption fremder Kinder, die sie ganz in den Anschauungen ihres Bundes erzogen. Als Vegetarier und bei ihrer großen Mäßigkeit sollen Viele unter ihnen ein sehr hohes Alter erreicht haben.

Ihren Vegetarismus und ihren Hang zu strenger Mäßigkeit hatten sie gemein mit dem griechischen Philosophen Pythagoras, von dem einige Gelehrte vermuthen, daß er ein Schüler Buddhas gewesen sei und seine Theorie der Seelenwanderung aus indischen Quellen geschöpft habe. Nach Leitner soll der Name Pythagoras vielleicht aus Boudhagoras entstanden sein. Jedenfalls ist nicht zu übersehen, daß die pythagoräische Doktrin

Digitized by Google

verschiedene auffallende Aehnlichkeiten mit der zeitgenössischen Buddha-Lehre aufweist. Der berühmte englische Orientalist Colebrooke nimmt keinen Anstand, den Pythagoräismus als reinen Buddhismus zu bezeichnen. Nach Beider Lehren können die Menschenseelen nach dem Tode in andere Menschen oder in Thiere übergehen, — in Thiere als Strafe für schlechte Aufführung während des Lebens. Diese Strafe endigt mit Abwaschung in dem Fluß des Vergessens, was direkt auf den Weg zum Nirwana führt. Auch wird von beiden Weisen der Fleischgenuß perhorreszirt. Beider Lehren gipfeln in einem Moralsystem; und von Beiden werden die Schüler einem strengen Noviziat unterworfen.

Was nun die Uebereinstimmung zwischen Buddhismus und Christenthum angeht, so weisen die genannten Gelehrten diese Uebereinstimmung in ziemlich gleichlautender Weise zunächst in den Erzählungen über die Lebensschicksale der beiden Religionstifter nach. Beide, Buddha und Christus, wurden von einer unbefleckten Jungfrau geboren, nachdem beide Gatten vorher durch himmlische Intervention von dem Glück, das ihrem Hause bevorsteht, unterrichtet worden sind und sich demüthig fügen. Beider Mütter Leib war während der Dauer der von allerhand Wundern begleiteten Schwangerschaft durchsichtig, was in Bezug auf Christus aus gewissen mittelalterlichen Gemälden erhellt. Beider Geburt wird von wunderbaren Vorzeichen begleitet oder angekündigt. Beide Heilande werden als Söhne Gottes bezeichnet. Beide werden nach der Geburt von drei oder vier fremden Königen, die durch einen Stern auf ihren Weg geleitet werden, als das künftige Licht der Welt begrüßt. Eben so werden Beide von sich neigenden Bäumen begrüßt. Beide theilen alsbald nach ihrer Geburt ihrer Mutter ihre hohe Mission mit. Beide begeben sich als Kinder in den Tempel und versetzen die gelehrten Priester durch ihre Antworten in das höchste Erstaunen. Erwachsen, bereiten sich Beide auf ihre hohe Mission vor durch Fasten und einsame Meditation in der Wüste, und diese Gelegenheit benutzt der Teufel, um die an Körper und Geist Geschwächten schwerer Versuchung zu unterwerfen, der sie aber Beide siegreich widerstehen und die sie mit den selben Worten zurückweisen. Nach dieser Probe erscheinen die Engel, um ihnen zu dienen.

In einem gewissen Stadium seiner Laufbahn sah sich Sakyamuni, von seinen meisten Schülern verlassen, eben so wie nach der Erzählung des Evangeliums Johannes (VI, 67) sich viele seiner Schüler von Jesus zurückzogen. Denen, die sich anschlossen, antworteten beide Stifter mit dem stehenden Satze: Folget nach! Dabei bevorzugten Beide die Armen, Unwissenden, Unglücklichen und die Leute niederen Standes. Die Brahmanen warfen Dieses ihrem großen Gegner eben so vor, wie es später

Digitized by Google

Jesus vorgeworfen wurde, daß er seine Schüler unter dem niederen Volk wählte. Unter Beider Gefolge befand sich ein Lieblingsschüler und Einer, der den Meister verrieth. Der verrätherische Judas wird in der Buddha-Sage durch den Anti-Buddha Devadatta repräsentirt. Buddha wie Christus haben zu kämpfen gegen die Inhaber der religiösen Weisheit ihres Landes, der Erste gegen die Travidyas oder Veda-Gelehrten, der Zweite gegen die Schriftgelehrten und Ausleger des mosaischen Gesetzes.

Der Ruf beider Neuerer verbreitet sich allmählich durch das Land und das Volk strömt ihnen in Masse zu. Der Triumpheinzug Buddhas in Radjagriha läßt sich demjenigen von Jesus in Jerusalem vergleichen.

Beide sind Gegenstand einer Verklärung. Beide waschen die Füße anderer Personen, Jesus die seiner Schüler, Sakyamuni die eines Mönches, dessen Körper durch Krankheit so entstellt war, daß alle seine Schüler ihn verlassen hatten. Beide versprechen Denen, die den Glauben haben, himmlische Belohnung und empfehlen die Taufe zur Ablösung der Sünden. Der Tod Beider ist von einem großen Erdbeben und von himmlischen Erscheinungen begleitet.

Auch die Gleichnisse der Evangelien, namentlich das vom verlorenen Sohn, finden sich in den heiligen Büchern des Buddhismus und beziehen sich zumeist auf die selben Gegenstände wie die christlichen. Auch die Beigabe von Wundern spielt bei beiden Religionstiftern die nämliche Rolle, — nur mit dem Unterschied, daß diese Rolle im Christenthum eine unmittelbare, im Buddhismus mehr eine mittelbare ist. Auf dem Wasser gehen, mit einem kleinen Vorrath von Speisen eine große Menge zufrieden stellen, den Meereswellen und dem Sturm gebieten und Aehnliches sind Wunderthaten, die beiden Stiftern besser zur Bekehrung der Menge dienen als die ausgesuchteste Moral und die überzeugendsten Gründe. In Indien wie in Palästina waren sie denn auch von dem selben Erfolge begleitet.

Diese Aehnlichkeiten in dem Lebenslauf beider Stifter, denen übrigens noch viele minder wichtige an die Seite hätten gesetzt werden können, sind ohne Zweifel höchst bemerkenswerth, aber doch nicht derart, daß daraus bindende Schlüsse für die Verwandtschaft beider Religionssysteme hergeleitet werden könnten. Ist es doch in keiner Weise verwunderlich, daß sich derartige Legenden an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten in gleicher oder ähnlicher Weise bilden oder daß die eine von der anderen entlehnt. Weit wichtiger für den Nachweis dieser Verwandtschaft ist die Uebereinstimmung in den von Beiden gelehrten Moral-Prinzipien. Beide, Buddha und Christus, begegnen sich in dem Kampf gegen hohle und äußerliche Werkgerechtigkeit und Dem gegenüber in der Betonung innerer Liebe, Tugend und Gerechtigkeit. Beide predigen in fast gleichlautenden Aus-

Digitized by Google

drücken die Tugenden der Nächstenliebe, Sanftmuth, Geduld, Verzeihung, Feindesliebe, des Mitleids, der Begierdelosigkeit u. s. w. Beide schreiben vor, Beleidigungen ohne Erwiderungen zu lassen und Böses mit Gutem zu vergelten. Beide wollen für Alle ein Gesetz der Gnade bringen, nach dem Prinz und Bettler auf gleicher Stufe stehen. Beide wollen Hilfe bringen den Armen, Elenden und Gedrückten; beide eifern gegen den Reichthum. „Es ist schwer", sagt Buddha, „reich zu sein und den Weg zum Gesetz zu lernen", was ganz übereinstimmt mit dem bekannten Ausspruch Christi über die Schwierigkeit für Reiche, in den Himmel zu kommen. Beide predigen allgemeine Menschenliebe, Gleichheit vor dem Gesetz und betonen, daß ihre Lehre für alle Menschen bestimmt sei. „Die eine Lehre", sagt Buddha, „ist für Alle, wie die Strahlen der Sonne und der Glanz des Mondes, die für die ganze Welt leuchten, für den Guten wie für den Bösen, für den Hohen, wie für den Niedrigen"; und stets wird von ihm die Macht der Liebe betont, — woraus sich ergiebt, daß dieses Prinzip nicht erst vom Christenthum erfunden und in den Vordergrund gestellt worden ist. Auch das berühmte christliche Moralprinzip: „Was Ihr wollt, Das Euch die Leute thun sollen, Das thut ihnen auch" — findet sich eben so bei Buddha, nur in der negativen Wendung. Freilich war dieses Prinzip bereits dem persischen, chinesischen und egyptischen Glaubenskreise eben sowohl bekannt wie das Prinzip der Liebe. Sogar der Versuch, die allgemeine Menschenliebe an Stelle der bloßen Pietät zum obersten Moralgrundsatz zu erheben, wurde bereits von dem chinesischen Philosophen Metseu im fünften Jahrhundert vor Chr. gemacht; und in dem Munde des Confucius sowie seines berühmten Zeitgenossen Laotse sind Sätze von so reinem evangelischen Klang entdeckt worden, daß die Jesuiten-Missionäre des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, als sie in China vordrangen, ganz folgerichtig meinten, das Geheimniß des Christenthums müsse den Chinesen schon ein halbes Jahrtausend vor Christo geoffenbart worden sein.

Auch in Bezug auf die Familie huldigen Buddha und Christus verwandten Ansichten. Sie verdammen zwar nicht ausdrücklich die Familie, aber sie betrachten sie Beide als einen Nothbedarf, den man besser entbehren könne. Die fleischlichen Leidenschaften, die Sorgen des häuslichen Herds, sind für Beide nur Hindernisse auf dem Weg zur Erlangung des wahren Heils. „Selig", so heißt es im Evangelium des Lukas XXIII,29, „sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste die nicht gesäuget haben". Daher empfehlen beide Stifter dem Gläubigen, seine Frau zu verlassen und sich von Allem zu trennen, was ihm theuer ist. Während Buddha sagt, daß es besser sei, von keiner Frau begleitet zu sein, und wenn es selbst die Schwester wäre, will Jesus nur Diejenigen als Eltern und

Digitized by Google

Geschwister anerkennen, welche ihm folgen und glauben. „Ich bin gekommen", heißt es im Evangelium des Matthäus (X, 35), „zu trennen den Menschen von seinem Vater, die Tochter von ihrer Mutter, die Schwiegertochter von ihrer Schwiegermutter". Die Verleugnung der eigenen Familie durch Jesus ist bekannt. Seinen Schülern empfiehlt er vollständige Lossagung von Familienbanden (Lukas XIV, 26).

Wenn man die Aehnlichkeiten von Buddhismus und Christenthum aufsucht, so darf man andererseits auch die Verschiedenheiten nicht übersehen. Hauptunterschied beider Religionen ist das Verhältniß zu Gott, den im christlichen Sinne der Buddhismus nicht kennt. Vielmehr sind die aus dem national-indischen brahmanistischen Religionssysteme zurückgebliebenen „Götter" dem Buddha untergeordnete, selbst der Erlösung bedürftige Wesen und dessen lobpreisende, singende und bittende Verehrer. Jeder durch sein Erlösungssystem zum Buddha Gewordene ist eben so wie der Stifter selbst ein „Lehrer der Götter und Menschen", ein „Führer der Welt", und bedarf keines Gottes mehr über sich. Buddha heißt „das Wesen, das durch sich selbst existirt", sich selbst offenbart. Die Buddha-Gläubigen sind nicht Gottes, sondern Buddhas Kinder.

Disziplin, Moral und reine Humanität oder Tugendlehre sind die einzigen Vorschriften dieses merkwürdigen Religionssystems ohne Gott oder Gottesdienst, ohne Kultus, ohne Opfer, ohne Ceremonien, ohne Gebete, — kurz ohne den ganzen gebräuchlichen Apparat der Religionen.

Man hat oft die Buddha-Lehre als reinen Atheismus bezeichnet. Aber der Ausdruck dürfte nicht ganz genau sein. Buddha kennt vielmehr Gott gar nicht; er spricht nicht von ihm, außer in höchst vager, unbestimmter Weise. Die Gottesidee scheint ihm für sein System eben so entbehrlich gewesen zu sein, wie sie es für Laplace für sein System der himmlischen Mechanik war. Dagegen wendet bekanntlich Jesus die Berufung auf Gott fast ununterbrochen an. Auch die Idee himmlischer Belohnung oder Strafe ist in beiden Religionssystemen grundverschieden. Nach Buddha hängt unser Heil nur von uns selbst und von unserer Aufführung im Leben ab, während im Christenthum Alles von der himmlischen Gnade oder Ungnade bestimmt wird. Ein ewiges Höllenfeuer straft für die Sünden des kurzen irdischen Daseins, und zwar so, daß das Reich des Satans unermeßlich ist, während die himmlische Seligkeit nur wenigen Auserwählten zu Theil wird. Die Grundidee des Buddhismus über die Befreiung von den vier Uebeln des Lebens, Geburt, Krankheit, Alter und Tod, und von den Qualen der sogenannten Wiedergeburt durch Eingehen in das berühmte (allerdings durch spätere Entartung in sein direktes Gegentheil umgewandelte) Nirwana bedeutet das gerade Gegentheil der christlichen Unsterblichkeit-Idee.

Digitized by Google

Dagegen findet sich wieder das christliche Dogma von der Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist bei Buddha in der Form der „drei Kleinodien" von Buddha, Dharma und Samgha oder Gott, Gesetz und Kirche, d. h. Gemeinschaft der Gläubigen in Gedanken, Wort und Handlung, und ist entweder von hier oder von der brahmanistischen Dreieinigkeit von Brahma, Wischnu und Siva entlehnt. Bildlich stellten die Inder dieses Prinzip der Dreiheit in der Einheit durch die bekannte Figur des Kreises im Dreieck dar; dieser Darstellung entspricht im Christenthum ungefähr das allsehende Auge Gottes.

Nach Alledem kann man wohl nicht umhin, trotz dem sehr begreiflichen Widerspruch der christlichen Theologen, die unter allen Umständen dem Christenthum seine Ursprünglichkeit und seinen Charakter als Offenbarungreligion gewahrt wissen wollen, anzuerkennen, daß nach Maßgabe des allgemeinen Gesetzes der Geschichte, nach dem Nationen und Vorstellungen sich immer nur an der Stütze ihnen vorangegangener Vorbilder in die Höhe ranken, eine direkte oder indirekte Einwirkung buddhistischer Vorbilder auf die christliche Evangelien-Literatur und die neutestamentlichen Schriften stattgefunden habe, — nur mit dem Unterschied, daß im Buddhismus Alles natürlicher und motivirter zugeht. Namentlich zeigt nach Seydel die Apokalypse des Johannes eine poetische Verarbeitung der urchristlichen Gedanken, die ersichtlich unter der Herrschaft einer von Haus aus unhebräischen, dem östlichen Asien entstammenden Geschmacksrichtung steht und deren Ueberlieferung sich sehr leicht aus den zahlreichen Kultus- und Völker-Mischungen jener Zeit, sowie aus den bereits erwähnten Handelsbeziehungen zwischen Asien und den Mittelmeerländern, erklärt. Namentlich hatten Indien und Kleinasien schon sehr früh zahlreiche Verbindungen, die von der Welt-Mission des Buddhismus ohne Zweifel nach Kräften ausgenützt wurden. Aber nicht nur die Offenbarung des Johannes, sondern auch die Evangelien des Matthäus und Markus sind nach Seydel indischen, speziell buddhistischen, Mustern nachgebildet.

Für den Verehrer und Bekenner des Christenthums, für den überzeugten Christen, kann übrigens dieses Resultat in keiner Weise etwas Beängstigendes oder Entmuthigendes haben. Der wahre Kern seines Glaubens bleibt trotzdem doch bestehen, — einerlei, ob Jesus ein mittelbarer Schüler des großen indischen Weisen war oder nicht. Die Wahrheit oder Innigkeit des religiösen Glaubens kann nicht Noth leiden oder gar zu Grunde gehen unter der Erkenntniß der weltgeschichtlichen Erfahrung, daß der Stamm des Glaubens zu allen Zeiten ähnliche oder gleiche Blüthen getrieben hat.

Darmstadt. Professor Dr. Ludwig Büchner.

Digitized by Google

Das Weib als Künstlerin.

Die ersten Spuren aesthetischen Lebens treten schon in der Thierwelt auf, und zwar beim männlichen Geschlecht. Bei den Singvögeln ist das Weibchen stumm, das Männchen hat das Privileg des Gesanges, einer intellektuellen Thätigkeit, die geübt, gesteigert und im Wettstreit getrieben wird; bei den Kragenvögeln zeigt sich eine architektonische und dekorative Begabung in den alljährlich zur Zeit der Liebe angelegten und ausgeputzten Brautlauben. Auch bei den Affen deutet, wie Darwin zeigt, Vieles auf eine dem Weibchen versagte musikalische Begabung des stärkeren Geschlechts.

Naturvölker verhalten sich eben so; bekanntlich liegen hier die ersten Regungen der Kunst in der Ausschmückung des eigenen Körpers, der Verzierung der Werkzeuge und Waffen, der Gefäße und Hütten, vor Allem in der dekorativen Zurichtung der zum Empfange von Fremden und von Gästen bestimmten Räumlichkeiten, und alles Das besorgt vorzugsweise oder ausschließlich der Mann. Oft trägt der Mann einen Kopfputz von Haarzöpfen und Federn, Gehänge an Armen, Hals und Ohren, Bänder und Stoffstreifen am Körper, während das Weib schmucklos bleibt und höchstens einen Hüftgurt trägt. In Australien unterscheiden sich die von Männern hergestellten Gefäße von den Erzeugnissen der Weiber stets durch Eindrücke und Zeichnungen. Dem scheint zu widersprechen, daß Schliemann in Tiryns das Gynaeceum viel reicher an Wandgemälden und Friesen gefunden hat als den Männersaal, das Androceum; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß alle diese dekorativen Leistungen durch Manneshände geschaffen sind, da der Mann die Frenden der Liebe gern durch Schöpfung lusterregender Begleiterscheinungen steigert.

Wenn mit steigender Kultur die Künste ihren Einzug halten, als Nachfolger der primitiven Schönheitanläufe, tragen sie den Stempel männlicher Kraft und zeigen kaum eine schwache Spur weiblicher Mitwirkung. Während die Statistik der großen Künstler endlose Aufzählungen ergiebt, lassen sich die Namen der in Kunst und Literatur hervorragenden Frauen an den Fingern herzählen. In der Musik findet sich keine Komponistin von Genie, obgleich jede einigermaßen gebildete Frau ein Instrument spielt; die bildenden Künste zählen nur wenige weibliche Namen; etwas reichere Ausbeute ergiebt die Literatur, in einer ansehnlichen Zahl von Dichterinnen und Schriftstellerinnen, von denen einige wirklich ersten Ranges sind, wie Sappho, George Sand, George Eliot, Mrs. Browning. Viele freilich sind auch hier unbedeutend, wie die zahlreichen französischen Schriftstellerinnen im vorigen Jahrhundert. Im Ganzen ist es eine ärmliche Ausbeute; die zwei oder drei Frauen, die sich wirklichen Ruhm erworben haben, können in der That als Sterne erster Größe gelten; die andern verdanken ihren Ruf mehr dem Umstande, daß sie als Frauen eben Kuriositäten sind.

Die wichtigste Ursache dieser Verschiedenheit nun ist die größere sinnliche Kälte des Weibes, mit dem Manne verglichen. Die Liebe ist die tiefste Wurzel, der innerste Kern der Kunst. Das zeigt sich schon in den ersten Rudimenten der Kunst, bei den Thieren. Diese Beziehungen zwischen Kunst und Liebe, die auf den niedrigen Entwickelungstufen so deutlich ist, bleibt, wenn auch unter einer Fülle von Assoziationen verborgen, immer der Inhalt der menschlichen Kunst. Fast alle Romane, Tragoedien, Komoedien sind nichts als Geschichte und Psychologie der Liebe. Das Motiv fast aller Lyrik ist die Liebe. Die in der Skulptur

Digitized by Google

und Malerei gegebenen Schönheiteindrücke beruhen zum großen Theil auf der Assoziation ihrer unmittelbaren Erscheinung mit einem Fond von Erotik.

Daher kommt es, daß oft die erste Sensation, um welche sich die Bilder, Ideen und Gefühle des künftigen Kunstwerks sammeln, aus der Liebe entspringt; da die sinnliche Erotik nun beim Weibe schwächer ist, so fehlt ihm das eigentliche Material der Kunst oder ist doch nur dürftig vorhanden. Das ist der Grund, warum so viele Frauen nicht nur vor der medizäischen Venus kalt bleiben, sondern, was viel merkwürdiger ist, selbst vor dem Apoll von Belvedere. Aber die Liebe und ihr Reich von Empfindungen geben nur das Material der künstlerischen Schöpfung; die Sensationen müssen im Gehirn bearbeitet und umgeformt werden, sonst würde Lüsternheit und Satyriasis die besten Künstler machen. Erst wenn das Gehirn ein mächtiger Transformator dieser Empfindungen ist, wenn es sie mit den Empfindungen und Bildern anderer Sinne, Ideen und Gefühle vereint und diesen ganzen reichen Stoff umzuschaffen weiß in einen einheitlichen, kräftigen Organismus, dann erst gewinnt das Kunstwerk Fülle, Erhabenheit und widersteht dem Laufe der Jahrhunderte. Nun ist bei den Frauen die höchste Form der Intelligenz, die Fähigkeit der Synthese, die in ihrer mächtigsten Entwickelung das Genie darstellt, von vorn herein meist dürftig angelegt, und Das ist eine weitere Ursache ihrer Inferiorität; ohne geniale Synthese verlieren sich die auf tausend Wegen ins Hirn aufsteigenden Empfindungen und verschwinden, ohne neue Verbindungen einzugehen, — und damit ist die wahrhaft künstlerische Schöpfung fast unmöglich gemacht.

Zu den elementaren Bestandtheilen eines Kunstwerks gehören neben den erotischen Empfindungen aber auch die Empfindungen der Muskelleistung, die in Verbindung mit den Affekten des Kampfes und der Auflehnung, der Niederlage und des Sieges, die ganze heroische Kunst bedingen, die uns die tragischen Kämpfe des Menschenlebens schildert; ich erinnere an das Weltgericht und den Moses Michelangelos, an den Lucifer Miltons, den Manfred Byrons, an gewisse Stellen des Faust. Aber das Weib ist schwach und die Muskelgefühle sind bei ihm wenig intensiv; es nimmt an den großen Kämpfen des Daseins kaum Theil, so daß ihm auch dieser Grundstoff der Kunst fehlt.

Dagegen finden wir beim Weibe eine lebhafte Empfindung und eine bemerkenswerthe schöpferische Kraft für alles Anmuthige. Es ist von anderer Seite schon bemerkt worden, daß die amerikanischen Malerinnen dauernd die Tendenz nach dem Kleinen und Niedlichen zeigen, daß sie am Liebsten Kinder, kleine Thiere und hübsche kleine Landschaften malen. Im Uebrigen wird Jedermann bemerkt haben, daß das Weib häufig Watteau dem Michelangelo und Coppée dem Dostojewski vorzieht; anmuthige Dinge nämlich erwecken durch Assoziation eine Menge sanfter Bilder im weiblichen Gehirn, die dort aufgesammelt sind in den ekstatischen Stimmungen, wie die Mutterschaft sie mit sich bringt.

Das Weib hat ganz ohne Zweifel eine außerordentliche Gabe der Intuition und kann überraschend schnell aus kaum merklichen Zügen die Seelenzustände ihrer Umgebung errathen; bei dieser hervorragenden Begabung für praktische Psychologie ist es um so auffallender, daß die Frauen als Dramatiker und Romanciers so wenig in der darstellenden Psychologie leisten. Wenn aber die Shakespearesche Gestaltungskraft bei Frauen so selten ist, so liegt Das zumeist an der Seltenheit großer weiblicher Intelligenzen; ihre psychologische Intuition beruht oft nur auf einem Instinkt, einem automatischen

Digitized by Google

Akte der Wahrnehmung, durch den sie zu Folgerungen und treffenden Gesammturtheilen über die Persönlichkeiten kommen, ohne bewußte Kenntniß der Momente, auf die ein derartiges Urtheil sich gründet.

Es sind dem Weibe aber durchaus nicht alle Künste verschlossen, vielmehr schafft es in manchen eben so Gutes und vielleicht Besseres als der Mann. Dazu gehören die Künste, die man als die der Nachahmung bezeichnen kann, wie die Schauspielkunst; die Zahl berühmter Schauspielerinnen ist in der That viel größer als die berühmter Schauspieler. Die große Fähigkeit des Weibes, noch nicht durchlebte Gefühle darzustellen, ihre mächtige und instinktive psychologische Intuition findet sich bei berühmten Schauspielerinnen gesteigert vor und läßt sie mit Hilfe einer höheren Intelligenz wahre Meisterstücke künstlerischer Interpretation schaffen, die sich sehr schwer fixiren und definiren lassen, aber deshalb nicht minder eine mächtige intellektuelle Leistung sind.

Es giebt eine andere Gruppe von Künsten, die, wenn man will, unter der großen Kunst stehend, ganz in den Händen des Weibes liegt. Wir haben schon bemerkt, daß die erste Kunst in der Ausschmückung des Körpers, des Hauses, der Geräthe, bestand und daß sie zuerst die Arbeit des Mannes war; in einer späteren Periode ist der Mann zu komplizirteren und höheren Kunstleistungen übergegangen und das Weib hat die früheren Kunstübungen des Mannes aufgenommen; so zeigt es uns heute, in der Welt der Kunst, das Bild des Mannes der Urzeit. Daß die Ausschmückung der eigenen Person heute eine durchaus weibliche Kunst ist, liegt auf der Hand; aber selten denkt man daran, daß es eine der Bewunderung würdige Kunst ist, die zwar nicht so durchgeistigte Genüsse gewährt wie Malerei oder Musik, aber eben so lebhafte und mindestens eben so allgemein begehrte. Manche Toiletten sind wahre kleine Meisterwerke, die ohne Geschmack und ohne eine Art schöpferischer Phantasie nicht geschaffen werden könnten. Uebrigens haben diese für frivol geltenden Künste eine relativ große soziale Bedeutung, denn die Toilette ist für das moderne Weib ein Hauptwerkzeug sexueller Konkurrenz. Wenn morgen alle Frauen diese Kunst, in der sie jetzt glänzen, vergäßen, so würde das Leben für den größten Theil der Männer die Hälfte seines Reizes verlieren und die Krise würde schlimmer werden, als wenn von heute auf morgen, durch einen bösen Zauber, alle Frauen häßlich würden. Renan hat also Recht, wenn er sagt, daß der Putz eine exquisite Kunst ist. Nirgends zeigt sich die Bedeutung des vorhin ausgesprochenen Satzes, daß die moderne weibliche Kunst die des primitiven Mannes reproduzirt, deutlicher als in Nord-Amerika, wo die Frauen alle ihre Fähigkeiten frei entwickeln und bethätigen können. Dort giebt es ungefähr eben so viele Malerinnen wie Maler; aber die Bildnißmalerei ist dennoch nicht das Gebiet, auf dem die Frauen besonders glänzen. Dagegen wird die Porzellanmalerei, die anmuthige Dekoration von Gefäßen aller Art, fast in ganz Amerika in Werkstätten getrieben, deren Arbeitgeber, Leiter, Lehrer und Arbeiter Frauen sind. Die Fabrikation von Luxuspapieren, von Seidentapeten, liegt fast ganz in den Händen von Frauen, und Frauen erfinden die neuen Muster und Zeichnungen für die wechselnden Bedürfnisse des Marktes. Auch die Zimmerdekoration bleibt den Frauen vorbehalten und einige Damen haben wegen ihrer bedeutenden Leistungen den Auftrag erhalten, viele der wichtigsten öffentlichen Gebäude im Innern einzurichten. Sind Das nicht Kunstzweige, in denen der Mann der Urzeit sein ganzes Können bethätigte und die er nun dem Weibe überläßt, um höheren Zielen nachzugehen?

Digitized by Google

Daneben zeichnet das Weib sich in anderen, nicht erhabenen, aber gefälligen Künsten aus. Eine solche ist die Kunst der Unterhaltung, in der das Weib in Griechenland, als die Hetäre die bedeutendsten Männer an ihr Haus fesselte, Königin war und die in den Pariser Salons des vorigen Jahrhunderts den Mittelpunkt des geistigen Lebens geschaffen hat. Eine Unterhaltung beleben und leicht dahinschweben lassen, ohne daß sie zu Boden sinkt oder einen zu hohen Flug nimmt, aus ihr einen sanften Genuß für den Geist und die Sinne zu machen, in der Beide Erholung und Stärkung für mächtigere Entfaltung finden, — auch Das ist eine besondere und sozial höchst kostbare Kunst.

Zwar kann man sagen, daß alle diese Kunstleistungen nur ein Eintagsleben haben und daß die Zeit ihre Spur und Erinnerung zerstört; aber ist das Weib deshalb etwa weniger glücklich? Niemand wird Das ernstlich behaupten. Was nützt dem großen Manne, der in Elend und Jammer gestorben ist, aller posthume Ruhm? Was das Weib an Ruhm entbehrt, gewinnt es an Glück, und ich weiß nicht, ob dieser Tausch so ganz zu verachten ist.

Turin. Professor Guglielmo Ferrero.

Poetenschicksal.

Wir sind sehr human geworden an unserer Jahrhundertwende und triefen von Mitleid für unseren schlecht genährten vierten Stand. „Noth" ist heute Trumpf im Staate und der Bierboykott oder der neueste Kohlenstrike bildet für elegante Damen das bevorzugte Salongespräch; wir schlendern durch die Kunstausstellung, und das erste Bild, das uns fesselt, schildert eine verhungernde Näherin; wir gehen ins Theater, und der Proletarierjammer lallt und grunzt uns von den Brettern entgegen. Jede Zeit hat ein eigenstes Zauberfläschchen, das Langweile in brennendes Interesse verwandelt; drei Tropfen genügen. Ein Spanier des siebenzehnten Jahrhunderts konnte noch steifleinene Puppen gegen einander deklamiren lassen — ein Bischen Christkatholizismus und Kastilierehre —, dann klatschten die welkesten Höflingshände und über den Mühlsteinkragen aus steifen Brüsselerspitzen röthete sichs. Ein Schillerepigone vor achtzig Jahren mußte von Freiheit, Vaterland und Heldentod Phrasen rasseln, dann durfte er so blutlos und unlebendig schildern, wie er nur mochte. Um 1848 thatens politische Ironien; und jetzt erhitzen sich alle Klassen des Publikums für jedes Stück, in dem ein Arbeiterhaushalt oder eine Krüpelversammlung leidlich naturgetreu abgemalt ist, — das Zeug mag sonst gepinselt sein, wie es will. Das soziale Mitleid geht bis ins Krankhafte. Wirkliche Noth, Arbeitslosigkeit, Siechthum, das Elend der einzelnen Frauen und Mädchen aus dem Volk: wer wollte darüber nicht grollen? (die Herren Singer und Rosenfeld vielleicht ausgenommen). Aber unsere zartbesaitete Gesellschaft vergißt schon völlig, daß die Lebensgüter von jedem Genießenden je nach seiner Erziehung und seinen Gewohnheiten verschieden beurtheilt werden; daß zum Beispiel unsere fast schon hypochondrische Angst um reine Luft von derb gewöhnten Menschen durchaus nicht getheilt zu werden braucht —: der Bauer sperrt, wenn ers haben kann, das ganze Jahr durch kein Fenster auf! Und eine

Digitized by Google

Schüssel grauer Erbsen mit Speck macht dem Fabrikarbeiter vermuthlich die gleiche Freude wie mir etwa ein englisches Beefsteak mit Bratkartoffeln. Und endlich sollten die Mitleidigen, die sehr Christlichen, an ein Wort denken, das kein Geringer gesagt hat: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein“. Unsere Zeit charakterisirt sich dadurch als ganz plebejisch, daß sie nur noch Den bedauert, der wenig zu beißen hat, als wäre Hunger das größte Unglück auf der Welt! Die Leiden nervenfeinerer Naturen, gegen die aller Proletarierkummer vielleicht gering wiegt: das leise Seufzen, das durch die Frauenwelt, eben die höher gestellte, geht; das Knirschen zertretener Existenzen im großstädtischen Konkurrenzkampf; das Scheitern der ungezählten Ikarusflüge kühner, allzu zarter Geister: für das Alles hat unsere mitleidige Zeit nur ein Achselzucken.

Sonst wären mehr Thränen geflossen um ein erschütterndes Buch, das neulich aus Wien in die Welt gegangen ist. Die Memoiren Franz Nissels („Mein Leben“, Cotta) lassen uns in ein Dichterleben voll unsäglicher Traurigkeit blicken. Eine trübe See ohne Ende und Grenzen. Kein Erfolg und zuletzt keine Hoffnung mehr. Ein Tod in Düsterkeit und Siechthum. Und dieser Dulder war vielleicht unser vornehmster Dramatiker seit Friedrich Hebbel. Daß er nicht sofort durchschlug, begreife ich. Seine Probleme haben leicht etwas Abstraktes; Kämpfe zwischen Staat und Kirche, zwischen Herzensneigung und Politik, interessiren nicht überall; obwohl kaum je ein derartiger Konflikt ergreifender und poetischer dargestellt ist als in der „Agnes von Meran“. Aber schließlich sind lärmende Siege einem reinen Künstlergeist, wie Nissel war, nicht unbedingt nöthig; mit einem stillen, dunklen Lorbeerkranze, der Anerkennung der Besten, einem Theilchen materiellen Glücks, würde er sich auch begnügt haben. Was denn doch Vielen, wiewohl nach langen Mühen, endlich zu Theil wird: warum konnte er es nicht greifen? Warum verdarb ihm die Mitwelt jeden Lohn seiner Arbeit, warum nützte ihm auf die Dauer auch nicht ein vereinzelter Glücksfall, wie jener Drittels-Schillerpreis vom Jahre 1878? Und wenn der Alternde, Gebeugte, sich noch einmal zusammenraffte zu einem von der Sonne vergoldeten, von Kunst und Freude jubelnden Lustspiel wie „Ein Nachtlager Corvins“, — warum verschloß man ihm alle Thüren? Nach seinem Tode hat mans mit Erfolg aufgeführt, wie Das in Deutschland so üblich ist.

Warum?

Ich will nicht sentimental werden, obwohl die Briefe und Tagebücher des noblen Poeten zum Weinen und Trauern Anlaß genug gäben. Ich will nichts mehr und nichts weniger als nur eine einfache Antwort auf dieses „Warum?“ Vielleicht fällt sie lehrreich aus, nicht blos für die Geschichte und Zukunft des Deutschen Theaters. Denn nicht nur die Dramatik, jede Kunst siecht an unserer doch wohl unheilbaren demokratischen Krankheit hin.

Der künstlerische Charakter einer Zeit wird ja nicht von den Produzirenden, sondern in erster Linie vom Publikum bestimmt. Schaffende verschiedensten Geschmacks leben allemal; die Genießer wählen sich aus der Fülle einzelne Schöpfungen aus; der Rest versinkt ins meist ewige Dunkel. Wie manche Raphaels und Byrons mögen im Laufe der Geschichte verschollen sein; wäre es doch Shakespeare ums Haar so gegangen! Aber die romantische, revolutionäre und doch so ganz aristokratische Zeit, die der großen Revolution folgte, hob den dämonischen Lord in die Höhe, und das Apenninenkind aus Urbino durfte bei Lionardo, Della Porta, Michelangelo lernen und am heidenhaftesten, strahlendsten

Digitized by Google

Hofe der hellen Hochrenaissance seine Stanzen malen. Damals wäre ein Rembrandt vielleicht als namenloser Dunkelmaler zu Grunde gegangen, so gut wie Ibsen und Tolstoi um 1815 kein Glück gemacht hätten. Vielleicht freilich passen sich sogar die stolzesten Künstler dem Zeitgeschmack mehr an, als sie immer zugeben. Jedenfalls aber erschafft sich jede Epoche — durch Zuchtwahl, könnte man sagen — diejenige Malerei und Poesie, die sie braucht.

Darin liegt das künstlerische Elend demokratischer Perioden. Jenes Publikum, über dessen Kälte und Roheit Goethe seinen bekannten Theaterdirektor klagen läßt, war ein Parquet von Königen, mit unserem Galeriepöbel und Sperrsitz-Protzenthum verglichen. Der heutigen Premièrengesellschaft sollte man Iphigenie oder Egmont bieten, ungedeckt von dem olympischen Namen, — und man würde nette Dinge erleben. Die Kritik aber schließt sich fast jederzeit treulichst der Gottesstimme des sogenannten Volkes an. Zur Zeit des Barocco oder Roccoco machten hohe Herren den Dichter oder Maler berühmt; das war die Zeit der Hofportraitisten und der Poëtae laureati: das feudale England, das auch die Freilichtmalerei nie so recht mitgemacht hat, krönt ja noch heute feierlich den Liebling einer eleganten Gesellschaft zum Nationalsänger. Die klassizistische Revolution, an der Weimar arbeitete, setzte die klassisch Gebildeten auf den Richterstuhl, wo über Werth und Dasein der Kunstwerke entschieden wurde. Eine ästhetisch grübelnde und gelehrte Generation hob die Iphigenien und Messinabräute, die Räthselspiele des „Faust", dann auch die romantischen Traumgebilde, ans helle Licht; sie begünstigte Carstens, Cornelius, Schinkel. Unser Land wurde reich und der Kaufmann, der Industrielle, der Bankier, traten an die Spitze der Gesellschaft; jetzt mußte der Schaffende sich zähmen und bequemen, wenn er Gunst erlangen wollte. Zwar in politischen Spitzen und liberalen Phrasen durfte er sich vergnüglichst austollen; aber mit seiner goldensten Freiheit wars vorbei. Die Bourgeoisie will keine excentrischen Adelsmenschen: die subjektivste Pracht der Lyrik begann in ganz Europa zu verblassen; immer mehr verschwanden die leidenschaftlichen Kavaliere von den Bühnen, man suchte „das Volk bei seiner Arbeit auf". Die Düsseldorfer Schule malte unter dem Applaus einer ganzen Generation ihre sehr zierlichen, sehr honnetten und leider nur etwas langweiligen Sächelchen aus dem Alltagsleben. Die Bourgeoisie will ferner keine Räthsel rathen. Hebbel, ein Poet von ganz großem Stil, gelangte nur zu einer bewunderten Einsamkeit, nicht zu eigentlicher Wirkung auf die Nation; während Kant dereinst der Stolz Deutschlands gewesen war, wäre sein ebenbürtiger Nachfolger Schopenhauer im Dunkel geblieben, hätte er nicht glänzende, allgemein verständliche „Parerga" seinen Hauptwerken zugefügt. Etwas Müdes, Unpersönliches, liegt auf der Periode. Absänger fremder Töne, Geibel, Wolff, Bodenstedt, werden berühmt. Ein Bischen politisch-patriotische Phrase klirrt drein. Wo findet noch ein Schinkel Raum, seine Flügel zu spannen? Man baut nach der Schablone, komfortable Renaissance, auch von der deutschen Spielart, launenhaft gelegentlich, gedankentief nie. Aber die Zeit verwandelt sich. Bahnhofshallen und Maschinenräume wölben ihre eisernen Rippen, der Eiffelthurm dringt gegen die Wolken; der Proletarier wird Herr, wenn nicht im Staate, doch in der Phantasie der Völker. Sein gleichförmiges, reizloses, geschmackfremdes Dasein wird tausendfach geschildert. Der Zuschauer im Theater wird nicht müde, wenn in mehr als epischer Breite Darstellungen eines Strikes, einer Fuselkneipe, eines Kellerhau-

Digitized by Google

halts an ihm vorübergehen — „vorüberstehen", „vorüberkleben", möchte man sagen. Banales Gewäsch in jedem stinkendsten Dialekt wird wie Austernsauce geschlürft, die uninteressante Werktäglichkeit der Kellnerinnenliebe reizt den feinern Kost satten Gaumen. Man lasse den Dialog ins Ahnungvolle dämmern, man rege die Hörenden zu niegesponnenen Gedankenreihen an: sie werden mit lautem Gezisch und Gelächter antworten; denn was der süßen Plebs nicht sofort mundgerecht ist, das gilt ihr als „Quatsch". Es müßten denn geschlechtlicher Kitzel oder etwa politische Anzüglichkeiten den Köder bilden. Fuldas „Talisman" hat nicht etwa wegen seiner poetischen Vorzüge gesiegt, sondern weil er Herrn Quidde Vorarbeit machte; und Halbes Jugend, übrigens ein vortreffliches Stück, gewann seinen Erfolg, weil es die Sinne entzündete. So kommt unter vielem Schund auch einmal etwas Gutes, mehr durch Zufall, zu Ansehen. Unsere sozialistisch angehauchte Welt ruft nach Gleichheit und allgemeiner Brüderschaft, sie will den Künstler nicht gelten lassen, der nicht in Reih und Glied marschirt. Der Maler mit dem breitkrämpigen Filz, der Dichter mit wallender Lockenperrücke, werden bald blos noch in Witzblättern — hier vermuthlich bis ums Jahr 3000 — sich herumtreiben; Alles ebnet sich hübsch zum Normalen herab; die weltfremde Freiheit, die Mutter jeder großen Erfindung, geht verloren, allmählich, aber sicher.

Man glaube ja nicht, daß es der Kunst je Vortheil gebracht habe, zum Volk niederzusteigen, „populär" zu werden. Gewisse allerbeste Werke bringen nachträglich unter die Masse und bleiben dann deren schönstes Eigenthum. Homer sang in achäischen Fürstensälen wie sein Demodokos (das Volk hätte dem Züchtiger des Thersites schwerlich Beifall gespendet), und später wurde er Nationaldichter; Raphaels Sistina ist von ihrer Altarhöhe jetzt auch in die Hütte heruntergeschwebt; und Goethes Lebensarbeit beginnt heute, Gemeingut der Nation zu werden. Für ein wirkliches Massenpublikum aber schufen etwa die gothischen Heiligenmaler und Hans Sachs; uralte Tradition — oder raschfaßliche Alltäglichkeit —: damit gewinnt man die Vielen; Alles ertragen die, außer der originalen Ichheit. Aber freilich, eben diese Ichheit ist in jeder wahrhaften Kunst die Hauptsache. Und so ist im sechzehnten Jahrhundert aus unserer Literatur und im Mittelalter aus der Bildnerei nicht allzu viel geworden. Ich fürchte, die modernsten gassengeläufigen Hänse bringen auch wenig Dauerndes zu Wege. Besonders schlimm wirkt in dieser Hinsicht das Anwachsen und Vorwiegen der Großstädte. Nissel wurde in Wien nicht verstanden, also war er verloren; Berlin beginnt auch schon, der „Provinz" ihren Geschmack vorzuschreiben. Nichts lehrreicher, als heutzutage gebildete Kleinstädter über Kunst sprechen zu hören. Man kennt den Professor Z. und weiß ganz genau, daß seiner Erziehung und seinem ganzen Wesen nach Hauptmanns „Hannele" ihm so ungefähr das Abstoßendste sein muß, das Gleichgiltigste zugleich, was zwischen hier und Peking je geschrieben sein kann. Aber der Mann hat berliner Zeitungen gelesen, er hat mit Berlinern diskutirt, er hat seine Suggestion weg; vielleicht ist er ehrlich und sagt, das Werk mißfalle ihm persönlich; aber er redet doch unwillkürlich davon, als wäre etwas Bedeutendes daran. Nichts gräßlicher für einen gebildeteren Cirkel in Magdeburg oder Northeim als der Gedanke, den fortgeschrittenen Spreeanwohnern gegenüber vorsintfluthlich zu erscheinen. So werfen denn auch die Großstädte in die „Provinz", was sie zuvor lieb gewannen und wählten. Wer da draußen diese

Digitized by Google

Zuchtwahl nicht anerkennt, begnügt sich mit Humoresken und Genrebildchen — oder mit den „alten klassischen Sachen."

Tötliche Zuchtwahl für die echte Kunst! Denn zuerst schleift die Großstadt den äußeren und inneren Menschen ab, überfluthet ihn mit Ozeanen von allgemeiner „öffentlicher Meinung", hemmt sein eigenstes Sichausleben. Und der Quell jeder echten Gestaltung bleibt doch „Persönlichkeit", Höchstpersönlichkeit. Aber bewahrte sich der Poet auch sein sieghaftes Ich, er findet keine interessanten Modelle für seine Arbeit. Man muß etwa Basel oder Danzig kennen, um zu wissen, welche Fülle von Charakterköpfen dem Schaffenden da vorübergehen; der richtige berliner Dichter bleibt ewig an den öden Seliche und Kulicke kleben, an den langweiligen Wiederholungen des Kneipenjargons oder des farblosen Salongeschwätzes. Zweitens: der Künstler bedarf der Einsamkeit und des Traumes; „der Teufel mag die Dichterei beim Hemdenwaschen holen!" schrieb der glückliche Schiller; ach Gott, Hemdenwaschen! rührend! Pferdebahnklingeln, Wagengerassel, Drehorgeln, Hundegebell, das Pfeifen der Stadtbahn, Militärmärsche und das teuflische, mehr als teuflische Durcheinanderpauken von sechs Klavieren, Alles zu gleicher Zeit; und statt der Stille das Hasten des großstädtischen Verkehrs: der Poet soll alle Morgen und alle Abend Gott danken, der hänfene Nerven mit auf die Welt bekommen hat. Der von außen eingewanderte Mensch findet sich mit all den Uebelständen ab, wie er kann; aber der Eingeborene entwickelt seine Phantasie überhaupt nicht. Wiese, Wald, gewittrige Wolken, altes Gemäuer, dunkle Winkel: das sind die Brutstätten der kindlichen Einbildungskraft. Zwischen schnurgeraden Kasernenreihen, unter elektrischen Lampen, in hochmodernen Etagen, deren Einrichtungen alle einem langweiligen Schema sich fügen, — wie soll da ein Junge nach Träumen jagen? Deshalb sind auch unsere Sekundaner schon kühle Herrchen und selbst unsere Backfische schwärmen die Sterne nicht mehr an.

Der Großstädter beugt sich nie einem Werk, das er nicht auf den ersten Blick versteht. Er fühlt sich als „hell". Er hat schon als Kind so viel Welttreiben mitangesehen, so viel Fremdländisches kennen gelernt, so viel überlegene Redensarten gehört, daß er alle Naivetät mit dem vierzehnten Jahre verloren hat. „Uns kann Keiner", ist seine Empfindung. Er macht ein philosophisches System mit einem Schlagwort ab und lernt Völkerkunde bei Castan; er weiß das Genaueste von der Gassenliebe, ehe sein Herz sich an ahnungbange Schläge gewöhnt; deshalb fängt bei ihm die erotische Phantasie da an, wo sie beim normalen Menschen — schlösse. Kein Berliner Shakespeare könnte seine Hörer bitten, „ihre einbildsamen Kräfte" rege zu machen und eine enge Szene für die Ebenen Frankreichs zu halten; die vierjährigen Bengel wissen ja schon Coulisse von Freiwelt zu unterscheiden und Niemand hat Lust, sich in Illusionen zu wiegen; mit pedantischer Genauigkeit paßt der Weißbiervertilger darauf, daß in einem Kunstwerk gegen die alltägliche, allbekannte Wirklichkeit nicht mit dem kleinsten Zuge verstoßen werde. So wird technisches Mittel zum Zweck des Schaffens. In jeder gesunden, schöpferischen Periode wollen die Maler und Dichter uns etwas Persönlichstes sagen; um es eindringlich zu sagen, suchen sie uns in angenehme Täuschungen zu versetzen; und wir lassen uns gern täuschen. Der moderne Großstädter aber will sich gar nicht täuschen lassen; Alles muß bis auf Tüttelchen abgemalt werden — mit jeder Breite und jeder Oedigkeit des wahren Lebens. „Wie natürlich!" wird

Digitized by Google

einziges Lob. Schließlich kommt es dahin, daß uns mit raffinirter Technik — nichts mehr gesagt wird. Die Blasirtheit gebiert den „Naturalismus".

Um den blasirten Großstädter aufzuregen, ist ein tüchtiger Trommelwirbel nöthig. Die Reklame bemächtigt sich der Kunst. Sie dient schon kaum mehr als zeltetragende Magd; sie wird als selbständige Dame geehrt. Ein Nissel schlägt kein Tamtam; er lebt still in Graz oder Wien und schreibt seine Kunstwerke; ein Glück glänzt in sein Leben: er erhält einen Drittels-Antheil am Schillerpreise; jeder Mensch wird sich nun ihm, der sein Licht so bescheiden bisher unter den Scheffel gestellt hat, mit doppeltem Interesse zuwenden, wie? Ganz im Gegentheil! Daß er keine Reklame gemacht hat, daß er also noch nicht berühmt ist, Das gilt den Wienern und Berlinern als genügender Grund, den Gekrönten bei Seite zu schieben. Ein Witzblatt schreibt: „Und wer von Nissel Etwas weiß, erhält vielleicht den vierten Preis." Man muß das Emporkommen gewisser „Neuester" miterlebt haben, um diesem modernen Zuge nachzufühlen. Die Mode ist außerdem höchst tyrannisch —; ein Dichter, der vor drei Jahren nicht in „Naturalismus" machte, war von vorn herein verloren. Leute, die mit etwas altmodischer Technik schrieben, wurden nicht mehr ernst genommen. So mußte Nissels letzter Appell an sein Publikum wohl verhallen. Die tonangebenden Kritiker wollen ja nicht freie Talentäußerungen in beliebiger Technik sehen, sondern sie fühlen sich als Kämpfer für irgend eine „Richtung". Und doch ist es zu unendlich gleichgiltig, ob dieser Maler neueste Momentbeleuchtungen oder die Töne des alten stillen Interieurs oder auch das gestrige, bald vorgestrige „Freilicht" malt: was er für ein Kerl ist, darauf kommts denn doch an. Die Engländer erscheinen noch zum Theil als solche „Kerle", bei uns bleibts ein ewiges Heerdengrasen. Neueste Mode sind ja nun kuriose Farbenspiele. Wo sie keusch und stark aus einer echten Malerseele vorglühen, wer wollte sie nicht genießen? Niemand träumt lieber als ich mit Leistikow oder trinkt lüsterner die bunte, fremde Mystik eines Fidus. Aber wenn modische Nichtskönner auch ihre ganzen Lüfte mit rothen Farbtübeln durchgössen und alle Meere wie Schlagrahm tuschten, so wäre damit immer noch nichts gethan. Unseren meisten Kritikern jedoch genügt die einfache Thatsache. Sie halten jetzt schon wieder „zu viel Können für verdächtig" — ich will den Namen des von mir sonst leidlich geschätzten Herrn, der die klassische Aeußerung that, nicht nennen —, denn gute Schule könnte ja am Ende vor einigen Modedummheiten schützen. Doch gewiß ein rechtschaffen demokratischer Standpunkt!

Die Mode geht über den einzelnen Künstler weg und krönt am Ende den Clown. Hauptmanns Proletariergestammel bekommt man rasch satt und symbolistische Säuseleien noch rascher. Und dann gehts weiter — immer was Neues, nur ja recht fern, fern, fern von der entthronten aristokratischen Zeit! Ich vermuthe, nächstens wird man für Affen und Möpse Tragoedien schreiben, und man wird staunen über die Abgründe der Thierseele, die die Dichter uns da entschleiern; das Vormenschliche, ganz Naturumfangene, ist ja immerhin auch viel wichtiger und tiefsinniger als das abstrakt Gewordene, Kultivirte.

Der arme Nissel! Er war kultivirt und abstrakt. Mit den Ideen hat er sich herumgeschlagen und nach der Schönheit gejagt über fernen Meeren. Und so hat er im Suchen sein edles, tapferes, priesterliches Leben verloren.

Dr. Julius Schultz.

Digitized by Google

Neue Lieblinge.

Mit unserer Elektrizität stünde es schlimm, wenn die Börse sich für sie nicht mehr interessirte als beispielsweise für den plötzlichen Rücktritt Caprivis. Ich glaube, man müßte in der Geschichte der Ereignisse, und vor Allem der Ueberraschungen, lange zurückblättern, um eine so ruhige Unbefangenheit der Spekulation zu finden, eine so vollkommene Gleichgiltigkeit des Anlagepublikums, wie sie sich zeigte, da es am letzten Sonnabend über die Kanzlerkrisis eine Kursmeinung zu bilden galt. Das war der selbe Stumpfsinn, mit dem Hausse und Baisse einst die Meldung aus Chislehurst vom Tode Napoleons aufnahmen, — die Bestätigung, daß dieser Mann nunmehr auch äußerlich abgeschlossen habe.

Und dennoch verfügt die Börse jetzt über eine so große Kraft, wie mans nach all den politischen Depeschen aus Ost und West und auch nach den Bedrohungen, welche die Enquete-Kommission ausgearbeitet hat, kaum für möglich halten sollte. Die erste Stelle nimmt hierbei ohne jeden Vergleich die Elektrotechnik ein, denn was dieser in jüngster Zeit an Kapital, an stillen und lauten Gründungen, zugeflossen ist, Das erinnert schon lebhaft an den pharaonischen Traum von den fetten Jahren. Diese ganze Erscheinung ist so eigenartig und sie streift auch die Wirkungslosigkeit gewisser Schutzvorrichtungen gegen das Prospekt- und Emmission-Wesen so sichtlich, daß einige Details darüber wohl von allgemeinem Interesse sind.

Vor Allem ist es eine Täuschung, die betreffende Bewegung von dem unerwarteten Glanz der Schuckert-Gründung ausgehen zu lassen. Es ist richtig, daß zwischen dem Uebernahme- und Zeichnung-Kurs dieser Aktien ein Gewinn von zwanzig Prozent liegt, daß zwischen dem Zeichnung-Kurs und dem jetzigen Börsenkurs ein weiterer Gewinn von dreißig Prozent liegt, wobei ferner kein Stück mehr in Händen des Konsortiums ist. Das selbe Unternehmen hat sodann noch seine Prioritäten aufgelegt und bald darauf auch eine Betriebsgesellschaft gegründet. Im Ganzen 33 Millionen Mark Kapital. Aber, wie gesagt, die Bewegung beginnt doch früher, denn Allgemeine Elektrizität haben bereits 200 gestanden. Es ist eben wie mit jeder großen Sache, die lange nur in der Theorie besteht und dann oft ganz unerwartet in die hellste Wirklichkeit tritt. Wie viele Jahre hat es gedauert, seit die Leiter von elektrotechnischen Firmen mit unablässiger Rührigkeit die Hochfinanz für sich zu gewinnen suchten! Außer der Deutschen Bank-Gruppe, die gewissermaßen zur Familie gehörte, sowie den Sternschen Häusern waren „stilvolle" Geldgeber fast nirgends zu erblicken. Und heute? Ohne daß besondere Einwirkungen stattgefunden haben, sind Elektrizität-Werthe fast das Einzige, wofür unser Publikum fortwährend Geld hat. Das bedeutet, daß wir Dinge, in denen die Union uns als Probirmamsell gedient hat, jetzt mit Riesenschritten nachholen werden; jetzt, nachdem das Bedürfniß nach Straßenbahnen immer drängender bei uns hervorgetreten ist.

Die ersten elektrischen Bahnen wurden in Deutschland erfunden. 1883/84 errichteten Siemens & Halske die Linie nach Lichterfelde und die andere von

Digitized by Google

Frankfurt nach Offenbach. Sodann erleben wir eine Pause von zehn Jahren, da jene Bahnen wenig Erfolg hatten. Das System war theuer und eben so die Anlage in ihrem besonderen Charakter als Versuchsobjekt. Damals begannen auch zunächst die deutschen Pferdebahnen mit ihrer Ausbreitung. Nun übernimmt Amerika die Führung. Das Trolley wurde erfunden, wodurch bei der Stromabnahme statt der bisherigen zwei Leitungen nur eine Leitung erforderlich war und überhaupt die Kostspieligkeit sich verringerte. Nebenbei ist diese wichtige Erfindung nie patentirt worden, sie wird also von Vielen gleichzeitig gemacht worden sein. Amerika warf sich nun mit der dem Yankee eigenen Energie auf Straßenbahnen. Hauptunternehmer waren Thomson Houston, aus deren berliner Geschäft bekanntlich die jetzige „Union" hervorgegangen ist. Diese Straßenbahnen sollen allerdings technisch nicht vollkommen gewesen sein, aber sie vermehrten sich wie die Kaninchen und hatten in wenigen Jahren die Vereinigten Staaten ganz überzogen. Neue Städte erhielten derartige Anlagen, alte, wie Boston, erfuhren eine vollkommene Umwandelung ihrer bisherigen Pferdebahnen. Indessen hat auch in der Union das neue System mächtige Gegner gehabt. Die oberirdische Leitung behagte so wenig, daß New-York, Philadelphia, Chicago 2c. nur wenige elektrische Linien besitzen. Indessen ist man in der Union auch zu weiten Verbindungen über Land vorgeschritten, so daß die Elektrizität auf langen Strecken Güter transportirt und überhaupt die Aufgaben unserer Sekundärbahnen erledigt.

In Europa war natürlich die Abneigung gegen die oberirdische Leitung noch stärker als in dem minder ästhetischen Amerika, und als Siemens & Halske mit ihrer unterirdischen Leitung kamen, da war dieses System zu theuer. Inzwischen hatte sich aber in Deutschland das Bedürfniß nach einem besseren Verkehr geltend gemacht und die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft begann 1892 mit der Errichtung von Straßenbahnen in Halle, Breslau, Essen, Gera, Chemnitz, Dortmund, Lübeck, Danzig, Plauen, Spandau, Altenburg und, gemäß dem internationalen Zuge der deutschen Industrie überhaupt, in Christiania, Genua und Kiew. Da Dies Objekte sind, die zum Theil über eine Million Mark erfordern, so mußte eine kluge Form gewählt werden. Die „A. E.-G." erwarb zunächst die Konzession und gab sie entweder vor oder nach dem Bau, wie gerade disponirt werden mußte, an eine andere Gesellschaft, bei der sie betheiligt blieb. Als Einlage hatten hier zu dienen: 1. die Konzession, 2. die Anlage, 3. das zuvörderst von der Deutschen Bank gelieferte Betriebskapital. War dann die Bahn im Gange, so wurden die Aktien mit Vortheil unter der Hand verkauft. Wohlgemerkt: es finden also keine Emissionen statt, es werden keine Prospekte veröffentlicht, sondern alle diese industriellen Lokalwerthe gehen durch den Kanal eines Konsortiums. Von dort zweigen sich aber zahlreiche Verbindungen ab, die dem Großkapitalisten Entlastung bringen, d. h. den Absatz seiner Betheiligung an Private. Selbstverständlich kommen dabei zu einem beträchtlichen Theile die Bewohner der betreffenden Ortschaften in Betracht, es ist auch eine Art Ausgleich, wenn gerade Diejenigen, welche von einer städtischen Einrichtung den täglichen Nutzen ziehen, dafür zum Theil eine nicht unbedingt sichere Aktie in den Kauf nehmen. Allein der öffentlichen Kontrole unseres Anleihewesens kann bei derartigen nicht öffentlichen Gründungen keineswegs gut zu Muthe sein. Schon vor langer Zeit, in dem Artikel über die Börsenenquete, ist hier auf diesen Umstand hingewiesen worden: wie die solide ausschauende Kritik,

Digitized by Google

die Anleihen unter 1 oder 2 Millionen Mark vom Kurszettel zurückweisen will, das geheime Anleihesystem kunstvoll ausbauen hilft. Und dieses System hat in den letzten Monaten ganz neue Fortschritte gemacht! Das sind nicht etwa die Banken, die, wie bei neuen Montanpapieren, die selbständigen Macher sind und sich dabei oft nur in das Agio verlieben, nein: hier sind es die Leiter einer jungen, hoffnungreichen Industrie, sie gehen rücksichtlos vorwärts und sind, im Gegensatz zu den etwas veralteten Bergwerksdirektoren, selbst vorzügliche Kaufleute. Was hat die „A. E.-G." davon, daß sie die Aktien von Trambahnen in Kiel, Karlsruhe und Königsberg zusammenkauft, um diese Bahnen sodann in elektrische umzubauen? Nichts Anderes, als daß sie nachher die selben Aktien unter der Hand wieder theurer verkaufen will. Auch Siemens & Halske sind mit Straßenbahnen beschäftigt. Die „Union" in Berlin, die sich zu ihrer Alimentirung vor Kurzem eine Betriebsgesellschaft bis zu 15 Millionen Mark verschaffen konnte, ist jetzt so beachtenswerth geworden, daß die „A. E.-G." mit ihr eine Absteckung der gegenseitigen Konkurrenz vorgenommen hat. Da es bei Einhaltung von Verträgen weniger auf deren Bündigkeit als auf die Kontrahenten ankommt, so meinen Fachgenossen, daß die „A. E.-G." dabei den weitaus größten Nutzen haben werde. Im Uebrigen hat gerade die „Union" jetzt das glänzende Geschäft begonnen, die Hamburger Straßenbahnen in elektrische umzugestalten. Da Dies für Rechnung der Straßenbahngesellschaft geschieht, so ist kein Risiko zu tragen; vorausgesetzt bleibt allerdings die billige Stromabgabe von der städtischen Centrale, die Schuckerts Werk ist. Diese Firma hat eine Straßenbahn in Zwickau gebaut, aber für das gleiche, so viel gerühmte Unternehmen in Wiesbaden ist noch nicht einmal die Konzession da. Auch nach Oesterreich, wo die Elektrizität noch um Jahre hinter uns zurücksteht, wird jetzt von der Spree aus neue Fühlung gesucht. Vor Allem sollen mit Hilfe der Länderbank die Prager und Grazer Tramway „elektrisirt" werden. Das Großartigste wäre freilich die Umwandelung der Wiener Trambahnen, aber in dieser Beziehung geht es in Wien wie in Berlin; vor lauter Projekten kommt man nicht zur Ausführung auch nur eines einzigen.

Desto rascher scheinen sich aber diese Dinge bei uns in Deutschland zu vollziehen, ja in technischen Kreisen zweifelt man gar nicht daran, daß bald alle Pferdebahnen „elektrisch" sein werden. Vor Allem da, wo die Steigungverhältnisse bisher Hindernisse abgaben. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die Geschäftsleiter der Trambahnen selbst ihren langen Widerstand endlich aufgeben. Das waren Schwierigkeiten, die nur mit großer Mühe zu überwinden waren. Möglich, daß dabei auch der Pferdehandel mitgespielt hat, dem der eine oder andere Direktor — vielleicht auch der eine und der andere — obzuliegen pflegt. Bei spekulativen Grundstückankäufen sind dagegen die Direktoren meistens nur die Vordermänner ihres Verwaltungrathes gewesen.

Während die Trambahn höchstens 10 Kilometer in der Stunde zurücklegen kann, bringt es die elektrische Bahn, da, wo sie schnell fahren darf, auf 16 Kilometer. Die Ersparung des Pferdematerials, das nicht in allen Städten in der Bilanz so heruntergeschrieben ist wie z. B. in Wien, verbilligt natürlich die Ausgaben wesentlich; eben so wie die Direktion dann auch nicht mehr um die Futterpreise zu sorgen hätte.

Aber abgesehen von diesen Umwandlungen, hat Deutschland auch zahlreiche neue elektrische Bahnen zu erwarten. Zunächst wird da die dichtbe-

Digitized by Google

völkerte Industriegegend an der Ruhr in Angriff genommen werden. Dort sind die Verbindungen sehr schlecht. Viele Bahnen, ein ausgezeichnetes Telephonnetz, aber da die Stationen immer am Ende der Stadt liegen, so kann man zu ihnen ohne große Umwege kaum gelangen. Es fehlt die Verbindung unter den einzelnen Ortschaften. Namen wie Gelsenkirchen, Hibernia u. s. w., die sich auf dem Kurszettel höchst stolz ausnehmen, schrumpfen hinsichtlich ihrer Verkehrserleichterungen zu Dörfern und Weilern zusammen.

Die ideale Bahn würde bekanntlich die vollständige Unabhängigkeit der einzelnen Wagen ergeben, von denen jeder seine Akkumulatoren hätte. Es scheint aber doch die Frage zu sein, ob Dies jemals möglich sein wird. Die ersten Versuche in großen Städten sollen kein durchaus befriedigendes Resultat geliefert haben. Eine einzige Linie, Haag-Scheveningen, fährt wirklich mit Akkumulatoren. Uebrigens hat das schöne Kurswetter nunmehr auch schon die Hagener Akkumulatoren-Aktien aus längerem Privatbesitz in die Emissionen gelockt. Der Prospekt ist bereits genehmigt und man darf neugierig sein, wie sich die Presse ihrer von der Enquete so schwer betonten Aufgabe mit guter Manier entledigt, — gerade in diesem Falle, wo die Elektrotechnik widerstrebende Interessen zum Ausdruck bringt.

Interessant ist auch der sozialpolitische Standpunkt gegenüber den Straßenbahnen. Die Städte haben sich früher die Gasbeleuchtung entgehen lassen und nirgends in Deutschland sind die Pferdebahnen städtisch. Neuerdings aber ist bei den elektrischen Centralen wenigstens das baldige Ankaufsrecht gewahrt worden. Bei den elektrischen Bahnen ist Dies leider noch nicht geschehen. Die Städte die solche Unternehmungen planen, sollten aber den Großkapitalisten allein nicht den ganzen Nutzen lassen. Allerdings giebt es heute kaum eine deutsche Stadtverordneten-Versammlung, in der nicht ein einflußreicher Manchestermann seine Zunge rührt. Allein einmal muß doch die Probe begonnen werden, ob eine Stadt absolut nicht im Stande sein sollte, einen großen Geschäftsapparat gut zu verwalten.

Die nächste Thätigkeit unserer Elektrotechnik gehört also den Straßenbahnen. Das Publikum erscheint so erfüllt von dem Glauben en die Rentabilität dieser Unternehmen, daß es, ohne langes Besinnen, jeder Elektrizität-Aktie von Ruf förmlich nachjagt. Die Hochfinanz selbst ist so faszinirt von dieser ihr unerwarteten Strömung, daß sie sich fortwährend auf neue Projekte einläßt; sie nimmt eben an, daß der allgemeine Optimismus in dieser Beziehung noch lange vorhalten wird. Ganz und gar übersehen wird dabei nur, daß die bisherigen wenigen Gesellschaften in der Anbahnung und Eröffnung neuer Thätigkeiten unersättlich erscheinen, weil sie nicht nur sich einer auf sie einstürmenden Nachfrage hingeben, sondern selbst alle diese einander drängenden Geschäfte in ihren Bureaux ausdenken. Gute Dividenden dürften hierbei finden: die verschiedenen Elektrizität-Firmen und ferner auch deren jüngste Betriebsgesellschaften. Nun tritt aber noch ein wichtiges Drittes hinzu: nämlich die späteren Aktionäre der sodann fertig gestellten einzelnen Bahnen und Betriebe. Was diese Aktionäre dabei werden könnten? Vielleicht Schwarzer Peter! Pluto.

Digitized by Google

Ein deutſches Laſter.

I.

Im Wirthshauſe zu Oberabelsberg lebt ein merkwürdiger Mann. Dieſer Mann kann auf einen Sitz vierundzwanzig Krügel Bier vertilgen. Sonſt kann er nichts. Als ob Das nicht genug wäre! Nicht mehr als genug! Als ob ihm Das im Menſchengeſchlechte ſo leicht Jemand nachmachen könnte!

Der Mann iſt heute dreißig Jahre alt und eben aus Anlaß dieſes Jubiläums wird vorſtehendes biographiſches Charakterbild verfaßt, und eben deshalb auch wird ein friſches Faß angeſchlagen. Der Jubilar genießt bei einem großen Theile ſeiner Zeitgenoſſen die höchſte Verehrung, er freut ſich ihrer und iſt ihrer werth; und doch nagt insgeheim in ſeinem Gemüthe ein Wurm. Er hat Einen gekannt, der es für den Sitz auf ein Viertelhundert Krügeln gebracht hat. Wiederholt verſuchte unſer Mann es, dieſes höchſte ihm bekannte Ziel zu erreichen, allein das fünfundzwanzigſte Glas kam allemal auffallend raſch zurück. Es wartete nicht erſt auf die Empörung der übrigen, die nach wenigen Stunden erfolgte und ſtets mit einem heftigen Leidenſchaftsausbruch endigte. Zwei Dutzend, — Das ſchien vorläufig der Höhepunkt ſeiner irdiſchen Erfolge zu ſein.

Das koſtete Anſtrengung genug, es ſo weit zu bringen. Entſproſſen war Dagobert Blunzer einer ſimplen Familie, in welcher gelegentlich nur ein bis zwei Schöpplein getrunken zu werden pflegte. In dem jungen Dagobert aber äußerte ſich ſchon früh ein großes Talent —: er hatte einen guten Magen. Zwei Ammen ſoll er jeden Tag bis zur Nagelprobe ausgetrunken haben. Später verfiel er der Erziehungmethode eines unvernünftigen Vaters; wenn er Durſt hatte, bekam er Waſſer. Dem widerſtrebte ſeine geſunde Natur und kein Wunder war es deshalb, daß Dagobert ſich der ſtudentiſchen Laufbahn widmete. Doch auch hier lief er Gefahr, verdorben zu werden. Theoretiſch wählte er die Philoſophie, allein der Umgang mit einem Literaturprofeſſor und mit einem jungen Muſiker war Urſache, daß er ein gewiſſes Intereſſe für Kunſt und Schriftthum gewann und ſo manche Stunde mit ſolchen Dingen vertrödelte, während ſeine Kollegen in der Kneipe thätig waren. Noch rechtzeitig gelang es ſeinen Kameraden, ihn dieſer verderblichen Richtung zu entreißen und dem Ideal der Jugend wieder zuzuführen.

Die erſte Prüfung auf zehn Krügeln des Abends ward verhältnißmäßig glänzend beſtanden, die zweite auf fünfzehn krönte ſich mit einem koloſſalen Kater. Als hernach im Laufe der Vervollkommnung der junge Mann daran ging, ſich auf zwanzig zu rüſten, ward der Magen um manchen guten Biſſen

Digitized by Google

betrogen, doch opferte er ihn willig dem guten Zweck. Von zwanzig bis dreiundzwanzig gab es ganz unheimliche Katzenjämmer und der Bierometer sank mehrmal sogar unter zehn herab. Allein Dagobert verlor den Muth nicht und eines Tages, es war der Polterabend einer Nichte, strengte der brave Neffe seine Kraft bis aufs Aeußerste an und siehe — das Vierundzwanzigste stand. Der Kater dauerte drei Tage und Nächte; während dieser Zeit soll Dagobert sogar schwach geworden sein und sich geschworen haben, die ruhmreiche Laufbahn zu verlassen. Am vierten Tage soff er wieder.

Wo die Stärke seines Wesens lag, stand nun fest. Sein Leben und Streben war das Bier. Alle Interessen von Oberabelsberg verblaßten vor dem Einen: Wo giebts das beste Bier? Wann wird neu angezapft? Gelegenheiten zu großen Gelagen gab es stets: Frühschoppen, Elfuhrmessen, Samstagskneipen, Ankunftfeste, Abschiede, Geburts- und Namenstage, Gauverbandskommerse, Fahnenweihen u. s. w. Jeden Tag war ein anderer hochwichtiger Anlaß zum Biervertilgen. Und war ganz ausnahmweise einmal kein Anlaß, so war diese Ausnahme Anlaß genug zu einer grandiosen Kneipe. Wenn Tags über sich ein respektabler Durst heranwuchs, so empfand Dagobert sogar eine sittliche Größe in seinem Thun, denn der Mensch muß naturgemäß leben, folglich trinken, wenn er Durst hat. Allerdings hielt der natürliche Durst über das dritte, höchstens vierte Krügel hinaus selten vor; dann mußte ein künstlicher erzeugt werden, etwa durch Heringe, Schinken oder durch Rauchen. Von den ersten Krügeln wurde jedes mit je einem Zuge geleert, später mit zwei Zügen, — „Vergnügungzüge" nannte sie der witzige Dogobert. Ein Glas auf drei Züge zeigte schon von Erschöpfung. Vom zehnten Krügel an ward nichts mehr motivirt, ward nicht mehr getrunken, sondern blos gesoffen.

Die Unterhaltung der Trinker verflachte sich nicht etwa über Welt, Politik, Neuigkeiten, Stadtereignisse oder Sonstiges, womit genügsame Wirthshausgeister sich die Zeit zu vertreiben suchen, nein, die Genossen konzentrirten ihre ganze Gegenwart auf das Bier. Dagobert hatte sich an den Henkel seines Stammglases ein Schiefertäfelchen hängen lassen, worauf er den vertilgten Krügeln mit Strichelchen gleichsam eine Grabschrift stiftete. Je mehr Strichelchen, desto höher stieg die Weihe des Abends. Dagobert setzte das Glas nie an die Lippen — was sage ich: an die Gurgel —, ohne es einem Zechgenossen zu widmen: „Die Blume!" „Prosit!" „Meinen Halben!" „Ex!" Da thaten sie Alle Bescheid, und bald darauf hebt ein Anderer seinen „Mörser", „kommt nach" — und Alle wieder mit ihm. Ist ein Glas leer: „Marianka!" oder man sagt gar nichts, hebt das Leere nur so ein wenig über die Achsel und die Kellnerin ist stets dienstbereit. „Mir auch ein Frisches!" „Mir ebenfalls!" „Mir gleichfalls!" Rasch die Reste ausgetrunken. Frisches, frisches! Dann werden Biergeschichten erzählt, Trinkanekdoten aufgetischt, Katerschwänke zum Besten gegeben, und dabei wird immer frisch begossen. Es ist ein herrliches Leben!

Manchmal geschieht es, daß doch Einer das Gespräch auf die neuzueröffnende Eisenbahn lenkt, oder auf die Choleragefahr, oder auf eine italienische Reise, oder auf ein neues Aufsehen erregendes Buch, aber stets plötzlich fährt Dagobert mit seinem Glase drein, rempelt es an die übrigen: „Prosit!" — Gegossen wird und das öde Gespräch ist zerrissen. Dagobert betheiligt sich an keinerlei profanem Diskurs, oder nur mit halben, gelangweilt hingeworfenen Bemerkungen; sobald sich Etwas zu vertiefen droht, eine ernstere Wendung nehmen will —: „Prosit meine Herren! Die Blume!" Angestoßen und in den

Digitized by Google

Schlund gegossen. Nicht fünf Minuten lang giebt er Ruhe, der Dagobert Blunzer, nicht einen Zug thut er, ohne den ganzen Tisch davon gnädigst in Kenntniß zu setzen. Er sinnt nur nach guter Gelegenheit, zu trinken. Fällt das Wort: Bismarck — „Prosit, Bismarck!“ oder: Marianka — „Prosit, Marianka!“ oder: Bodenstedt — „Prosit, Mirza Schaffy!“ oder: Onkel — „Prosit, Goldfuchs!“ — oder: Ozean — „Prosit, Walfisch, strammer Junge! wacker!“ Und getrunken wird auf Alles. Auch hat man schöne Gesänge, deren Refrain stets im Trinken endet, hat geistvolle Spiele, deren Gewinner das Glas leeren muß, — und deren Verlierer auch das Glas leeren muß. Hat endlich schneidige Wetten, bei welchen Der, so innerhalb einer Stunde nicht zehn Krügeln Bier vertilgen kann, ein Faß zahlen muß, das dann gemeinsam getrunken wird und bei welchem dem Verlierer Gelegenheit geboten ist, seine ungenügende Fertigkeit weiter zu vervollkommnen.

Dem Neuling, der sich vorzeitig einen Kater angetrunken hat, wird gerathen, den Kater im Bier zu ertränken, Das heißt in der profanen Sprache: sich wieder nüchtern zu saufen. Es soll ja schon geglückt sein. Wohlgeschulte Trinker verfügen über manichfache Mittel, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben und den noch nachzugießenden Krügeln wieder Raum zu verschaffen. Ein ordentlich eingerichteter Magen hat einen Eingang und zwei Ausgänge, also daß der Möglichkeit, zu platzen, gründlich vorgebeugt ist.

Dagobert war einmal recht schlank gewesen, „jetzt sieht er besser aus!“ Ein Gesicht wie „ein Blasengel“, eine Nase wie eine rothe Kartoffel, und die lieblichsten Triefäuglein dazu. Es hat ja viel Nährwerth, das Bier! Seine Genossen nennen ihn ein Spundloch, ein Bierfaß! Er lächelt dazu, schweigt bescheiden. Man braucht viel, bis maus zu Ehrentiteln bringt!

Bei Gott, den Herrn Dagobert möchte ich zum Freunde haben! Welch ein gemüthliches Haus! Und wie anregend, wie gründlich in seinem Denken, wie viel Interesse für die Fragen der Zeit! Das alte Sumpfthier!

Ein vorlauter Mensch zu Abelsberg that einmal den pathetischen Ausruf: Und deshalb so viele Jahre lang Latein und Griechisch studirt, und höhere Mathematik und Geschichte und die Weltliteratur und alle Philosophen, um nun als Biersimpel täglich vierundzwanzig Krügel in den Bauch zu schütten? — Dieser Ausspruch ist zum Mindesten sehr übertrieben. Erstens hat der Mann nie studirt, sondern sich blos nothdürftig für die Prüfungen hergerichtet, und zweitens vertilgt er schon darum nicht täglich vierundzwanzig Krügel, weil zwischen zwei solchen Biertagen allemal ein Katzenjammertag liegt. Und Simpel?! Wer ist denn ein Simpel? Was heißt denn ein Simpel? Simpel heißt: Einfaltpinsel. Und ist das ein Einfältiger, der das Bier vierundzwanzigfältig nimmt? Vielmehr Der ist ein Einfältiger, welcher ein Krügel trinkt, wie der Schullehrer von Abelsberg, der die famose Lehre aufstellt: Ein normaler Mensch, der drei Krügel Bier trinkt, trinkt schon eins über den Durst! — Und solche Leute wollen da mitreden!

Der Onkel, der Goldfuchs, machts erst gut, der meint, es wäre sehr wünschenswerth, wenn Dagobert sich endlich einem nährenden Beruf zuwenden wollte. Ist der Alte verrückt? Was versteht denn dieser Herr unter einem nährenden Berufe, wenn das Biertrinken keiner ist? Hat der Banause denn keine blasse Idee davon, daß sein Neffe ein Märtyrer der Menschheit ist! In der Schlichtheit seiner Größe ist er sich zwar Dessen nicht bewußt, aber doch thatsächlich: die Menschheit muß ihre Talente nach allen Seiten hin ausbilden, sie muß wissen,

Digitized by Google

was sie zu leisten vermag. Welch ein Sieg, wenn endlich festgestellt werden kann, auf welchen äußersten Grad die schöne Männlichkeit des Individuums hinaufgetrieben werden kann, mit anderen Worten: wie viel Bier zu vertragen der rechte Mann im Stande ist. Ganz und voll ein Mann zu sein! Prosit!

Wenn der wackere Dagobert es eines Tages dahin gebracht haben wird, daß auch das fünfundzwanzigste Krügel „steht", dann feiern wir ein Jubiläum, bei welchem der Versuch gemacht werden soll mit — dem sechsundzwanzigsten. — Prosit! Einen Ganzen! Ex!

II.

Der Mann, der jetzt ein offenes Wörtlein zu Euch sprechen will, trinkt auch gern manchmal ein Glas Wein und nicht abhold ist er der glücklichen Seelenlabe, die daraus hervorgeht. Wenn er aber befragt würde um seine Meinung darüber, was die Hauptursache unseres sozialen, wirthschaftlichen und moralischen Elends sei, so müßte er antworten: Das Trinken.

Trinken ist nicht das richtige Wort für Das, was ich sagen will; denn trinken wird man, um den Durst zu stillen; was darüber ist, Das hat einen ganz anderen Namen. Das Glas Wein, oder die paar Glas Bier, die nöthig sind, um den Durst zu stillen oder um zu erquicken, genügen auch, um jene fröhliche und bewegliche Stimmung zu schaffen, die sich der Deutsche nun einmal vom Alkohol entlehnen zu müssen glaubt. Was darüber ist, schadet dem Körper und dem Geist und wird die Ursache so vielen Elends und Unheils, das wir gern anderen Gründen zuschreiben möchten. Die Zeit- und Geldvergeudung, die Unlust zur Arbeit, der Leichtsinn, die Geilheit, die Verrohung, die Verarmung, der Blödsinn — kurz: die Entartung — nehmen am Liebsten ihren Ausgangspunkt vom Trinken. Einsichtvollere und praktischere Völker, wie die Engländer, die Amerikaner, haben seit Langem schon den Kampf aufgenommen gegen die Trunksucht und Völlerei. Die sogenannten Temperenzler sind keine Sekte, die etwa aus religiösen oder rein moralischen Absichten dieses Laster bekämpfen, vielmehr ist ihre Aufgabe eine praktische Staat und Kultur erhaltende, den gesellschaftlichen Wohlstand fördernde. Und ihre Thätigkeit erzielt besonders in England die erfreulichsten, ja ganz ungeahnte Erfolge. Wenn auch der Staat, die Schule und das Kirchenthum mit der bedeutsamen Bewegung hübsch zu allen Zeiten Hand in Hand gehen, dann wird der Dämon besiegt werden, der uns zum Thiere zu machen droht.

Auf deutschem Boden siehts allerdings anders aus. Hier wird das Trinken zu einem förmlichen Kultus erhoben. Der Bursche, der sich hervorthun will, nichts wird er mit solchem Eifer und solcher Gewissenhaftigkeit vollführen wie das Trinken. Es handelt sich da natürlich nicht um den Durst, es handelt sich auch nicht um den Geschmack, auch nicht um die Unterhaltung und Anregung, es handelt sich nur ums Trinken. Von diesem Trinken hängt nachgerade ein Theil seiner Ehre ab. Wer nicht viel trinken kann, wer eine so redliche und gute Natur hat, die das Zuviel entschieden zurückweist, Der wird über die Achsel angesehen und er ist fürs Kameradenleben nicht recht zu brauchen. Die Anderen aber trinken und trinken, endlich hören sie, wie jener

Digitized by Google

graue Herr im Schwank, auf, zu trinken und fangen an — zu saufen. Das gilt für mannbar und für patriotisch! Mit Bier dehnt und spannt man künstlich den Magen aus bis zum Zerplatzen, wenn nicht die äußeren Körperwände noch Stand hielten. Was man mit solch geräumig gemachten Mägen dem deutschen Volke für einen Dienst, für eine Ehre erweisen will, versteht man zwar nicht. Und es scheint mir gar nicht klug zu sein, so ausgiebig den Magen zu erweitern, bevor man noch weiß, wie man ihn später wird füllen können. Die Zukunft unserer Jugend ist keineswegs eine so sichere, daß der Bursche sich schon frühe zur Aufnahme großer Mengen von Genuß präpariren müßte.

Jedenfalls ist es schade um unsere deutschen Burschen, daß sie unter dem Banne eines Vorurtheils leben müssen, nach welchem eine Haupteigenschaft und ein Hauptvorzug der akademischen Jugend im Trinken liegt. Im Trinken bis zu dem Punkte, wo einst schlemmerische Römer nöthigenfalls die Pfauenfeder angewendet haben. Wenn während des viele Stunden lang dauernden Trinkens wenigstens von einer herzfrischen oder geistreichen Unterhaltung die Rede sein könnte. Davon ist selten auch nur eine Spur: der Bier-Comment nimmt alle geistigen Kräfte in Anspruch. Und dieser Bier-Comment ist so sinnlos und langweilig, daß ich meinen Lesern mit seiner Beschreibung nicht kommen dürfte! Statt einer des Gebildeten würdigen Unterhaltung weckt der Biergenuß andere Geister auf, von denen ich nur die Rüpelhaftigkeit und Gier zur Anremplerei nennen mag. Ich bin ein Freund von frohem bummelwitzigen Burschenulk, aber das lärmende und geistesarme Treiben der vom Biergeiste besessenen Nachtwandler hat auf mein lachlustiges Gesicht noch kein Schmunzeln gezaubert. —

Wie hoch erfreulich ist in der Studentenschaft der Corpsgeist, das stramme Halten auf Ehre und Wahrhaftigkeit, auf Kraft und Muth; vor Allem die leidenschaftliche Liebe zur Nation! Aber der abscheuliche Bierkultus und seine Ausartungen verderben wieder Vieles.

Die alten Deutschen haben auch „gesoffen". Und deutsche Dichter haben in bummelwitzigen Liedern das Saufen verherrlicht. Es ist gut; warum nur will man weniger gern auch andere Sitten nachahmen, die ebenfalls von den alten Deutschen geübt und von den Dichtern besungen worden sind? Warum mit Vorliebe in thierischen, brutalen Dingen deutsch sein wollen! Warum gerade solche nationale Sitten pflegen, an denen die Nation zu Grunde gehen wird, wenn sie sich nicht besinnt?

Vor einem jungen Manne, der sein Ideal im Bierfaß findet, habe ich keine Achtung. Und armsälig muß es mit einer Jugendkraft und Lust bestellt sein, die nur mit Spirituosen frisch erhalten werden kann.

Natürlich: jung gewöhnt, alt gethan. Der Bursche bringt seine freie Zeit am Liebsten beim Bierglase zu, aber auch der Philister. Fremde Reisende, die zu uns Deutschen kommen, können sich nicht genug wundern über die zahllosen Wirthshäuser, die schier Tag und Nacht besetzt sind. Da sitzen die Leute, trinken und trinken. Endlich hat im Bauch absolut nichts mehr Platz, Gaumen und Gurgel verlangen noch nach mehr alkoholhaltigem Trank; so gehts nun an den Schnaps. Auch bei jungen Leuten ist es Sitte geworden, Biergelage mit Cognac zu beschließen. Dem edleren Getränke, dem Wein, wird auffallend ausgewichen; der Wein versteht keinen Spaß, er wirft den Trinker um, bevor der Wanst voll ist. Der Wein ist aristokratisch, die beim Wein geführte Unterhaltung ist ganz anderer Natur als ein Biergespräch, das an simpler Banalität

Digitized by Google

und Grobsinnlichkeit selten Etwas zu wünschen übrig läßt. Bier und Schnaps ist Menschenprodukt, aus diesem steigt nicht der edle Geist, wie aus dem Rebensaft. Natürlich will ich auch dem Weine kein Loblied singen, denn sie könnten mich mißverstehen und statt eines Krügels deren so viele trinken, bis sie sich vom Menschen zum Gotte und von diesem doch zum Thiere durchgetrunken hätten.

Unser Philister trinkt übrigens nicht wie ein Thier, denn dieses weiß, wann es genug hat. Er trinkt und trinkt, weil — er weiß es selbst nicht warum, fällt ihm auch nicht ein, darüber nachzudenken. Die dumpfe, stumpfe Gewohnheit hat ihn an den Zechtisch gebunden, wo ihm jedes Gesöff und jeder Kumpan und jedes Gespräch recht ist.

Während das Geschäft zurückgeht, die Familie verarmt, sitzt der Bürger bei seinem Bier, bei seinem Tabak, bei seinem Kartenspiel, bei seiner politischen Kannegießerei, bei seinem weibischen Tratsch, und dann schreit er, daß ihn die Steuern umbringen. Wie in der Stadt, so ist es auf dem Dorf. Jedes geistige Interesse versumpft im Bier und Kartenspiel. Wird auch politisirt, so geschieht Das weniger aus Interesse fürs Vaterland als aus dem Biere entstiegener Zankluft und Raisonnirsucht. Ein englischer Nationalökonom hat behauptet, der richtige Deutsche verbringe ein Viertel seiner Lebenszeit im Wirthshause, verthue ein Drittel seines Erwerbes im Wirthshause, vergeude die Hälfte seiner Gesundheit im Wirthshause und hole seine ganze Versumpfung im Wirthshause. Solche Aussprüche, selbst wenn sie übertrieben sind, müssen wir uns gefallen lassen, weil leider so viel Wahres in ihnen ist. Das Ende der deutschen Trunksucht wird sein, daß die Nachkommenschaft der alten Germanen ein verblödetes Volk werden muß, theils in fiebernder Nervosität, theils in dumpfer Apathie befangen. Oder will man etwa gar behaupten, Bismarck sei Bismarck geworden, weil er Bier getrunken hat, und die deutschen Siege seien errungen worden, weil das deutsche Volk so tapfer zu trinken versteht? Im Gegentheil —: trotzdem ist er Bismarck geworden und trotzdem haben sie gesiegt! Unsere Geschichte ist wahrhaftig reich genug an Widerwärtigkeiten und Schmach, deren Keim der Alkohol ausgebrütet hat.

Der Deutsche hat einen so großen Respekt vor der Völlerei, daß es nach seinem Gesetze sogar als Milderungsgrund bei einem Verbrechen gilt, wenn die That in betrunkenem Zustande verübt worden ist. Andere Völker setzen auf die Betrunkenheit selbst empfindliche Strafen, eben auch, weil sie so häufig Ursache verschiedener Laster und Verbrechen zu werden pflegt.

Anderen Völkern fällt wohl auch die Ekelhaftigkeit des deutschen Nationallasters auf, deren sich der Deutsche gar nicht bewußt zu werden scheint. Daß ein Vielfraß widerlich ist, Das giebt er noch zu; aber daß der Säufer, der seinen Wanst unablässig mit gegohrenen Suppen füllt, bis sie im Magen wieder gähren, im Grunde ein sehr abscheuliches Geschäft betreibt, dafür hat er keinen Sinn. Die daraus entstehenden Krankheiten kommen ihm auch selbst nicht geheuer vor, doch die ekelhaftesten Krankheiten werden entschuldigt, wenn sie aus Trunksucht entstanden sind.

Ich glaube fast, daß der von Natur schwerfällige Deutsche die ihm nöthige Begeisterung künstlich schaffen muß, um mit dem leichtblütigen Romanen es aufnehmen zu können. Darum sei ihm zur rechten Stunde ein gutes frisches Glas von Herzen gegönnt. Aber so viel sollte er wissen, wann er genug hat. Allerlei anderes Wissen wollte ich ihm erlassen, nur die eine Fähigkeit sollte er haben: zu erkennen, wann er genug hat. Und noch so viel Rest von moralischer

Digitized by Google

Kraft, um aufzuhören, wenn er erkennt, daß er genug hat! Denn sich Frohsinn, Begeisterung trinken zu wollen und sich bis zur Dummheit durchzusaufen, das passiert so Vielen. Und nichts Verächtlicheres auf Erden als ein Mensch, der sich blöde gesoffen hat.

Man braucht nicht gerade im Straßengraben zu verenden oder am Säuferwahnsinn zu sterben, die meisten Trinker gehen anders zu Grunde, und doch durch das Trinken. Jeder, der diese Zeilen liest, soll nur einmal Umschau halten in seinem Bekanntenkreise und er wird Personen finden, die durch das lange Sitzen im Wirthshause von ihrem häuslichen Glück, von ihrer Wirthschaft, von ihrer Tüchtigkeit, von ihrer Vertrauenswürdigkeit, von ihrer sittlichen Kraft, von ihrer Gesundheit verlieren. An allen Orten ist Das zu finden.

Und diese Erscheinung sollte nichts bedeuten oder nur wenig? Sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger als ein Verlottern und Verkommen des Volkes. Ein strebsamer, lebensmuthiger Mensch wird sich nie dem Trunke ergeben, außer er ist kindisch eitel und vermeint, durch Trinken seine Tüchtigkeit manifestiren zu müssen. Ein solcher Jüngling setzt seinen Stolz darein, viel zu trinken, es kommt ihm oft sauer genug an, allein der Ehre muß man Opfer bringen. Als Mann schon ist er ein gefesselter Knecht des Lasters, dem er in Anwandlungen von Vernunft gern entkommen möchte und nicht kann. Der Greis —? „Muthige Trinker werden niemals Greise!" singen sie. Etwas Wahres mag daran sein — aber anders, als sie meinen.

Das deutsche Volk hat herrliche Tugenden. Wenn es ihnen nachlebt, dann darf uns nicht bange sein. Wenn es aber in seinen nationalen Lastern mit trägem Behagen untertaucht, oder aus ihnen gar nationale Tugenden machen will, dann —?

* * *

Stammesgenossen! Einige von Euch Bierbegeisterten werden mich wahrscheinlich wieder anfallen, weil ich den Deutschen ihr „frisches, fröhliches Trinken" lästere und also ein Renegat dem Volksthume bin. Und doch sage ich es Euch in aller Ruhe: Wenn Ihr das Laster des Suffes, das ohnehin im deutschen Blute liegt, auch noch in jeder Generation systematisch großzieht, wo inmitten starker und schlau lauernder Nachbarn ein klarer Kopf, ein nüchterner Sinn noch nothwendiger ist als ein scharfes Schwert — wenn Ihr Euere nationale Begeisterung erst mit Bier auffrischen, Euere Zeit und Euere Sorgen und Euer Geld in Bier und Schnaps versenken müsset, dann werdet Ihr immer mehr verfimpeln und verfumpfen und endlich ein Spott der Nachbarvölker sein.

Graz. Peter Rosegger.

Digitized by Google

Theater.

Vor sechs, acht Jahren schritt ein stattlicher Mann rüstig durch die Straßen des berliner Westens. Er war noch jung, hatte die Dreißig kaum erreicht und sah doch schon ein Bischen müde aus. Vielleicht wars der starke Bart, der ihn älter erscheinen ließ, vielleicht auch ein trauriger Zug um die Augen, eine stumpfe Resignation, die nicht mehr recht heiter zu hoffen wagt und froh ist, das mühsam Erworbene nur bewahren zu können. Viel war freilich nicht zu bewahren, nicht an Ruhm und erst recht nicht an goldenen Schätzen; wenn man sich nach dem stattlichen Mann erkundigte, bekam man zur Antwort: „Sudermann; sehr talentvoll;" und dabei bliebs. Er war sehr talentvoll, hieß in einzelnen Zeitungen wohl auch ein beliebter Erzähler, aber seine Bücher wurden nicht gelesen und er mußte, um das Leben zu fristen, sich an ein freisinniges Volksblatt verfrohnden und hastig kleine Novellen und Skizzen für den Tagesbedarf fabriziren. Das typische Schicksal des deutschen Schriftstellers in den Tagen der Bourgeoisie und der Massenzeitungen, — ein Schicksal, das nicht gerade geeignet ist, der herrschenden Gesellschaft unter dem jungen Dichtergeschlecht begeisterte Freunde zu werben. Immerhin hatte Herr Sudermann es besser als neben ihm mancher Andere, denn wichtige Preßleiter waren seinem Bemühen freundlich gesinnt und im Berliner Tageblatt wurde mitunter schon damals für ihn die Trommel gerührt. Das aber war am Ende ein kärglicher Trost und man durfte sich nicht wundern, wenn der junge Dichter ein Bischen müde und stumpf durch die Straßen strich. Früher — wer weiß? —, da hatte er sich vielleicht noch geärgert, war wohl auch zornig losgebrochen, als er das Mittelmaß immer siegen sah und die feile Gefälligkeit immer wieder gekrönt und er im Innersten frei doch bekennen mochte, daß er Größeres und namentlich Stärkeres vermöge als die weichen Wichte, die so warm in Geld und in Ehren gebettet waren. Doch die Zeit der heißen Wallungen war vorüber, der Sturm hatte ausgetobt, eine nüchtern erwägende Lebensklugheit regte sich sacht und mahnte klüglich unseren Mann, die gefahrvollen Wege der Stürmer und Dränger zu meiden und im sicheren Gehege rechtzeitig nach einem behaglichen Plätzchen sich umzuthun.

Damals lernte ich ihn kennen. Ein ungewöhnlich liebenswürdiger Mensch, mit sentimentalischem Blick, immer ein Bischen schläfrig, immer

Digitized by Google

bemüht, den ungelenken Körper in weiche Formen zu schicken und „aesthetisch“ zu wirken; gar nichts Unmittelbares, aber viel angenehme, einschmeichelnde Manier und in der kargen Rede, die dann offenbar immer Etwas bedeuten sollte, ein leicht anklingendes feuchtes Pathos. Ein Herr zum Verlieben, ein Romandichter aus einem Roman. Dabei unendlich bescheiden, wenn der Schein nicht trog, und freudig bereit, wo mans hören konnte, jedes fremde Verdienst enthusiastisch zu loben; ganz selten nur kroch eine Bitterkeit über die Anderen hervor, die an hitzigen Erfolgen sich rösten durften. Ich hatte ein paar gleichgiltige Artikel geschrieben und war ganz erstaunt über die geräuschvolle Anerkennung, die Herr Sudermann für diese Winzigkeiten aufbringen konnte, und noch erstaunter, als er, nach immerhin flüchtiger Bekanntschaft, mir seinen neuen Roman brachte und ich auf dem Umschlag las, wie er mich „in herzlicher Freundschaft seinen lieben Kampfgenossen“ nannte, — obwohl ich, offen gestanden, gar nicht wußte, daß und wofür er kämpfte. Das geschah am Tage vor der ersten Aufführung der „Ehre“. Vierundzwanzig Stunden später war Herr Sudermann der berühmteste Schriftsteller in den deutschen Landen. Mit der herzlichen Freundschaft aber wars vorbei, jäh und für immer: die Kritiken des lieben Kampfgenossen gefielen plötzlich dem Dichter nicht mehr und bald konnte ich hören, daß der liebenswürdige Mann sehr unliebenswürdig über mich sprach. Ich habs ihm keinen Augenblick nachgetragen; in Berlin ist es selbstverständliche Ehrenpflicht, daß der Freund den Freund unter allen Umständen lobt, und wo diese Pflicht versagt wird, ist einem sensiblen Gemüth eine wehe Verstimmung nicht zu verargen. Mir ist an den kurzen Verkehr — den ich freilich nie als eine Freundschaft aufgefaßt habe — eine gute Erinnerung geblieben, denn er hat mir wichtige Elemente im Wesen des Herrn Sudermann enthüllt, und als ich vor ein paar Wochen die Schmetterlingsschlacht sah, die neue Komoedie des noch immer beliebtesten Theatralikers, da mußte ich des müden Mannes von damals gedenken, der ängstlich das mühsam Erworbene festhalten wollte und den ein ehrgeiziger Trieb nun doch zu den theureren Kränzen lockte, die den dauernden Ruhm erst verbürgen.

Herr Sudermann wagte in glücklicher Stunde den Sprung auf die Bretter. Baudelaire, der das Sehnen nach Ruhm gern mit wirren Theorien stillte, pflegte zu stöhnen; Créer un poncif, c'est le génie; je dois créer un poncif. Wenn das tröstliche Wort wahr wäre, dann müßte man den Dichter der „Ehre“ ein Genie nennen, — freilich zugleich mit Herrn Adolf Ernst, den er gewiß nicht gern als lieben Kampfgenossen begrüßen möchte; Beide haben ein poncif gefunden, kein ganz originelles, aber eines, das in dieser Prägung für die Berlinerei vorher nicht vorhanden war. Als Herr Sudermann auftrat, war die alte Schablone verbraucht und die

Digitized by Google

neue noch nicht gefunden; der Düsseldorfer Mousseux, den Herr Lindau so lange als echten französischen Sect verschänkt hatte, war abständig geworden, auch Mosers ungepflegter Grüneberger wollte nicht mehr recht munden und die schweren Getränke, die man aus Norwegen eben zu importiren begann, hemmten die ohnehin schon träge Verdauung. Ein Neues aber verlangte man ungeduldig; mit den Kommerzienräthen und den medisirenden Wittwen konnte Das so nicht weiter gehen; das Volk — ich bitte, beim Aussprechen die Lippe zu rümpfen, ein Bischen verächtlich und doch treuherzig mitleidsvoll — mußte herbei, die Klassengegensätze mußten vor dem Schlafengehen die leckere Mahlzeit pikant würzen. Die richtige Mischung war nicht ganz leicht zu treffen; ein verzärteltes und verhätscheltes Parvenupublikum mag nicht rauh angefaßt sein, auch wenn es die Schüttelfröste des Fürchtens erlernen will; man muß es vorsichtig kratzen, ganz gelind, und mit weichem Finger gleich dann wieder die wunde Stelle mild streicheln. Herr Sudermann traf die richtige Mischung. In das winklige Melodramengebäude der „Ehre" führte ein heller Aufgang für Herrschaften; und wenn der süße Fünfmarkpöbel nach der Besichtigung langsam herunterstieg, konnte er schmatzen: Wirklich ein ausgezeichnetes Stück; der Kaufmann fertigt den Reservelieutenant derb ab, und Das namentlich ist hübsch gesagt, und obendrein wahr, daß die armen Leute eben eine andere Ehre haben als wir, die Träger unserer Kultur und Gesittung. Und dann ging man zu Dressel oder zu Uhl und bestärkte sich in dem Bestreben, in Stadt und Land das Banner des liberalen Bürgerthums hochzuhalten. Anzengrubers mächtige Tragoedie vom vierten Gebot konnte nicht Wurzel fassen, aber die verzierlichte Nachempfindung des Herrn Sudermann wurde ein Lieblingsstück. Kein Wunder: wenn das Lumpenproletariat im Hinterhause gar zu anstößig wurde, war immer gleich der Herr Sohn bei der Hand, der in tönender Rede die Erbärmlichkeit rügte, und an seine Seite trat rasch noch Graf Trast und war geistreich wie ein Weltmann aus dem morgenländischen Blumenthal.

Das war von ungefähr gelungen, — nicht durch schlaue Spekulation, sondern als der glückliche Fund einer Kompromißnatur, die ein rasches Pathos behend über Abgründe führt. Das Thema war nur leise berührt, viel leiser noch und subtiler, als es bei Dumas wohl geschieht, und das Fundament — die Entsittlichung durch materielle Abhängigkeit — blieb unter Guirlanden verborgen. Dann kam „Sodoms Ende", die Apokalypse der schwelgenden Thiergartenherrlichkeit; Das konnte gefährlich werden. Aber wieder trug die freundliche Naturanlage den scheinbar Todesmuthigen über die Klippe: der Dichter hatte, wie Ibsens Doktor Relling seinen Saufkandidaten, die Börsenhelden und ihre Gesponsen dämonisch gemacht und alle Sommerfelds fühlten sich sehr geschmeichelt, als verruchte, orgiastisch

Digitized by Google

schlemmende Kerle und wüst begehrliche Weiber. Und wieder war der Moralprediger bereit, der diesmal Riemann hieß und ausgiebig für Sitte und Ordnung sorgte. Dann kam „Heimath", ein rüdes Hintertreppenstück, das mit der Literatur nichts zu schaffen hat; da wurde mit einer Stange Fettschminke gegen Konventionen gekämpft und das sündige Theatermädchen, das, im stolzen Besitz seines Bastards, die Spießbürgerlichkeit hochmüthig verachtet, gewann im Sturm alle Herzen. Und dann?

Dann übermannte der Ehrgeiz den Dichter. Er hatte nie selbst gedachte Gedanken naiv gestaltet, nie aus dem Mikrokosmos des Innersten geschöpft; er war, bedachtsam und zaghaft, immer in Anderer Spuren einhergeschritten, hatte von Storms und Spielhagens Schüsseln genascht und war endlich dahin gelangt, zwischen Ibsen und Blumenthal die Diagonale zu ziehen. Da lag der Erfolg, da das poncif: das modisch aufgeputzte Melodrama der Klassengegensätze. Von einem Erstaunen war Herr Sudermann, wie vor ihm mancher Größere, ausgegangen: er hatte als Kleinstädter sich über das Treiben der großbourgeoisen Geldbespoten gewundert und hatte verblüfft vor der Relativität der Ehrbegriffe gestanden. Sein ganzes Dichten dreht sich um dieses Staunen; warum gilt der Mann, dessen Bücher gekauft werden, mehr als ich? warum schmeckt meinem verwöhnten Gaumen die derbe Kost der ostpreußischen Heimath nicht mehr wie sonst? warum grüßt der Portier den jungen Jobber, der ihm die Tochter verführt hat? Frau Hergentheim giebt, am Ausgang der Schmetterlingsschlacht, die Antwort: Weil das Pfund Butter theuer ist und das Pfund Fleisch alljährlich im Preise steigt, weil es heutzutage schwer ist, Kinder anständig zu kleiden, und weil man heutzutage die Kinder doch zu „was Höherem" erziehen möchte; mit einem Wort: weil heute das Geld regirt und die sittlichen Werthe prägt. Zum ersten Male hat Herr Sudermann hier die gar nicht geheimnißvolle Lösung des Räthsels ausgesprochen, zum ersten Male hat er, ohne die Moraltrompete zu blasen, die Depravirung enthüllt, die das Geld schafft, bei dem Besitzer und bei dem Hörigen, — und zum ersten Male war das Publikum ernstlich über seinen Liebling empört. Ganz natürlich. Das Publikum hört gern, daß die Ehrbegriffe verschieden sind und daß ein wohlerzogener Sohn sich über den Vater entrüstet, der um einen bescheidenen Luxus die Unschuld der Tochter verkauft. Niemals aber wird ein bourgeoises Publikum es ruhig ertragen, wenn ihm gesagt wird: Du selbst korrumpirst die von Dir Abhängigen, Du selbst treibst sie, Männer und Weiber, durch niedrige Löhnung und schlechte Behandlung, zur Prostitution. Herr Sudermann hat es gesagt — leider reichte die Kraft nicht zur Gestaltung —, er hat, wohl um literarisch ehrlich zu werden, die Gefälligkeiten und das pathetische Schnauben diesmal verschmäht, er hat keinen Choragen bestellt, — und

Digitized by Google

Das weist dem künstlerisch schwachen und fleckigen Stück über den besser belohnten Thaten des Dichters den Rang. Die Wiener waren gemüthlich und klatschten, weil sie im sozialen Empfinden noch zu weit zurück sind, um den schlimmen Spaß verstehen zukönnen; die Sodomiter unseres Thiergartens witterten aus erwachsenen Riechorganen den Braten und tobten, — nicht über das dürftige Stück, sondern über die ruchlose, respektlos an den ragenden Pfeilern der gesellschaftlichen Ordnung rüttelnde Tendenz.

Ob Herr Sudermann nun die ehrgeizige Regung bereut? Als ich ihn kannte, plante er, gegen Herrn Virchow, den Unantastbaren, und für einen Sozialdemokraten bei der Wahl den Stimmzettel abzugeben. Er ist der Liebling des Tageblattes geblieben und ist heute wohl selbst ein angehender Großkapitalist. Ich glaube nicht, daß er jemals der Mann der harten Kämpfe werden kann, der Verkünder kränkender Wahrheiten; dazu ist er zu weich, zu begierig nach lauter Bewunderung, zu wenig einsamer Mensch. Er bleibt in erster Linie doch immer der homme de lettres, der in der engen Literaturwelt lebt, den Applaus nicht entbehren kann und mit dem nicht allzu beträchtlichen Pfunde, das ihm anvertraut ist, so wuchern will, daß die Beliebtheit sich kräftig entwickelt. Die Zeit der heißen Wallungen ist für ihn vorüber, er möchte sich auf seiner Höhe behaupten und ich denke, er wird bald einsehen, daß sein Talent und sein Temperament ihn auf die gebahnten Wege des angenehm aufregenden Unterhalters drängen. Großes — sein neuer Roman wird es fürchterlich offenbaren — kann er beim besten Willen doch nicht bewältigen und am Ende wird er das Reklamegeschmetter seiner gefährlichen Freunde verachten lernen und sich damit bescheiden, im kleinen Bereich ein gut apanagirter König zu sein.

Das leuchtende Vorbild hat er in der Nähe: Herrn Ludwig Fulda. Dieser Mann wird sich bei bedenklichen Schmetterlingsschlachten niemals aufhalten. Er liefert prompt, was verlangt wird: soziale Dramen, Ibsenverniedlichungen, politische Märchen und Familienbanalitäten. Sein neuestes Werk, das im Deutschen Theater aufgeführt worden ist, heißt: „Die Kameraden". Diesmal ist selbst das spielerische Talent, das mit einer ordinären Grazie sonst leicht sich verband, nicht mehr zu entdecken und nur der ödeste Ulk macht sich aufdringlich breit und versucht, jede ernstere Regung, die in einem Theaterpublikum etwa wach werden könnte, mit spottbilligen Skatspäßen und erquälten Deutschthümeleien geschwind zu verscheuchen. Zwei Akte habe ich ächzend erduldet. Dann bin ich fortgelaufen und habe bedauert, daß ich im Circus Renz die Kasse schon geschlossen fand. M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 10. November 1894.

Riesenspielzeug.

Karl Stuart, seines Vornamens der Erste, hat das Wörterbuch der modernen Monarchien um eine werthvolle Vokabel bereichert. Sein stattlich entwickeltes Selbstbewußtsein und der stolze Wahn, für seine Handlungen Gott allein Rechenschaft zu schulden, hatten ihn dem Schreckbilde nachgerade recht ähnlich gemacht, das von den Königen einst der alte Samuel in Rama den Israeliten entwarf, und Jakobs eitler und eigensinniger Sohn hielt die Zeit für gekommen, wo man eine funkelnagelneue Regirungmethode erfinden könnte, Etwas wie ein Mittelding zwischen der Selbstherrlichkeit und dem Konstitutionalismus. So ganz einfach, nach der Verkündigung Samuelis, ließ die Sache sich nicht mehr einrichten; einen König, der ohne viel Federlesen die Knechte und Mägde, die feinsten Jünglinge und die Esel und obendrein von der Heerde den Zehnten genommen hätte, um damit seine Geschäfte zu besorgen, hätten die Briten des siebenzehnten Jahrhunderts wohl kaum noch erduldet. Dem König aber ward es hinter dem hohen Gehege der angelsächsischen Verfassung bald zu eng; er befreite sich von der lästigen Kontrole durch das Parlament, brach mit der Sitte, im Privy Council, der Versammlung der höchsten Beamten, die Berather zu suchen, und regirte mit einer kleinen Tafelrunde befreundeter und dienstwilliger Edelleute, unter denen Buckingham und Strafford das große Wort führten. Dieses Leben ließ sich ertragen: in York oder in Oxford wurde Hof gehalten, allerlei pomphafte Lustbarkeiten wurden veranstaltet und zwischen zwei Mahlzeiten wurde von der halb oder ganz bezechten Kumpanei über die Geschicke

Digitized by Google

des Landes die Entscheidung gefällt. Vor jedem Widerspruch, vor jedem mahnenden oder gar tadelnden Wort war der Monarch dabei unbedingt sicher, denn in die intimen Cirkel wurde der Eintritt nur erprobten Männern gewährt, die in der wichtigsten Höflingskunst, den allerhöchsten Herrn zu umwedeln, schon eine ansehnliche Fertigkeit erlangt hatten. Der König regirte nicht als einsam thronender Autokrat, er hatte Berather, — willkürlich gewählte allerdings und unverantwortliche; aber wenn im Volke vermessene Neugier sich regte, wenn es wissen wollte, wer einen verhängnißvollen Rath ertheilt hatte, wenn der Neugier später die murrende Unzufriedenheit folgte, dann wurden an reich besetzter Tafel herrlich tönende Proklamationen geschmiedet, die berüchtigten Messages of Love, und mit majestätischem Accent wurde der verängsteten Menge zugeheischt: Habt Vertrauen! Das war die Zauberformel, die Karl Stuart erfand, die werthvolle Vokabel, die er in das Wörterbuch der modernen Monarchien eintrug. Er forderte das theologische Vertrauen, das Vertrauen ohne Gründe, das nicht aus dem wägenden Urtheil, sondern aus einem unterwürfigen Treugefühl stammt; die Wohlgesinnten sollten denken: der König wird schon für uns wachen, wir können schlafen gehen und seiner Allweisheit vertrauen. Ein bequemeres Wort war nicht zu ersinnen, der beschränkte Unterthanenverstand gewöhnte sich schnell an die neue Lehre und es gehörte sehr bald zum guten Ton, in gepflegten Sätzen vom Vertrauen zu reden und die Bestallung von Männern zu erbitten, denen das Land Vertrauen entgegen bringen könne. Das ging eine Weile; als dann aber die frohe Hoffnung nicht erfüllt, als das künstlich gezüchtete Vertrauen schmählich getäuscht wurde, da mußte Karl Stuart seinen kostbaren Fund mit dem Kopfe bezahlen und durch qualmende Blutlachen schritt die Demokratie zum Sieg.

Das mag man, mit einem anderen bequemen Wort, einen Zufall nennen; nachdenklich aber muß die Beobachtung stimmen, daß nur in Niedergangszeiten der Monarchie uns der Anspruch begegnet, das blinde Vertrauen zur Grundlage des Verhältnisses zwischen den Völkern und ihren Regirungen zu machen, — von den Tagen des makedonischen Philipps bis zu der Unheilsepoche Friedrich Wilhelms des Vierten. Immer deutlicher tritt diese Beobachtung hervor, je mehr wir uns der klaren und kühlen Atmosphäre des modernen Empfindens nähern, das mystischen Vorstellungen nur schwer noch zugänglich ist:

Digitized by Google

Karl Stuart konnte mit dem Vertrauensdogma zwanzig Jahre lang sein buntes Prunkleben hinfristen; als aber Friedrich Wilhelm von den edlen Herren und getreuen Ständen „Zeugnisse des Vertrauens" erbat, da war die Antwort ein schrilles Nein und der König erlebte den Schmerz, daß preußische Adelige, Auerswald und Schwerin, gegen den Willen des Herrschers den Widerstand waffneten. Völker sind, nach einem guten Wort Lothars Bucher, frei, wenn ihre Gesetze ihren Bedürfnissen adäquat sind; der wünschenswerthe Zusammenklang wird rauh durchbrochen, sobald diesen Bedürfnissen ein fremdartiger Anspruch entgegentritt und herrisch Geltung verlangt. Auch heute noch ist, in den deutschen Ländern wenigstens, der Monarch der Vertrauensmann der Nation; das theologische Vertrauen aber, das auf die nüchterne Prüfung durch das Urtheil verzichtet und gemächlich sich in den Glauben an die Allweisheit einer Regirung bettet, kann nur aus einer geistigen Disposition erwachsen, die längst verschollen ist und durch keinen frommen Zauberspruch mehr zurückgebannt werden kann. Der Versuch, organisch Gewordenes gewaltsam umzustürzen, hat am Ehesten dann immer Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn zwischen der Anschauung der Zeit und dem Anspruch der Herrschenden eine weite Kluft sich aufthat; der Erfolg wäre heute so gut wie gewiß, wenn der spröden Skepsis zugemuthet würde, die politische Meinung auf den schmalen Steg eines blinden Vertrauens zu gründen.

Als Karl Stuart einst zum Gouverneur des Tower einen Mann bestellt hatte, von dem die Bürgerschaft glaubte, er würde in der Münze für den verschwenderischen König eine Zwangsanleihe aufnehmen, da bat die City von London zuerst den Monarchen und später das Parlament um die Abberufung des Unzuverlässigen und um die Wahl eines neuen Aufsehers, zu dem sie Vertrauen haben könne. Der Träger der göttlichen Gnade wollte davon zwar nichts hören, aber er zeigte sich über die Aeußerung des vermessenen Wunsches doch nicht verstimmt. Seitdem ist ein Vierteljahrtausend vergangen; und als nun gegen den zur Wahrung des Deutschen Reiches bestellten Aufseher der Unwille sich regte, da wurde uns erzählt, der Kaiser habe gesagt, man solle sich nicht einbilden, ihm einen neuen Kanzler aufdrängen zu können. Niemand hatte daran gedacht; der Wunsch nur, der durchaus berechtigte, war laut geworden, dem Monarchen ein Echo der Stimmung des Landes zu übermitteln. Das

Digitized by Google

Echo ist ins Leere verhallt: der General von Caprivi hat in allen Phasen seiner politischen Thätigkeit, die Herr Bebel rühmt und Herr Lieber preist, von dem obersten Kriegsherrn die nachdrücklichste Anerkennung erhalten. Er ist dann gefallen, — nicht über einen sachlichen Gegensatz, sondern über einen Fetzen Zeitungpapiers, über einen groben und plumpen Angriff, den die von ihm instruirte Presse mit seiner Billigung gegen den preußischen Ministerpräsidenten gerichtet hatte. Dieser Sturz konnte sich sehr viel früher ereignen, denn was jetzt dem Grafen Eulenburg geschah, Das war vorher, ebenfalls unter dem Beifall des Grafen Caprivi, Herrn Miquel geschehen; und wir konnten eben so gut auf die Entlassung des vorigen Kanzlers noch sehr viel länger warten, wenn dem Kaiser nicht zufällig die Kölnische Zeitung vorgelegt und der nöthige Kommentar dazu geliefert worden wäre. Solche Zustände haben sich also im Deutschen Reich herausgebildet, daß die wichtigsten Entscheidungen von Zufälligkeiten abhängen,— von der Gesellschaft, die der Kaiser aufzusuchen geruht, und von der Art, wie diese Gesellschaft, nach Ricauts bewährtem Rezept, fait envisager les choses au roi. Die Bürger aber, die dieses Deutsche Reich erhalten und schützen, die das Heer und den Hof ernähren, sollen Vertrauen haben, schweigen und immer sicher sein, daß an den berufenen Stellen über ihr Wohlergehen weise gewacht wird.

Das ist ein Bischen viel verlangt. Der Kaiser bittet Gott, er möge ihm noch viele Jahre den treuen, erprobten Rath des Fürsten Bismarck erhalten; zehn Wochen danach läßt er den Fürsten an einem Tage zweimal auffordern, schnell seine Entlassung zu nehmen. Warum? Wir erfahren es nicht. Er ist zu alt, sagen die Einen, ist ein verbrauchter Mann; er hat für die neuen Formen des sozialen Lebens kein Verständniß mehr, sagen die Anderen, und der Kaiser hat ja verkündet, er werde mit der Sozialdemokratie schon allein fertig werden. Das Sozialistengesetz fällt, trotz Bismarcks Warnung. Der treue, erprobte Rathgeber schreibt an einen Abgeordneten, er halte jede Herabsetzung unserer Getreidezölle für ein vaterländisches Unglück; die Getreidezölle werden, nachdem der Kaiser von Oesterreich seine alten Wünsche bei passender Gelegenheit wieder vorgebracht hat, herabgesetzt, die deutsche Produktion wird auf zehn Jahre in Fesseln gelegt und zwei Männer, von denen Einer als Frontoffizier, der Andere als Staatsanwalt die Geheimnisse der Volkswirthschaft ergründet hat, beweisen haarklein, daß der treue

Digitized by Google

und erprobte Rathgeber von der Geschichte nicht annähernd so viel versteht wie der aus nicht unbekannten Gründen dem Justizdienst entrissene Herr Alexander Meyer. Ein wilder Ausverkauf von Konzessionen beginnt, werthvolle Ueberlieferungen, das wichtigste Erbtheil monarchisch regirter Staaten, werden mit jauchzendem Frohlocken geopfert und der unbefangene Betrachter gewinnt den Eindruck, als würde das Deutsche Reich auf Abbruch verwaltet. Das Prestige des deutschen Namens schwindet allmählich, der Weiße Zar gebietet willkürlich über den Frieden der Welt und die dem Deutschen Reich verbündeten Mächte benutzen jede Gelegenheit, um der gegnerischen Gruppirung geräuschvoll ihre Zärtlichkeit zu beweisen; dafür erleben wir den Trost, Englands ganz unschätzbare Freundschaft zu gewinnen, via Sansibar-Witu, und in London eine stattlich versorgte Filiale unserer offiziösen Presse eingerichtet zu sehen. Inzwischen schreitet daheim die Regirung von Erfolg zu Erfolg, der treue, erprobte Rathgeber ist geächtet und er wird niemals, auch nicht nach der sogenannten Versöhnung, auch mit einer Silbe nur um seine Ansicht befragt. Man vernimmt harte Worte über das Treiben der Junker, über die unzulässige Opposition preußischer Edelleute, verdienstvolle Patrioten werden mit dem gesellschaftlichen Bann belegt und die Meute des Caprivismus bellt ihr Entzücken in alle Lüfte. Da, plötzlich, ein Szenenwechsel: der neue Beglücker fällt, — vielleicht, weil Graf Eulenburg-Prassen insgeheim die traurige Byzantinerei ostpreußischer Landwirthe zu Stande gebracht, vielleicht, weil Graf Phili Eulenburg die Kölnische Zeitung beredt kommentirt hat. Wir erfahren es nicht. Wir erfahren nur, daß gegen die Sozialdemokratie neue Gesetze versucht werden sollen und daß für die Nachfolge des großen Grafen Caprivi ein Greis ausersehen ist. Und wenn wir neugierig fragen, warum denn Bismarck fortgeschickt wurde, der doch auch den Sozialistenschrecken mit Repressivmaßregeln bewältigen wollte und der jünger war als der jetzt berufene Herr, — dann wird aus irgend einer Lakaienstube uns zugeheischt: Das geht Euch nicht an; habt Vertrauen!

Fürst Chlodwig von Hohenlohe mag ein vortrefflicher Mann sein. Er besitzt eine reiche diplomatische Erfahrung, hat sich als Minister, Botschafter und Statthalter mit Takt und Anstand behauptet und ist ein gründlich gebildeter Grandseigneur, der nicht, wie sein Vorgänger, mit selbstbewußtem Eigensinn pünktlich Das heute als höchste

Digitized by Google

Weisheit vorbringen wird, was gestern ihm die geheimen und geheimsten Räthe aufgetischt haben. Fürst Hohenlohe verfügt über ein riesiges Vermögen — die Zahl der Minister-Millionäre vermehrt sich bei uns merkwürdig rasch — und der Wunsch, in einem gut eingerichteten Hause mit schönem Park bleiben zu können, wird ihn sicher nicht an sein Amt fesseln. Auch darüber mag man allenfalls hinwegsehen, daß ein bayerischer Katholik am Ende nicht der geeignetste Ministerpräsident für den preußischen Staat ist, dessen Lebensbedingungen ihm mehr oder minder fremd sein müssen. Aber andere Bedenken regen sich und werden auch durch das Hurrahgeschrei der guten Leute nicht übertönt, die, um offiziös zu werden, die Bedeutung des neuen Mannes ins Ungemessene steigern und ihn gar als einen intimen Freund des Fürsten Bismarck rosig bestrahlen. Von einer solchen Intimität hat man öffentlich nie gehört, nur von der Anerkennung, die Bismarck für die Geschicklichkeit und für das patriotische Pflichtgefühl seines Mitarbeiters bereit hielt; und auch die politische Bedeutung des Fürsten Hohenlohe, seine Fähigkeit, aus eigener Kraft der Entwickelung neue Bahnen vorzuzeichnen, hätte sich, wenn sie vorhanden wäre, doch wohl schon früher gezeigt. Aber wir sind gar nicht berechtigt, von dem neuen Kanzler eine über die Durchschnittsgröße hinausragende persönliche Bedeutung zu verlangen, wir müssen vielmehr schon froh sein, wenn ein erfahrener, gebildeter und uneigennütziger Mann die Geschäfte des Reiches besorgt. Das ist Fürst Hohenlohe ganz sicherlich; er ist seinem Vorgänger in jeder Beziehung weitaus überlegen, und wenn er, ohne die verhängnißvolle Episode Caprivi, unmittelbar auf Bismarck gefolgt wäre, dann hätte diese Wahl vielleicht nur ein Bedenken erregt: die gesellschaftliche Sonderstellung eines mediatisirten Fürsten, die ihn aus der sozialen Gemeinschaft allzu weit heraushebt und ihm die Erfahrungen aus der rauhen Wirklichkeit des praktischen, ringenden und erwerbenden Lebens schwer zugänglich macht. Heute liegen die Dinge anders; heute gilt es nicht nur, zu erhalten und in bewährten Gleisen den Reichswagen fortzuführen: ein neuer Weg muß gefunden und auf den Trümmern einer schlimmen Hinterlassenschaft muß ein neues, ein fest gefügtes Gebäude errichtet werden; zu Vieles ist zerstört, zu wichtige Traditionen sind durchbrochen worden, als daß es leicht sein könnte, der Nachfolger eines Caprivi zu werden. Diese Aufgabe fordert eine schöpferische Natur, einen Mann von rücksicht-

Digitized by Google

loser Entschlossenheit, einen rüstigen, aufrechten Mann, der hoffen darf, das Richtfest des Hauses noch zu erleben, dem er den Grundstein gelegt hat. Fürst Chlodwig von Hohenlohe ist ein Greis, an Jahren und auch an Leistungfähigkeit. Im Dezember 1884, als Bismarck um einen dritten Direktor für das Auswärtige Amt betteln mußte, sagte er im Reichstag: „Nach Herrn von Bülow habe ich die Gefälligkeit des jetzigen Botschafters in Paris, Fürsten Hohenlohe, in Anspruch genommen, um eine Zeit lang die Geschäfte zu versehen. Der Fürst hat sich mit der ihm eigenen Zuvorkommenheit und Hingebung für den Dienst dazu bereit finden lassen; aber schon nach einem halben Jahre mußte er erklären, daß die damit verbundene Geschäftslast seine Kraft und Gesundheit überstiege, und hat demnächst abgelehnt". Der Fürst ist inzwischen um zehn Jahre älter geworden und soll nun, in gährender Zeit, Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident sein. Die Hingebung für den Dienst, die ihn auch diesmal zur Uebernahme der Bürde bestimmt hat, verdient gewiß jedes Lob; aber der neue Vertrauensmann des Kaisers wird nicht verlangen dürfen, daß auch das Volk sein Erscheinen nun sofort mit blinder Vertrauensseligkeit begrüßt, — nach harter und weher Enttäuschung.

Die Hohenlohes haben in der preußischen Geschichte bisher keine neidenswerthe Rolle gespielt. Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen war einer der Besiegten von Jena und ergab sich mit fast zwölftausend Mann am achtundzwanzigsten Oktober 1806 einem viel kleineren Franzosentrupp, den Murat anführte. Sein Sohn Adolf, ein kränkelnder, gebrochener Mann, der als Ministerpräsident der neuen Aera der Nachfolger des Fürsten von Hohenzollern wurde, vermochte den Kampf mit der Kammer nicht durchzufechten, er schreckte vor jeder ernsten Verantwortung zurück, rieth dem König zur Nachgiebigkeit und verschwand ruhmlos, obwohl Roon und Heydt ihm tapfer und klug zur Seite gestanden hatten. Er war der Mann der Gefälligkeiten und Konzessionen, die, nach Bismarcks Wort, „nur wie ein Schnaps auf die erlahmende Fortschrittpartei" wirkten, und eine gewaltige Arbeit, die von leuchtender Geniekraft erhellt war, mußte geleistet werden, um die Spur dieses kurzen Ministerlebens zu verwischen. Damals stand der berufene Erbe vor der Thür und Roon war emsig bemüht, ihm rechtzeitig den Eintritt zu sichern. Heute erblicken wir, da wieder ein Hohenlohe zur Regirung berufen ist, ringsum nur beängstigende Fragezeichen.

Digitized by Google

Die Antworten müssen wir geduldig erwarten. Der dritte Kanzler kommt aus dem Elsaß und er kennt gewiß die dort heimische Sage, die Chamissos Dichten uns neu belebt hat: die Sage von der Burg Niedeck. Wie da das wohlmeinende Riesenfräulein den Bauern mit Pflug und Gespann vom Felde las, um das wunderschöne Spielding dann gar zierlich auf dem Herrentisch aufzubauen, so fehlt es auch heute noch, lange nach den Tagen der Riesengeschlechter, nicht an stolzen Beglückern, die wähnen, man könne ein ganzes Volk in die Schürze packen, es über die wichtigsten Entschließungen in holder Unwissenheit halten und es dann, wenn der Regisseur die Zeit gekommen glaubt, mit einer Märchenseligkeit begnaden. Das ist die Methode Karls Stuart, des Vaters der Völker, der für seine Handlungen Gott allein Rechenschaft schulden wollte und der ohne Ermatten immer wieder um gläubiges Vertrauen warb; ihn traf, den schuldigen Sohn eines schlimmeren Vaters, die harte Vergeltung, und als Monk später Karl den Zweiten nach England zurückführte, war die Monarchie in ihren Grundlagen erschüttert. Der Haslacher Bauer aus der Sage mußte den Beglückungversuch schweigend erdulden, aber die Stätte, wo Solches geschah, ist jetzt wüst und leer und von der Riesenherrlichkeit zeugt nur noch eine brüchige Ruine. Eine ähnliche Verwüstung möchten wir im mühsam geschaffenen Deutschen Reich nicht erleben und deshalb ist es nöthig, daß die Epoche der jähen Ueberraschungen und der Plötzlichkeiten, deren Genesis nur eine kleine Schaar Privilegirter kennt, rasch und für immer zum Abschluß kommt. Keine noch so glänzende Begabung kann uns heute den Mann ersetzen, der dem höchsten Vertreter der Nation unerschrocken zu jeder Stunde die Wahrheit sagt, ohne Scheu vor übler Laune, ohne Zagen vor weichender Huld. Fürst Chlodwig von Hohenlohe wird sich in der Geschichte des Deutschen Reiches einen Ehrenplatz sichern, wenn er dem Beispiele folgt, das ihm der Vater des Fräuleins von Niedeck gegeben hat, und rücksichtlos, wo er ihn findet, den Wahn zerstört, ein modernes Volk könne in stumpfes und dumpfes Vertrauen sich betten und ein willenloses Spielzeug für wohlwollende Riesen sein.

Digitized by Google

Das neue Diphtheriemittel.

IV.*)

Seitdem im August dieses Jahres von den Höchster Farbwerken mein Diphtheriemittel weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist, sind ca. 25000 einfache Heildosen abgegeben worden. Man darf annehmen, daß mindestens 10000 diphtheriekranke Menschen und mindestens eben so viele gesunde damit eingespritzt worden sind, und bis zu einem gewissen Grade läßt sich jetzt schon übersehen, inwieweit die Erfahrungen der Praxis mit den Resultaten übereinstimmen, die bei der Vorprüfung im Laboratorium gewonnen wurden.

Diese Vorprüfung war schon im Jahre 1891, also zu einer Zeit, wo außer mir und dem Stabsarzt Wernicke noch Niemand sich mit der Gewinnung des Diphtherieheilserums beschäftigte, in allen prinzipiellen Fragen abgeschlossen. Die zu jener Zeit von uns niedergeschriebenen und im XI. Bande der Zeitschrift für Hygiene und Infektionkrankheiten abgedruckten Versuchsergebnisse betrafen einerseits die Gewinnungs- und Prüfungsmethode, andererseits die Eigenschaften des fertigen und auf seinen Heilwerth geprüften Präparates.

Unsere Versuchsergebnisse hierüber beschrieben wir folgendermaßen: „Aus mehrfachen Gründen erscheint es uns zweckmäßig, das Serum mit einem Zusatz von solchen konservirenden Mitteln zu versehen, die das Verderben des Serums durch Bakterienvegetation verhindern. Für diesen Zweck hat sich uns der Zusatz von Karbolsäure bis zu einem Gehalt von 0,5 Prozent vortrefflich bewährt. Eben so wenig wie bei der Aufbewahrung des Diphtheriegifts hat sich beim Diphtherieheilserum bis jetzt eine deutlich

*) S. „Zukunft" vom 20. Oktober 1894.

Digitized by Google

in Erscheinung tretende Abnahme der Wirkung ergeben. Freilich erstrecken sich unsere Erfahrungen für das Mittel bis jetzt erst auf eine Zeitdauer von nicht länger als sechs Wochen. Mit solchem Karbol-Heilserum, das aus dem Blut von immunisirten Meerschweinchen, Kaninchen, Hammeln stammte, haben wir zur Entscheidung einer Reihe prinzipiell wichtiger Fragen weit über 100 Einzelversuche angestellt.

Wir zählen einige dieser Fragen, deren Beantwortung wir als schon jetzt erledigt ansehen können, hier auf.

Die allerersten Versuche nach Feststellung der Thatsache, daß wir überhaupt ein Immunität verleihendes Blut in Händen hatten, bezogen sich auf die Orientirung darüber, ob etwa die heilbringende Substanz fermentähnliche Wirkung besitzt, der Art, daß sie nur den Anstoß zu gewissen Veränderungen im behandelten Organismus liefert, die dann ihrerseits erst die Immunität bedingen. Etwas Derartiges glauben wir für diejenige Immunität annehmen zu dürfen, welche wir mit dem Diphtheriegift zu Wege bringen. Das ist nun für das Heilserum ganz sicher nicht der Fall. Vielmehr haben immer erneute Experimente ergeben, daß es direkt das Serum ist, welches Immunität und Heilung gewährt. Durch die Serumzufuhr geben wir also einem Thiere ein anderes Blut und damit gewisse Eigenschaften und Fähigkeiten desjenigen Individuums, von welchem das Serum gewonnen ist. Dementsprechend kommen wir nicht mit einfachen Blutimpfungen aus, sondern wir müssen ausgerechnete Serummengen transfundiren.

Fernerhin kam es uns darauf an, festzustellen, welcher Antheil an Immunität verleihender Substanz im Serum und welcher im Blutkuchen enthalten ist. Da hat sich ergeben, daß deren Hauptmenge im ausgeschiedenen Serum wieder gewonnen wird; denn das volle Blut zeigte geringere Wirkung als gleiche Mengen des daraus gewonnenen Serums, und der getrocknete und hinterher mit kochsalzhaltigem Wasser verriebene Blutkuchen hat uns nur geringe immunisirende Leistungfähigkeit erkennen lassen.

Von besonderer Wichtigkeit war dann das Verhältniß, welches bei gleichen Serumquantitäten zwischen ihrer Immunität verleihenden und heilbringenden Kraft besteht. Auch in Bezug auf diese Frage bekamen wir ganz unzweideutige Antwort. Man braucht zur Erreichung von Heileffekten größere Mengen Serum als für die Immunisirung; und zwar sind die zur erfolgreichen Behandlung von vorher diphtherieinfizirten Meerschweinchen erforderlichen Serummengen um so größer, je später die Behandlung eingeleitet wird. Bei solchen Infektionen, an welchen Meerschweinchen nach 3 bis 4 Tagen zu Grunde gehen, wurde sofort nach der Infektion das 1½ bis 2fache derjenigen Dosis zur glatten Heilung ge-

Digitized by Google

braucht, die zur einfachen Immunisirung ausgereicht hatte; acht Stunden nach der Infektion mußten wir das 3fache nehmen; und wenn wir erst nach 24 bis 36 Stunden die Behandlung begonnen hatten, so mußten wir — refracta dosi — bis zum 8fachen steigen.

Was die Dauer der Immunität betrifft, wenn Meerschweinchen blos Serum bekommen und keine nachfolgenden Diphtherie-Infektionen erlitten hatten, so können wir hierüber noch nichts Endgiltiges aussagen. Mindestens einige Wochen dauert aber in diesem Falle die Immunität an.

Andere Versuchsreihen wurden zu dem Zweck angestellt, um das Verhältniß der immunisirenden und heilenden Leistungfähigkeit des Serums bei subkutaner und bei intraperitonealer Injektion zu bestimmen. Wir fanden, daß bei noch nicht infizirten und bei sofort nach der Infektion in Behandlung genommenen Thieren beide Arten der Applikation ziemlich gleich wirksam sind, daß jedoch bei solchen Thieren, die, wenn sie schon krank sind, behandelt werden, die intraperitoneale Injektion unvergleichlich mehr leistet als die subkutane. Wahrscheinlich hat diese Thatsache darin ihre Ursache, daß bei den kranken Thieren, namentlich solchen mit ausgebreitetem Oedem, die Resorption vom subkutanen Hautgewebe aus viel zu langsam erfolgt.

Wir wollen nur noch das Ergebniß einiger Versuchsreihen anführen, die bei gleichbleibenden Serummengen uns zeigen sollten, wie sich das Verhältniß der immunisirenden und heilenden Wirkung gestaltet, wenn die Infektion mit lebender Kultur geringer oder stärker war. So viel wir bis jetzt erkennen können, wird der Heileffekt fast in arithmetischer Progression geringer mit der Steigerung der infizirenden Kulturmenge; etwas weniger dagegen macht sich die letztere in ihrem Einfluß auf die zur Immunisirung anzuwendende Serummenge geltend."

Nach Besprechung der Immunisirungprinzipien sagten wir dann weiter:

„Es versteht sich ganz von selbst, daß wir zur Gewinnung immer wirksameren Serums, so daß schließlich auch für größere Individuen innerhalb des praktisch Anwendbaren liegende Dosen zur Heilung genügen, nur Geduld nöthig haben; es ist vorläufig noch gar nicht abzusehen, wie weit beispielsweise bei Hammeln die Immunität getrieben werden kann; *) vorläufig sind wir noch sehr weit entfernt von der Grenze, bei welcher diese aufhören, auf unsere Kulturen zu reagiren; so lange wir aber noch Reaktionen, sei es auf das Diphtheriegift, sei es auf lebende Kulturen ein-

*) Inzwischen hat sich gezeigt, daß die Heilserumgewinnung von Hammeln qualitativ die beste ist, welche bis jetzt überhaupt erreicht werden konnte. Mein bestes Diphtherieheilserum, nämlich solches, welches mehr als 200fach normal ist, stammt von Hammeln.

Digitized by Google

treten lassen können, so lange nimmt auch die Immunität und damit die Wirksamkeit des Blutes immer zu . . . .

Die wissenschaftliche Grundlage unserer Behandlungmethode setzt sich nach Alledem aus folgenden integrirenden Theilen zusammen.

Wir immunisiren zunächst diphtherieempfängliche Thiere.

Wir untersuchen dann von Zeit zu Zeit das Serum des Blutes der immunisirten Thiere auf seine immunisirende und heilende Leistungfähigkeit.

Finden wir diese schließlich so groß, daß wir damit eklatante therapeutische Resultate bekommen können, dann suchen wir uns von den Eigenschaften und Fähigkeiten dieses Diphtheriemittels genauere Kenntniß zu verschaffen.

Der Endzweck unserer Versuche bleibt aber immer der, das Mittel in solcher Menge und Wirksamkeit zu gewinnen, daß damit auch beim Menschen die Diphtherie behandelt werden kann. Man erkennt ohne Weiteres, daß für den einwandfreien Beweis unserer Behauptung, ‚jetzt so weit zu sein, daß an die Verwerthung unseres Diphtherieheilmittels auch beim Menschen gedacht werden könne, es genügt, wenn wir unser Mittel in applikabler Form fertig solchen Personen behufs eigener Prüfung in die Hand geben, die ein sachverständiges Urtheil über die hierher gehörigen Fragen haben. Wenn dann zunächst bei Versuchsthieren bestätigt wird, daß dieses Mittel in der That ein spezifisches Diphtherieheilmittel ist, welches von der Blutbahn aus überall im Körper die krankmachenden Wirkungen der Diphtheriebazillen aufhebt, wenn dann weiter bestätigt wird, daß das Mittel für das behandelte Individuum absolut unschädlich ist, dann haben wir zum Beweise jener Behauptung Alles beigebracht, was billigerweise verlangt werden kann; und es ist sachlich dabei ganz gleichgiltig, wie wir zu unserem Heilmittel gekommen sind. Man hört jetzt oft die Forderung erheben, daß bei Neueinführung eines Heilmittels dessen Zusammensetzung genau bekannt sein müsse, ja womöglich das Verlangen, ‚das Mittel müsse rein dargestellt sein.‘ Nun, wir wissen selber noch gar nichts Genaues über die chemische Natur der im Blute wirksamen Heilkörper; und nur so weit sind wir darüber orientirt, daß wir selbst auf eine sogenannte ‚Reindarstellung‘ verzichten. Gleichwohl, wenn wir so weit gekommen sein werden, daß, auf das Körpergewicht eines Kindes berechnet, eine Einspritzung von wenigen Kubikcentimetern einer im Uebrigen indifferenten Flüssigkeit sichere Heilwirkung gegenüber einer sonst absolut tötlichen Diphtherie-Infektion zu Stande bringt, — dann haben wir keine Sorge darum, daß das Mittel auch beim Menschen angewendet werden wird, auch wenn es nicht in seiner Zusammensetzung genau bekannt und nicht rein dargestellt ist, ja selbst, wenn über seine Herkunft gar nichts bekannt wäre.

Digitized by Google

So weit sind wir jetzt noch nicht; die größte Wirkung, welche wir mit den bis jetzt untersuchten Serumsorten erzielt haben, ist die Heilwirkung des Serums von einigen Meerschweinchen mit 1 : 1000 bei sofort nach der Infektion eintretender Behandlung und 1 : 400 nach dem Auftreten deutlicher und allgemeiner Erkrankung. Wenn wir nun unter Berücksichtigung der Thatsache, daß der Mensch nicht in gleichem Grade wie die Meerschweinchen als diphtherieempfänglich angesehen werden kann und daß die Infektion in der Regel nicht so stark ist, wie wir sie künstlich machen, voraussetzen dürfen, daß die Heilung des Menschen leichter gelingen wird als die der Versuchsthiere, so kommen wir doch noch zu recht erheblichen Zahlen für die Serummenge, die voraussichtlich zur Heilung eines schwer diphtheriekranken Kindes nothwendig ist. Bei Zugrundelegung der Zahl 1 : 400 würden wir für ein Kind mit einem Körpergewicht von 20 Kilogramm noch 50 ccm Heilserum gleich am Anfang verbrauchen müssen und zur Weiterbehandlung dann wahrscheinlich noch eben so viel. Wir möchten noch besonders hervorheben, daß Niemand mit Sicherheit voraussagen kann, ob die Diphtherie des Menschen leichter oder schwerer durch unser Mittel zu heilen ist als die der Versuchsthiere; wir müssen aber mit der ungünstigeren Möglichkeit rechnen und uns auch auf den Fall gefaßt machen, daß nicht gleich die ersten Heilversuche unzweideutig positiv ausfallen. Unter diesen Umständen und aus dem weiteren Grunde, weil wir selbst darauf verzichten, orientirende Vorversuche am Menschen zu machen, halten wir es für zweckmäßig, Demjenigen, der mit unserem Diphtherieheilmittel solche Versuche anstellen will, nicht blos an Thieren dessen vollkommene Unschädlichkeit zu demonstriren, sondern auch ihm ein selbständiges Urtheil darüber zu verschaffen, daß die therapeutische Leistungfähigkeit unseres Mittels einer noch nicht abzusehenden Steigerung fähig ist. Für diesen Zweck aber ist es nothwendig, daß wir die Art der Gewinnung des Heilserums mittheilen."

Die in den eben citirten Sätzen mitgetheilten Thatsachen und Schlußfolgerungen enthalten bis ins Detail alle prinzipiell wichtigen Gesichtspunkte, die für unsere jetzige Behandlung der Diphtherie des Menschen mit Heilserum maßgebend sind und ich will nicht unterlassen, dankbar es hervorzuheben, daß ich das Verdienst, die Wege gezeigt zu haben, wie man zur erfolgreichen Bekämpfung dieser Krankheit gelangen kann, mit meinem Freunde Wernicke theile, welcher mit Aufopferung wichtiger Lebensinteressen mir treu zur Seite gestanden hat in allen Kämpfen und Nöthen, die einem deutschen Entdecker ja nie erspart bleiben.

Als die Bedeutsamkeit des neuen Diphtheriemittels, zunächst in wissenschaftlicher Beziehung, allgemeine Anerkennung gefunden hatte, etwa

Digitized by Google

ein Jahr nach der Publikation der Arbeit von Wernicke und mir, als dann namentlich das Vertrauen zur Sache, welches zuerst die Höchster Farbwerke durch finanzielle Unterstützung meiner therapeutischen Bestrebungen bekundeten, auch in weiteren Kreisen wachgerufen wurde, da vermehrte sich die Zahl der Mitarbeiter auf dem von mir erschlossenen Arbeitgebiet, und nachdem dann zuerst Herr Aronson sich befugt hielt, meine Entdeckung geschäftlich auszubeuten, hat man sich überall daran gewöhnt, sie als eine freie Beute zu betrachten, von der Jeder nach Belieben Gebrauch macht. Es ist ja auch dagegen nicht viel zu sagen. Ich selbst bin sogar der Meinung, daß die Sache durch freie Konkurrenz blos gefördert werden kann, und was das Interesse meiner Person betrifft, so habe ich nur mein geistiges Eigenthum zu wahren gesucht; Das aber auch mit aller mir zu Gebote stehenden Rücksichtslosigkeit. So ist ein großer Theil meiner literarischen Kämpfe entstanden. Man mag nicht ganz Unrecht haben mit der Meinung, daß damit blos kostbare Zeit verloren geht. Vielleicht wird aber in späterer Zeit anders darüber geurtheilt werden. Wer möchte beispielsweise in Virchows Abhandlungen die mit den schärfsten Waffen durchgefochtenen literarischen Fehden zwischen ihm und Henle, Thiersch, Pettenkofer, Baerensprung, Rokitansky, und auch vielen Größen, die jetzt vergessen sind, z. B. Ringeis, vermissen wollen? Solche Kämpfe haben in der eintönigen Forscherarbeit immer etwas Erfrischendes, und so glaube ich, daß später einmal auch meine Auseinandersetzungen mit Emmerich, Buchner, Metschnikoff und mit Virchow selber einiges Interesse hervorrufen werden. Wer dann schließlich nach Jahrzehnten Recht behält, — wer könnte Das, wo Alles noch im Werden ist, entscheiden?*)

Aber die literarischen Fehden bildeten doch nur einen kleinen Theil meiner weiteren Thätigkeit, nachdem die gemeinschaftlichen Arbeiten von Wernicke und mir abgeschlossen waren, denen in Bezug auf den Wundstarrkrampf meine zusammen mit Kitasato ausgeführten Untersuchungen

*) Ein Gelehrter von der „Berliner Klinischen Wochenschrift" entscheidet die strittigen Fragen mit eben so großer Oberflächlichkeit wie Parteilichkeit. Er läßt einfach Alles, was Virchow vor länger als zehn Jahren geschrieben hat, in den Papierkorb wandern, ohne sich zu sagen, daß man mit den Grundlehren eines bedeutenden Mannes — und als solchen betrachte ich Virchow — nicht so umgehen darf wie mit den Kundgebungen eines Groschenschreibers. Von der sachlichen Seite meines Kampfes gegen Virchow hat jener Gelehrte offenbar keine Ahnung; und über die persönliche Seite meiner Beschwerde, über die Thatsache nämlich, daß Virchow irrthümlicher Weise für den „ihm verbundenen Aronson" ein mir zukommendes Verdienst in Anspruch genommen hat, indem er diesem Herrn die ersten Versuche über das Diphtherieheilserum vindizirte, wird meines Erachtens auch mit zu großer Leichtfertigkeit hinweggegangen.

Anders steht es mit dem Appell an meine Pietät gegen Virchow, als den

Digitized by Google

voraufgingen. Wer sich die Mühe giebt, meine weiteren experimentellen Studien mit Boer, Knorr, v. Lingelsheim, Frank, mit Professor Schütz und seinem Assistenten Casper durchzusehen, wird, auch ohne die Versuche im Großen zu kennen, die ich zusammen mit Ehrlich und Libbertz noch jetzt leite, das Zeugniß des Fleißes und der Energie mir nicht versagen.

V.

Mit den eben citirten Namen habe ich zugleich auch die Etappen angedeutet, welche auf dem Wege zu dem jetzt erreichten Ziel in der Serumtherapie zurückgelegt sind. Es würde zu weit führen, wenn ich auch nur die wichtigsten Probleme aufzählen wollte, deren Bearbeitung mit jenen Namen verknüpft ist, und ich will statt Dessen im Folgenden mich blos mit dem aktuellen Stande der Serumtherapie beschäftigen.

Da ist es zunächst die Frage nach der Unschädlichkeit meines Diphtheriemittels, welche im Vordergrunde des Interesses steht.

Daß der wirksame Stoff an sich absolut unschädlich ist, Das war im Prinzip schon vor einem Jahre entschieden, nachdem zuerst durch die Beobachtungen im Institut für Infektionkrankheiten, dann in den Kliniken von Heubner und Henoch, später in allen Berliner Krankenhäusern die thierexperimentellen Erfahrungen einfach bestätigt worden waren, nach welchen dem wirksamen Stoff jede Nebenwirkung fehlt. Und doch sah ich mit einigem Bangen der Zeit entgegen, wo das Serum, bevor es in kleine Fläschchen gefüllt wird, durch viele von mir nicht mehr zu kontrolirende Hände gehen und nicht jedesmal vor dem Gebrauch auf seine Keimfreiheit geprüft werden würde.

Das Serum ist ja eine eiweißhaltige Flüssigkeit, die bei ungeeigneter Behandlung und Aufbewahrung in Zersetzung übergehen kann, wenn aus der Luft oder sonst irgend woher lebende Keime hineingelangen. Es kann auch der Thierkörper, aus welchem das Serum stammt, unter Umständen der Träger von Infektionstoffen sein und diese können ins Blut und ins Serum übergehen. Das Alles sind Möglichkeiten, welche auszuschalten ich mir zwar die allergrößte Mühe gegeben habe. Zunächst enthalten die den Serumfläschchen mitgegebenen Gebrauchsanweisungen über die Art der Einspritzungen für jeden Arzt ausreichende Belehrung. Der Zusatz von konser-

Lehrer aller heutigen Mediziner, einem Appell, welchen Herr Karl Ruge in der Medizinischen Gesellschaft an mich richtete. Ich kann versichern, daß ich nicht ohne Gewissenskämpfe mich gegen die Autorität Virchows auflehnte, als ich vor zwei Jahren meine „Geschichte der Diphtherie" schrieb. Aber wohin soll es schließlich führen, wenn man in so ernsten Dingen, wie sie in der Lehre von der Heilung der Krankheiten den Mediziner beschäftigen, blos aus Pietät die Wahrheit verschweigen wollte? Dieser Schwächlichkeit hat Virchow selbst sich nie schuldig gemacht!

Digitized by Google

virender Karbolsäure ist ferner so bemessen, daß auch beim Hineingelangen von Luftkeimen diese ganz sicher unschädlich gemacht werden. Ich bin sogar so weit gegangen, daß ich verschiedene Mikroorganismen, u. A. auch die Erreger von Wundkrankheiten, absichtlich in eine Probe des zum Verkauf bestimmten Serums hineinbrachte und das Serum dann im offenen Fläschchen in Brüttemperatur brachte. Es fand danach nicht blos keine Keimvermehrung statt, sondern nach weniger als 24 Stunden waren sämmtliche Keime abgetötet. Dadurch wird es erklärlich, daß trotz der größeren Flüssigkeitmengen, die zur Einspritzung benutzt werden, die Chancen für eine accidentelle Entzündung der Injektionstelle sogar geringer sind als bei den sonst in der Medizin gebräuchlichen Einspritzungen unter die Haut, z. B. bei den Morphiuminjektionen.

Dies führt uns auch sofort zu der Beantwortung der Frage, ob aus dem thierischen Blut stammende Infektionstoffe schädlich werden können. Diese Frage ist jetzt dahin zu beantworten, daß wir diese Möglichkeit für lebende Infektionstoffe mit großer Sicherheit ausschließen können, da sie alle durch den Karbolsäuregehalt des Serums, auch wenn deren einzelne hineingelangt wären, unschädlich gemacht werden. Ueberdies wird von vorn herein durch eine sorgfältige Thierkontrole jedes kranke Thier von der Verwendung für praktische Zwecke eliminirt.

Wenn auf diese Weise nach menschlichem Wissen alle Vorsichtmaßregeln getroffen waren, um unerwünschte und schädliche Nebenwirkungen bei den Seruminjektionen zu verhüten, so konnte doch erst eine längere und auf sehr zahlreiche Einzelnfälle basirte Beobachtung den Beweis liefern, daß nun in der That auch bei dem durch die Höchster Farbwerke besorgten Vertriebe meines Mittels die Unschädlichkeit ganz sicher garantirt ist. Daß nach dieser Richtung das Resultat von sehr großer Bedeutung für das Urtheil über mein Mittel sein mußte, ist leicht verständlich. War es doch klar, daß bei der durch Vorurtheile hervorgebrachten Meinung vieler medizinischen Gelehrten, es könne therapeutisch stark wirksame Mittel ohne gleichzeitige giftige Nebenwirkungen gar nicht geben, jeder Fall von nachgewiesener Schädlichkeit zu einer lebhaften Gegenagitation benutzt werden würde.

Nun, mein Mittel hat, wie ich glaube, schon jetzt diese Probe glänzend bestanden. Nach sicherlich mehr als 20000 Injektionen ist bis jetzt auch nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in welchem mit einem Schein von Recht dem Serum als solchem eine konsekutive Erkrankung zur Last gelegt werden könnte. Abgesehen von vorübergehenden Erythemen und urtikariaähnlichen Erscheinungen hat für eine gegentheilige Ansicht nichts beigebracht werden können. Das, was durch die Berliner „Post“ vor vierzehn Tagen als Gerücht lancirt wurde, daß nämlich drei zu Schutz-

Digitized by Google

zwecken behandelte Kinder erkrankt und gestorben seien, hat sich als ein Märchen entpuppt, das die Redaktion dieser Zeitung in ihre Spalten aufgenommen hat. Professor Ehrlich hat dieses Gerücht durch mehrere angebliche Gewährsstellen hindurch bis auf den Ursprung hin verfolgt, — und was ist da übrig geblieben? Ein Kind, das mit dem Scheringschen Präparat vor längerer Zeit eingespritzt worden ist, bekam später Diphtherie und wurde in todkrankem Zustande mit dem Höchster Präparat erfolglos behandelt. Daß das früher zur Immunisirung ausgegebene Scheringsche Präparat nicht genügend wirksam ist, haben Ehrlich und ich alsbald, nachdem es in den Handel gebracht war, erklärt, und daß dem Höchster Präparat für seine Leistungfähigkeit gewisse Grenzen gesetzt sind, Das auseinanderzusetzen bemühen wir uns immer von Neuem. Wie man aber aus diesem Fall drei an meinem Mittel gestorbene Fälle machen und nach Klarlegung des Thatbestandes behaupten konnte, daß doch „etwas Wahres an der Sache" sei, Das ist doch ein Kunststück, welches über die gewöhnlichen Reporterfähigkeiten hinausgeht.

Auch diese Meldung der „Post" ist also nicht im Stande, den experimentell begründeten Fundamentalsatz in der Arbeit von Wernicke und mir zu erschüttern, daß die heilend und schützend wirkende Substanz im Serum für den Menschen absolut unschädlich ist. Für den wissenschaftlich denkenden Menschen würde freilich dieser Satz auch nicht umgestoßen werden, selbst wenn durch Anwendung einer unreinen Spritze oder durch Kunstfehler anderer Art die Serumbehandlung unerwünschte Nebenwirkungen im Gefolge hätte. Aber für die Praxis ist es von größter Wichtigkeit, wenn wir Alle jetzt das beruhigende Gefühl haben können, daß die Chancen für den Eintritt eines solchen Ereignisses so gering sind, wie man es für einen therapeutischen Eingriff nur immer wünschen kann.

Die zweite Frage von aktueller Bedeutung, welche jetzt alle Gemüther bewegt, betrifft den Nutzen meines Mittels. Zur Beurtheilung dieser Frage dient uns einmal die auf Grund von zahlreichen vergleichenden Beobachtungen sich ergebende Statistik, dann aber auch der Krankheitverlauf im Einzelnfalle.

Ich setze als bekannt voraus, daß die bis jetzt aus Krankenhäusern bekannt gewordenen größeren Statistiken unter dem Einfluß der Serumbehandlung überall eine solche Herabsetzung der Mortalitätziffern ergeben haben, wie sie bis jetzt noch nicht beobachtet worden ist. Aber ich möchte besonders aufmerksam machen auf die allgemein bestätigte Beobachtung, welche zuerst durch sorgfältige Zusammenstellungen der behandelten Fälle im Institut für Infektionkrankheiten eruirt worden ist, daß nämlich bei genügender Dosirung meines Mittels die Diphtherie-Erkrankungfälle vom ersten Krankheittage Alle gerettet werden und die vom zweiten Krank-

Digitized by Google

heittage fast Alle. Sehr anschaulich wird der frappante Gegensatz, der in dem Behandlungresultat zwischen früher und jetzt hierin zu Tage tritt, durch die Kurve demonstrirt, welche in der Arbeit vom Dr. Kossel (Zeitschrift für Hygiene und Infektionkrankheiten Bd. XVII) enthalten ist und aus welcher hervorgeht, daß von den in den beiden ersten Krankheittagen zur ärztlichen Behandlung gekommenen diphtheriekranken Kindern früher 10—15 mal mehr Todesfälle zu notiren waren als bei der jetzigen Serumbehandlung.

Wer auch da anfangs noch von einem Zufall redete, wird jetzt wohl anders urtheilen müssen, nachdem nicht blos aus den Berliner Krankenhäusern, sondern auch aus allen übrigen Spitälern die gleiche Beobachtung mitgetheilt wird und man also über etwas größere Zahlenreihen verfügt. Ich selbst bin jetzt definitiv zu dem Ergebniß gekommen, daß bei zweckmäßiger Behandlung mit meinem Mittel die Diphtheriemortalität noch unter 5 Prozent herabgedrückt wird, wenn man rechtzeitig, d. h. vor dem dritten Krankheittage, die Behandlung beginnt. Das ist aber ohne alle Schwierigkeit durchführbar, wenn man dafür Sorge trägt, daß das Mittel überall vorräthig gehalten wird.

Daß auch über den dritten Krankheittag hinaus noch in vielen Fällen Nutzen gebracht werden kann, dafür liegen gleichfalls genügende statistische Belege vor; aber es kann nicht genug betont werden, daß Dies nur der Fall ist, wenn man ein Multiplum der einfachen Heildosis anwendet, wenn ferner die Lebensgefahr durch den diphtherischen Prozeß und nicht durch andere Infektionstoffe bedingt wird, und endlich, wenn die mechanischen Athmunghindernisse, insofern sie eine unmittelbare Lebensgefahr einschließen, durch die Tracheotomie oder durch kunstgemäß ausgeführte Tubage beseitigt werden. Das sind nach den immer von Neuem wiederholten Auseinandersetzungen in medizinisch-wissenschaftlichen Zeitschriften eigentlich so selbstverständliche Dinge, daß ich nicht mehr darauf zurückgekommen wäre, wenn nicht ein angesehenes Blatt, die Münchener Medizinische Wochenschrift, mir den Beweis geliefert hätte, wie kritiklos noch immer vorgegangen wird. Man findet da in der Nummer vom 23. Oktober d. J. einen Artikel, der die Tendenz hat, „den Enthusiasmus für mein Mittel ein Wenig zu dämpfen", und in dem mitgetheilt wird, daß ein mit Serum behandeltes diphtheriekrankes Kind nach wechselvollem Verhalten schließlich doch noch gestorben sei. Vergeblich sucht man da nach dem Beweise dafür, daß das Kind reine Diphtherie gehabt hat; der Autor selbst vermuthet eine „septische" Diphtherie, also doch wohl Sepsis neben Diphtherie. Er selbst hat vor der Seruminjektion reichlichen Eiweißgehalt im Urin festgestellt, wirft aber doch die Frage auf, ob nicht das Serum daran Schuld sein könne. Eine

Digitized by Google

Sektion zur Entscheidung über die Todesursache ist nicht gemacht worden; und diesen Fall hält der Autor für lehrreich genug, um ihn zu publiziren und gegen die Serumtherapie zu verwerthen! Dazu kommt, daß die Technik gegen alle gegebenen Vorschriften verstößt. Statt auf einmal mit einer größeren Spritze den ganzen Inhalt des Fläschchens zu injiziren, werden sechs Einspritzungen mit einer kleinen Spritze gemacht, die insgesammt den Inhalt des Fläschchens noch nicht repräsentiren, obwohl der Arzt auf der Gebrauchsanweisung lesen konnte, daß schon am dritten Krankheittage starke Dosen und unter Umständen wiederholte Einspritzungen erforderlich sind!

Als Gesammtergebniß meiner recht zahlreichen Erfahrungen über die Verwendung des Heilserums kann ich glücklicherweise aber blos die Thatsache hervorheben, daß man sich im Allgemeinen ziemlich strikte an die Vorschriften hält, welche ich und meine Mitarbeiter gegeben haben, und daß Dem entsprechend das Vertrauen zur Heilkraft und Schutzkraft meines Mittels in fortdauerndem Wachsen begriffen ist. Dafür liegen mir nicht blos Zeugnisse vor von den Eltern geheilter Kinder und von Aerzten, sondern auch von Behörden und Staatsregirungen, — und so kann ich diese Bemerkungen mit dem befriedigenden Bewußtsein schließen, daß die von mir vertretene Sache sich einer Anerkennung erfreut, wie sie in so kurzer Zeit eine ganz neue therapeutische Methode in der Geschichte der Medizin wohl noch nicht erworben hat.

Daß Dem so ist, verdankt die Serumtherapie bei der Diphtherie aber nur zu einem geringen Theil der Beweiskraft der Statistik. Viel eindrucksvoller sind für die Aerzte und namentlich für den Laien die eklatanten Umstimmungen des Krankheitprozesses, welche man bei starken Heilserumdosen in sehr vielen Einzelnfällen sieht. Die Diphtherie endet ja bekanntlich, wenn sie spontan in Heilung übergeht, in der Regel nicht kritisch. Wird dagegen in geeigneten Fällen das Serum in großer Dosis eingespritzt, so tritt definitiv nach weniger als 24 Stunden eine der Krisis ähnliche Umwandlung des Krankheitbildes ein, — nur daß der Genesung nicht die kritischen Evacerbationen des Krankheitprozesses voraufgehen.

VI.

Die Wichtigkeit, welche dem neuen Diphtheriemittel gegenwärtig beigemessen wird, hat dazu geführt, daß man jetzt der Frage an maßgebenden Stellen näher tritt, welche Garantien man dem interessirten Publikum dafür schaffen soll, daß die in den Handel gebrachten Präparate den Anforderungen an eine einwandfreie Beschaffenheit nach allen Richtungen entsprechen, und Dies ist der Punkt, welchen ich zuletzt jetzt noch berühren will.

Wenn es dahin kommen sollte, daß der Staat eine Kontrole über dies Diphtheriemittel ausübt, so gibt es namentlich zwei Richtungen, nach

Digitized by Google

welchen er diese Kontrole bethätigen kann. Einmal in Bezug auf die sachgemäße Herstellung und zweitens in Bezug auf die fertigen Präparate. Ich selbst bin auf Grund meiner bisherigen Erfahrungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß vor Allem das fertige Präparat, welches dem Handel übergeben wird, einer staatlichen Kontrole bedarf, daß aber andererseits, wenn diese Kontrole sachgemäß ausgeübt wird, sie auch für sich allein schon genügt, um alle übrigen Ueberwachungmaßregeln überflüssig zu machen.

Die Kontrole des fertigen Präparates wird sich einerseits zu erstrecken haben auf die Unschädlichkeit, von welcher ich früher schon gesprochen habe; andererseits auf den spezifischen Heil- und Schutzwerth. Für diesen haben wir bekanntlich im Thierexperiment ein durchaus sicheres Kriterium, da wir mit dessen Hilfe die diphtheriegiftzerstörende Wirkung messen können. Ich denke mir, daß schon in Kurzem es möglich sein wird, die Heilserumproduktion qualitativ so zu verbessern, daß das jetzt am Stärksten wirksame Präparat der Höchster Farbwerke als Minimalforderung hingestellt werden kann. Wenn Dies der Fall ist, wenn also für die Mehrzahl der Diphtheriefälle eine einzige Einspritzung von 5 ccm zur Heilung genügt, dann brauchen wir blos noch ein einziges Präparat. Damit wird dann die Kontrole sehr vereinfacht.

Wie im Einzelnen durch staatlich angestellte und von den Heilserumgewinnung-Anstalten gänzlich unabhängige Beamte die Serumabgabe zu regeln ist, Das ist Sache der entscheidenden Behörden. Im Uebrigen hoffe ich immer noch, daß über kurz oder lang die Herstellung des Heilserums aus dem Privatbetriebe in eine staatlich überwachte Centralanstalt übergehen wird, wodurch am Besten die Gefahr der Diskreditirung meines Mittels vermieden wird. Wenn ich hier von „meinem" Mittel spreche, so meine ich nicht blos die in den Höchster Farbwerken hergestellten P.äparate. Wer auch immer das spezifische Diphtherieheilserum herstellt, immer handelt es sich qualitativ um das gleiche Medikament. Ich muß Dies hervorheben, weil durch die Angabe Virchows, daß Aronson gänzlich unabhängig von mir ein Diphtherieheilserum hergestellt habe, leicht irrthümliche Anschauungen entstehen könnten, denen auch dadurch Vorschub geleistet wird, daß Virchow das Aronsonsche Mittel unparteiisch mit dem meinigen vergleichen zu wollen erklärt. Wenn Virchow angiebt, daß die Aerzte im Kaiser- und Kaiserin-Friedrich Krankenhause den Eindruck bekommen hätten, als ob das von Aronson hergestellte Serum stärker sei, so giebt es doch ein sehr sicheres und schnell anzuwendendes Mittel, um Dies zu entscheiden, nachdem Ehrlich und ich eine brauchbare Werthbestimmungmethode ausgearbeitet haben. Wer wird denn hierzu die Behandlungresultate eines Krankenhauses benutzen, nachdem wir wissen, daß Meerschweine viel präzisere Resultate geben! Aber

Digitized by Google

ich kann die Vermuthung nicht unterdrücken, daß Virchow der Meinung ist, Herr Aronson fabrizire ein qualitativ differentes Mittel. Eine solche Meinung wäre ein Irrthum. Herr Aronson fabrizirt mein Mittel. Denn ich bin in der That der Ansicht, daß, wenn man schon das Diphtheriemittel mit einem bestimmten Namen verknüpfen will, der meinige darauf am Meisten Anspruch hat. Die von verschiedenen Gewinnungstätten herstammenden Präparate von meinem Mittel kann man ja dann ganz leicht als Höchster, als Scheringsches, als französisches, englisches Präparat unterscheiden.

VII.

Schließlich möchte ich noch die wichtigsten Daten zusammenfassen, die für die Serumtherapie bei der Diphtherie in Betracht kommen.

1. Die Serumtherapie ist antitorische Therapie. Mit ihrer Hilfe versuchen wir, solche Infektionkrankheiten zu bekämpfen, von denen wir wissen, daß sie durch mikroparasitäre Gifte erzeugt werden. Außer den Infektionkrankheiten sind auch Vergiftungen mit pflanzlichen und mit thierischen Giften, z. B. mit Schlangengift, der Blutserumtherapie zugänglich. Die spezifischen Antitorine, welche das wirksame Prinzip der Blutserumtherapie darstellen, sind bisher nur im Blute immunisirter Thiere gefunden worden.

2. Die spezifischen Blutantitorine sind bisher nur für die Diphtherie in einer solchen Konzentration und in solcher Menge dargestellt worden, daß eine allgemeine Verwerthung der Blutserumtherapie für die Behandlung des Menschen möglich ist.

3. Zur Behandlung diphteriekranker Menschen werden gegenwärtig von den Höchster Farbwerken drei verschiedene Präparate ausgegeben. Das erste enthält etwas mehr als 600 Antitorin-Normaleinheiten nach Behring-Ehrlichscher Berechnung. Das zweite Präparat enthält in konzentrirterer Form ca. 1000 Antitorineinheiten und das dritte 1500 Antitorineinheiten.*) Die Kontrole über den an Thieren geprüften Wirkungwerth und über die Unschädlichkeit der von den Höchster Farbwerken ausgegebenen Präparate wird von Behring und Ehrlich ausgeübt.

4. Nach den bisherigen Beobachtungen reicht man in der übergroßen Mehrzahl der Diphtheriefälle mit 600 Normaleinheiten vollkommen aus. Für Kinder unter zehn Jahren, bei denen die Diphtherieerkrankung nicht über den zweiten bis dritten Krankheittag hinaus ist, genügt fast durchweg

*) Es ist zu beachten, daß die Gewinnung des Heilserums um so schwieriger ist, je konzentrirter das Mittel sein soll. Für den gleichen Preis können deshalb um so weniger Antitorineinheiten geliefert werden, je geringer das Flüssigkeitquantum ist, in welchem diese enthalten sind.

Digitized by Google

schon diese Dosis, um das Fortschreiten des Krankheitprozesses zu verhindern und die Genesung herbeizuführen. Bei Erwachsenen und bei weit vorgeschrittenen oder sehr schweren Diphtheriefällen kleinerer Kinder muß die Einspritzung der einfachen Dosis wiederholt werden, oder es muß eines von den stärker konzentrirten Präparaten genommen werden.

5. Seitdem das Diphtheriemittel verkauft wird, ist es jedem Arzte unbenommen, seine therapeutischen Beobachtungen selbst bekannt zu geben. Jedoch ist es im Interesse der Sache nicht rathsam, einzelne Fälle, mögen sie für oder gegen das Mittel zu sprechen scheinen, zum Gegenstand der kritischen Besprechung zu machen. Unter welchen Gesichtspunkten größere Beobachtungreihen zu verwerthen sind, dafür besitzen wir schon jetzt zwei blutserumtherapeutische Darstellungen, welche eines eingehenden Studiums werth sind. Die erste, vom Geh. Rath Professor Dr. Heubner, ist enthalten im Jahrbuch für Kinderheilkunde, Bd. XXXIX, zweites Heft (S. 221 ff.) unter dem Titel „Ueber die Anwendung des Heilserums bei der Diphtherie". Ich habe zu dieser Darstellung nur zu erwähnen, daß die Beobachtungen des Geh. Rath Heubner aus einer Zeit stammen (1892 und 1893), in welcher nur $^1/_5$ bis höchstens $^1/_3$ der jetzigen einfachen Heildosis zur Anwendung gelangte, und daß Dem entsprechend gegenwärtig die Heilserumwirkung in der Behandlungstatistik der Diphtherie viel prägnanter zum Ausdruck gelangt. Die zweite Zusammenstellung einer größeren Zahl von mit Serum behandelten Diphtherickranken, welche ich hier im Auge habe, ist die vom Dr. A. Kossel: „Ueber die Behandlung der Diphtherie des Menschen mit Diphtherieheilserum" (Zeitschrift für Hygiene und Infektionkrankheiten, 1894, Bd. XVII, S. 489 ff.).

6. Zur prophylaktischen Behandlung des Menschen genügen durchschnittlich 150 Normaleinheiten. Von den Präparaten der Höchster Farbwerke ist also der vierte Theil der einfachen Heildosis für diesen Zweck ausreichend. — Da die ganze Heildosis 5 Mark (in den Apotheken 6 Mark) kostet, so ist demnach die einfache Immunisirungdosis gegenwärtig für ein und eine halbe Mark zu haben.

7. Sowohl in Bezug auf die Heilung als auch in Bezug auf die Immunisirung gilt der Grundsatz, daß man durch größere Antitoxindosen nie schaden kann und daß deswegen zur größeren Sicherstellung der Heil- und Schutzwirkung in beiden Fällen größere Dosen genommen werden können, als den vorstehend postulirten Minimalforderungen entspricht.

8. Obwohl über die Verwendung des Heilserums zu Heilzwecken und zu Immunisirungzwecken gegenwärtig schon Tausende von Einzelnbeobachtungen vorliegen, welche beweisen, daß das Mittel vollkommen reaktionlos reservirt wird, so ist es doch nicht ausgeschlossen, daß im Einzelnfall erwogen

Digitized by Google

werden kann, ob ein etwaiges Auftreten lokaler oder allgemeiner Krankheitsymptome mit der Serumeinspritzung in Zusammenhang zu bringen ist. Herr Sanitätsrath Dr. Libbertz, Frankfurt a. M., Gärtnerweg 14, ist gern bereit, solche Beobachtungen zu sammeln und später gesichtet zu publiziren, sowie auch Anfragen über auffällige Beobachtungen zu beantworten.

9. Besonders hervorgehoben zu werden verdient unter denjenigen serumtherapeutischen Erfahrungen, die schon jetzt über jeden Zweifel sichergestellt sind, die Thatsache, daß die spezifische Heilwirkung des Heilserums um so sicherer, schneller und mit um so kleineren Heilserumquantitäten erreicht wird, je frühzeitiger die Diphtheriebehandlung eintritt. Man kann schon jetzt mit Bestimmtheit das Urtheil abgeben, daß von 100 Kranken, die im Laufe der ersten 48 Stunden nach der Erkrankung die einfache Heildosis eingespritzt erhalten, keine fünf Kranke mehr an Diphtherie sterben werden. Je später die Diphtherie in Behandlung genommen wird, um so größere Heildosen sind zu ihrer erfolgreichen Bekämpfung erforderlich, um so kostspieliger ist also die Behandlung; und nicht blos Das, sondern es ist auch die Aussicht auf Genesung selbst nach Anwendung sehr großer Quantitäten vom bestem Heilserum in den Spätstadien der Diphtherie viel geringer, weil zur diphtherischen Erkrankung hier in der Regel Komplikationen hinzugekommen sind, auf welche das Diphtherieheilserum keinen Einfluß ausüben kann.

10. Das im Diphtherieheilserum enthaltene Antitorin ist eine wasserlösliche Substanz, die gegenüber den gewöhnlichen atmosphärischen Einflüssen recht widerstandsfähig ist, von der wir sonst aber nicht viel mehr wissen, als daß sie das Diphtheriegift unschädlich macht. Im Uebrigen übt das Diphtherieantitorin auch in den stärksten Konzentrationen, in denen wir es bis jetzt haben herstellen können, keine einzige Wirkung aus. Weder pflanzliche noch thierische Lebewesen können durch das Antitorin irgendwie beeinflußt werden. Das einzige Reagens auf Diphtherieantitorin ist der lebende diphtherieinfizirte Organismus, welcher durch das Mittel entgiftet wird. Das Diphtherieantitorin ist aus diesem Grunde in eminentem Grade ein Spezifikum.

11. Die Serumtherapie ist aus dem gleichen Grunde spezifische Therapie. Jedes Blutantitorin hat nur gegenüber einem einzigen Krankheitstoff Heilwirkung und Schutzwirkung.

12. Was die Entstehungweise des Diphtherieantitorins, sowie aller anderen spezifischen Blutantitorine betrifft, so haben wir als seine Quelle das reaktionfähige Eiweiß des lebenden Organismus zu betrachten, und zwar entsteht aus diesem reaktionfähigen Eiweiß unter der Einwirkung eines spezifischen Torins das zugehörige Antitorin unter solchen Umständen,

Digitized by Google

welche auf eine allgemeine Störung der Regulirungvorrichtungen im Gesammtorganismus hindeuten. Die nach einer toxischen Infektion akut auftretenden Fiebererscheinungen und sonstigen Krankheitsymptome können wir als einen Ausdruck dafür betrachten, daß der lebende Organismus mit den ihm von Natur zu Gebote stehenden Abwehrmitteln das eingedrungene Krankheitgift unschädlich zu machen sucht. Im unbeeinflußten Verlauf der Dinge ist dieser Versuch sehr oft ein vergeblicher. Im willkürlich eingerichteten Thierexperiment können wir dagegen die Verhältnisse so gestalten, daß die natürlichen Heilkräfte in der That die Oberhand behalten. Als Beweis dafür ist der Erfolg unserer Immunisirungarbeiten anzusehen, bei denen wir die Beobachtung machen, daß immer größere Giftmengen durch Antitoxinproduktion unschädlich werden.

13. Wenn wir nach dem erfolgreichen Ueberstehen einer spontan entstandenen oder willkürlich erzeugten toxischen Infektion die Körpersäfte untersuchen, so finden wir das Toxin nicht blos kompensirt durch das Antitoxin, sondern wir finden eine Ueberkompensation, einen Ueberschuß von Antitoxin. Dieser Antitoxinüberschuß ist die Ursache dafür, daß die spätere Einfuhr von Toxin eine gesteigerte sein muß, wenn wir eine neue Intoxikation herbeiführen wollen. Diesen Ueberschuß von Antitoxin können wir aber auch dazu verwenden, um anderen Individuen die Ueberwindung der gleichen Intoxikation zu erleichtern.

Hierauf beruht die Serumtherapie.

14. Mit Rücksicht darauf, daß das Antitoxin eine wasserlösliche Substanz ist, ist es nicht ausgeschlossen, daß es später einmal ohne Zuhilfenahme des Thierkörpers hergestellt werden kann. Die Versuche, aus dem Diphtheriegift das Antitoxin zu gewinnen, beruhen auf ungenügender Kenntniß der hierher gehörigen Dinge. Diese Versuche haben nicht mehr Aussicht auf Verwirklichung als etwa das Bemühen, aus der Salzsäure eine Lauge machen zu wollen. Was Professor Nencki aus Rußland über eine angebliche Antitoxingewinnung durch elektrolytische Behandlung des Diphtheriegiftes berichtet hat, gehört gleichfalls in das Gebiet der auf mangelhafter Orientirung beruhenden Täuschungen.

Halle a. S. Professor Dr. E. Behring.

Digitized by Google

Die Parteien in Belgien.

Die erste Probe mit dem veränderten Wahlsystem ist in unserem Vaterlande gemacht: an die Stelle der Census-Wahl wurde vor etwa anderthalb Jahren das allgemeinen Wahlrecht — beschränkt freilich durch die Einrichtung der Pluralvoten — gesetzt und in der zweiten und dritten Oktoberwoche hat dieses neue System seine Feuerprobe bestanden. Der Augenblick scheint mir geeignet, um die Geschichte unserer Parteien und ihrer Stellung zu der jetzt vorläufig beantworteten Frage zu betrachten.

Am 24. August 1815 wurde Belgien von Frankreich getrennt und mit Holland vereinigt. Es erhielt ein wenig demokratisches Wahlsystem, das drei Arten von Wählern kannte: Adel, Städte, Landbewohner. Als 1830 dann die Revolution ausbrach, die uns Belgiern die Unabhängigkeit brachte, ließ die provisorische Regirung, die den ersten Kongreß zu wählen hatte, das Census-System bestehen und schuf nur noch eine Wählerklasse von „Kapazitäten". Bald kam die Zeit, wo man sich mit der Verfassung beschäftigen mußte. Schon mehrere Sitzungen waren mit der Erörterung über die Vertheilung der politischen Rechte vergangen, da schlug am 6. Januar 1831 die gemäßigt liberale Partei vor, man möge das Census-System festhalten und ein Maximum und ein Minimum der Einkommen schaffen, zwischen denen das Wahlrecht frei variiren könne. Dieser Vorschlag wurde mit der Furcht vor der klerikalen Partei begründet, die durch ihren Reichthum und ihre Herrenrechte sonst leicht auf die nicht zum Census herangezogenen Massen einen übermächtigen Einfluß gewinnen könnte. Diese Anschauung kam im Indépendant vom 2. Februar 1831 zu offenstem Ausdruck: „Wir billigen keineswegs", hieß es da, „die anarchistischen Ansichten, die im Kongreß viele Anhänger gefunden haben. Freiheit für Alle und Alles ist nicht unsere Devise. Die katholische Gesellschaft erscheint uns bedrohlich; wir sehen in ihr eine ernste Gefahr, und da sie in unserem Vaterlande mächtig ist, halten wir es für unsere Pflicht, sie zu überwachen und ihr Vorrücken zu bekämpfen". Das Census-System erhielt die Weihe, die Grenzen des Maximums und Minimums wurden auf 80 und 20 holländische Gulden festgesetzt.

Die Debatte über das Wahlgesetz begann. Ein staffelförmiges System wurde angenommen, der Census sollte je nach den Distrikten wechseln. Auf vier Millionen Einwohner erhielten wir 45000 Wähler über 25 Jahre. Allmählich wich die patriotische Einigkeit, die nur durch die Revolution möglich geworden war. Zwischen den Liberalen, der Partei der Freimaurer, und den Ultramontanen wurde die Kluft tiefer. In den Jahren von 1840 bis 1847 vollzog sich der endgiltige Bruch und 1857 begann ein liberales Ministerium die Aera der homogenen Kabinete. Es trat anfangs noch sehr friedfertig auf. Aber allmählich wurde auch in der katholischen Partei die Stimmung verschärft und sie begann, im Kampf um ihre Privilegien, den Versuch, das Feld, auf dem die Regirung sich bis dahin frei bewegen konnte, nach Möglichkeit einzuengen.

Inzwischen aber hatte ein Reformwind über das Land geweht und schon 1846 forderte ein liberaler Kongreß die Ermäßigung des Census und einen erweiterten Spielraum für die Fähigkeiten. Aber erst die französische Februarrevolution erweckte die öffentliche Meinung. Am 28. Februar 1848 brachte die Regirung einen Gesetzentwurf ein, der für das ganze Land ein Minimum fest-

Digitized by Google

setzte. Der Entwurf ging durch und gab uns auf 4½ Millionen Einwohner 80000 Wahlberechtigte. Aber das Census-System blieb bestehen.

Ein paar Jahre später schon zeigte es sich, daß eine Verfassungrevision in demokratischem Sinn nothwendig geworden war. Mehr und mehr begann die Arbeiterfrage ihren Einfluß auf die Geister zu üben. Die sozialistische Partei entstand; sie trat zwar erst im Jahre 1885 geschlossen ins politische Leben ein, aber ihre Ursprünge reichen viel weiter zurück, — bis ins Jahr 1857, wo in Gent die Genossenschaft der Weber begründet wurde. Die Genter Weber wurden die ersten Anhänger der Internationale von 1864 und schufen später den Vooruit, die heute so mächtige Kooperativ-Genossenschaft. Der Anfang der sozialistischen Bewegung stieß freilich auf starken Widerstand und die Behörden schritten mit äußerster Strenge gegen die ersten Regungen des Klassenkampfes ein. Trotzdem vollzog sich in der öffentlichen Meinung ein wichtiger Umschwung.

Im Dezember 1865 bestieg Leopold II, als Nachfolger seines Vaters den Thron. Das Volk, das an den neuen Souverain besondere Hoffnungen knüpfte, empfing ihn mit sympathischen Kundgebungen.

Einige Elitemänner der liberalen Partei, die sich seitdem — leider! — recht sehr verändert haben, vertheidigten damals nachdrücklich die Volksrechte und verkündeten, man müsse zu dem gesunden Menschenverstande der Massen Vertrauen haben. Die evolutionären Sozialisten, wie Denis, de Graef u. s. w., kämpften in der Liberté. Die Bewegung für die Revision der Verfassung verstärkte sich. Am 15. Juni 1866 wurde in Brüssel ein Meeting abgehalten, das ein weithin hallendes Echo fand. Es war besonders interessant durch die Tendenzen, die zu Tage traten: auf der einen Seite der Wunsch, langsam zu organischen Reformen vorzuschreiten, auf der anderen die Taktik des Nichtsthuns, die es bewirken sollte, daß die Verhältnisse immer unhaltbarer würden, bis endlich die verhaßte Bourgeoisie niedergeworfen werden könnte. Bald folgten weitere Meetings der Arbeiter; sie forderten die Abschaffung des Census und die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für Alle, die schreiben und lesen können.

Trotz Alledem brachte die Regirung einen Gesetzentwurf ein, der den gerechten Wünschen der Arbeiterklasse nicht im Geringsten Rechnung trug. Die Folge war, daß die Parole für die künftigen Kämpfe um so lauter ausgegeben wurde und daß innerhalb der liberalen Partei die Gegensätze zwischen den Radikalen und den Doktrinären sich verschärften.

Die Kammern hatten sich 1866 mit einigen Wahlreformen für die Provinzen und Gemeinden zu beschäftigen. Aber sie zeigten dabei so wenig guten Willen, sie unterbrachen so häufig die Berathungen, daß die Annahme des Gesetzes erst im März 1870 erfolgen konnte. Drei Monate später war das doktrinär-liberale Kabinet gestürzt und durch ein katholisches ersetzt, das schnell ein — günstig aufgenommenes — Wahlgesetz durchberathen und annehmen ließ. Noch immer aber bestand das Census-System. Am 11. November 1870 beantragten elf Mitglieder der liberalen Minderheit ein Revisionprojekt, das der Ausgangspunkt der im vorigen Jahre zu Ende geführten Kämpfe wurde. Die Kammer aber beschloß — unglaublich, aber wahr! — mit 75 gegen 25 Stimmen, gar nicht erst in die Berathung dieses Entwurfes einzutreten.

Während dieser Zeit blieb der Zusammenbruch der Internationale nicht ohne Wirkung auf die sozialistische Partei, die sich inzwischen schon als organisirte Vertretung des Proletariats und als Anhängerin der revolutionären

Digitized by Google

Taktik enthüllt hatte. Mit diesen Tendenzen nahm sie an den Kongressen der Internationale — in Lausanne, Basel, im Haag — Theil. César de Paepe hatte auf die Arbeiterpartei einen sehr großen Einfluß gewonnen; er war erfüllt von den Gedanken und Tendenzen der drei großen Kulturen, die uns umgeben, und bemühte sich, die verschiedenen Schattirungen des Sozialismus zu vereinen. Die liberale Armee war während der Kämpfe einig geblieben. Das dauerte bis zum Jahre 1881, wo der Führer der radikalen Linken, Herr Janson, sich offen von den Doktrinären trennte, die ein neues Parteigesetz vorbereiteten. Vielfach wurde die Schuld an dieser Spaltung ausschließlich den Radikalen aufgebürdet. Sie haben sich allerdings entschlossen von den Doktrinären getrennt, aber erst, nachdem sie lange geduldig gewartet hatten. Der heimliche Krieg, den der rechte Flügel seit 1872 gegen sie führte, mußte schließlich mit einer Trennung enden. 1882 entstand die nationale Liga für die Wahlreform. Die Zahl der Wähler betrug damals 2¼ Prozent der Bevölkerung, gegen 11½ Prozent in England, 15 in Dänemark, 18 in Italien, 20,20 in Deutschland, 24,20 in der Schweiz und 26,30 Prozent in Frankreich.

Seit 1884 ist die klerikale Partei am Ruder. Die Sozialisten und die Radikalen haben den Kampf für die Wahlreform mit bewundernswerther Energie und Ausdauer geführt. Die selbe wichtige Frage hat aber nach und nach auch die einst so fest gefügte Phalanx der Ultramontanen gespalten und neben den doktrinären Katholiken eine christlich-soziale Gruppe geschaffen, die an die Stelle der kleinlichen wahltaktischen Manöver eine ernste soziale Reformarbeit setzen möchte. Die Aussichten dieser Gruppe werden durch das Resultat der letzten Wahlen erheblich gebessert werden. Die alte Politik, der die Doktrinär-Liberalen das Gepräge gegeben haben, ist verurtheilt und ihre Urheber sind zerschmettert worden. Das selbe Schicksal hat nun aber auch die reaktionären Elemente der ultramontanen Partei betroffen. Die Radikalen sind überall siegreich gewesen, wo sie sich den Sozialisten verbündet haben. In Brüssel haben sie ihre Vergangenheit, ihr Kämpfen seit 1884, verleugnet, mit den Doktrinären einen Bund geschlossen und — den Katholiken den Sieg verschafft.

Das Ergebniß der Wahlen wird charakterisirt durch den offenen Protest des Landes gegen die bisher geübte Politik der Unthätigkeit und durch die unerwarteten Erfolge des Sozialismus. Die frühere Gruppirung der Parteien ist völlig zerstört. Uebrigens scheint die katholische Partei die Lehren dieses Sieges zu verstehen. In ihren Reihen sitzen viele verständige Leute, die sich gern mit der radikalen Linken über die wirthschaftliche Gesetzgebung verständigen wollen, die das Land so lange bereits vergeblich ersehnt.

Bei dieser Betrachtung habe ich den Senat gänzlich aus dem Spiele gelassen, weil diese ehrenwerthe Versammlung, deren Thätigkeit sich auf die Ratifikation der von der Kammer gefaßten Beschlüsse beschränkt, eigentlich keine ernsthafte Bedeutung hat. Der Senat wird früher oder später in eine Interessenvertretung oder in einen Staatsrath zur Ausarbeitung der Gesetze umgewandelt werden; einstweilen ist er der Zufluchtort der Männer, deren die Wählermasse überdrüssig ist. Diese würdigen Bürdenträger sind nicht gefährlich, — stören wir also ihren Schlummer nicht.

Die Kammer aber mag sich rasch an die Arbeit machen. An lohnenden Aufgaben fehlt es ihr nicht.

Brüssel. Rechtsanwalt Dr. Emile Vinck.

Digitized by Google

Nietzsche als Ethiker der Entwickelung.

In den Grundzügen der Entwickelung menschlicher Sitte und menschlicher Sittlichkeit stehen sich zwei grundverschiedene Auffassungen gegenüber, eine populäre und eine wissenschaftliche. Die populäre fußt wesentlich auf Rousseau: ihrer Meinung nach waren die Menschen der Urzeit frei und ungebunden, und im primitiven Gemeinwesen herrschte die schrankenlose Willkür des Individuums. Mit zunehmender Kultur wächst auch die Anzahl der Schranken, die den Einzelnen geistig umgeben und sein Handeln einengen. Der primitive Mensch mag ruhig töten; sobald es der Kulturmensch thut, wird ihm das Handwerk für immer gelegt und er in sicherem Gewahrsam unschädlich gemacht. Die Schranken und Fesseln der Kultur sind geradezu sprichwörtlich geworden. Wir streifen ihre Ketten ab und gehen in die Berge. Faust geht unter die Bauern am Ostertage und sagt: Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein. Wenn diese Auffassung der menschlichen Kulturentwickelung die richtige ist, dann hat alle Kultur die Tendenz, das Individuum einzuengen; dann gehen wir weiterer Einschränkung unserer Handelnsmöglichkeiten entgegen und das Endziel aller menschlichen Gesellschaftentwickelung muß der sozialistische Staat sein, in dem Handeln, Denken und Fühlen uniformirt sind, wo jedem Einzelnen ein fest umrahmtes Feld für seine Wirksamkeit zugewiesen ist und wo jede Grenzüberschreitung ein Verbrechen bedeutet, das mit Zuchthaus geahndet wird. In dem Einschreiten gegen „unbillige Konkurrenz" in Frankreich und neuerdings auch in Deutschland haben wir bereits einen derartigen Zug, der das Ausdehnen der eigenen Thätigkeit- und Erwerbs-Sphäre zu einer Unthat stempelt, und in der fast ängstlichen Wahrung veralteter vested interests in Großbritannien, in den Gewerkvereinen, im achtstündigen Arbeitstag, mindestens etwas sehr Aehnliches. Wenn diese Auffassung richtig ist, dann gehen wir Alle, mögen wir wollen oder nicht, dem kooperativen Sozialismus entgegen, dem absoluten Nivelliren, der geistigen Wüste. Zugleich auch der sogenannten Völkerverbrüderung, dem Weltfrieden, dem allgemeinen Hegelschen, Bebelschen und Bellamyschen Glücke.

Aber ist denn diese Auffassung richtig?

Wo immer wir auf primitive Gemeinwesen gestoßen sind, sei es in Innerafrika oder in den Berichten alter griechischer und mongolischer Geschichtschreiber, da haben wir keineswegs schrankenlose individuelle Willkür, keineswegs freie und ungebundene Menschen gefunden, sondern ganz im Gegentheil: der Urmensch erscheint uns, wo wir ihn finden, ausnahmelos

Digitized by Google

in Brauch und Herkommen, in Aberglauben und Wahn, oft der unsinnigsten Art verstrickt. Die Widersinnigkeit der Vorschriften, denen ganze Gemeinwesen unterworfen sind, übersteigt oft Alles, was wir für möglich gehalten hätten. Mit dem Zunehmen der Kultur wird Das anders; ganz langsam entwickelt sich vor unseren Augen Das, was wir heute Logik nennen, ganz langsam tritt ein immer mehr sich schärfendes Einzeldenken an die Stelle des ererbten Wahnes, wenn auch zuerst immer nur in wenigen besonders begabten Individuen. Der größte moderne deutsche Geschichtforscher unterscheidet geradezu ein symbolisches, ein typisches, ein konventionelles und ein individuelles Geistesleben als verschiedene Epochen in der deutschen Geistesgeschichte seit der Urzeit. Die Gegenwart nennt er individualistisch. Damit wäre die Geschichte der Civilisation die Geschichte der Beseitigung der Schranken viel mehr als eine Geschichte ihrer Vermehrung.

Der Ausspruch: „Bildung macht frei" kann auf Neuheit nicht mehr Anspruch erheben und Jedermann weiß, daß die Kultur frei macht, schon in Folge des erst durch sie ermöglichten Verkehrs, der Menschen mit lokal verschiedener geistiger Umwelt in Berührung bringt. Wenn Das noch eine Weile so fort geht, dann muß die Kulturmenschheit noch zu einer weit höheren Stufe von Denk- und Handelnsfreiheit gelangen, dann liegt vor uns eine unabsehbare Periode des unbegrenzten Individualismus mit seiner ungemessenen Arbeit-Theilung und riesigen Differenzirung der Einzelnen, die, wenn die Kultur nicht auf die gesammte Menschheit ausgedehnt wird, selbst zur Entstehung einer neuen Gattung innerhalb der heutigen Gattung Mensch führen könnte; dann stehen wir vor einer Zeit der weiteren Verschärfung der nationalen Gegensätze, d. h. einer weiteren Herausarbeitung der einzelnen Völkerpersönlichkeiten, dann wird im Volke der Individualismus und unter den Völkern der Nationalismus im Weiteren die gewaltigste Rolle spielen; dann wird die Herrscherpersönlichkeit und das Herrschervolk den Gipfel der Menschheitentwickelung darstellen, und vornehm, stark, gesund, denkscharf, starkwillig, werden die Zukunft-Tugenden der Menschheit sein. Dies ist sicherlich die geschichtliche Entwickelung der Thatsachen, wie sie uns auf Grund des heute verfügbaren wissenschaftlichen Materials erscheint und erscheinen muß. Und jene populäre Auffassungweise gründet sich lediglich auf Spekulation, auf Folgerungen aus falschen Voraussetzungen, gar nicht auf wirkliche Geschichte. Reaktionäre haben für solche Züge, so lange sie nicht mit ihren Prinzipien direkt in Widerstreit stehen, oft eine feinere Witterung als die Vorkämpfer neuer Ideen und Ideale. „Das moderne Zeitbewußtsein", sagt Wolfgang Menzel einmal, natürlich noch etwas übertreibend, „ist eine Art von

Digitized by Google

Trunkenheit, in welcher die Menschen sich von allen gewohnten Banden und Rücksichten frei fühlen und wähnen, mit dieser Freiheit eine neue Aera begonnen zu haben und dem letzten Ziele der Menschheit auf Erden, dem Ideale „Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle", nahe gekommen zu sein".

In drei Aufsätzen (Charles Darwin und die Ethik, Deutsche Darwinisten als Sozialethiker, Die Ueberwindung des Malthusianismus), kleinen Ausschnitten aus einem größeren Werke „Von Darwin bis Nietzsche", das im Frühjahr 1895*) als selbständiges Buch erscheinen wird, habe ich den Lesern der „Zukunft" ein paar Phasen aus dem Werdeprozeß der Entwickelungsethik vorgeführt, der bei den beiden germanischen Hauptstämmen einen der wesentlichsten Bestandtheile der Weltanschauungskämpfe der Gegenwart bildet. Wie Darwin selbst und nach ihm Herbert Spencer, Leslie Stephen und Wilhelm Wundt, Thomas Hurley und Russell Wallace, Morison und Balfour, Jordan und Häckel, Carneri und Besser, Radenhausen und Büchner, Jeder ein paar Bausteine zu dem Dome einer neuen Ethik herzuträgt, wie langsam im Laufe einer Generation die Mauern steigen und die Fenster sich wölben, Das gehört zu den interessantesten Erscheinungen in dem geistigen Entwickelungprozeß, in dem unsere Zeit begriffen ist. Aber die Reihe der Arbeiter wäre nicht vollständig ohne den Meister, der dem Dome die Kuppel wölbt, die das Ganze krönt: ohne Friedrich Nietzsche, den begeisterten Verkünder des neuen ethischen Ideals, das mit den gesicherten Ergebnissen der Forschung auf dem Erkenntnißgebiete in Einklang steht, weil es nur deren letzte und reifste Frucht ist.

Friedrich Nietzsche ist der erste wirklich evolutionistische Moralphilosoph, trotz manchen äußerlichen Widersprüchen, die in seinem Wesen und in seinem Entwickelungsgange begründet lagen. Er hat zuerst das sozialistische Ideal des Glücks-Utilitarismus, den er gleich Wundt mit dem Ausdrucke Utilitarismus schlechthin bezeichnet, durch ein evolutionistisches ersetzt. Sein ethisches Ideal ist die Hervorbringung des Uebermenschen, des Zarathustramenschen, des geborenen Herrn, der durch seine physiologische Veranlagung jenseits von Gut und Böse steht und nur noch die Wahl zwischen Gut und Schlecht kennt. Natürlich handelt es sich dabei nicht, oder doch nicht nothwendig, um die Entstehung einer neuen Art; denn sobald eine vorhandene Art ihren Daseinsbedingungen völlig angepaßt ist, bewahrt sie ihre Merkmale und sistirt ihre Tendenz, sich zu variiren, bis sich die Daseinsbedingungen wieder ändern.

Mit der Entwickelunglehre war Nietzsche wohl vertraut. Insonderheit Rolphs „Biologische Probleme" haben sein Denken tief beeinflußt. Nach Rolph ist nicht der Kampf das Treibende der Entwickelung, sondern

*) Im Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Digitized by Google

der Ueberfluß. Jede Gattung wächst, indem das Thier mehr Nahrung aufnimmt, als es brauchte, um sich zu erhalten, und darum ein Mehr an Entwickelung leisten kann. Die Noth und der Kampf halten dann nur Auslese unter den so entstandenen Variationen. Nur durch reichlichere Nahrungaufnahme, als eben zum Fristen des Lebens genug wäre, ist eine Variation einer Art möglich; jene reichlichere Nahrungaufnahme aber kann nur dann erfolgen, wenn die Bedürfnisse des Individuums wesentlich über Das hinausgehen, was zu des Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. Nach Darwin fordert die Zunahme des Wachsthums Zunahme der Nahrung, nach Rolph bestimmt die Zunahme der Nahrung das Wachsthum. Ihm ist der Kampf ums Dasein nicht ein Kampf um die Nothdurft, die das Leben gerade noch erhält, sondern ein Kampf um die Vergrößerung der Nahrung-Aufnahme, des Lebens; nicht ein Vertheidigungskampf, sondern ein Angriffskampf, der nur unter gewissen Bedingungen die Form der Vertheidigung annimmt.

Schon Rolph hat in seinen „Biologischen Problemen" 1884 darauf hingewiesen, daß es bei der Ethik auf die Beschaffenheit des Zieles ankomme, daß eine Handlung darum, weil sie zielgerecht sei, noch nicht den Namen sittlich verdiene. Es giebt viele Ziele, auch viele sogenannte sittliche. Aber darum ist vom Standpunkt des einen aus das andere doch ein unsittliches. Recht oder moralisch ist diejenige Lebensführung, die das Leben des Organismus zu dem reichsten unter den gegebenen Umständen möglichen macht. Den unvernünftigen Organismus zieht es unbewußt, dieses Maximum zu suchen, während das vernünftige Wesen es mittels Reflexion sucht. Der Trieb nach Glück schließt demnach für das vernünftige Wesen den Trieb nach Sittlichkeit ein; Glück und Sittlichkeit sind identisch. Wie Rolph faßt Nietzsche die Moral als den Extrakt des ganzen Menschen, als die biologische Formel für ihn. Herrenmoral und Sklavenmoral wurzeln, wie Peter Gast richtig bemerkt (Vorwort zu Menschliches, Allzumenschliches), „tief im Geblüt und sind aus dem einzelnen Menschen durch bloße Veränderung seiner gesellschaftlichen Stellung noch nicht herauszubringen; es bedarf der Seelenarbeit mehrerer Generationen, um den Sklaven im Geblüt zu überwinden und einen Herrenmenschen zu Stande zu bringen, dessen schöpferischer Wille hoheitlich genug ist, um die Opfer, die sein Wille von Anderen heischt, nicht nur erträglich zu machen, sondern diese Opfer sogar gern, ja mit Begeisterung gebracht werden zu lassen. Ein wahrhaft Befehlender, ein Herrenmensch, ist Der noch keineswegs, der barsch mit dem Munde kommandiren muß und obendrein Groll und Widerstand findet; der wahrhaft Befehlende *denkt* kaum daran, ein Befehlender zu sein; was ihm an Menschen zugehört, stellt sich von *selbst* in seine Dienste, schaart sich um ihn, fliegt ihm zu nach

Digitized by Google

jener Mechanik, die den kleineren Körper dem größeren zueilen heißt: er macht aus Dienenden beinahe Herren".

Oft hat es einsame Denker gegeben, welche die Massen in ihren Anschauungen weit überragten. Obwohl jeder Mensch die Grundzüge seiner Ueberzeugung seiner Zeit schuldet, so daß Luther, in unseren Tagen lebend, vielleicht der kühnste Verfechter der Entwickelunglehre geworden wäre, so können doch Einzelne, von diesen Grundzügen ausgehend, ihre Anschauungswelt so eigenartig fortbilden, daß sie die Massen völlig fremd anmuthet, ja selbst den gleichzeitig geistig am Höchsten Stehenden als etwas ganz Unverständliches erscheint. Die in ihrer Wirkung größten und dauerndsten Männer aber sind immer Diejenigen gewesen, die, ein wesentliches geistiges Moment aus ihrer Zeit herausgreifend, dieses auf eine scharfe, klare Formel brachten und damit gewissermaßen das Fazit aus dem dunklen Schaffen der Zeit zogen. Ihrer eigenen geistigen Größe würden sie ihren Einfluß auf ihr Volk, auf ihre Rasse, noch nicht verdanken. Erst dadurch, daß ihre Schöpfungen dem Ringen der Zeit zu Hilfe kommen, gewinnen sie die Möglichkeit des Wiederhalles ihrer Rufe in den Köpfen ihrer Zeitgenossen. Die Weltanschauung Westeuropas verdankt Friedrich Nietzsche die Schöpfung eines neuen sittlichen Ideals. Mag man immer sagen, daß die Idee in der Zeit lag, — warum hat sie kein Anderer in dieser weiten und ausschließlichen Form ausgesprochen und zum Grundgedanken eines ganzen Werkes gemacht? Daß Nietzsche sie kraft seines poetischen Genies zugleich durch den Hauch der Dichtung verklärt seiner Zeit bieten konnte, ist ein glücklicher Zufall für uns. Auch Die, die ihn heute noch nicht verstehen, können sich an seinen Bildern berauschen und sich an Zarathustras ernsten Weisen erbauen. Und die Thoren können ihn um so besser als einen Narren verschreien, auf ihn losschlagen und sich über seinen Mantel ereifern, während Das, was Zarathustra dachte, wenn er „also sprach", davon rein bleibt und von Schmähungen nicht entheiligt wird. Künftige Geschlechter aber, denen die Sorge für die Nachfahren und das Hinaufpflanzen zum Ideal statt des bloßen Fortpflanzens die selbstverständlichste sittliche Idee geworden sein wird, die sich ein Leben ohne Volksdienst, ohne Gattungdienst gar nicht mehr werden denken können, werden sich an Dem erbauen, was Zarathustra dachte, und die Form bewundern, in der er es nicht sagte.

Während Nietzsche als Schöpfer eines neuen Ideals der Sittlichkeit ein Kind seiner Zeit ist, tritt er in anderer Richtung aus dieser heraus, oder ihr gegenüber. Das Stichwort unserer Zeit ist: sozial, und gerade diesen sozialen Zug verleugnet Nietzsche ganz. Offenbar aus angeborener Abneigung dagegen, oft genug auch geflissentlich. Obgleich er ein außerordentlich intensiver geistiger Arbeiter war, war es ihm doch immer eine Last, für die

Digitized by Google

Erfordernisse des Berufes und Tages zu arbeiten. Die Jahre seiner Baseler Professur sind in dieser Hinsicht für ihn sicherlich die schwersten Jahre seines Lebens gewesen.

In letzter Linie geht Nietzsche aus auf die Züchtung einer aristokratischen, antidemokratischen Rasse, oder sie ist wenigstens sein Zukunftziel. In Wirklichkeit würde er wohl — gesetzt einmal, Alles geschähe, was er verlangt — nur einen kleinen Philosophenkreis schaffen, und dieser würde sich vermuthlich in jedem Menschenalter wo anders her rekrutiren. Was es mit dem Fördern einer kleinen Zahl Hervorragender auf sich hat, Das hat schon Alfred Russell Wallace in seinem Aufsatz über „Menschliche Auslese" hier gezeigt. Ausnahmemenschen, meint er, haben wir genug und den Durchschnitt heben wir durch ihre Förderung kaum, dafür giebt es ein anderes und viel sichereres Mittel, nämlich die Beseitigung der Schwächsten durch Auferlegung der Pflicht, nicht zu heirathen. Den aristokratischen Zug hat Nietzsche wieder zu Ehren gebracht, aber dieser Zug ist noch etwas in der alten Weise gefaßt. Das soziale Element fehlt ihm. Sein Aristokrat ist ein Erbaristokrat oder doch nicht nothwendig ein an Leistungen Bester, ein Sozialaristokrat. Dieses einseitige Ideal entspringt seiner Geringschätzung der Arbeit, der regelrechten Berufsarbeit mit ihren tausend kleinen Pflichten und Bürden, und bleibt in Folge Dessen unserer Zeit fern, die nun einmal im Zeichen der Arbeit steht.

Nietzsche steht, wie alle seine wissenschaftlichen Zeitgenossen, jenseits einer mythologischen Begründung der Moral. Wenn er auf einen Menschen mit Gottglauben stößt, dann wundert er sich wie sein Zarathustra: „Sollte es denn möglich sein!" ruft er mit ihm aus, „dieser alte Heilige hat in seinem Walde noch nichts davon gehört, daß Gott tot ist!" — Nietzsches sittliches Ziel und letztes sittliches Ideal liegt auf der Erde, liegt in der Vervollkommnung der Gattung Mensch: „Ich beschwöre Euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt Denen nicht, welche Euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht." „Tot sind alle Götter: nun wollen wir, daß der Uebermensch lebe." „Einst sagte man Gott, wenn man auf ferne Meere blickte; nun aber lehre ich Euch sagen: Uebermensch." . . . . . Und Gott ist ja tot. Zarathustra hat Das schon früher gewußt. Der letzte Papst hat ihm dann noch Einzelnheiten berichtet. Aber Götter sterben gewöhnlich nicht aus einem Grunde, sondern aus vielen Gründen. Am Mitleiden mit den Menschen soll er erstickt sein. Endlich hat Zarathustra den häßlichsten Menschen gefunden, der Gott ermordet hat, weil er ihn nicht als Zeugen seiner Häßlichkeit zu ertragen vermochte.

Das Ideal ist die Triebkraft in Nietzsches Ethik, und zwar das neue

Digitized by Google

Ideal der Hebung der Gattung; nicht, wie bei Wundt, das Ideal der Schaffung immer reicherer und höherer geistiger Werthe. Zum ersten Mal in der Geschichte der Ethik wird das letzte Ziel in die Menschheit der Zukunft hinein verlegt. Was die Forderung der Selbstvervollkommnung, die namentlich das achtzehnte Jahrhundert beherrschte, für den Einzelnen war, Das ist Nietzsches Ideal für die Menschheit. Den Lohn- und Zahlmeister hat er abgeschafft und er lehrt auch nicht einmal, Tugend sei ihr eigener Lohn. In solchen Vorstellungen sieht er geradezu das Verhängniß: „in den Grund der Dinge hat man Lohn und Strafe hineingelogen."

Auch der englische Sozial-Utilitarismus ist von diesem Standpunkte aus eine Niedergangserscheinung. „Wahrlich, das schlaue Ich, das lieblose, das seinen Nutzen im Nutzen Vieler will: Das ist nicht der Heerde Ursprung, sondern ihr Untergang." Und von den Sozial-Utilitariern sagt er: „Und wiederum giebt es Solche, die halten es für Tugend, zu sagen: Tugend ist nothwendig; aber sie glauben im Grunde nur daran, daß Polizei nothwendig ist". Aber auch die andere Lehre vom „Glück der Meisten" muß überwunden werden, weil das Steigen Weniger über das Glück Vieler geht.

Der Pöbel blinzelt: „wir sind Alle gleich". „Ihr höheren Menschen, — so blinzelt der Pöbel — es giebt keine höheren Menschen, wir sind Alle gleich, Mensch ist Mensch, vor Gott — sind wir Alle gleich!" Und Zarathustra bemerkt dazu: „Vor Gott! — Nun aber starb dieser Gott. Vor dem Pöbel aber wollen wir nicht gleich sein".

Der Pöbel ist nicht identisch mit den Menschen. Zarathustra ist kein Menschenfeind. Allerdings geht er in die Einsamkeit, aber nur, um nach zehn Jahren der geistigen Sammlung wieder zu den Menschen zurückzukehren; denn er liebt die Menschen.

Um die Mittel zur Erreichung seines Ziels kümmert sich Nietzsche zunächst nicht. Er will kein System bieten. Wenn sein Geist länger klar geblieben wäre, so würde er dieser Frage gewiß seine Aufmerksamkeit zugewendet haben. Allen seinen Geistesreichthum braucht er dazu, um sein Ideal zu zeichnen und es mit der Gegenwart kontrastiren zu lassen. Es ist einer der kühnsten Würfe seines Geistes, ja sein größter Gedanke, daß er zuerst ein auf die Entwickelunglehre gegründetes Ideal aufgestellt hat, nicht wie Spencer ein künstlich ihr aufgepfropftes, sondern ein aus ihr selbst heraus entwickeltes. Der Mensch ist geworden — werde er weiter: „Ich lehre Euch den Uebermenschen. Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll!" sind Zarathustras erste Worte zum Volke: „Alle Wesen bisher schufen Etwas über sich hinaus: und Ihr wollt die Ebbe dieser großen Fluth sein und lieber noch zum Thiere zurückgehen, als den Menschen überwinden?" Um den Bogen zu wölben hinüber nach dem Uebermenschen,

Digitized by Google

muß der Mensch selbst Schweres auf sich nehmen, selbst sich opfern. Zarathustra liebt Die, die sich der Erde opfern, daß die Erde einst des Uebermenschen werde. — Zu diesem Ziele soll der Mensch erkennen, arbeiten und erfinden. Wer zurückbleibt auf dieser Bahn, Der ist verächtlich, und wenn alle Menschen schon Uebermenschen geworden sind bis auf Einen, den letzten Menschen, so ist Dieser das Verächtlichste.

So bittet er seine Jünger, ihre Erkenntniß dem Sinn der Erde, dem Ziel der Erde, dem Uebermenschen, dienen zu lassen. Aus den Einsamen von heute, die ausbiegen vom Heerdenpfade, soll ein auserwähltes Volk erwachsen und aus ihm der Uebermensch. So ruft er, sich abwendend von der historischen Ueberbildung der Gegenwart, vertrieben aus Vater- und Mutterländern: „So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte im fernsten Meere: nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen. An meinen Kindern will ich es gut machen, daß ich meiner Mutter Kind bin; und an aller Zukunft — diese Gegenwart!"

Nietzsches Zukunftziel, sein Ideal des Uebermenschen, entsteht nicht durch Vermehrung der christlich demokratischen Denk- und Handelnsweise der Gegenwart. Er selbst weiß ganz genau: selbst die höchsten Menschen denen sein Auge begegnete, würden seinen „Uebermenschen" Teufel heißen

Mindestens die Selbstlosigkeit Einzelnen gegenüber ist doch nur so lange eine Tugend, als es noch Hilfsbedürftige giebt. Was ist nun mehr? Die Hilfsbedürftigen abschaffen? Oder den Hilfsbedürftigen beispringen und so das Elend in der Welt erhalten? In einer Generation, die keine Elenden mehr kennt, wird die Selbstlosigkeit Einzelnen gegenüber eine ausgestorbene Tugend sein. Das Alterthum hat sie nicht gekannt. Die buddhistisch-christliche Ethik hat erst die Elenden geschaffen, denen zu helfen sie als Menschenpflicht predigt. Sie hat die unglücklichen einzelnen Fälle, die wohl immer vorkommen werden, wenn auch nicht planmäßig, so doch fahrlässig vermehrt und somit erst ein Arbeitfeld für ihre neu erfundene Tugend geschaffen. „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zu Macht; und noch in dem Willen des Dienenden fand ich den Willen, Herr zu sein." „Daß dem Stärkeren diene das Schwächere, dazu überredet es sein Wille, der über noch Schwächeres Herr sein will; dieser Lust allein mag es nicht entrathen. Und wie das Kleinere sich dem Größeren hingiebt, daß es Lust und Macht am Kleinsten habe: also giebt sich auch das Große noch hin und setzt um der Macht willen — das Leben daran."

Nicht alle Ethik abschaffen — eine neue Ethik schaffen will Nietzsche, aber zu diesem Zwecke muß erst die Macht der alten gebrochen werden. Die Macht des sittlichen Gebotes ist die größte Macht auf Erden. Nietzsche stellt sie noch höher als Wundt: „Wahrlich, ein Ungethüm ist

Digitized by Google

die Macht dieses Lobens und Tadelns. Sagt, wer bezwingt es mir, ihr Brüder? Sagt, wer wirft diesem Thier die Fessel über die tausend Nacken?"

In der Zeit der Demokratie und des Sozialismus mit ihrer nivellirenden Tendenz allem Großen gegenüber ist eine Umkehr die höchste Zeit. Noch ist der Boden reich genug; aber es ist auch Zeit, daß der Mensch sich ein Ziel stecke und damit eine Hoffnung in seine Brust pflanze, die ihn aus dem Gleichheitwahn von heute hinaus führt, der da denkt: „Schuld ist alles große Dasein." Die alten Sittengebote mit ihrem „Du sollst", Das ist der große Drache. Jenen stolzen, selbstgewissen Willen will er uns retten. „Es soll kein „Ich will" mehr geben! Also spricht der Drache".

Die nächste Stufe, die wir Menschen, deren Geist zum beladenen Kameele geworden ist, zu ersteigen haben, stellt Nietzsche unter dem Bilde des Löwen dar, der die alten Fesseln zerreißt und sich zunächst frei macht vom alten Zwange: „Neue Werthe schaffen — Das vermag auch der Löwe noch nicht: aber Freiheit sich schaffen zu neuem Schaffen — Das vermag die Macht des Löwen. Freiheit sich schaffen und ein heiliges Nein auch vor der Pflicht: dazu, meine Brüder, bedarf es des Löwen. Recht sich zu nehmen zu neuen Werthen — Das ist das furchtbarste Nehmen für einen tragsamen und ehrfürchtigen Geist". Wenn die Fesseln der alten Gefühls- und Gedankenwelt zerbrochen sind, dann brauchts der schweifenden Bestie nicht länger; dann gilts ein Neubeginnen, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja sagen. „Der Löwe wird zum Kinde", sagt Nietzsche, und das Kind erst, Das ist das Bild für seinen Zukunftmenschen, seinen Uebermenschen. Nicht mehr das „Du sollst" gilt ihm. „Seinen Willen will nun der Geist, seine Welt gewinnt sich der Weltverlorene." Der neue Weg, den der Mensch zu gehen hat, ist der Weg, den die Menschheit bisher blindlings gegangen, der Weg, der aufwärts auf der Stufenleiter der organischen Entwickelung geführt hat und auch noch weiter führen wird.

Gegen den modernen demokratischen Staat zieht Nietzsche in bitteren Worten zu Felde. In einer eigenen Rede „Vom neuen Götzen" läßt er Zarathustra Hohn über Hohn auf ihn häufen. Aber Das gilt dem modernen demokratischen Staat. Nicht der Gesammtheit, nicht dem Volke. Er weiß so gut wie Wundt, was das Volk für den Einzelnen bedeutet und was es geschichtlich für ihn gewesen ist.

Aber die Menschen sind nicht gleich und sollen es auch nicht werden! Was wäre denn sonst Zarathustras Liebe zum Uebermenschen? Er hält Umschau und findet: „Tausend Ziele gab es bisher, denn tausend Völker gab es. Nur die Fessel der tausend Nacken fehlt noch, es fehlt das Eine Ziel. Noch hat die Menschheit kein Ziel." Und so lange sie ein solches noch nicht besitzt, so lange ist sie selbst noch gar nicht vorhanden. Aber Das ist nicht die

Digitized by Google

große Frage: wie bleibt der Mensch erhalten? sondern: wie wird der Mensch von heute überwunden, wie wird er im Menschen von morgen auf eine höhere Stufe gehoben? Nur daß der Mensch in steter Aufwärtsentwickelung begriffen ist, daß er „ein Uebergang ist und ein Untergang", wie es Nietzsche ausdrückt, macht ihn liebenswöglich.

Bei aller seiner Klarheit und Schärfe drängt er Niemandem seine Weisheit auf. „Das — ist nun mein Weg, — wo ist der Eure?" so antwortete ich Denen, welche mich „nach dem Wege" fragten. Den Weg nämlich — den giebt es nicht!"

Zuerst ists auch für Nietzsche eine Klage und ein Schmerz gewesen, sich sagen zu müssen, daß er mit seinen Mitmenschen nicht mehr das selbe Gewissen habe. Dieser Schmerz ist noch das Erzeugniß des alten Gewissens. Das „Frei von dem Alten" ist noch keine Freiheit. Erst muß der Mensch einen neuen herrschenden Gedanken sich errungen haben und sich aufgeschwungen haben zum „Frei zu etwas Neuem".

Die alten Tafeln der Sittlichkeit sind zerbrochen und die neuen sind erst halb beschrieben. Aus Liebe zu den kommenden Geschlechtern, weil es seine große Liebe zu den Fernsten also heischt, predigt Zarathustra: Schone Deinen Nächsten nicht! Denn der Mensch von heute ist ja Etwas, das überwunden werden muß. Wenn er aber überwunden werden soll, dann müssen die Schlechtesten, die Niedrigen, die Vielzuvielen, geopfert werden. Viele Wege führen zum neuen Menschheitideal, aber nur die gläubig fromme Arbeit von tausend Geschlechtern kann es erreichen. Aber nur ein Possenreißer kann denken, der Mensch von heute könne übersprungen werden. Er ist vielmehr ein unumgänglich nothwendiges Glied in der Kette der Entwickelung, die Voraussetzung, ohne die es keine Menschheitzukunft giebt. Darum gilt es, gegen die Unterdurchschnittsmenschen hart zu werden und in ihnen noch sein eigenes Mitgefühl zu überwinden. Ja, auch der Beste von heute ist noch Etwas, das überwunden werden muß. Und wer nicht zum Vater von Zukunftmenschen taugt? Auch für ihn giebt Nietzsche eine Maßregel: „Und wen Ihr nicht fliegen lehrt, den lehrt mir — schneller fallen!" Und zu ihnen gehören auch die „Guten", die Den kreuzigen, der neue Werthe auf neue Tafeln schreibt, die sich die Zukunft opfern, — die alle Menschen-Zukunft kreuzigen, — und die darum immer der Anfang vom Ende sind. Denn „was in der Welt stiftete mehr Leid als die Thorheiten der Mitleidigen?" „Der Krieg und der Muth haben mehr große Dinge gethan als die Nächstenliebe. Nicht Euer Mitleiden, sondern Eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten. Was ist gut? fragt Ihr. Tapfer sein ist gut. Laßt die kleinen Mädchen reden: Gut sein ist, was hübsch zugleich und rührend ist".

Eine Philosophie, die das Zukunftziel der Menschheit in ihre Körper

Digitized by Google

hinein verpflanzt, muß das Weib, die Mutter, als wichtigstes Mittel gebrauchen: „Ein Spielzeug sei Euch das Weib, rein und fein, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist. Der Strahl eines Sternes glänze in Eurer Liebe! Eure Hoffnung heiße: möge ich den Uebermenschen gebären!"

„Du bist jung und wünschest Dir Kind und Ehe. Aber ich frage Dich: bist Du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf? Bist Du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr Deiner Tugenden? . . . . Ich will, daß Dein Sieg und Deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst Du bauen Deinem Sieg und Deiner Befreiung. Ueber Dich sollst du hinaus bauen. Aber erst mußt Du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele. Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe Dir der Garten der Ehe! Einen höheren Leib sollst Du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad, einen Schaffenden sollst Du schaffen. Ehe: so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist als die es schufen. Ehrfurcht vor einander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens". . . . . „Ueber Euch hinaus sollt Ihr einst lieben. So lernt erst lieben! Und darum mußtet Ihr den bitteren Kelch Eurer Liebe trinken. Bitterniß ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Uebermenschen, so macht sie Durst Dir, dem Schaffenden! Durst dem Schaffenden, Pfeil und Sehnsucht dem Uebermenschen: sprich, mein Bruder, ist Das Dein Wille zur Ehe? Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe". —

Steht solch ein Abschnitt über die Ehe in der christlichen Bibel?

Der mühsamen geistigen Arbeit einer ganzen Generation hat es bedurft, um aus der Entwickelungslehre das neue sittliche Ideal der Zeit zu schaffen und ihm zum klaren Ausdruck zu verhelfen. Von Darwin bis Nietzsche reicht die Kette der Arbeiter an diesem neuen Gedanken. Erst in Nietzsche ist er zur völligen Klarheit gekommen, wenn er auch nach ihm noch der Ausgestaltung bedarf. Denn er weiß es nur zu gut: die neuen Tafeln der Sittlichkeit sind erst halb beschrieben. Wie sehr der Einsiedler von Sils Maria in manchen Zügen sonst auch Sonderling sein mag: als Arbeiter an dieser Zeitaufgabe steht er auf dem Boden des fortgeschrittensten Denkens seiner Tage. Den Dienst, den er seiner Zeit damit geleistet hat, wird ihm eine Epoche, die längst jenseits von Friedrich Nietzsche steht, nicht vergessen dürfen.

Ob Andre schon die Steine zugehauen,
Zum Tempel kann sie nur der Meister bauen.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Digitized by Google

Die alte Kunst in Berlin.

Gute große Kunst ist für die Seele des Menschen das Selbe, was frische reine Luft für den menschlichen Körper ist.
Edvard Grieg.

Jedes Mal, wenn ich nach Berlin komme und das Bad nach der Reise genommen habe und mich wieder frisch fühle, eile ich ins alte Museum. Mein Herz pocht vor Freude: es ist vollendetes Entzücken, was man dort empfindet. Prächtiger Bode, vorzüglicher Lippmann; Berlin kann auf diese zwei Namen stolz sein. Was die beiden Direktoren erreicht haben, ist wohl nur den Sammlern und den erfahrenen Kunstfreunden völlig klar; man erlaube mir, es hervor zu heben.

Weiß Berlin, daß es in vielen Beziehungen eines der vorzüglichsten Museen alter Kunst besitzt? Fast von jedem großen Meister sind da einige Prachtstücke; in sämmtlichen Museen ist nicht ein unbedeutendes Werk, und Das, was vor Allem diese Sammlungen so hoch stellt, ist die tiefe Einsicht und große Liebe, mit der sie gepflegt werden. Bode, der gute Genius deutscher Sammlungen, hat mit einem bewunderungwürdig klaren Auge die berliner Galerie von allem Werthlosen gereinigt und sie mit den vorzüglichsten Schätzen bereichert. Sein klares Urtheil über Das, was bleibend, und Das, was nur eine Modesache ist, ist der größten Anerkennung würdig.

Nirgends ist es vielleicht schwerer, ein unbefangenes Urtheil zu haben, als hier, wo von jeher so viel Blendwerk in erster Reihe gestanden hat und wo das Große häufig so bescheiden und unbeachtet dahin gegangen ist. Wenn man mit Griegs schönen Worten, die ich vorangestellt habe, sympathisirt, wird man auch zugeben, daß ein Mann wie Bode von unschätzbarem Werthe für sein Land ist. Und Bode ist sicher der begabteste Kunstverständige des Jahrhunderts, er ist Der, der den feinsten und unparteiischsten Geschmack besitzt.

Ich kam mit dem Zuge von Paris und eilte wiederum, sobald ich mich erfrischt hatte, nach diesem Museum, das so schöne Schätze besitzt und so sehr schlechte Säle hat. All der Reichthum, der sich dort befindet, hätte wohl ein Recht darauf, in vorzüglichem Lichte und reichlichem Platze zu hausen, — und so manches schöne Bild ist jetzt der Augenfreude entzogen. Meine Absicht war, Velasquez zu sehen, in die Mache der Gesichter mich zu vertiefen, den rythmischen Takt des Pinsels zu verfolgen; leider wars nicht möglich. Die Bilder hängen in den Regionen der Fliegen; uns armen Menschen ist es nicht mög-

Digitized by Google

lich, sie zu sehen. Der Condottiere ragt stolz mit dem Haupte hoch in die Luft empor und man kann nur seine Füße bewundern. Dieses gewaltige Bild macht so eher einen komischen Eindruck, und Das ist ja eigentlich nicht die Absicht des Künstlers. Dieser Mann sieht aus, so wie er placirt ist, wie ein fetter Narr auf einem hohen Postament mit melodramatischer Staffage. Käme das Bild auf einen Platz, ähnlich dem des Admirals in der Londoner Galerie, dann würde man sehen, daß dieses Werk Verwandtschaft mit Michelangelos Kraft hat, und dann würde der Beschauer auch die große Freude haben, das Gesicht zu sehen, wie Velasquez es gemalt hat. Auch das beste Bild der vier Werke des Meisters, das sogenannte Bildniß seiner Frau, hängt fast um einen Meter zu hoch; auch dieses kann man nicht kennen lernen unter den jetzigen Umständen, eben so wenig das Bild der Maria von Ungarn.

Große Kunst hat das Recht, die günstigsten Bedingungen für ihr Auftreten zu fordern, und wenn es menschenmöglich ist, sie ihr zu verschaffen, müßte man es immer thun. In diesem Fall ist es sicher nicht schwer; eine kleine Veränderung des Paneles ist nur nöthig. Es wäre sehr leicht, die Gesammtdekoration des Saales doch aufrecht zu erhalten, und die Bilder würden viel mehr Freude machen. Ein jedes lebensgroße Portrait in ganzer Figur verliert, je höher es hängt, es verliert viel mehr als kleine Bilder.

Die alten deutschen Maler und die Holländer sind augenscheinlich die Vorzugskinder der Sammlung. Dies ist berechtigt, da sie die kompletesten Zweige der Galerie sind; aber weshalb die Franzosen die Stiefkinder sein sollen, ist mir nicht verständlich. Daß Italiener und Spanier durcheinander hängen, ist, mit Rücksicht auf ihre geringe Zahl, begreiflich; daß man aber unter sie Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts hängt, scheint nicht ganz richtig. Die Galerie besitzt genug Bilder, um einen sehr schönen Franzosen-Saal einzurichten; Grund dazu wäre um so mehr vorhanden, als dem einen oder anderen Bilde das allerblutigste Unrecht widerfährt. So hängt in dem selben Saal wie Velasquez, dem Hauptmann gegenüber, ganz oben an der Decke, ein Watteau. Das Bild ist groß, sehr bedeutend, und wohl auch echt, wie es scheint, — wenn man sich bei dieser Entfernung ein Urtheil erlauben darf. Bilder von Poussin und Anderen hängen in dem selben Saal an Ehrenplätzen; sie sind sehr schön, doch mit Watteau kann sich keins davon messen. Der Wärter sagte mir: dieses Bild hinge so hoch, weil es nur eine Skizze sei; ich konnte es nicht beurtheilen, aber selbst wenn Dem so ist, ist es immerhin viel werthvoller als Poussin und Claude-Lorrain und unendlich viel schöner als hundert andere Bilder der Galerie. Sie sind eben die Stiefkinder, diese liebenswürdigen Franzosen. Mein Auge suchte Frogonard, doch ich fand ihn nicht, auch Chardin ist nicht in der Galerie vertreten, es ist schade, er steht eben so hoch wie der große Delfter van der Meer.

Und ich ging weiter und kam zum Kupferstichkabinet. Diese Sammlung ist mit einer Liebe und Fürsorge gepflegt, die außerordentlich ist; es ist delikat, diese Blätter in die Hände zu nehmen, so wie sie eingerahmt sind, in den schützenden Pergamentcartons. Die wunderbare Sammlung Rembrandtscher und Dürerscher Zeichnungen, das eine Blatt nach dem anderen, schöne, wohlbewahrte Kunstwerke. Geheimrath Lippmann hat hier bewiesen, wie genau er wußte, was zu erwerben war, was man selbst mit großen Opfern erwerben mußte, und er hat in der Zeit, in der die Sammlung unter seiner Leitung steht, von

Digitized by Google

einer kleinen und unbedeutenden sie zu einer der größten der Welt emporgebracht. Ich sah die eine Mappe nach der anderen durch und forderte Watteau; man brachte mir einen alten Carton, schlecht geschlossen; es wunderte mich, ich öffnete ihn, ein schmerzliches Empfinden stieg in mir empor; schöner Watteau, sublimer Meister, was hast Du verbrochen? Es lagen hier unordentlich durcheinander: schlechte Imitationen, Zeichnungen von Pater und wunderbare Blätter von Watteau, von denen einige mit zu den schönsten gehören, die ich je gesehen habe. Weiß man nicht, daß Watteau zu den edelsten Meistern aller Zeiten gehört? Liebmann muß wissen, daß in dem alten Carton Blätter sich befinden, zum Werth von zehn bis zwanzigtausend Mark das Blatt. Diese schönen, zarten Röthelzeichnungen liegen da und reiben sich gegen grobe Pappstücke, die sie nach und nach gänzlich auswischen werden. Schlecht, oder auch gar nicht aufgeklebt, wo man doch so viel Liebe für die Zeichnungen Rembrandts aufgewandt hat, selbst für seine unbedeutendsten Skizzen, und Watteau steht nicht hinter Rembrandt. Das ist um so ungerechter, da die Zeichnungen Rembrandts meist mit dem viel widerstandsfähigeren Material der Sepias gemacht sind, wogegen Watteau fast nur mit der Sanguine arbeitete. Die Sanguine ist eines der empfindlichsten Materialien, die es giebt, es ist eine ölhaltige Kreide, die selbst nach hundertundfünfzig Jahren unter der Temperatur leidet; ist es sehr warm, dann schwitzt sie und färbt leichter ab, als wenn es kalt ist. Auch unter der leichtesten Berührung mit fremden Körpern färbt sie ab. Und hier läßt man die Blätter so schlecht bewahrt; sie werden geschüttelt und gedrückt und werden auf diese Weise nach und nach ganz ausgerieben; viele sind schon sehr stark mitgenommen. Man kann Watteau nicht hoch genug schätzen und in Ehren halten, er ist ein vollendeter Techniker, ein an Melodien und Tönen reicher Farbenvirtuos und ein großer, großer Dichter. Wie van Dyck der Maler der Eleganz par excellence ist, so ist Watteau der Maler der Grazie par excellence, das edelste Kind seines Jahrhunderts, zart und bezaubernd, und die Welt, in der er lebt und die er schildert, ist eine eben so reiche wie die, in der Rembrandt lebte oder Michelangelo. Sein Spiel der Schäferinnen und Schäfer ist eben so reich an Tiefe und menschlichem Empfinden wie Rembrandts religiöse und tief dringende Betrachtung. Und dennoch erleiden Watteaus Zeichnungen so viel Unrecht und doch ist ein jeder Strich von Watteau von großem Werthe, ja übertrifft mitunter Rembrandt. Rembrandt setzt den Strich, die Linie, derb auf, sie ist ihm nur ein Mittel, er macht sie mit einer breiten Gänsefeder, einem dicken Pinsel oder einem Stücke Holz; bei Watteau ist die Linie eine Note, ein Ton, er pflegt sie, er stimmt, reinigt sie mit zarter Empfindlichkeit für einen jeden Mißklang, sein ganzes Nervenspiel ist in Bewegung, wenn er sie aufsetzt, sie ist in sich graziös, wie seine kleinen Weibchen graziös sind. Sein Stift ist fein und spitz, seine Hand leicht und empfindlich, sein Auge zart und klar und sein Herz so warm, wenn er arbeitet; er gehört zu den so seltenen Meistern, die nie die Note fallen lassen. Jedesmal, wenn sein Stift das Papier berührt, und sei es nur um zweier Striche willen, wenn sein Pinsel über die Leinwand fährt, durchrieselt ihn das selbe heilige Empfinden, eine geheime volltönende Musik; hierin überragt er weit Rembrandt und zählt mit zu den Größten. Und man läßt seine Zeichnungen so verkommen!

Paris. Willy Grétor.

Digitized by Google

Rubelnoten.

Selten ist bei einem Börsenereigniß, das nun schon vierzehn Tage den Gesprächsstoff bildet, so viel Thatsächliches übersehen, so viel Entrüstung ganz unnütz verpufft worden wie bei dem Streit über die Rubelnoten. Der russische Finanzminister, der seinen Rubelkurs wenigstens nicht durch die Spekulation nach oben oder unten getrieben sehen möchte, hat wiederholt gewarnt, wiederholt mit einer Schwänze gedroht. Und da gerade der Zar im Sterben lag und man in Petersburg eine besondere Ehre dreinsetzte, auch über diesen Allerhöchsten Fall mit gleichmüthigen Kursen hinwegzukommen, wollten Baisse-Spekulanten hierin durchaus die entgegengesetze Gelegenheit erblicken. Dies brauchte noch keineswegs eine übertrieben hohe Luxussteuer zu kosten. Denn das berliner Bankhaus, das im Auftrage Wittes die Rubelnoten aufkaufte, also einschloß, ging dabei so offen vor, als gälte es einer eindringlichen Mahnung. Man rannte jedoch in das Netz, trotzdem man es sah. Beiläufig bewährte sich hier auch der Rath, den die russischen Bankiers früher dem Minister gegeben hatten, nämlich mit solchen Interventionen nur eine Firma zu betrauen, die nicht in den Verdacht einer Nebenausnützung der Ordres kommen könne.

Einzelne Baissiers haben nun eine so eindringliche Lehre erhalten, daß sie den Tages-Unterschied von 234 Mark per 31. Oktober und wieder 219 Mark zu Anfang November so leicht nicht vergessen werden. Wer ist dadurch geschädigt worden und mit wem fühlt ein sehr einflußreicher Theil unserer Presse eine Art von wirthschaftlichem Mitleid? Wenn man dabei von einer Verletzung unseres legitimen Handels spricht, genügt es doch nicht, einige allgemeine Sätze über das Verkehrte gewaltthätiger Eingriffe in naturgemäße Entwickelungen herzusagen, oder, wie Dies närrischer Weise geschah, das Hinaufsetzen der Rubelnoten als eine Entstellung des Handelsvertrages zu denunziren. Man muß beweisen, daß das deutsche Geschäft unter dieser rasch vorübergehenden Kursveränderung gelitten hat, und dieser Beweis würde schwer fallen. Am Unverständlichsten ist jedoch eine Auslassung, wonach die Sachverständigen-Kommission in Berlin die Ultimonotiz für russische Noten nicht mehr zulassen könne. Man werde den Handel in Checks auf Petersburg oder Petersburger Auszahlungen einführen müssen, der auch einen Handel, aber in der Valuta, bedeutet, den zu verhindern nicht möglich sei. Es würden sich demnach statt der Schwankungen des Rubelkurses Schwankungen des Agios entwickeln, wie es in Wien bei der dort stark betriebenen Valutaspekulation geschehe. Als ob es bisher gar keinen Verkehr in Auszahlung Petersburg gegeben hätte und als ob das verhältnißmäßig kleine Agio, wie es zuweilen in Wien hervortritt, bei Wechseln auf Rußland ein Unglück wäre! Schwankungen hat jede Valuta und auch die Petersburger ging stets mit dem Rubelkurs paralell. Erst seit Mai, wo Herr Witte mehr intervenirte, hatten solche Variationen ein ruhigeres Tempo angenommen. Außerdem scheint der sehr alte und sich noch immer erneuende Vorgang plötzlich unbekannt geworden zu sein, daß die Regirung an der Petersburger Börse als Käufer oder als Verkäufer von London („Regirung-London") auftritt und somit auf diese wichtigste Valuta regulirend einwirkt.

Digitized by Google

Indessen: falls nun der Handel in Rubelnoten überhaupt aufhört, was wäre daran Ungewöhnliches? Rußland exportirt nach allen möglichen Ländern, aber nur für Deutschland ist die Berechnung in Papiergeld eingeführt. Auch wüßten wir nicht, daß unser Handel mit England oder Frankreich irgend Etwas in Banknoten regulirt. Der Wiener Verkehr in Marknoten geschieht einzig der Bequemlichkeit wegen und angesichts der nur geringen Schwankungen. Man muß nur wissen, wie wir zu dieser Notiz für Rubelnoten gekommen sind. Es war ungefähr so um das Jahr 1868, als die große Thee-Campagne nach Rußland begann und man überseeischen Thee via Hamburg oder Königsberg in das Zarenreich einführte. Zu diesem Zweck wurden deutsche Firmen vor Allem in Moskau etablirt, die auf weite Termine handelten, um den Russen entgegenzukommen. Bei diesen Rubel-Zahlungen mußten sie sich natürlich die Valuta in Gold sichern — die gewöhnliche Manipulation — und hatten daraufhin die selben Rubel stets sofort in Deutschland zu verkaufen. Hierfür war ein Markt nöthig und in Folge Dessen wurden in Berlin zum ersten Male Rubelnoten per Ultimo notirt. Seitdem haben sich aber die Zeiten ganz gewaltig geändert und es ist in diesem Verkehr eine Spekulation thätig geworden, die mit Thee nur zu thun hat, wenn sie ihn trinkt, dagegen in Noten Lieferungsgeschäfte unternahm, bei denen man schon Einzelnen Gewinne von vielen Millionen Reichsmark nachgezählt hat. Wenn nun ein russischer Minister gegen solche Faiseurs auftritt, so können wir uns auch nicht in vaterländische Farben hüllen und von Rücksichtlosigkeit unsereres östlichen Nachbars zetern. Ueber den bedenklichen Irrthum des Herrn Witte in dieser ganzen Angelegenheit wird ja noch Einiges gesagt werden; allein nicht minder groß ist der Irrthum unserer Presse, daß dabei deutsche Interessen geschädigt wurden. Für unseren Handel ist der Verkehr in Rubelnoten nicht so wichtig und wir würden ihre Notiz nach einigen Monaten wohl kaum entbehren.

Zwei Kategorien kämen hier in Betracht: unsere Exporteure und unsere Importeure. Erstens: Unsere Exporteure. Ja, hat denn irgend ein Waisenkind geglaubt, daß ein französischer, englischer oder deutscher Kaufmann nach Rußland anders als gegen Gold (resp. Goldvaluta) liefert? Was geht ihn der Rubelkurs an? Dieser ist Sache der Waarenempfänger. Man versendet seine Fabrikate dorthin entweder per Comptant oder auf Kredit. Der Ausländer trassirt auf Petersburg, Taganrog, Warschau 2c. keineswegs in Rubeln, sondern in Reichsmark, Pfund Sterling, Francs, sogar in italienischen Lire. Oft läßt sich der Reisende auch an Ort und Stelle das Accept geben und sendet es seinem Hause ein. Diese Wechsel gehen sodann später den Bankenweg, werden bei Verfall präsentirt und nun erfolgt die Auszahlung in Rubelnoten, je nach dem Tageskurse weniger oder mehr; aber wohlgemerkt: immer die Summe der fremden Valuta, die ja auch in Rußland wechselfähig ist. Die betreffende Summe wird dann per Check auf Berlin oder Hamburg angewiesen, so daß unser Exporteur unter allen Umständen seinen vollen Reichsmarkbetrag erhält. Wie schützt sich nun aber der russische Bezugskaufmann gegen die Launen seines Rubelkurses? An dem selben Tage, wo er einen Wechsel in fremder Valuta per drei Monate acceptirt, läßt er sich durch seinen Bankier diesen Geldbetrag auf drei Monate kaufen und er arbeitet dabei derartig präzis, daß er bei Theilzahlungen, wie z. B. bei Abnahme von Maschinen, sein Lieferung-London (diese Wechsel sind am Leichtesten anzuschaffen) echeloniren läßt. Bei Baumwolle, die über Liverpool beordert wird, kommen Termine bis zu einem Jahre

Digitized by Google

und demgemäß auch so langfristige Golddeckungen vor. Häufig spielt auch die folgende Vorsicht mit. Ein russischer Kaffeehändler hat eine große Partie bereits gekauft und die Deckung sich gesichert. Er hält nun nachträglich eine Aufbesserung des Rubelkurses für möglich und fürchtet in Folge Dessen, daß sein Konkurrent den Kaffee noch billiger als er verkaufen könnte. Als Prämie hiergegen kauft er sich Gold auf Lieferung. Geht nun der Rubel wirklich in die Höhe, so verdient er am Kurse, was an seiner Waare durch billiger Verkaufen verloren geht, und fällt der Rubel, so wird am Kaffeepreise verdient, was auf dem Kurse an Verlust ruht. Der Russe als Waarenempfänger ist es also, den wir hier in fortwährendem Kampfe mit seiner Valuta sehen. Zweitens: Der deutsche Importeur. Daß auch dieser die Sorge um den Rubelkurs auf seinen Mann in Rußland abwälzt, wird sofort bei der Frage klar werden, von wem denn der eben geschilderte russische Waarenempfänger seine Lieferungwechsel kauft. Doch von keinem Anderen als dem Exporteur seines Landes, der sich gegen die Kursschwankungen der ihm zufließenden Summen durch sofortiges Verkaufen von Gold schützt. Bei Rußlands Export ist es wie bei dem von Argentinien, Italien und Griechenland; der ausländische Bezugskaufmann läßt sich auf ein Valuta-Risiko nicht ein, kann es auch gar nicht. Jetzt, wo z. B. die Häfen im Asowschen Meere zufrieren, um vor April nicht wieder eisfrei zu werden, kaufen die russischen Händler allenthalben Getreide auf, lagern es und sind bei Eröffnung der Schiffahrt zum Verkaufe bereit. Daher beginnen sie auch jetzt schon mit dem Verkauf von Gold (resp. Goldvaluta) per Mai oder Juni, da sie für diese Monate auf ihre deutschen Abnehmer in Reichsmark zu trassiren pflegen. Gleichzeitig werden auch schon die Frachten gesichert, in denen ebenfalls die Schwankungen groß sind. Da also in den allermeisten Fällen weder der deutsche Exporteur noch Importeur mit dem Rubelkurse zu thun hat, so wäre es interessant, zu erfahren, weshalb jetzt mit jener Schwänze in Rubelnoten dem deutschen Handel ein Streich gespielt werden konnte.

Nur auf einem kleinen Gebiete wär Dies möglich gewesen, nämlich beim Handel an der Grenze. Dort kaufen die deutschen Händler waggonweise an der Strecke. Der Absender, ebenfalls ein Händler, will doch bald Geld, damit er weiter kaufen kann. Er sendet daher den betreffenden Frachtbrief an seinen Bankier in Königsberg (gewöhnlich für Roggen) oder in Breslau (mehr für Leinsaat) und erhält auf den Frachtbrief Vorschuß. Der Bankier liefert nun den Frachtbrief an den Käufer der Partie gegen Rubelnoten aus. Das sind Umsätze, die 4—5 Tage schweben, aber sehr bedeutend können sie nicht sein. Denn bis 3000 Rubel kann man in Noten bei sich führen, ohne die (angeblich nach französischem Muster) eingeführte kleine Grenzsteuer bezahlen zu müssen, während ein Waggon Weizen zur heutigen Preisreduktion statt 600 Rubel nur 240 Rubel kostet.

Keine Rücksichtlosigkeit, wohl aber ein Irrthum des Herrn Witte ist vorhanden und zwar hinsichtlich des Charakters des diesmaligen Baisse-Spekulation. Was hat man sich an der Newa nicht schon den Kopf über unseren Börsenverkehr in Rubelnoten zerbrochen! Vernünftige Männer rechneten bereits Herrn Wyshnegradski vor, wie vor der Einführung in Berlin der Kurs noch heftiger geschwankt habe. Dann kamen die Moskauer Genies: tiefsinnige Fabrikanten, die Seine Excellenz bestimmten, die Börse in Petersburg nicht mehr von halb vier bis halb fünf abhalten zu lassen, sondern von halb zwölf bis halb eins, wo deutsche Kurse noch keinen Einfluß haben könnten —: es half Alles nichts.

Digitized by Google

Der Rubelkurs war beispielsweise im Jahre 1887 wegen der Kriegsangst von 220 Mark auf 165 Mark gesunken und stand 1890, als Kaiser Wilhelm in Rußland seinen ersten Besuch machte, 255—60 Mark. Petersburger Bankiers kamen sodann zu der Schätzung, daß in Berlin mindestens ein Stock von 6 Millionen Rubeln in Noten sein müsse, der bei starken Blanko-Abgaben die Ablieferungen erleichtere. Diese Annahme muß unbedingt richtig sein, denn wenn man bedenkt, daß nach den Clearings noch 3 Millionen Rubel von Mendelssohn zur Verfügung gestellt werden mußten, so wird jener Stock jedenfalls auch schon ausgeliehen worden sein.

Herr Witte nun traf das Schwarze in der Scheibe, als er die Stabilität des Rubelkurses für Rußland am Wichtigsten hielt und demgemäß zu intervenireu anfing. Aber der russische Finanzminister hätte wissen müssen, daß die diesmaligen Baisse-Spekulationen zum Wenigsten berlinisch und zumeist pariserisch waren, — und Dies gerade konnte ihm zu denken geben.

Niemals sind außerordentlich große Engagements nach abwärts ein Ding an sich gewesen. Auch die jüngsten Baisse-Spekulationen in Rubelnoten sind zumeist nur ein Deckblatt. Die französischen Banken überzählen die ungeheueren Bestände ihrer Kunden an russischen Fonds und sie halten, was nicht schwer zu ergründen ist, deren Kurs für zu hoch. Allein, da sie nicht verkaufen können, so suchten sie sich mindestens dadurch Luft zu machen, daß sie in Tagen, wo mit der Veränderung auf dem Zarenthrone auch eine leichte Lockerung der bisherigen franco-russischen Freundlichkeiten beginnen könnte, Rubelnoten fixten. Gethan haben Dies fast alle französischen Institute, — nur nicht in Paris, sondern an dem größeren Notenmarkte in Berlin. Diese nach Lage der Dinge nicht unberechtigten Blankoverkäufer hat Herr Witte in Wirklichkeit eingezwickt und es wird sich nun zeigen, ob es klug gewesen ist, seine besten Freunde so zu erschrecken. Es war da durch die Gunst der Gelegenheit ein kleines Ventil geöffnet, der Leiter der russischen Finanzen hat es aber rasch verstopft. Immerhin möglich, daß man bald in Paris gezwungen sein wird, russische Fonds selbst zu verkaufen. Ist doch dieser ganze Russenmarkt in Frankreich eine fable convenue. Ein Markt stellt sich keineswegs durch festliegende Bestände dar, die, wie in einer Falle sitzend, nicht wieder herauskönnen; an einem solchen muß man auch frei, und so viel man will, verkaufen können, und Dies hat man in Paris noch nie gekonnt. Das deprimirendste Ereigniß unter der Regirung des vorigen Zaren — die Eineugung und Gefangenlegung des russischen Staatskredites in einem einzigen fremden Lande — ist ein wirthschaftliches Hinderniß, das auch die Energie des Herrn Witte kaum beseitigen kann. Wenn dieser Herr die furchtbaren Eventualitäten eines solchen unnatürlichen Zustandes nicht einsieht, so giebt es vielleicht erfahrene Börsenmänner, die ihm, dem stets aufmerksamen Zuhörer, diese Gefahrmöglichkeit klar zu machen verstehen. Denn daß unsere Wiederlombardirung russischer Papiere nicht deren Wiedereinzug in Deutschland bedeutet oder auch nur anbahnt, bedarf wohl nicht erst eines Beweises. Es bleibt die Frage, ob unsere damaligen Verkäufe nicht etwas überstürzt und daher ungeschickt waren; nun, da wir jene Papiere los sind, sollen wir sie da lassen, wohin sie getrieben worden sind. Die Spekulation in Rubelnoten ist aber von dieser kapitalistischen Abnormität, vielleicht der größten, die wir jemals erlebt haben, für lange nicht mehr zu trennen. Pluto.

Digitized by Google

Leist.

Seit ein paar Wochen habe ich keine Ruhe. Beinahe jeden Tag bringt der Briefträger auf couvertirtem Papier oder auf einer Postkarte mir mindestens einmal die Frage: „Werden Sie denn nicht über Leist schreiben?“ oder den Ausruf: „Bei Leist ist die Presse doch anständiger als Sie!“ Das wird auf die Dauer langweilig; die Herren, die mir anonyme Briefe und Karten schreiben, haben mich sonst an solche Monotonie nicht gewöhnt und heute früh erst hatte ich die Freude, um ein Strafporto von zwanzig Pfennigen die Mittheilung einhandeln zu können, daß ich nächstens die Leitung eines berliner Börsenblattes übernehmen werde; vielleicht erfindet morgen ein Anderer die eben so glaubwürdige Nachricht, daß ich den Kronenorden erhalten habe oder ins Reichsamt des Innern berufen bin. Den Leuten, die so liebevoll für mich sorgen, kann ich, auch wenn sie abgeschmackt sind, nicht grollen; die Anderen aber, die mich immer wieder zur Verdammung des Herrn Leist aufrufen wollten, wurden nachgerade wirklich recht unbequem. Denn am Ende setzte das Echo der ewigen Frage sich mir in den Ohren fest, wie ein Summen und Sausen von fernen Meeren, und überall, wo ich ging und stand, gellte es in der Runde: Warum schreibst Du eigentlich nicht über Leist? Zuerst versuchte ichs mit den üblichen narkotischen Trostmitteln: die Sache interessirt keinen Menschen; es wird ohnehin schon viel zu viel darüber geschrieben; die Geschichte ist abgethan. Es half nicht; immer lauter wurde das Summen und mitunter empfand ich einen nagenden Schmerz, wie von einem leisen Gewissensbiß. Da war Gefahr im Verzuge; wenn nun auch noch das Gewissen erkrankte, dann blieb mir ja wirklich nichts Anderes mehr übrig als die Verdingung auf eine Plantage. Weg also mit den betäubenden Mitteln, vor denen Schweninger mich oft genug gewarnt hat, und lieber eine derbe Massage des Gewissens versucht, der dann kalte Einpackungen folgen können. Und da kam es, in ernsten Verhören, richtig heraus: ich hatte nicht über Herrn Leist geschrieben, weil ich zu träge war, um mit einem dicken und dichten Vorurtheil den Kampf zu wagen, vielleicht gar, weil ich dem Geschmack des Publikums eine unmerkliche, aber schändliche Konzession machen wollte. Mensch, sagte ich, als ich Das entdeckte, zu mir selbst, Mensch, wo liegt denn eigentlich die Berechtigung Deiner Existenz, wenn Du nicht mehr aussprechen willst, was ist, und rückhaltlos nicht mehr sagen, was Du denkst? Der also Angefahrene stotterte Etwas von einem noch nicht völlig geklärten Bilde und von der Nothwendigkeit, die Begründung des Urtheils abzuwarten. Das war so ungefähr sein letztes Schlupfloch; nun aber muß er, da das Urtheil veröffentlicht ist, sich wohl oder übel zum Reden bequemen.

Herr Leist war Kanzler in Kamerun und vertrat für eine Weile den Gouverneur. Er ließ etwa zwanzig Dahomey-Weiber, die nicht arbeiten

Digitized by Google

wollten, peitschen; nur wenige Weiber erhielten mehr als fünf Hiebe. Gleich darauf brach der Aufstand los; daß er die Folge der Züchtigung war, ist nicht bewiesen worden und konnte nicht bewiesen werden, weil thatsächlich die Dinge schon längst vorher zur Empörung reif geworden waren. Herr Leist hat ferner mit Negerweibern, die im kameruner Gefängniß untergebracht waren, geschlechtlichen Umgang gehabt; es ist als erwiesen angenommen worden, daß diese Weiber nicht seiner gerichtlichen Obhut — im Sinne des Paragraphen 174 — anvertraut waren; es ist nicht erwiesen worden, daß der Stellvertreter des Gouvernements die Weiber zur Willfährigkeit genöthigt hat; sie haben sich nicht beklagt, sondern gern die baare Bezahlung angenommen. Endlich soll Herr Leist einem in die Trostlosigkeit des Kamerunflusses verschlagenen Marine-Offizier eine schwarze Schöne zugeführt haben. Das ist der Thatbestand. Die Disziplinarkammer in Potsdam hat das Verhalten des Herrn Leist mit strengen Worten gerügt und den Angeschuldigten zu der zweitschwersten Strafe verurtheilt; sie ist aber nicht zu dem Entschluß gelangt, den blutjungen Mann, der für sein Vaterland das Leben eingesetzt hat und dessen Fähigkeiten durch die besten Zeugnisse bescheinigt sind, mit Schimpf und Schande für immer aus dem Reichsdienst zu jagen. Das ist das Urtheil. Mir erscheint es als ein Meisterstück ruhiger und gerechter Abwägung und ich wünschte, einem der potsdamer Disziplinarrichter wäre die Erbschaft des Herrn von Schelling zugefallen. Die Fabrikanten der öffentlichen Meinung aber rasen gegen Herrn Leist und wüthen wider die Richter, die allzu milden, und sie haben mit ihrem heuchlerisch schnaubenden Cant wirklich erreicht, daß aus der an sich gar nicht ungewöhnlichen Sache ein europäischer Skandal geworden ist.

Die Sache ist gar nicht ungewöhnlich; ich darf Das behaupten, denn ich habe flüchtig doch wenigstens in den Westen und in den Osten Afrikas hineingeguckt. Gepeitscht wird überall, in Suez so tüchtig wie in Mogador, ein Unterschied der Geschlechter gilt dabei nicht und der Gedanke, ein paar Hiebe aufs Sitzfleisch könnten im dunklen Erdtheil wie eine Revolutionirung der Menschenwürde wirken, ist zu albern, als daß man ihn ernsthaft erörtern dürfte. Diese Zustände sind nicht anmuthend und einem Europäer oder gar einer Europäerin ists nicht zu verdenken, wenn sie sich bei der Vorstellung entsetzen: Frauen, nackte Frauen, die man öffentlich peitschen läßt! Ob sich aber die Dahomey-Damen nicht auch entsetzen würden, wenn man ihnen erzählte, daß in jeder europäischen Industriestadt Legionen von Mädchen und Frauen täglich ihren Körper zur Miethe anbieten müssen, weil der Lohn, den der reiche Unternehmer ihnen zahlt, des Lebens Nothdurft nicht stillt? Schließlich thut die Flußpferdpeitsche doch nicht so weh wie der Zwang zur Prostitution und die darauf folgende Nöthigung, wie ein Stück Vieh von Männerhänden allwöchentlich sich untersuchen zu lassen und verhehmt und gehetzt durch die Straßen zu irren. Die Formen des sozialen Zwanges ändern sich mit der fortschreitenden Kultur, aber auch die Haut wird feiner und dünner und am Ende empfindet die Europäerin, trotz der schützenden Gewandung, das Niedersausen der Hungerpeitsche noch schmerzlicher, als das nackte Kruweib an der afrikanischen Küste die Striemen des primitiveren Zuchtmittels fühlt. Und die Sittlichkeit? Man verwechselt sie gern mit der Sitte und vergißt noch lieber, daß Beide holde oder auch welke Töchter verschiedener Kulturen sind und mit den Kulturen unaufhörlich sich wandeln. Wenn ich eine Araberin auf den berliner Opernhausball führte, würde sie die Damen, die da ohne Schleier nicht nur, nein, mit entblößten Armen, Schultern und Brüsten von fremden, schwitzenden Männern sich umherwirbeln lassen, ganz gewiß für Verworfene halten. Ein Niggerweib von der westafrikanischen Küste aber würde sich keinen

Digitized by Google

Augenblick besinnen, vor jedem wohlhabend aussehenden Fremden splitternackt zu erscheinen. Ist es wirklich so unbekannt, daß in diesen Gegenden fast ausnahmelos alle Europäer sich schwarze Weiber auf Zeit miethen, daß sie von den ehrenwerthen Vätern im Vertragswege sie gegen blankes Geld erstehen und daß diese Art der Verwerthung weiblicher Thätigkeit ganz außerordentlich gesucht und begehrt ist? Hat man wirklich keine Ahnung davon, daß dem Orientreisenden auf Schritt und Tritt das Unaussprechliche beinahe aufgedrängt und daß jedem perversesten Gelüsten da die schnellste Befriedigung angeboten wird?

Das Alles entschuldigt Herrn Leist nicht, soll ihn auch nicht entschuldigen. Er ist verurtheilt worden und hat die Verurtheilung reichlich verdient. Infam aber ist es, daß man den genugsam bestraften Mann unermüdlich nun noch immer beschimpft, daß man ihm jede Möglichkeit, die begangenen Fehler auszulöschen, abschneiden möchte und daß in der Vossischen Zeitung bereits der Versuch gemacht worden ist, ihn mit dem Zubälter Heinze auf eine Stufe zu stellen. Ein junger Mensch, dem in einem Fieberloch, wo die nächste Stunde ihn stets mit dem Tode bedroht, durch die strafbare Unklugheit seiner Vorgesetzten der Rang eines selbstherrlichen Despoten eingeräumt wird, dem ein drückend schwüles Klima die darbenden Sinne erhitzt, der mit einem Haufen wilder Bestien und bösartiger Kinder hausen muß, um an bescheidener Stelle das Leben fürs Vaterland zu wagen, — ein solcher Mensch hat, mag er noch so schwer gefehlt haben, Anspruch auf nachsichtige Beurtheilung. Ihm stehen sicherlich mehr mildernde Umstände zur Seite als den Kommerzienräthen, die Kupplerinnen auf die Jagd nach frischem Fleisch schicken, den Theaterpaschas und Konfektionären, die von ihren weiblichen Angestellten Gefälligkeiten erzwingen, den würdigen Notabeln, die in entlegenen Straßen halbwüchsige Arbeiterinnen einfangen oder, nach Absolvirung ihrer Ehrenämter, in den Blumensälen bei rüden Zoten schwelgen, und als den Zeitungsschreibern, die für Notizen, Freibillets und lobende Erwähnungen von armen Theatermädchen eine heiße Umarmung erpressen. Mögen geistliche Herren, die keusch und rein durch ein stilles Dasein wandeln durften, wenn ein sehr besonderes Christgefühl es ihnen erlaubt, den Gehetzten in den Abgrund verdammen; ein Gesindel, das sich täglich mit den schmutzigsten Machenschaften befleckt und im Sippenbereich jede Gemeinheit freundwillig duldet, hat kein Recht, einen Kothklumpen auf den Mann zu werfen, der in Afrika afrikanische Sitten angenommen und nach afrikanischer Sitte Gastfreundschaft geübt hat. Die verständigen Leute aber, Männer und Frauen, die in Deutschland hier und da verborgen noch leben, sollten auch diesmal die Meinung nicht vorgekaut sich in den Mund spucken lassen, sondern, nach dem guten Beispiel der Richter, selbständig prüfen, wie der Thäter aussieht, wie die That und wie die fremdartige und entfremdende Welt, in der sie geschah.

* * *

So. Das ist meine unmaßgebliche Meinung, halten zu Gnaden. Nun werde ich wieder Schmähbriefe und Schimpfkarten in Fülle erhalten und in irgend einem Blättchen wird man verkünden, daß Herrn Leist ein sittenloser Vertheidiger erstanden ist. Der Frage aber, warum ich nicht über Leist schreibe, werde ich nun wenigstens nicht mehr begegnen und das Gewissen wird an die derbe Massage hoffentlich eine so schlimme Erinnerung festhalten, daß es auch ohne narkotische Mittel künftig die Ruhe bewahrt.

M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 17. November 1894.

Kaiserliche Kunst.

Die nächste Woche bedroht uns mit einer Sintfluth von Artikeln über François-Marie Arouet, der sich Voltaire nannte. Am einundzwanzigsten November werden zweihundert Jahre seit dem Tage verstrichen sein, wo dieser merkwürdige Mann geboren wurde, und solche Gelegenheit läßt die Presse niemals vorübergehen, ohne mit Kenntnissen zu prunken, von denen an jubiläumsfreien Tagen nicht das Allergeringste zu merken ist. Als in der berliner Akademie Johannes Müller einst über den großen Fritzen die Rede hielt, die Goethe der Uebersetzung werth fand, da pries er die Sitte solcher Gedenkfeiern und meinte, dann nur gehörten erlauchte Männer wirklich der ganzen Menschheit an, „wenn, mit jedem Jahr neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußeren Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte, gemindert wird.“ Von so kritischer Werthung bleiben die Nekrologe und die Jubiläumshymnen der Eintagsschreiber meistens leider sehr weit entfernt: sie geben Dem sehr oft Ehre, dem Ehre gar nicht gebührt, sie verwischen, in Hast und in Unkenntniß ihres Gegenstandes, die differenzirenden Züge und lassen in einem wüsten Phrasengewoge das höchste Glück der Erdenkinder, die Persönlichkeit, kläglich ertrinken. Dem Zeitunghelden der nächsten Woche wird es wahrscheinlich nicht besser ergehen; die Summe der politischen, sozialen und literarischen Kenntnisse, die, verbunden mit einer reichen Erfahrung auf dem noch fast unbebauten Gebiete der Völkerpsychologie, nöthig wäre, um Voltaire den Platz zu weisen, hat ganz selten nur im Lande der Spezialisten Einer zusammengerafft und

Digitized by Google

deshalb müssen wir uns wohl auf die üblichen Allgemeinheiten gefaßt machen und auf sprechend unähnliche Portraitstudien. Für die Deutschen von heute, die wirthschaftliche Nöthe und wirthschaftliche Konkurrenzen zu stärkerer Betonung der nationalen Besonderheiten geführt haben, lebt Voltaire nicht, — nicht der theorisirende Weltbürger, der, als ein früher Liberaler, für die verschiedenen Lebensbedingungen verschiedener Kulturen nur wenig Verständniß hatte, nicht der wilde Bekämpfer des historischen Christenthums, nicht der Vorberciter der Revolution, der mit scharfem Zahn unermüdlich die Grundlagen des nutzlos und unrühmlich Bestehenden benagte. Auch der Historiker wird heute, nach Buckle und Taine, geringer geschätzt als in den Blüthetagen des Liberalismus; daß er als der Erste das Freihandelsideal verkündete und so zum Ahnherrn der Cobdenbankerte wurde, rechnen wir ihm nicht mehr allzu hoch an; und den Menschen hat eine mitunter schamlos genug byzantinernde Geschichtschreibung uns gründlich verleidet, — gründlicher sogar, als ers verdient. Voltaire gehört, mit Heine und Aristophanes, zu den witzigsten Menschen, die jemals gelebt haben; ein solches Ueberwiegen des Witzes, der gern immer seine Ueberlegenheit zeigt und in einer Despotenherrlichkeit schwelgt, ist der Charakterbildung nicht günstig und eine Zeit, die auf Gesinnungtüchtigkeit hält, wird in den Charakterschlacken der Witzigsten stets mit innigem Behagen wühlen; ein atavistisches Rachegefühl spricht dabei mit, die Lust, Den als einen grundschlechten Kerl zu enthüllen, der die Vorfahren so grausam mit Nadelstichen gepeinigt hat. Unter solcher Sittenrichterei hat Voltaire nicht weniger gelitten als unter den glänzenden und zeitlich nothwendigen Ungerechtigkeiten, mit denen ihn Lessing in stahlblanken Polemiken verfolgte; das Uebrige hat dann namentlich der Lakaiensinn der Literarhistoriker besorgt, die, um dem von allermenschlichsten Fehlern begrenzten Preußenkönig das Postament bis zur Götterhöhe zu thürmen, den Welschen zur boshaften Bestie verzerren mußten. Voltaires Werk bleibt dennoch bestehen, obwohl es als ein Ganzes nicht in den Besitz der Menschheit übergegangen ist; in dem geistigen Kosmopolitismus, der die guten Europäer vereint, wirkt es fort und düngt das nachgeschüttete Erdreich. Nicht ein ganzer Dichter — dazu war er zu wenig objektiv im goethischen Sinn —, nicht ein ganzer Historiker — dazu war die Leidenschaft und ein Trieb nach graziöser Katzbalgerei in ihm

Digitized by Google

zu lebendig —, aber einer der amusantesten Schriftsteller und der stärksten Satiriker aller Zeiten und Völker, nothwendig wie in dumpfer Schwüle ein fegendes Gewitter, nützlich wie ein Blitz, der in faulige Stämme fährt. Was Montesquieu und Helvetius angedeutet hatten, was die Encyklopädisten systematisch erstrebten, Das hat er, als ein Einzelner, mit der knappsten Prägnanz zusammgefaßt. Er ist die vollendete Verkörperung des französischen Geistes, dessen Stärke nicht im Aufbauen, sondern im Niederreißen morschen Gemäuers beruht, und er hält in dem großen gallischen Chor die höchste Note, die Alles übertönt, Mystik und Slavenschwärmerei und nordischen Symbolismus, und die immer wieder, jauchend oder kichernd, die fremden Weisen durchbricht, von Boileau und La Fontaine bis auf Forain und Grosclaude. Niemand wird in der Polyphonie der Weltdichtung diese Note vermissen, Niemand auf Werke wie Candide und Zadig, die Henriade und die Pucelle, verzichten wollen; und Jeder, der Voltaire wirklich kennt, wird, trotz allen Schlacken, den geistig Freien und seelisch Befreienden bewundern müssen, den Skeptiker, der für das Recht des Jean Calas so tapfer stritt, den Ungläubigen, der an hilfreicher Sorge für den Nächsten manchen Kirchenfrommen so weit übertraf, und den verhätschelten Freund mächtiger Fürsten, der mit kräftigem Griff dennoch den Völkern die Binde des Irrthums löste.

Kaum an irgend einem anderen Gegenstande hat er den scharfen Rattenzahn so eifrig versucht wie an dem Verhältniß der Völker zu ihren Fürsten. Er war der Freund Friedrichs und Katharinens, die höchste Aristokratie von Europa huldigte ihm und er war schon deshalb mehr als ein Anderer befähigt, aus eigner Anschauung die seltsame Welt zu erkennen, in der die Herrscher wachsen und werden. Von Phrasen wurde sein rastlos analysirender Geist nicht satt; er hätte niemals zugegeben, daß die Monarchie etwas an sich zu Bewunderndes ist, wofür man mit starken Brusttönen sich begeistern muß, unter allen Umständen, weil ein sogenanntes Prinzip es verlangt; ihm war, wie jedem Verständigen, der nicht öffentlich lügt und sich heimlich den Groll von der Seele schimpft, die monarchische Staatsform nur ein Mittel zum Zwecke des Wohlbefindens der Völker, nur so lange gut und nützlich und der Erhaltung werth, als sie diesen Zweck am Besten zu fördern vermochte, und gleich zur Beseitigung reif, wenn sie für den Zweck sich als ein untaugliches Mittel erwies. Das republikanische

Digitized by Google

Pathos Schillers war ihm völlig fremd, aber auch für ein Königthum von Gottes Gnaden, das um des eigenen Werthes willen erhalten werden müsse, war er so wenig wie der Gönner in Sanssouci zu haben, und den Versuch, die reine Zweckmäßigkeitsfrage nach der besten Staatsform zum Prüfstein sittlicher Werthe zu machen, hätten die Verfasser des Antimachiavell und der éducation d'un prince gemeinsam verspottet. Voltaire hatte die schlimmsten Louis von Frankreich erlebt und mit dem stechenden Blick, der durch Menzels Meisterkunst uns Allen unvergeßlich geworden ist, früh die schwächste Stelle im monarchischen Lager erspäht: das höfische Wesen, das mit Schmeichlerkünsten und Liebedienersinn den Fürsten umgarnt und die oft übel duftende Wirklichkeit sorgfältig unter parfumirten Guirlanden erstickt. In dem Reimbrief, den er vier Jahre nach Friedrichs Thronbesteigung an den Freund schrieb, hat er die Gefahr dieses Treibens knapp und lustig geschildert:

Ceux qui sont nés sous un monarque,
Font tous semblant de l'adorer;
Sa Majesté, qui le remarque,
Fait semblant de les honorer;
Et de cette fausse monnoie
Que le courtisan donne au roi
Et que le prince lui renvoie,
Chacun vit, ne songeant qu'à soi.

Und immer wieder kam er, in seinem zähen Lebenskampf gegen alle Formen der sozialen Heuchelei, auf die Gefahren zurück, die von Courtisans und Courtisanen den Königen drohen. Das Mittel dagegen fand er nicht in politischen Einrichtungen, die dem Monarchen verantwortliche, dem höfischen Treiben entrückte und vom Muth der Wahrhaftigkeit erfüllte Berather gesellen, sondern, als ein ganz in literarischen und künstlerischen Interessen aufgehender Feuilletonist der Geschichte, in der Begründung einer Schöngeisterrepublik, deren Präsidentenstuhl der Souverain einnehmen und die dem gefährlichen Einfluß des Schranzenthums ein Gegengewicht schaffen sollte. Der König, den er träumte, sollte in erster Reihe ein König der Künste sein, ein bel esprit, ein Marc Aurel mit der vielseitigen Bildung und der verfeinerten Humanität des achtzehnten Jahrhunderts. Deshalb pries er den vierzehnten Ludwig, den immer bereiten Förderer aller Talente, der Molière, Racine, Boileau, Bossuet und Lulli unterstützte und,

Digitized by Google

nach langer Verkümmerung unter einem gothischen Regiment, dem jungen Genie der Gallier den Weltruhm gewann. Wenn man den Dichter der Zaire auf die Sünden des Sonnenkönigthums hinwies, auf die schweren Fehler, die, trotz Mazarin und Colbert, trotz Condé und Turenne, unaufhörlich begangen wurden und die fortzeugend endlich das Unheil von 1789 gebären mußten, dann zählte er die Akademien auf die für Maler, Bildhauer und Architekten gegründet wurden, die Preise und Stipendien, die den Künstlern winkten, und meinte schließlich: Le temps ne se retrouvera plus où un duc de la Rochefoucauld, l'auteur des Maximes, au sortir de la conversation d'un Pascal et d'un Arnaud, allait au théâtre de Corneille. Das klingt recht schön, aber es beweist für die Wirksamkeit des Mittels, das Voltaire empfahl, leider so gut wie gar nichts. Von der sittigenden Macht der Künste zeigt die Gestalt des eitlen Ruhmsüchtlings keine Spur, sein Hof war ein Handelsmarkt für die Gier und die Brunst und der glückliche Zufall sogar, der ihn mit einer unerhört reichen Ernte von Talenten versah — Voltaires Behauptung, daß Racine ohne die Gnade des Königs nicht denkbar ist, schwebt in der Luft — wurde nur von der Laune und nicht vom reifen Verständniß ausgenützt. Eine neue Höflingssitte bildete sich neben der alten, die Künstler mußten, wenn sie sich in die Gunst betten wollten, zum Thron emporblinzeln, Molières jähes Ungestüm selbst mußte sich zu devoten Verbeugungen bequemen und um die Kunst und Literatur der ganzen Epoche legte sich die dicke Zuckerkruste, durch die man schwer heute nur bis zu den tief menschlich empfundenen und mit feinstem Geschmack geformten Werken vordringen kann. Der Kunst hat diese Art des Maecenatenthums keinen Vortheil gebracht und auch für die Monarchenerziehung hat sie sich unwirksam erwiesen; eine neue Schmeichlerschule war nur eröffnet, in der die erlesensten Geister verschwächlicht und zu zierlichen Höflingskünsten erzogen wurden. Es ist ein Witz im Leben des Witzigen, daß er, der für eine Modernisirung des Verhältnisses zwischen den Völkern und ihren Fürsten so Vieles gethan hat, auf seinem eigensten Gebiet nur ein Mittel fand, das die schleichende Krankheit verschlimmern mußte.

Preußen hat ein augustisches Alter noch nicht erlebt. Es hat einmal einen Herrscher gehabt, auf den der Fall paßte, den Goethe ausnahm, als er die Naturgeschichte des Dilettantismus schrieb: „daß

Digitized by Google

Einer mit wirklichem Künstlertalent geboren wäre, aber durch Umstände wäre gehindert worden, es als Künstler zu exkoliren." Dieser Friedrich war aus anderem Holze als etwa der Weichling Asurbanipal, der über Psalmen sann und in Ninive literarische Kostbarkeiten zusammentrug, während in Psammetich seinem Assyrerreiche schon der Vernichter erstand; aus anderem Stoff auch als Nero, der gekrönte Komoediant, den irre Eitelkeit trieb, als Maler, Bildhauer, Versschmied und Tänzer den Beifall der Menge zu suchen, der mit einer Claque von fünfhundert römischen Rittern eine Gastspielreise durch Griechenland unternahm, mit den erbeuteten Lorbeerkränzen sein Schlafzimmer tapezirte und schließlich gar auf den verrückten Tenoristeneinfall kam, die heranbrängenden Gallier durch eine glänzend inszenirte Balletaufführung und durch eine selbst komponirte und selbst vorgetragene Hymne rühren und überwinden zu wollen. Die Großmannssucht und die Lust an billigem Beifall lockten diesen Friedrich nicht, von dem Johannes Müller ohne byzantinischen Ueberschwang sagen durfte, er habe auf den verschiedensten Gebieten einen Ruhm erlangt, der außer Verhältniß zu den Mitteln seines Staates stand, und er habe eingesehen, „das Haupt einer Monarchie müsse der erste Mann seines Landes sein, nicht blos durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntnisse und durch die Größe des Auffassens, sondern er müsse zugleich frei sein von Parteigeist, von entnervenden Leidenschaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurtheilen des großen Haufens." Das war nicht leicht zu erreichen; Friedrich mußte sich aus dem leeren Gepränge lösen, das aus dem Leben der Fürsten so viele kostbare Stunden stiehlt, er mußte die Gesellschaft der besten und darum auch freiesten Geister suchen, vielseitige Anschauungen in sich aufnehmen und sich doch vor dem Schöngeisterhof hüten, den Voltaire nach französischem Muster empfahl. Manches gelang ihm: bei den alten Geschichtschreibern fand er die Elemente seiner Staatskunst und Strategie; an Cicero und Quintilian übte er die Gymnastik des Geistes; und die Lehren von Port-Royal schmeichelten seiner dogmenfeindlichen Neigung. Man darf sagen, daß er gesättigt von der Bildung seines Jahrhunderts war, aber man muß auch hinzufügen, daß er die Mängel und Fehler dieser rationalistischen Bildung in reichlicher Fülle besaß: das Unverständniß für das Wesen der Religionen und aller übersinnlichen Betrachtung, die Vorliebe für das Gefällige, Polirte, nur Geistreiche, und

Digitized by Google

den voltairischen Hang zur Medisance, der den Krieg der trois cotillons heraufbeschwor. Er war selbst ein ungewöhnlich glänzender Schriftsteller, mehr geistreich als eigentlich schöpferisch, er schätzte auch an Anderen mehr den Glanz als die Tiefe und deshalb stand er dem ungeheueren geistigen Fortschritt, der während seiner sechsundvierzig Regirungjahre sich in Deutschland vollzog, innerlich fremd und kalt gegenüber; die urwüchsige Derbheit, die da in den zierlichen Reigen des Roccoco hineinpolterte, war nicht nach dem Geschmack des brillanten Plauderers, der die Künste nur wie ein Gourmet genießen wollte. Er fühlte wohl, daß Gellert ein anderer Kerl als Gottsched war, aber es ist unvergessen, wie er Shakespeare und Goethe verachtete, wie er Lessing und Winckelmann mißhandelte und nur in Bewunderung für Locke und Bayle, für Maupertuis und Voltaire und ihnen verwandte Geister sich erging. | Er war beinahe stolz darauf, daß er von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen hatte und das Deutsche nur wie ein Kutscher sprach, und die große Epoche der preußischen Geschichte ging vorüber, ohne der deutschen Kunst direkt einen anderen Vortheil zu bringen als den, daß sie frei und ungehindert von höfischem Zwang sich selbständig aus volksthümlichem Boden entwickeln durfte.

Dieser Vortheil ist nicht gering zu schätzen; eine königlich friderizianische Kunst, die den persönlichen Wünschen des Herrschers sich angeschmiegt hätte, würde uns allenfalls Dershawins beschcert haben, Dichter nach dem Muster des offiziellen Pindars der russischen Katharina, die ganz rasch, um vor den pariser Freunden nicht allzu beschämt zu stehen, im Lande Ruriks eine klassische Dichtung schaffen wollte, während sie selbst mit ihrer getreuen Daschkow Komoedien fabrizirte. Die Lessing und Schiller lassen sich auch von feinen Fürstenhänden nicht frisiren und sänftigen und sie gehen lieber nach Wolfenbüttel oder nach Jena, als daß sie gnädigen Launen ihr Persönlichstes zum Opfer brächten. Wenn zwischen einschnürender Fürstengunst und dem harten Ringen ums tägliche Brot nur die bange Wahl bleibt, dann wird kein Künstler, der die Kunst und sich selbst achtet, vor der Entscheidung zaudern und die halben Talente nur, die ewig unselbständigen, die im Innersten der eigenen Kraft mißtrauen, werden geschwind ins warme Bett der Gnaden kriechen. Aber auch darin schon liegt eine Gefahr, denn für die zaghaft tastende Jugend ist die Verlockung mächtig und das böse Beispiel, das die Krönung gefälliger

Digitized by Google

Mittelmäßigkeit ihr bietet, kann sie sehr leicht der ernsten Mühe entwöhnen, auf selbst geschaufelten Wegen einen selbst gehämmerten Ruhm zu erwerben. Gerade starke Persönlichkeiten von eigenartiger Prägung pflegen die Unselbständigkeit gern zu protegiren und die gewaltthätigen Genies sich vorsichtig vom Halse zu halten. Voltaire, der am Kardinal Richelieu diese Eigenschaft nachweist, sagt ganz richtig: „Il est bien rare qu'un homme puissant, quand il est lui-même artiste, protége sincèrement les bons artistes.

Die Befürchtung, die sich an solche Gedankenreihen knüpft, schleicht im Deutschen Reich heute heimlich umher und sie kommt in mancher ängstlich abgestumpften Anspielung, in manchem boshaften Witzwort, bereits zum Ausdruck. Ein neues augustisches Alter scheint uns bevorzustehen und es muß offen gesagt werden, daß man ihm vielfach mit Bangen entgegensieht. Schon früher hatte man vernommen, daß der Kaiser malt und modellirt, aber diese Versuche wurden nur den Intimen bekannt, sie blieben der Menge unzugänglich und man konnte mit Dio Cassius denken, daß auch der beste Kaiser keine Rechenschaft über Das schuldet, was auf sein öffentliches Leben keinen Einfluß übt. Das ist durch einen neueren Vorgang anders geworden: der Kaiser hat den Sang an Aegir gedichtet und komponirt, das Lied ist nicht, wie Friedrichs Werke, im donjon du château, sondern von einem bekannten Verleger herausgegeben und im Opernhause des Kaisers vor einem zahlenden Publikum aufgeführt worden. Damit ist der Kritik, die bei tadelnden Urtheilen über künstlerische Leistungen wenigstens sich noch des gesetzlichen Schutzes erfreut, jede Freiheit gewährt und es ist denn auch, namentlich nach den Aufführungen, die außerhalb der Residenz stattfanden, mit größerer oder geringerer Devotion angedeutet worden, daß die Dichtung und die Komposition — die Instrumentirung hat natürlich ein Fachmann besorgt — nicht schlechter, aber auch nicht um ein Haar besser ist als andere Versuche gebildeter Dilettanten, die sonst selten ins grelle Licht der Oeffentlichkeit gelangen. Das wäre kein Unglück, wenn der Vorgang überall richtig aufgefaßt und nicht von der Zunft der Byzantiner geschäftig ausgenützt würde. Der Kaiser sucht eine Nordlandsstimmung in leicht anklingende Verse zu bringen, er läßt eine Melodie, die ihm durch den Sinn summt, von einem Sachverständigen orchesterreif machen und bestimmt den Ertrag des Liedchens einem wohlthätigen Zweck; dagegen ist ganz

Digitized by Google

gewiß nichts einzuwenden und die Welt sah schon manchen Monarchen, dem man eine so harmlose Beschäftigung von Herzen gewünscht hätte. Nun aber kommen zuerst die Wedler und strecken die anspruchslose Arbeit zu einer wichtigen Künstlerthat; der Text, der eine Stimmung, aber keinen Gedanken giebt, wird in alle möglichen Sprachen übersetzt und nicht immer wohlwollend kommentirt; von Sängern, die einen Händedruck, von Vereinen, die einen Dankbrief erhaschen möchten, wird das Lied weiter getragen und vor ein Publikum gebracht, das sein Eintrittsgeld bezahlt hat und also dieser Produktion wie jeder anderen gegenübersteht, mit dem Recht, sein Mißfallen energisch zu zeigen. Daraus ergeben sich Wirkungen, die nicht wünschenswerth sind; es kann uns nicht gleichgiltig sein, ob in Wien eine Arbeit, die den Namen des Deutschen Kaisers trägt, zur Zielscheibe von schnöden Witzen gemacht wird, und es muß die getreuesten Anhänger der Monarchie in ihren Gefühlen verletzen, wenn der gekrönte Vertrauensmann der Nation geduldig den Beifall oder das Zischen einer bunt zusammengewürfelten Menge hinnehmen muß. Wenn es vollends wahr gewesen wäre, daß ein ministerieller Uebereifer den Sang an Aegir der besonderen Berücksichtigung auf den deutschen Schulen empfohlen hat, wenn also für eine Privatleistung des regirenden Herrn der amtliche Einfluß aufgeboten worden wäre, dann hätte das verletzte Gefühl sich am Ende zu einem grollenden Unwillen gewandelt, dessen bedenkliche Wirksamkeit nicht leicht überschätzt werden könnte.

Goethe erzählt, daß die Italiener, wenn sie Einen sehen, der eine Kunst übt, ohne davon Profession zu machen, gern sagen: Si diletta; und er selbst nennt Alle Dilettanten, „welche, ohne ein besonderes Talent zu dieser oder jener Kunst zu besitzen, blos den allgemeinen Nachahmungtrieb bei sich walten lassen.“ Er geht dann die einzelnen Formen des Dilettantismus durch, notirt ihren Nutzen und kommt schließlich zu dem Ergebniß, daß Dilettanten meistens eine patriotische Tendenz haben, daß sie gern wähnen, ihr Beifall könne zum Künstler stempeln, daß sie sich leicht auf subjektiven Irrwegen verlieren und das Publikum, dem sie den Ernst und den Rigorismus nehmen, verschlechtern. Sein Schlußurtheil lautet: „Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst, und der Dilettantismus führt Nachsicht und Gunst ein. Er bringt diejenigen Künstler, welche dem Dilettantismus näher stehen, auf Unkosten der echten Künstler in Ansehen. Der Dilettantismus befördert das Gleichgiltige, Halbe und Charakterlose und deshalb

Digitized by Google

ist bei ihm der Schaden immer größer als der Nutzen." In diesem goethischen Sinn sind alle Fürsten, auch die begabtesten, Dilettanten, denn sie machen aus der Kunst keine Profession. Nero war — trotz dem ruchlosen Ruf: Qualis artifex pereo! — nur ein Dilettant und auch Napoleon war einer, freilich ein Dilettant, der mehr als Andere den Sinn für Kraft und für Größe hatte; er träumte von einer Aufführung des Oedipus in Saint-Cloud, mit den griechischen Chören, die bürgerlichen Dramen waren ihm nur „Tragoedien der Kammerjungfern", an die aufrichtige Versöhnung des Augustus mit Cinna in Corneilles Gedicht glaubte er nicht und noch auf Sankt Helena diktirte er einen schroffen Tadel über Voltaires Mahommet, weil der Dichter gemeint hätte, der Tod einer Maitresse könne einem mächtigen Herrscher ernstlichen und dauernden Schmerz bereiten. Um solche Zufälligkeiten des Urtheils, die gerade bei künstlerisch veranlagten, aber nicht künstlerisch disziplinirten Fürsten besonders deutlich hervortreten, nicht zum entscheidenden Werthmesser zu machen, hat man die Sachverständigen-Kommissionen eingeführt, die den Monarchen in Kunstfragen berathen sollen, und es wird jetzt mit peinlichem Staunen bemerkt, daß diese Institution in die Rumpelkammer verwiesen zu sein scheint. Niemand wird dem Monarchen einen Privatgeschmack verargen, auch wenn dieser Geschmack zufällig den Herren Ohnet und Wichert, Barnay und Adolf Ernst, Herrn Koner und Frau Parlaghy günstig ist. Bei der weiten Wirkung aber, die in monarchischen Ländern das vom höchsten Repräsentanten gegebene Beispiel hat, ist es immerhin bedauerlich, wenn das Privaturtheil des Regenten, da, wo es öffentlich hervortritt, sich allzu oft von dem Urtheil der berufenen Richter trennt, und deshalb muß es laut und vernehmlich ausgesprochen werden, daß über den Werth künstlerischer Werke nicht von Königsthronen herab die letzte Entscheidung gefällt wird und daß gerade die Monarchen, die künstlerisch veranlagt sind und dilettantisch Künste üben, zu solchen Entscheidungen naturgemäß am Wenigsten geeignet sind, weil sie, nach Goethes Wort, sich allzu leicht auf subjektiven Irrwegen verlieren. Der Zeitungheld der nächsten Woche konnte zwischen der monarchischen und der republikanischen Staatsform noch zweifelnd stehen; solcher Zweifel ist für uns, nach den Erfahrungen eines demokratischen Jahrhunderts, überwunden; aber auch das Ideal einer kaiserlichen Kunst, dem Voltaire geneigt schien, wird im Staate Friedrichs heute kaum noch Bewunderer finden.

Digitized by Google

Die Polen von heute.

Audiatur et altera pars.

Eine in Deutschland vielfach herrschende Ansicht, die in früheren Zeiten vielleicht noch verzeihlich war, die aber heute nicht im Geringsten mehr zu der Wirklichkeit stimmt, hat den Polen oftmals zum Vorwurf gemacht, sie verlegten sich in den tonangebenden Kreisen vor Allem auf das Tanzen der Mazurkas (mit wahrhaft poetischer Auffassung), auf die Kultivirung der französischen Sprache (in möglichst unslavischem Accent), auf die Großthuerei, die horrendesten Geldsummen mit der vollendetsten Gleichgiltigkeit zu verspielen, und endlich auf das Talent, mit einer möglichst geringen Summe von Kenntnissen ein möglichst ausgedehntes Gebiet der Konversation zu bestreiten.

In politischer Beziehung sprach man ihnen zwar persönliche, unleugbar vorhandene Fähigkeiten zu, jedoch mit der ausdrücklichen Einschränkung, daß diese Fähigkeiten für das Wohl ihres Vaterlandes niemals zur Geltung gelangt seien. Dies sind tagtäglich wiederkehrende Urtheile, die früher vielleicht auch in vielen Fällen berechtigt waren, doch heute ihren ganzen Werth verloren haben. Ich will eine erschöpfende Widerlegung aller dieser uns gemachten Vorwürfe nicht versuchen, hingegen auf die Motive historischer und moralischer Natur hinweisen, die den Polen von heute als ein intellektuell und moralisch vollberechtigtes Mitglied der Kulturvölker Europas zeigt. Zunächst wird Niemand in Abrede stellen, daß die Schule des Unglücks, sowohl im privaten wie im öffentlichen Leben, die beste Lehrmeisterin ist. Hat aber eine Nation der Welt seit mehr denn einem Jahrhundert ein so reichhaltiges Verzeichniß von Irrfahrten, Drangsalen, Ungerechtigkeiten und Schicksalsschlägen aufzuweisen wie die polnische? Wahrlich nicht! Das muß uns unser erbittertster Feind selbst zugestehen. Nun denn! Wäre es glaublich, wie es fortwährend noch von einer uns abgeneigten Presse und einer unerklärlich feindseligen öffentlichen Meinung in Deutschland behauptet wird, daß die durch die drei Theilungen verursachten Wehen, die Befreiungskriege Kosciuszkos, die verhängnißvollen Jahre von 1830, 1846, 1848 und 1863, spurlos an der Ausbildung der ganzen Anschauung, dem inneren Wesen der Nation, vorübergegangen sein sollten? Gerade diesen, zwar bitteren, aber lehrreichen Erfahrungen verdankt der Pole heute eine nüchterne, objektive Selbsterkenntniß und Lebensanschauung:

Digitized by Google

die Anregung zum Fleiß und zur Erweiterung seiner Kenntnisse, zum Ernst und zu produktiver Thätigkeit.

Während der Verfallzeit unseres Vaterlandes und bis zu den napoleonischen Kriegen gipfelte in der Nation eine theoretische, ganz ideelle — so zu sagen girondistische — Staatsdogmatik, die während der napoleonischen Aera in eine naive Vergötterung des mächtigen Eroberers umschlug, aus dessen Munde Verheißungen für eine Wiederherstellung des Vaterlandes geflossen waren. Nach erfolgter Enttäuschung erstanden im damaligen Kongreß-Polen allerlei Projekte und Hoffnungen auf die Hilfe des Auslandes; Das dauerte bis nach der endgiltigen Bewältigung der Waffenerhebung vom Jahre 1830—31. Hier beginnt nun für Polen die unglückliche Epoche, die, mit den übrigen Staaten Europas, auch dieses Land für das Jahr 1846 vorbereitete. Vom Jahre 1848, dessen Ereignisse doch zumeist der preußischen Regirung zur Last fallen, bis zu den traurigen Begebenheiten von 1863, die speziell Rußland galten, weil daselbst die Rechtsverletzung zu brutal geworden war, beginnt eine innere, auf völkerrechtlichen Boden sich stützende Defensivpolitik, die Rußland gegenüber ihre Beschwerden aus der Nichterfüllung der im Jahre 1856 verheißenen Reformversprechungen herleitete und mit dem Aufstande ihren Abschluß fand. Seit der Zeit, da alle möglichen Ausgleichungversuche gescheitert waren, alle Kombinationen und Experimente auf auswärtige Hilfe als illusorisch und nichtig sich erwiesen, alle Waffenerhebungen an der dreifach überlegenen Macht erlahmen wußten, ist nunmehr der Zeitraum der nüchternen Vernunftpolitik eingetreten, die ihre Erfahrungen aus dem so bewährten Sprichworte: „Das gebrannte Kind scheut das Feuer" entnimmt und ihre Hoffnungen nur noch auf die eigene Kraft stützt.

Bekanntlich gelten als die wichtigsten Stützpunkte für die Beurtheilung des Bildungsgrades und der Existenzberechtigung einer Nation: Literatur, Kunst und Wissenschaft. Auch in dieser Beziehung steht das jetzige Polen hinter den übrigen Ländern in keiner Weise zurück. Eben so wenig fehlt es ihm an administrativen und politischen Intelligenzen, an Kapazitäten auf landwirthschaftlichem und finanziellem Gebiet. Man sehe sich nur die thätigen landwirthschaftlichen Vereine an, die regen kleinen Landbanken u. s. w.

Diesen Umständen und der nunmehr von Tag zu Tag zunehmenden objektiven Beurtheilung der Verhältnisse, sowie den reichlichen Erfahrunglehren ist es zu verdanken, daß der gesunde Instinkt die Nation im letzten Jahrzehnt vor voreiligen und in ihren Folgen unabsehbaren Fehltritten bewahrt hat. Denn an russischen Emissären, an englischen Geldern, an Beeinflussungen der Internationale, hat es nicht gefehlt, um die Nation zur Zeit des letzten Orientkrieges und vor dem Beginn des Berliner Kongresses

Digitized by Google

in kompromittirende, ganz erfolglose Abenteuer hineinzustürzen, — wahrscheinlich, um eintretenden Falles nur Material zu einer neuen Brandmarkung ihrer Leichtfertigkeit anzusammeln. Hinlänglich bekannt sind die Anstrengungen gewisser Agenten, die von 1877 bis 78 mit Plänen einer großartigen Polenlegion, die dann der Kern einer Nationalmiliz werden sollte, die Gemüther mit sich fortzureißen versuchten; nicht minder bekannt sind die demagogischen Verlockungen, eine geheime, etwa eintretenden Eventualiäten bereits angepaßte administrative Eintheilung und Mobilmachung des ganzen Polens zu veranlassen. Alle diese Versuche sind jedoch an der gesunden Vernunft der Nation gründlich gescheitert und die Agenten mußten unverrichteter Dinge, mit großer Beschämung und bedeutenden Geldverlusten, über See zurückkehren.

Die Polen von heute stimmen endlich darin überein, daß der Rechtsboden der maßgebende für ihre zukünftige Ausbildung und nationale Entwickelung bleiben muß, und gerade deshalb, weil sie an dieser Ueberzeugung von nun an unerschütterlich festhalten wollen, werden sie von Denjenigen mißverstanden, welche sich ihnen gegenüber in der peinlichen und falschen Lage befinden, daß sie, um vollständig gerecht zu sein, zuerst sich selbst der Ungerechtigkeit anklagen müßten. Die Polen treiben heute, mehr denn je, eine Politik der inneren, ihnen allerdings nur auf dem Papier, aber vertragsmäßig garantirten Zusammengehörigkeit, deren Zweck ihre nationale Entwickelung und Fortbildung ist.

Eine Hoffnung auf ausländische Intervention haben sie in dem Sinne, wie man es sonst zu verstehen pflegt, zwar gänzlich aufgegeben, dagegen stützen sie ihre wohlberechtigte Hoffnung auf die Logik der Thatsachen, die über kurz oder lang zu der Nothwendigkeit führen muß, daß eine 15 Millionen zählende Nation, welche die friedliche Lösung der Slavenfrage im Interesse Europas naturgemäß in sich einschließt und trotz ihren Drangsalen und Betrübnissen die wahrenGrundbedingungen einer staatlichen Existenz, nämlich den Glauben an Gott, an die Familie und ein Autoritätprinzip, beibehalten hat, unbedingt einem vergangenheitlosen Rumänenkönigthume vorgezogen werden muß. Es möge dahingestellt bleiben, ob der Osten oder der Westen diese Nothwenwendigkeit herbeiführt, — jedenfalls wird der Pole der Neuzeit die Wage, auf der seine Lebensinteressen ruhen, genau und umsichtig betrachten, ehe er nach der überwiegenden Schale greift. Aus der hundertjährigen Erfahrung ist heute eine ganz andere Nation erstanden.

II.

Wollte man die allgemeine Behauptung aufstellen, daß eine Nation spezifisch besser sei als die andere, so wäre Dies wissenschaftlich eben so verwerflich und unbegründet wie etwa der Versuch, beweisen zu wollen,

Digitized by Google

daß die grüne Farbe vor der rothen, oder die blaue vor der gelben den Vorzug verdiene. Das Zusammenwirken aller Farben, die das Prisma zusammenfaßt und in der Welt nach allen Richtungen hin vertheilt, gleicht eben dieser Vielseitigkeit von tugendhaften und fehlerhaften Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker, die in der Gesammtheit der Menschheit ihren Ausdruck finden. Doch giebt es einzelne Tugenden und Laster, die, gleich einer Dominante bei den Accorden, bei den verschiedenen Völkern der Welt als typische Merkmale mehr in den Vordergrund treten. So wird beispielsweise die englische Politik mit dem Beiwort „kaufmännisch" gebrandmarkt, weil sie die Wahrung und Förderung ihrer finanziellen und merkantilen Errungenschaften einer abenteuerlichen Großpolitik vorzog. Daraus zu folgern, Großbritannien habe in früheren Zeiten nie Nützliches und Großes geleistet oder es würde in der Zukunft nie einer edlen Idee und Handlungsweise huldigen können, wäre durchaus falsch und grundlos.

Der polnischen Nation soll nun heute ein grenzenloser Leichtsinn als Merkmal ihrer historischen Genesis eigen sein. Diese Annahme beruht nur auf der unglücklichen, von einem vorurtheilsfreien Historiker ganz zu verwerfenden Gewohnheit, Ausdrücke, wie „Leichtsinn" und „Pole" als zwei mit einander aufs Innigste verbundene Begriffe hinzustellen. So wie jede Sache zwei Seiten hat, so finden wir auch bei jedem Volke hinsichtlich seines Charakters zwei Seiten, nämlich eine Licht- und eine Schattenseite. Nun lehrt uns die objektive Beobachtung, daß, je mehr auf der einen Seite die schlechten Eigenschaften eines Volkes hervortreten und sich geltend machen, desto mehr auf der anderen die guten zum Ausdruck kommen. Es wäre also nicht nur ganz verwerflich, sondern auch vollständig falsch, wollte man bei der Beurtheilung des Charakters eines Volkes die eine Seite nur, sei es die Licht- oder die Schattenseite, in Betracht ziehen, ohne die ihr entsprechende andere Seite zu berücksichtigen, da man dadurch ja nur halb der Wahrheit Rechnung tragen würde. Wird also z. B. den Franzosen der Vorwurf der Prahlerei und Selbstüberhebung gemacht, so muß man allerdings zugestehen, daß die bösen Eigenschaften, die diese Nation in sich trägt, an und für sich ganz bedeutende Schatten werfen, jedoch darf man dabei nicht verkennen, daß dieser Schatten auf der anderen Seite eine eben so bedeutende Lichtseite zeigt: ihre Tapferkeit, ihren Unternehmungsgeist, ihren Scharfsinn. Aehnliches ließe sich von der deutschen Nation anführen. Zeigt sich bei ihr auf der einen Seite im privaten Verkehr ganz offenbar die Schwäche der Gewinnsucht, in politischer Hinsicht die Annexionsucht, so dürfen wir auf der Kehrseite der Medaille keineswegs die Worte: „musterhafte Sparsamkeit, nachahmungwerthe Wirthschaftlichkeit" u. s. w. unberücksichtigt lassen.

Digitized by Google

Ganz eben so verhält es sich mit der polnischen Nation. Wenngleich der Pole, in Folge seines ihm angeborenen heftigen Temperaments und seiner großen Neigung zum vermeintlichen Leichtsinn, seit einem Jahrhundert zu wiederholten Malen ohne Erfolg zu den Waffen gegriffen und vielleicht dadurch nur desto größere Erregung bei den kämpfenden Parteien erzeugt hat, so wäre dennoch ein Verdammungurtheil von Seiten anderer Nationen gänzlich unangebracht, da sich auf der anderen Seite durch diese Eigenschaften auch eine glühende Vaterlandsliebe, eine immense Opferwilligkeit, selbst mit Hintansetzung des eigenen Lebens, herausgebildet hat, — Eigenschaften, die vorzüglich dem slavischen Stamme eigen sind. Würde es also nach diesen Erörterungen wohl ungerechtfertigt erscheinen, wenn man behaupten wollte, daß solche, das politische und soziale Leben eines Volkes betreffende Aburtheilungen meistentheils einseitig gefällt werden?

Jedes sozial und politisch gebildete Volk hat in seinem Schoße zwei Parteien, eine konservative und eine fortschrittliche, Tories und Whigs, Weiße und Rothe, die sich gegenseitig kompensiren und vervollständigen und somit nothwendig sind und bleiben werden. Denn eine sozial-politische Richtung, ausschließlich für sich allein befolgt, würde jedes Volk zum Marasmus, zum Buddhismus, zu russischen Verhältnissen oder zur demagogischen Revolution führen müssen. Diese beiden Parteien sind psychologisch zur Existenz berechtigt, um abwechselnd das Ruder des Staatsschiffes in die Hand zu nehmen, sobald sich die eine oder die andere Partei eben in der Regirung abgenutzt hat.

Auch die polnische Nation macht hiervon keine Ausnahme. Die handgreifliche, natürliche Folge der durch die Theilung Polens verübten bösen That mußte in logischer Konsequenz die Partei der glühenden Patrioten, der auf Rache Sinnenden, demnach alle gährenden Elemente des Landes, in den Vordergrund treten lassen. Der Fehdehandschuh ward hingeworfen, die Nation hob ihn auf und verlangte, in ihrem Selbsterhaltungtrieb auf das Tiefste verletzt, mit den Waffen Das wieder zu erringen, was einerseits die Waffen, andererseits die gewissenloseste Diplomatie ihr entrissen hatten. Daher die Befreiungskriege Koscinszkos, daher die Legionen in Italien und am Rhein unter Dabrowski und Kniaziewicz und später unter Napoleon vom Jahre 1807 an bis zu dessen Sturze. Hätten aber diese kriegerischen, in ihrem verzweifelten Patriotismus vielleicht bis ans Aeußerste gebrachten Elemente die Geschicke des Landes dazumal nicht geleitet, so fragt es sich, ob die Wiener Pazifikation, die mit dem Jahre 1815 für Polen in Kraft trat, die feierliche Anerkennung der polnischen Nationalität und ihrer nationalen Zusammengehörigkeit in den früheren Grenzen durch die Kongreßakte bestätigt und als ein historisches Faktum der Nachwelt überliefert hätte.

Digitized by Google

Damals wurde bekanntlich Polen mit Napoleon zu Boden geworfen und das Schicksal unseres Landes hing lediglich von der Gnade oder Ungnade der drei Theilungmächte ab, welche die verzweifelte Vertheidigung der Polen durch die Anerkennung ihrer Nationalität sanktionirten.

Mit dem Jahre 1815 nehmen ruhigere und umsichtigere Elemente die organische Arbeit ihres Landes auf und leiten sie auf einige Zeit. Und es läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß die wortgetreue und gewissenhafte Auslegung und Handhabung der Wiener Traktate durch die drei Theilungmächte wirklich eine Beruhigung des Landes zur Folge gehabt und dadurch eine friedliche Entwickelung und Fortbildung der drei Sondertheile auf nationalem Boden und in nationalem Sinne unter fremdem Szepter zur Wirklichkeit gemacht hätten, wo dann von einem polnischen Leichtsinn überhaupt keine Rede mehr gewesen wäre.

Liefert denn nicht Galiziens augenblickliche Autonomie ein Präjudiz dafür? Was geschah aber? Die Hauptbedingung, d. h. die durch den Kaiser Alexander versprochene Wiedervereinigung Litthauens mit Kongreß-Polen, blieb nur ein leeres Versprechen; die gewährte Konstitution wurde in den meisten Punkten verletzt und der Großfürst Konstantin spielte in Warschau den Despoten.

Alle diese Hauptmomente führten wiederum zur Waffenerhebung im Jahre 1830. Konsequent und logisch tritt die Partei der Aktion, d. h. die aller Ungeduldigen, Stürmischen und Exaltirten, sowie der vom ungestümen Patriotismus beseelten Jugend wiederum in den Vordergrund. Wiewohl es zu dieser Zeit bereits eine Partei der Gemäßigten, der Konservativen, die sogenannte „Weiße" Partei gab, die während dieser Periode der inneren Ruhe wieder an Einfluß und Ansehen gewonnen hatte und in einer nicht unbedeutenden Phalanx vertreten war, vermochte sie dennoch nicht, den heranbrausenden Strom aufzuhalten, weil sie die Widerstandsfähigkeit, die günstigen Verhältnisse, den Geist der Aufopferung im ganzen Lande nicht zu überblicken und zu würdigen verstand und darum der Welt das traurige Schauspiel bot, daß sie zwar anfangs alle ihre Kräfte und ihren Einfluß gegen eine Waffenerhebung aufwandte und dadurch die Vortheile der augenblicklichen Aktion vereitelte, sich aber nachträglich dennoch ihr anschloß. Alles Uebrige ist hinlänglich bekannt; nur vergißt man, wie viele kompetente Fachmänner selbst in Deutschland nachgewiesen haben, daß, insofern eine Waffenerhebung überhaupt zu rechtfertigen ist, die Aussichten auf das Gelingen des Aufstandes im Jahre 1830 im vollsten Maße vorhanden waren, und erkannt worden wären, wenn man der Entblößung des Landes von russischen Truppen, des Vorhandenseins einer organisirten Armee von etwa 40 000 Mann in Kongreß-Polen und eines lithauischen Corps von 20 000

Digitized by Google

Mann, namentlich aber der im ganzen Lande vorhandenen Bereitwilligkeit und dem opferwilligen Patriotismus Rechnung getragen hätte.

In Folge der Unterdrückung der Waffenerhebung vom Jahre 1830 übernahm selbstverständlich die Emigration, worunter sich die Elite der Nation befand, die Obervormundschaft des politischen Nachlasses. Hier bewahrheitet sich wiederum Das, was ich anfangs von den dominirenden Vorzügen oder Fehlern einer Nation im Allgemeinen gesagt habe. Die temperamentvolle und durch die politischen Ereignisse entflammte Nation mußte die Konsequenzen der begangenen Fehltritte, zu denen sie durch ihre Anführer größtentheils während dieser Periode veranlaßt worden war, ruhig hinnehmen. Hiermit tritt auch naturgemäß der Zeitabschnitt der Phantasiepolitik, der Unruhen, hier der Waffen, dort wiederum der Hoffnung auf fremde Intervention, mit einem Wort: der Ungeduld, ein, die um so erklärlicher erschien, als die Emigration aus Flüchtlingen bestand, die sich nach ihrem geliebten Heimathlande sehnten. Dieser Zustand giebt uns auch Aufschluß über die Ereignisse der Jahre 1846, 1848 bis 1863.

Von dem Jahre 1863 an, wo sich die Nation bereits am äußersten Rande des Abgrundes befunden hatte, beginnt erst der Prozeß der Abkühlung der Gemüther, der Besonnenheit und der nüchternen Selbsterkenntniß. Sogar die am Weitesten gehende Partei der Aktion hat angehalten, weil sie sich davon überzeugt hat, daß auf der bereits betretenen Bahn weiterzugehen weder nützlich noch überhaupt möglich ist.

Aus dieser unbefangenen Zusammenstellung von geschichtlichen Thatsachen und psychologischen Momenten ersehen wir klar und deutlich, daß die Nation nicht aus Leichtsinn gehandelt hat, sondern so lange wie möglich die ihrem Temperament und ihren angeborenen Anlagen entsprechende Politik der „Heißblütigkeit" verfolgt hat, bis der Zeitraum der Vernunftpolitik eingetreten war, an dem sie gegenwärtig angelangt ist. Man sollte also meinen, daß, da die Verhältnisse Polens vor den Augen Europas offen daliegen, es keineswegs näheren Beweises bedarf, um die Polen vor dem Urtheil zu schützen, das sie als einen Ausschuß von leichtsinnigen Sonderlingen, Agitatoren und Utopisten bezeichnen möchte. Die durch vielfache Leiden und Erfahrungen geläuterte polnische Nation kann es heute in Betreff ihrer gegenwärtigen Ruhe, ihrer Reife, des Grades ihrer sozialen und politischen Bildung und Kultur, mit allen anderen Ländern der Erdkugel ruhig aufnehmen, und wenn sie jetzt getrost ihr Schicksal in die Hände der Vorsehung legt, so thut sie Das einerseits in ruhiger Erkenntniß der historischen Nemesis, die uns den Beweis liefert, wie Griechenland, das beinahe durch vier Jahrhunderte in Ketten gefesselt schmachtete, wiederum zur Selbständigkeit gelangte, andererseits aber ist sie geleitet durch das

Digitized by Google

Selbstbewußtsein ihres immer mehr um sich greifenden Neuauflebens, das sie zum großen Theile freilich den an ihr begangenen Sünden der drei Theilungmächte zu verdanken hat.

III.

Es steht einmal fest, daß die am Ende des vorigen Jahrhunderts ausgebrochene sozial-politische Revolution sämmtlichen christlichen Staaten in Europa neue Grundlagen und Grundanschauungen aufgezwungen hat. Das feudale Europa ist nach vielen Kämpfen ums Dasein in Trümmer zusammengestürzt. Rußland allein schien eine Ausnahme machen zu wollen, doch auch dort zeigen sich jetzt die lange unterdrückten Wehen. Die Unhaltbarkeit des autokratischen Despotismus, der unmittelbar daraus hervorgewachsene Nihilismus, die innere soziale und politische Zersetzung, — kurz das gegenwärtige Bild der aufs Aeußerste gestiegenen Rathlosigkeit, sowohl an maßgebender Stelle wie in den übrigen Schichten der Gesellschaft, sind ja schon als Symptome der Krankheit und der Fäulniß an dem russischen Reichskörper unverkennbar zu konstatiren. Rußland geht nach den selben Gesetzen, auf die sämmtliche Völker ihr Augenmerk richten müssen, einer ungeheueren und ereignißschweren Umwälzung entgegen. Es beginnt somit, allerdings mit einer hundertjährigen Verspätung, die große sozial-politische Revolution im Reiche Peters des Großen, die mit der Ermordung des Kaisers Alexanders des Zweiten den Anfang nahm. Nicht allein möglich, sondern sogar wahrscheinlich ist es, daß vor Ausbruch dieser Ereignisse ein Krieg, als letztes Rettungmittel, provozirt werden wird; ob dieser Krieg aber noch das gewünschte Resultat erzielen und nicht vielmehr zu einem vorhandenen Unheil noch ein größeres gesellen könnte, Das wollen wir einstweilen dahingestellt sein lassen. Mit dem Augenblicke jedoch, wo alle dämonischen Stürme der Revolution über das nordische Reich dahinwehen, wo also in erster Reihe man dem Autoritätprinzip und der Exekutivgewalt zu Leibe gehen wird, bis zu der Zeit, wo sich alle diese Stürme beruhigt haben und Rußland, durch die Revolution geläutert, zu einem kräftigen und für die Nachbarstaaten gefährlichen Staatsorganismus sich wird emporgeschwungen haben, schlägt für den von Rußland regirten Theil Polens eine wichtige und bedeutungvolle Stunde. Von diesem Augenblicke an taucht wiederum die internationale Polenfrage auf. Und so kann es leicht dazu kommen, daß Russisch-Polen plötzlich, ohne eigenes Zuthun, unbevormundet dastehen wird, gleich einem Gefangenen bei offenen Thoren.

Sollte hingegen die Eventualität eines Krieges als eines Ableiters für die Leidenschaften und unter dem Vorwande des Deutschenhasses eintreten — wozu einerseits als Vorbedingung vorausgesetzt werden müßte, daß die russische Regirung in dem Augenblicke des revolutionären Ausbruches noch ihrer

Digitized by Google

Autorität gewiß und mächtig genug sein sollte, um überhaupt einen solchen ins Werk setzen zu können, und andererseits, daß Deutschland und Oesterreich auf eine russische Provokation eingehen und nicht vielmehr vorziehen dürften, ohne Blutverlust der ausbrechenden Revolution Das vollständig zu überlassen, was sie sonst dem Kriegsglücke anheim geben müßen —, so ist Polen als Kriegsschauplatz in diesem Falle wiederum in Mitleidenschaft gezogen und sein Verhalten in dieser peinlichen Lage zwischen Hammer und Amboß wäre eine politische Aufgabe von unendlicher Tragweite, deren es sich wohl bewußt ist. Auch hier also hätten wir die Polenfrage in einer anderen Form. Jedenfalls ist man zu der Annahme berechtigt, daß binnen Kurzem an der östlichen Grenze Deutschlands Ereignisse eintreten werden, die nicht allein das Interesse, sondern auch die moralische, ja höchst wahrscheinlich auch physische Mitwirkung der Polen in Anspruch nehmen werden.

Diese Ansichten theilt im Allgemeinen die Polenwelt, und wiewohl sie mit Spannung der Zukunft entgegensieht, so wird sie dennoch als stiller Theilnehmer, gleich einem Fabius Cunctator, dem politischen Schauspiele nüchtern und ruhig ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Den Grad ihres Vertrauens und ihrer Sympathie für Deutschland oder Oesterreich wird allein ihr Lebensinteresse bestimmen.

Was aber auch immer die Zukunft bringen wird, so ist sicher anzunehmen, daß die Polen von heute niemals zur Uebernahme einer zweifelhaften Rolle gegenüber den Ereignissen sich hergeben und verleiten lassen werden und daß auch keine Macht sie heute dazu bestimmen dürfte, ohne Gefahr zu laufen, die Werkzeuge ihres eigenen Unglücks zu werden. Die polnische Nation hat inmitten ihrer Drangsale und bitteren Erfahrungen — und Das ist ein wesentliches Merkmal ihrer Lebensfähigkeit — sich als eine stets edel denkende und deshalb nach außenhin Achtung gebietende gezeigt und sie glaubt sich daher berufen, nachdem noch kaum vor einem Jahrhundert ihre Vernichtung (ihrer angeblichen jakobinischen Bestrebungen und Grundsätze wegen) beschlossen worden, ein gewichtiges Wort in der Vertheidigung gesunder und wirklich konservativer Anschauungen mitsprechen zu können.

Und vor Allem werden es mit der Zeit die deutschen Interessen gebieterisch erheischen, daß der polnischen Nation die ihrer Mission entsprechende Macht und Selbständigkeit zugesprochen werden muß. Diese Erkenntniß ihres eigenen Werthes gegenüber pseudo-liberalen Strömungen und Anmaßungen hat den Polen von heute die Nüchternheit der Beobachtung und der ruhigen Auffassung erhalten, die sie den um sie herum sich abspielenden Ereignissen entgegen zu tragen fest entschlossen sind.

Schloß Risen. Fürst Anton Sulkowski,
Mitglied des Herrenhauses.

Digitized by Google

Caprivi als Kolonialpolitiker.

Ueberblickt man die in der Presse dem früheren Kanzler gewidmeten Nachrufe, so könnte man fast zu der Annahme verleitet werden, als sei er persönlich einer der beliebtesten Staatsmänner gewesen, die jemals am Ruder gesessen haben. Sehr viele Blätter, die seine Politik stets aufs Heftigste bekämpft hatten, glaubten doch, versichern zu müssen, daß ihre Angriffe sich nicht gegen die Person Caprivis gerichtet hätten, daß ihnen diese vielmehr wegen ihrer Ehrlichkeit und Vornehmheit stets sympathisch gewesen sei. Es wäre eine arge Heuchelei, wollten die Kolonialpolitiker das Gleiche behaupten. Wollen wir ehrlich sein, so müssen wir gestehen, daß wir den Reichskanzler mit jener leidenschaftlichen Kraft gehaßt haben, wie sie einzig und allein die Liebe zum Vaterlande in der Seele des Menschen zu erwecken vermag. Dieser Haß hatte seinen Ursprung vor Allem in der festen Ueberzeugung, daß die Caprivische Kolonialpolitik das Ansehen des Deutschen Reiches im Ausland aufs Schwerste geschädigt, daß sie der kolonialen Entwickelung ohne Noth Hindernisse in den Weg geworfen, die wieder hinwegzuräumen und deren Folgen zu beseitigen die Arbeit eines Menschenalters erfordern wird, und daß sie dadurch die ganze zukünftige politische und nationale Machtstellung des deutschen Volkes im höchsten Maße gefährdet habe. Verstärkt aber wurde dieser Haß durch die nur allzu gut bekannte Thatsache, daß die kolonialfeindliche Haltung Caprivis nicht so sehr auf verstandesmäßigen Erwägungen als vielmehr auf einer mehr instinktiven Abneigung gegen die koloniale Bewegung und — gegen ihre Vorkämpfer beruhte. Hatte er doch zu der Zeit, wo er an der Spitze der Marineverwaltung stand, niemals ein Hehl daraus gemacht, daß ihm diese koloniale Begeisterung geradezu ein Gräuel sei, und hatte er doch selbst als Reichskanzler sich recht wenig Mühe gegeben, diese Gefühle durch die Gebote seiner amtlichen Pflichten zum Schweigen zu bringen.

Haß aber erzeugt wieder Haß, und darum war es nicht zu verwundern, daß man in kolonialen Kreisen oft genug Ausbrüchen einer leidenschaftlichen Erregung gegen Caprivi begegnete, die vielleicht nur durch den Umstand, daß die Kolonialpolitiker durchweg den Schichten angehören, denen Bildung und soziale Stellung Selbstbeherrschung zur Pflicht macht, daran gehindert worden sind, in Thaten überzugehen. Jetzt aber, nachdem dem Grafen Caprivi die Möglichkeit entzogen ist, auch fernerhin seinen unheilvollen Einfluß auf die Entwickelung unserer Kolonien auszuüben, dürften diese leidenschaftlichen Gefühle allmählich an Kraft verlieren, und es mag daher nicht aussichtlos erscheinen, zu einem objektiven Urtheil über die Gründe zu gelangen, die die Stellung Caprivis zur Kolonialpolitik bestimmt haben.

Digitized by Google

Der Erwerb ausgedehnter überseeischer Besitzungen durch das Reich und das Verlangen der Kolonialfreunde, diesen Besitz noch erheblich zu vergrößern, bedeutete nichts weniger als die Erhebung Deutschlands von einer kontinentalen Großmacht zu einer Weltmacht mit politischen Interessen in allen Theilen der bewohnten und bewohnbaren Erde. Man hat nun wohl angenommen, daß die dadurch eingetretene ganz beträchtliche Vermehrung der Aufgaben der Marine und der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten in Caprivi den Widerwillen gegen jede Art von überseeischer Ausdehnung des Deutschen Reiches erweckt habe. Das mag zutreffen, aber doch wohl nicht in dem Sinne, daß der pflichttreue Beamte die dadurch hervorgerufene Erhöhung der Arbeitlast gescheut hätte, sondern nur aus dem Grunde, weil er fürchtete, das Deutsche Reich könnte finanziell den neuen Aufgaben nicht gewachsen sein und es könnten sich aus den überseeischen Beziehungen Verwickelungen ergeben, die den ruhigen Gang der politischen Ereignisse auf dem Kontinent zu stören geeignet wären.

Aber sein Widerwille gegen die Entwickelung Deutschlands zur Weltmacht lag noch tiefer. Er stand einer solchen mit ganz ähnlichen Empfindungen gegenüber wie seiner Zeit der Minister von Roon der Erhebung Preußens zur Vormacht eines geeinten Deutschlands. Wie jener fürchtete, daß die Entwickelung des Preußenthums zum Deutschthum den Verlust des gediegenen, konservativen, streng monarchistischen und kirchlichen Charakters des überwiegenden Theiles des preußischen Volkes und der preußischen Beamtenwelt zur Folge haben könnte, so hegte auch Caprivi die Besorgniß, daß die Anbahnung einer großangelegten Ueberseepolitik aus dem ehrlichen, biederen, zufriedenen, kaltblütigen, leicht regirbaren Deutschen einen von englisch-amerikanischer Unternehmungluft erfüllten Abenteurer, einen von unbändigem Freiheitdrang und übertriebenem Individualitätbewußtsein geleiteten und darum jeder ruhigen geschichtlichen Entwickelung und jedem buraukratischen Regimente durchaus abgeneigten Bürger machen würde.

Was ihm aber die ganze koloniale Bewegung besonders verhaßt gemacht und am Meisten dazu beigetragen hat, ihm diese Besorgniß vor einer solchen Entwickelung des Deutschthums zu erwecken, Das war das Heranbrängen des Volkes an den Regirungtisch, Das war die gerade in dieser Frage besonders stark hervortretende Anmaßung der öffentlichen Meinung, ihre Stimme in die ernsten und ruhigen Berathungen der Männer am grünen Tisch mischen zu wollen, Das war vor Allem das Gebahren jener von ihm als Kolonialschwärmer stigmatisirten Jungdeutschen, die, ohne Amt und Verantwortungpflicht, der Regirung Vorschläge, wenn nicht gar Vorschriften, machen wollten über die von ihr in der Kolonialpolitik einzuschlagenden Wege. Nichts aber konnte den im strengen militärischen Dienst aufgewachsenen und darum von der Berührung mit den geistigen Strömungen im Volksleben so gut wie vollständig ausgeschlossenen Beamten, der in die systematische, wenn auch manchmal schablonenhafte, jede Gefahr für die Zukunft, jede Verwickelung mit irgend einem Macht- und Autoritätfaktor mit Aengstlichkeit vermeidende Arbeit des Bureaus sich eingelebt hatte, so herzlich verhaßt sein wie dieses ungeregelte, jeder Berechnung sich entziehende Einherstürmen.

Der letzte Grund für die Stellung Caprivis zur deutschen Kolonialbewegung war aber seine Abneigung gegen jede Art von politischem Idealismus. Seine Ideale lagen in seiner religiösen Gesinnung und in strenger Pflichterfüllung; Alles, was darüber hinausging, schien ihm von Uebel und nur

Digitized by Google

geeignet, den ruhigen Gang der Staatsgeschäfte zu stören. Eben so wie er daher die nationalen Bestrebungen nicht schätzte, weil, wie er behauptete, Alles, was an nationalen Forderungen auf vernünftigen Grundlagen ruhte, erreicht sei, wie er in dem Antisemitismus den Kern: den Kampf gegen die Ueberwucherung der geschäftlichen Moral durch den semitischen Geist, nicht erkannte oder nicht erkennen wollte, wie er den aus dem Ideal der Gewissensfreiheit heraus geübten Widerstand gegen das Zedlitzsche Schulgesetz nicht zu begreifen vermochte, wie er in dem Eintreten für die Schutzzollpolitik stets nur eine einseitige Interessenvertretung und nicht auch das Ideal eines Schutzes der nationalen Arbeit erblickte, — aus eben der selben Stimmung heraus waren ihm auch die Ideale der kolonialen Bewegung in innerster Seele zuwider.

Diese Verachtung aller idealen Regungen des Volksgeistes und der darauf sich gründende Irrthum, ein großes Volk ließe sich ohne jede Rücksicht auf die von seinem Vorgänger als wesentlichen Faktor einer jeden Politik so hoch geschätzten Imponderabilien der Volksseele eben so gut wie die Beamten eines Bureaus regiren, wenn diese Regirung nur in ruhiger Erwägung aller wichtigen Punkte und mit absoluter Gerechtigkeit gegenüber allen Betheiligten geführt werde, diese von ihm selbst so oft als Unparteilichkeit gepriesene Kälte seines ganzen Wesens ist es im Grunde genommen auch gewesen, die ihm die große Masse des deutschen Volkes nach und nach so vollständig entfremdet hat.

Bei dieser Stellung Caprivis gegenüber den kolonialen Idealen läßt es sich wohl begreifen, in welchen seelischen Zwiespalt er gerathen sein muß, als ihm die Uebernahme des Kanzlerpostens die Förderung einer gedeihlichen Entwickelung der Kolonien zur Pflicht gemacht hatte. Den Ausweg aus diesem Dilemma fand er in dem Glauben, daß er den ihm auferlegten Pflichten dann am Besten nachkommen und das Wohl des Reiches am Meisten fördern würde, wenn er den Umfang der positiven Thätigkeit des Reiches in den Kolonien und damit auch die Höhe der für sie aufzuwendenden Gelder auf das geringstmögliche Maß beschränkte. Diesen Glauben aber verschaffte er sich dadurch, daß er sich entschloß, die von einzelnen Kolonialfeinden und Pessimisten verbreiteten irrthümlichen Anschauungen über die wirthschaftliche Werthlosigkeit unserer Kolonien, insbesondere Südwestafrikas, für richtig zu halten.

Um eine solche Politik der Enthaltung durchführen zu können, mußte er vor allen Dingen sich einen kolonialen Beamtenstand schaffen, der von jeder Spur von Kolonialschwärmerei durchaus frei war. Von diesem Standpunkt aus war es gewiß klug gehandelt, wenn er der Einrichtung eines selbständigen Staatssekretariats für die Kolonien mit einem eigens für den Kolonialdienst vorgebildeten und ihm ausschließlich sich widmenden Beamtenstand sich stets mit größter Energie widersetzte.

Die Kolonialbeamten sollten ihre Beschäftigung, sei es in der Kolonialabtheilung, sei es in den Kolonien selbst, nur als eine interessante Episode ihres Lebens und als ein Durchgangsstadium betrachten, das ihnen, falls sie sich gut geführt, insbesondere also sich keiner Kolonialschwärmerei und keiner allzu energischen Thätigkeit oder gar des Versuches, die Regirung zu einer solchen drängen zu wollen, schuldig gemacht hatten, zu einem schnelleren Vorwärtskommen in ihrer civilen oder militärischen Karriere verhelfen könnte. Mit Aengstlichkeit wurden daher alle zum Kolonialdienst sich herandrängenden Elemente von diesem fern gehalten, die nicht in anderen Zweigen des Staatsdienstes eine Anstellung hatten, in die sie nach Absolvirung ihres Durchgangs-

Digitized by Google

stadiums ohne jede Schwierigkeit wieder zurückkehren konnten. Aus dem selben Grunde erfolgten auch im Anfange von Caprivis Amtsthätigkeit die bekannten Abschlachtungen der von ihm übernommenen alten Afrikaner, deren Verdienste und Kolonial-Kenntnisse im Auswärtigen Amt zwar gewiß erkannt und manchmal auch anerkannt wurden, deren Begeisterung für die Kolonien und den kolonialen Dienst sie aber für das Caprivische System absolut untauglich machte.

Ein durch koloniale Sachkenntniß nicht getrübtes Urtheil galt fortan als das erste und unbedingte Erforderniß bei allen Neuanstellungen. Offiziere oder Beamte, die in den Verdacht gerathen waren, sich mit kolonialen Fragen lebhaft beschäftigt zu haben, wurden grundsätzlich von der Anstellung im Kolonialdienst ausgeschlossen; ja, einer von ihnen, der Major Liebert, der aus seiner Begeisterung für die koloniale Sache niemals ein Hehl gemacht und der, vom Fürsten Bismarck zur Berichterstattung nach Ostafrika entsandt, nach seiner Rückkehr sich nicht gescheut hatte, auch im Reichstag dieser Begeisterung lebhaften Ausdruck zu geben, wurde nicht, wie man wohl erwarten konnte, mit der obersten Verwaltung eines Schutzgebietes betraut, sondern seiner kolonialschwärmerischen Gesinnung halber — nach Hannover versetzt. Den Bemühungen des Leiters der Kolonialabtheilung, des Geheimraths Kayser, Leute, die, ohne Beamte zu sein, sich durch eigene Thätigkeit oder durch wissenschaftliche Forschungen koloniale Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt hatten, in den Kolonialdienst zu ziehen, wurde vom Reichskanzler ein unbeugsamer Widerstand entgegengesetzt, vornehmlich dann, wenn diese Leute eines besonders eifrigen Eintretens für die koloniale Sache sich schuldig gemacht hatten. Auch in die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes wurden, in konsequenter Durchführung dieses Systems, ausschließlich Beamte des Konsulardienstes zur vorübergehenden Beschäftigung berufen, und zwar mit kluger Vorsicht niemals solche, die in gut geleiteten Kolonien anderer Staaten als Konsuln thätig gewesen waren und daher möglicher Weise von dort her Ideen über die Möglichkeit einer energischen Kolonisationpolitik mitbringen und das Amt mit ihnen hätten anstecken können.

Dr. Peters wurde zwar bald nach dem Abschluß des Sansibar-Vertrages in den Reichsdienst übernommen, aber nur, weil dadurch die Möglichkeit geschaffen war, ihm als nunmehrigen Beamten zu verbieten, diesen Vertrag öffentlich zu kritisiren, nicht aber, um ihm Gelegenheit zu geben, seine vielseitigen Kenntnisse und Fähigkeiten im Dienst der kolonialen Sache zu verwerthen. Denn eine solche fand er weder in Ostafrika selbst noch auch in der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes, wo man ihm die Möglichkeit, auch nur den geringsten Einfluß auf den Gang der Geschäfte auszuüben, vollständig abschnitt, da er nicht einmal zu den gemeinsamen Berathungen der Mitglieder der Abtheilung hinzugezogen, geschweige denn mit einer wirklichen amtlichen Thätigkeit betraut wurde. Auf welche Weise aber Wissmann für seine ruhmreiche Thätigkeit in Afrika belohnt wurde, Das steht noch in Aller Gedächtniß, und daß an dieser Behandlung ausschließlich die Abneigung Caprivis gegen diesen erfolgreichen „Kolonialschwärmer" die Schuld trug, Das beweist wohl am Besten die Thatsache, daß Wissmann kurz nach dem Sturz Caprivis vom Kaiser in Audienz huldreichst empfangen worden ist. Wie so Vieles in der Geschichte der deutschen Kolonialbestrebungen an die der deutschen Einheitbestrebungen erinnert, so läßt sich auch die Behandlung, die die „Kolonialschwärmer" in der Aera Caprivi erfahren haben, sehr wohl mit den Verfolgungen vergleichen, denen einst die deutschen „Einheitschwärmer" von Seite der Regirung aus-

Digitized by Google

gesetzt waren. Wenn allerdings diese Behandlung in der Form etwas glimpflicher gewesen ist als damals, so liegt Das weit weniger an der größeren Mäßigung der Regirung Caprivis als vielmehr an der Selbstbeherrschung und Mäßigung der Kolonialfreunde, denen eine solche ja schon durch ihre unerschütterliche Königstreue auferlegt war. Durch diese sorgfältige Bewahrung der kolonialen Beamtenschaft vor aller Befleckung mit kolonialfreundlichen Ideen — auch die langjährige Verweigerung seiner Zustimmung zum Abhalten kolonialpolitischer Vorlesungen am orientalischen Seminar gehörte in dieses System — erreichte der Kanzler Zweierlei. Einmal wurde dadurch, eben so wie durch den steten Wechsel der Beamten in der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes, die Entstehung eines Ressorteifers der Abtheilungbeamten verhütet, und zweitens wurde der Kanzler dadurch in den Stand gesetzt, in den Schutzgebieten ein rein bureaukratisches Regiment einzuführen. Daß von einem solchen allein auch bei der Verwaltung der Kolonien Erfolge zu hoffen seien, hat Caprivi bekanntlich entgegen der einmüthig kundgegebenen Ansicht des Reichstages, entgegen den übereinstimmenden Anschauungen des ganzen deutschen Volkes und, wie spätere Ereignisse es bewiesen haben, entgegen auch den Ansichten und dem Willen des Kaisers, mehrfach im Reichstag zu behaupten gewagt.

Auf welchem Wege der Reichskanzler zu dieser wunderlichen Idee gekommen ist, Das scheint mir psychologisch leicht erklärlich zu sein. Aus seiner militärischen Laufbahn zweimal in ein ihm bisher ganz fremdes Wirkungsgebiet berufen, hatte er beide Male in erstaunlich kurzer Zeit es verstanden, in alle neuen Materien, die er zu bewältigen hatte, sich so vollständig hineinzuarbeiten, daß er sie in der That wie ein Beamter beherrschte, der in ihnen groß geworden war. Er hatte Das vorwiegend mit Hilfe der Bureaukratie, durch Aktenstudium und durch Information aus den in systematischer Weise veranlaßten Berichten der Beamtenhierarchie und aus den von ihnen entgegengenommenen Vorträgen, zu Wege gebracht. Diesen Erfolg glaubte er allein dem bureaukratischen System zuschreiben zu müssen, während in Wirklichkeit eine bei ihm fast ausschließlich ausgebildete analytische Begabung, seine Fähigkeit, alle Dinge, soweit sie rein verstandesgemäß ohne eine gewisse Intuition des Geistes aufgefaßt werden können, soweit also ihre äußerlich erkennbare Erscheinung, nicht aber ihr inneres Wesen in Betracht kommt, schnell und deutlich zu erkennen, den wesentlichen Antheil daran hatte. Dieser psychologische Irrthum war es, der ihn dazu verführte, anzunehmen, daß, wer immer von civilen und militärischen Beamten in den Kolonialdienst berufen würde, auch ohne besondere sachlichen Vorkenntnisse lediglich mit den bureaukratischen Hilfsmitteln im Stande sein müsse, seinen Posten pflichtgemäß auszufüllen.

Wenn dieser Irrthum bezüglich der Anwendbarkeit des bureaukratischen Systems bei der Verwaltung der Kolonien sich auf die formelle Seite erstreckte, so bezog sich ein anderer Irrthum des Kanzlers auf seinen Inhalt. Er meinte, daß allein mit der bureaukratischen Genauigkeit in der Feststellung aller für die Verwaltung erheblichen Thatsachen und in ihrer schriftlichen Fixirung, mit der unwandelbaren Festigkeit in der Anwendung bestimmter allgemeiner Grundsätze auf die Behandlung dieser Thatsachen, mit der Einsetzung der ganzen staatlichen Autorität für die Aufrechterhaltung dieser Grundsätze gegenüber Allen, die sie zu durchbrechen drohten, mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit in der Abwägung, Buchung und Kontrolirung aller Ausgaben, — kurz, daß allein mit Logik, Gerechtigkeit, Prinzipientreue, Autoritatismus und Ehrlichkeit auch

Digitized by Google

die Kolonien ganz eben so gut regirt werden könnten, wie mit diesem System bisher der preußische Staat regirt worden war. Er übersah dabei aber, daß, was zur Verwaltung eines alten Kulturstaates vielleicht ausreichend war, nicht für solche Gebiete genügte, bei denen es sich weniger um die Leitung und den Schutz eines vorhandenen als vielmehr um die Schaffung eines neuen wirthschaftlichen Lebens handelt, wo also neben die konservirende die produktive Thätigkeit des Staates, neben den Erlaß von Gesetzen und Verordnungen und neben die Ueberwachung ihrer Ausführung auch positive kulturfördernde Maßnahmen zu treten hatten. Eine derartige Thätigkeit ist insbesondere in den deutschen Schutzgebieten, die in so mancher Beziehung hinter den Kolonien anderer Länder bezüglich der Gunst der natürlichen Verhältnisse zurückstehen, unbedingt nothwendig, wenn diese den Zweck erfüllen sollen, deren Erfüllung man überhaupt von einem Kolonialbesitz erwartet, nämlich: Gewährung eines guten Fortkommens für Auswanderer aus allen Berufsklassen, in Sonderheit aber aus dem landwirthschaftlichen Berufe, Schaffung von Absatzgebieten für die heimischen Industrieprodukte, Produktion billiger Rohstoffe für die heimischen Gewerbe und billiger Lebensmittel für die heimische Konsumtion, Hebung des überseeischen Handelsverkehrs und damit der heimischen Rhederei und des Schiffsbaus, Darbietung von günstigen und vom eignen Staate geschützten Anlagefeldern für das überschüssige mutterländische Kapital unter Sicherung der Früchte dieser Kapitalanlagen für das Mutterland, — und durch alles Dies Stärkung und Verbreitung der eigenen Nationalität auf der ganzen Erde. Daß diese Zwecke dem Reichskanzler fremd waren, bewies aufs Deutlichste die Preisgabe Damaralands an die Engländer durch einen Vertrag, der die Erfüllung aller dieser Zwecke in jenem Theile unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes geradezu unmöglich machte; daß sie ihm fremd bleiben mußten, folgte aus seinem Bestreben, sich über die Kolonialpolitik allein aus dem vorhandenen Aktenmaterial und nicht durch das Studium der Kolonialgeschichte anderer Völker zu informiren; daß er aber, falls sie ihm auch bekannt geworden wären und er Willens gewesen wäre, sie zu erfüllen, Das kaum vermocht hätte, läßt sich wohl aus der besonderen Art seiner Geistesanlagen schließen. Die geistige Stärke Caprivis lag in der Analyse, während die Bismarcks in der Synthese gelegen hatte. Die klare Erkenntniß des Bestehenden und die logische Fortentwickelung klar erkannter Gedanken, diese Eigenschaften seines Geistes befähigten ihn allenfalls dazu, im Rahmen einer gegebenen Politik mit strenger Folgerichtigkeit weiter zu arbeiten und eine gegebene Gedankenreihe weiter zu entwickeln, nicht aber, auseinander stehende Momente der Politik zu einem neuen Ganzen zusammenzufassen und dem Gange der Geschichte neue Bahnen zu weisen. Darum war es ihm in der auswärtigen Politik nicht gegeben, eine neue Kombination der politisch wirksamen Kräfte herbeizuführen, sondern nur die ihm von dem genialsten Synthetiker auf dem Gebiet der Politik überkommene Gestaltung der Kräfte zu bewahren. Gerade für eine wirksame Leitung der äußeren und inneren Kolonialpolitik sind aber diese geistigen Fähigkeiten durchaus unzureichend; und gerade auf diesem Gebiete mußte daher der vollständige Mangel an neuen Ideen für die Caprivische Politik am Ehesten verhängnißvoll werden.

Zu verschiedenen Malen hatte der Reichskanzler Gelegenheit gehabt, durch energische Geltendmachung nicht nur der Rechte Deutschlands, sondern vor Allem auch der deutschen Interessen, seinem Vaterlande große Dienste zu leisten. Die Schädigung der Gläubiger des portugiesischen Staates ist von der englischen

Digitized by Google

Regirung und ihrer kraftvollen Vertretung im Auslande dazu benutzt worden, englischen Gesellschaften sehr werthvolle wirthschaftliche Rechte in den portugiesischen Kolonien zu verschaffen, — Rechte, die bei dem verwahrlosten Zustande dieser Länder und bei der stets geübten englischen Praxis in solchen Angelegenheiten sicher noch einmal zur politischen Besitznahme dieser Gebiete führen werden; wir, die wir die gleich günstigen Chancen dafür hatten und mindestens eben so starke politische Interessen in Afrika haben, sind leer ausgegangen.

Die unerhörten Vergewaltigungen deutscher Reichsangehöriger und Männer deutscher Abstammung in Brasilien und in Centralamerika haben wir uns, ohne zu murren, gefallen lassen, während gerade diese Ereignisse uns die beste Handhabe geboten hätten, von jenen Staaten einen besseren Schutz, wenn nicht gar die Begünstigung der deutschen Einwanderung und vielleicht noch mancherlei Anderes, zu erzwingen. Die revolutionären Ereignisse daselbst hätten uns angesichts der Thatsache, daß über 200000 Deutsche durch sie an Leben und Eigenthum gefährdet wurden, einen durchaus berechtigten Grund zur Intervention gegeben, den England in einem gleichen Falle für sich in Anspruch zu nehmen zweifelsohne nicht unterlassen hätte.

Die Ereignisse in Hawaii boten uns einen vorzüglichen Anlaß, die Vereinigten Staaten von Nordamerika zum formellen Verzicht auf ihr Mitregirungsrecht in Samoa zu veranlassen, zumal da die neue Regirung daselbst die chauvinistischen Ideen ihrer Vorgängerin durchaus nicht theilte; Graf Caprivi hat auch diese — bei Weitem den leichtesten Erfolg versprechende — Gelegenheit versäumt, das Ansehen und die Macht des Deutschen Reichs im Auslande zu heben.

Der von England und Frankreich befolgte Grundsatz, keine Veränderung der überseeischen Besitzverhältnisse ohne Kompensationen für den eigenen Machtbereich zuzulassen, war Graf Caprivi recht weit entfernt, auch für Deutschland in Anspruch zu nehmen. Sonst hätte er wahrlich nicht den englisch-französischen Streit in Siam vorübergehen lassen, ohne wenigstens den Versuch zu machen, durch die der einen oder der anderen der beiden Mächte geleisteten guten Dienste sich deren Beistand in anderen überseeischen Streitfragen zu sichern. Gerade in solchen vorbereitenden Maßregeln für künftige Aktionen zeigt sich aber die wahre Kunst des Staatsmanns. Wir können sicher sein, daß, wenn die Siam-Affaire unter Bismarck gespielt hätte, dieser nicht versäumt hätte, seine mit so großen Erfolgen zur Zeit der Kongokonferenz inaugurirte Politik des Zusammengehens mit Frankreich in allen überseeischen Fragen von Neuem und gewiß nicht ohne neuen Erfolg anzuknüpfen.

Daß auf ausschließlich diplomatischen Wege in überseeischen Fragen, namentlich England gegenüber, die größten Erfolge erzielt werden können, Das hat nicht nur diese Siam-Affaire, sondern eben so der von Frankreich und von Deutschland eingelegte Protest gegen den englisch-kongolesischen Vertrag bewiesen, — jener Protest, von dem es ja hinlänglich bekannt ist, daß er ausschließlich auf die Initiative des Kaisers zurückzuführen ist und daß der in allen überseeischen Fragen, wie es scheint, schon vor der formellen Entlassung seiner Funktionen entsetzte Reichskanzler an dem glücklichen Ausgang dieser Angelegenheit eben so wenig ein Verdienst beanspruchen kann wie an dem Unterbleiben der Annexion Samoas durch Neuseeland oder an der Entsendung der beiden deutschen Kriegsschiffe nach der Delagoabay.

Ob die positiven Leistungen der Caprivischen Ueberseepolitik — die afrikanischen Gebietsverträge — gleichfalls dem Mangel einer synthetisch operirenden

Digitized by Google

Staatskunst oder nicht vielmehr seinem Willen, in Afrika so wenig Erwerbungen wie irgend möglich zu machen, zuzuschreiben sind, läßt sich schwer entscheiden. Dem unbefangenen Beurtheiler machen sie allerdings den Eindruck, als ob der Reichskanzler, ähnlich wie ihm bei den Handelsverträgen anscheinend nicht die von dem fremden Staat zu erlangende Zollherabsetzung, sondern die Minderung der eigenen Schutzzölle die Hauptsache war, auch bei diesen kolonialen Abmachungen unter dem anständigen Gewande eines doppelseitigen Vertrages ein möglichst großes Stück Afrika hätte los werden wollen. Man könnte daher wohl die von ihm betriebene Politik, im Gegensatz zu dem von seinem großen Vorgänger befolgten Grundsatze des do ut des, als die Politik des do ut dem bezeichnen.

Daß dieser Grundsatz ihn bei dem Abschluß des Damaraland-Vertrages mit der englischen South West African Company geleitet hat, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Denn nur die Annahme, daß der Reichskanzler für einen großen Theil des südwestafrikanischen Schutzgebietes mit seinen etwa möglichen künftigen Vortheilen für das Mutterland auch die Aufgabe, für seine wirthschaftliche Entwickelung Sorge zu tragen, los sein wollte, macht die ohne jede nennenswerthe Gegenleistung erfolgte Hingabe der wichtigsten privatwirthschaftlichen und finanziellen Rechte des Reiches an diese fremde Gesellschaft überhaupt psychologisch verständlich. Wie weitgehend diese Preisgabe war, dafür ist der beste Beweis wohl der, daß diese englische Gesellschaft, nachdem in allen national fühlenden Kreisen Deutschlands ein Sturm der Entrüstung über den Vertrag ausgebrochen war, von deutscher Seite gezwungen werden konnte, einen wesentlichen Theil der ihr bereits zugesagten Rechte ohne jede Entschädigung wieder aufzugeben. Wenn aber in Folge dieser Konzession der Reichskanzler vor versammeltem Reichstag sich gegen den Vorwurf zu vertheidigen genöthigt sah, daß dieser Vertrag die vollständige Abtretung Südwestafrikas an England vorzubereiten bestimmt sei, so hat dieser Vorgang sicherlich der deutschen Geschichte kein neues Ruhmesblatt hinzugefügt.

Das Bestreben des Reichskanzlers, von der Sorge für die Kolonisation des südwestafrikanischen Schutzgebietes unter allen Umständen, selbst um den Preis einer Verengländerung dieser Gebiete befreit zu werden, ist der deutlichste Ausdruck für den Mangel seines Geistes an synthetischer Fähigkeit auch in Bezug auf die innere Verwaltung unseres Kolonialgebietes. Der Reichskanzler hat einfach nicht gewußt, was er mit den Kolonien überhaupt anfangen solle, ja er hat sich überhaupt nicht klar gemacht, daß Kolonien nicht etwas Gewordenes, sondern etwas Werdendes seien und daß der Staat, der solche in seinen Besitz genommen habe, die Pflicht habe, auf dieses „Werden" einzuwirken, daß er mit andern Worten die Pflicht habe, die Kolonien auch zu kolonisiren. Die Anschauung, die sich der Kanzler von den ihm in Bezug auf die Schutzgebiete obliegenden Pflichten allmählich gebildet hatte, war eine rein empirische, entstanden durch die Thatsache, daß wir in einigen Gebieten im Anfange unserer Herrschaft Aufstände der Eingeborenen zu bekämpfen hatten. Während nun der Kolonialpolitiker weiß und ein synthetisch denkender Staatsmann sich sagen kann, daß mit der Herstellung der äußeren Ruhe nur die Grundlagen geschaffen werden sollen, auf denen eine positive Kolonisationpolitik weiter bauen kann, reichte sein Gesichtskreis über diese Grundlegung nicht hinaus. Sah er doch schon in der Uebernahme dieser Pflicht eine ganz außerordentliche Konzession an die Kolonialschwärmerei, zu der er sich, namentlich was Südwestafrika anbetrifft, erst dann entschlossen hatte, als

Digitized by Google

die Empörung über die Vernachlässigung selbst dieser elementaren Aufgabe der Kolonialverwaltung nicht nur in den Kolonialkreisen, sondern bei allen Patrioten, die die Stellungnahme der deutschen Schutztruppe gegenüber den Leuten Witbooïs als einen militärischen und nationalen Schimpf für das Vaterland ansahen, eine nicht mehr zu ignorirende Stärke erreicht hatte. Nachdem er in diesem Punkte nachgegeben und die Schutztruppe für Südwestafrika nicht nur vermehrt, sondern ihr auch die Erlaubniß gegeben hatte, gelegentlich wirklich einmal von der Waffe Gebrauch machen zu dürfen, dünkte er sich über alle Angriffe auf seine Kolonialverwaltung erhaben, da er die einzigen ihm obliegenden Pflichten nun doch endlich erfüllt habe. Wurde von Fehlschlägen in den Kolonien gesprochen, so bezog er diesen Tadel ausschließlich auf die militärischen Maßnahmen und Ereignisse daselbst und behauptete, daß ihm von solchen Fehlschlägen nichts bekannt sei. Daß aber unter seinem und durch sein Regiment Produktion und Handel in Deutsch-Ostafrika einen ganz erschreckenden Rückgang erfahren hatten, war jedenfalls in seinen Augen nicht als ein Fehlschlag zu betrachten, da es seiner Auffassung nach eben gar nicht die Sache der Regirung ist, dafür zu sorgen, daß die wirthschaftliche Entwickelung der Kolonien voranschreite. Wurde im Reichstag darüber Klage geführt, daß die jungen Offiziere nur hinausgingen, um Abenteuer zu erleben, Krieg zu führen und sich dadurch einen Orden zu verdienen, so erwiderte er, daß er solche Neigungen nicht nur billige, sondern von seinen Offizieren sogar erwarte, da er es einem Offizier durchaus nicht verdenken könne, wenn dieser sich dagegen sträube, in Tanga Straßenpolizei zu üben; — Das also war die einzige Thätigkeit, die nach der Anschauung des Reichskanzlers außer dem Abschießen von Menschen und Löwen für einen Beamten in den Kolonien überhaupt denkbar erschien! Als ihm vorgehalten wurde, wie unzweckmäßig es sei, daß neben einem militärischen Gouverneur in Deutsch-Ostafrika auch ein militärischer Stellvertreter angestellt sei, motivirte er die Nothwendigkeit dieser Anordnung damit, daß, wenn Einer von Beiden auf einer militärischen Expedition begriffen sei, der Andere ihn im Kommando über die daheimgebliebenen Theile der Schutztruppe vertreten müsse. Daß es also andere als militärische Aufgaben für die obersten Beamten überhaupt zu lösen gebe, diese Idee war seinem Gesichtskreis absolut fern geblieben.

Als man sich im vorigen Jahre schlüssig gemacht hatte, den Etat für Ostafrika um eine Million Mark zu vermehren, waren die kolonialfreundlichen Parteien des Reichstags mit dem Leiter der Kolonialabtheilung anfangs darüber einig, daß die Million im Wesentlichen zu kulturellen, wirthschaftlichen Zwecken verwandt werden müsse. Auf Veranlassung des Reichskanzlers aber wurde sie zur Vermehrung der Schutztruppe und der Stationen und zur Verstärkung des Schreiberpersonals bestimmt, obwohl man in den über die Verhältnisse des Schutzgebietes orientirten Kreisen längst zu der Ueberzeugung gelangt war, daß die Einrichtung von Militärstationen im Innern durchaus nicht den Schutz, sondern vielmehr die Störung des Karawanenhandels, und durchaus nicht die Herstellung des Friedens, sondern die Heraufbeschwörung immer neuer militärischer Verwickelungen zur Folge gehabt hatte. Was ich bereits in einer Unterredung mit Herrn Geheimrath Kayser über diesen Punkt vor etwa zwei Jahren als Grund gegen eine Verstärkung der ostafrikanischen Schutztruppe anführen zu müssen geglaubt hatte: „Je mehr Soldaten, desto mehr Krieg", und was von diesem auch anscheinend als zutreffend anerkannt wurde, Das hat das kürzlich erschienene Buch des Grafen Schweinitz von Neuem durch die unwider-

Digitized by Google

leglichsten Thatsachen als richtig erwiesen. Wie könnte Das aber auch anders sein, nachdem der Reichskanzler durch die öffentliche Belobigung ihrer Abenteuer- und Kriegslust seine Offiziere geradezu dazu verleitet hatte, kriegerische Unternehmungen vom Zaune zu brechen!

* * *

Ueber kein politisches Ereigniß der letzten Zeit haben die Freunde der kolonialen Sache eine so lebhafte Freude empfunden wie über die Behauptung, daß die Stellung Caprivis zur Kolonialpolitik einer der Gründe gewesen sei, die den Kaiser bewogen haben, das Entlassungsgesuch des Kanzlers anzunehmen; denn diese Thatsache würde zu der Hoffnung berechtigen, daß die Regirung fortan in der Kolonialpolitik neue Bahnen einschlagen wird. Sollen diese zu dem Ziele führen, die Hoffnungen, die das deutsche Volk in den Erwerb von Kolonien gesetzt hat, zu erfüllen, und zugleich das Reich von den Ausgaben für die Kolonialverwaltung nach und nach vollständig zu entlasten, so, glaube ich, wird die Regirung nicht anders können, als aus folgendem kolonialpolitischen Programm wenigstens die wesentlichsten Punkte sich zu eigen zu machen.

1. Schaffung eines selbständigen Staatssekretariats für die Kolonien.

2. Schaffung einer eigenen, mit der konsularischen eng verbundenen Kolonialkarriere für die in den Schutzgebieten und im Kolonialamt anzustellenden Beamten, bei deren Vorbildung in erster Linie auf die Aneignung volkswirthschaftlicher und kolonialgeschichtlicher Kenntnisse Werth zu legen ist. Heranziehung kolonialer Sachkenner für die Verwaltung der Schutzgebiete und für die Thätigkeit im Kolonialamt, ohne Rücksicht auf ihre spezielle Berufsbildung. Aufstellung des Grundsatzes, daß der Eifer für die koloniale Sache nicht mehr wie bisher ein Hinderniß für die Anstellung im Kolonialdienst bilden soll.

3. Anerkennung der Thatsache, daß: unser gegenwärtiger Kolonialbesitz für die Sicherung der Zukunft des Deutschthums ungenügend ist und daß daher jede Gelegenheit, ihn zu erweitern oder seine Erweiterung vorzubereiten, ergriffen und, gestützt auf unsere eigene und auf die Macht der mit uns verbündeten oder die gleichen überseeischen Interessen mit uns theilenden Staaten, bis in die äußersten Konsequenzen ausgebeutet werden muß. Anbahnung insbesondere eines gemeinschaftlichen Vorgehens mit Frankreich in allen überseeischen Fragen. Bedeutende Vermehrung unserer Flotte.

4. Abschluß von Verträgen mit den zur Aufnahme einer deutschen und ihr Deutschthum dort nicht verlierenden Auswanderung geeigneten Staaten, durch die den deutschen Einwanderern besondere Vergünstigungen hinsichtlich des Landkaufs und der Gemeindeverwaltung, sowie unbedingter Schutz an Leben und Eigenthum zugesichert wird. Begünstigung der deutschen Auswanderung nach solchen Gebieten durch Passagezuschüsse an die in dicht bevölkerten Gegenden Deutschlands wohnenden Kleingrundbesitzer und Handwerker. Wahrung des nationalen Zusammenhanges der in solchen Gebieten lebenden Deutschen mit dem Mutterlande durch Einrichtung deutscher Einwanderungämter und Unterstützung deutscher Kirchen und Schulen daselbst. Ablenkung der deutschen Auswanderung von Nordamerika.

5. In der inneren Kolonialpolitik Befolgung einer positiven Kulturpolitik. Insbesondere:

a) Ausgedehnter Wegebau in allen Schutzgebieten und dort, wo die kulturellen Verhältnisse es gestatten, Eisenbahnbau durch das Reich selbst.

Digitized by Google

b) Einrichtung von Anlagen zur künstlichen Bewässerung in unseren Steppengebieten.

c) Erlaß einer Landgesetzgebung, die nach vorhergegangenen Unterhandlungen mit den Landkonzessions-Gesellschaften das diesen überlassene Land zum größeren Theile wieder in die Hände des Reichs bringt und die Regeln für seinen Verkauf unter Auferlegung der Kultivationpflicht festsetzt. Rückgängigmachung insbesondere der an englische Gesellschaften inzwischen ertheilten Landkonzessionen.

d) Auferlegung der Arbeitpflicht an Eingeborene, die theils zur intensiveren Kultivirung ihres eigenen Landes, theils zum Dienst auf den Plantagen, theils zu öffentlichen Arbeiten gegen angemessene, obrigkeitlich festzusetzende Löhne anzuhalten sind.

Regelung des Absatzes der von den Eingeborenen zu kultivirenden Exportprodukte, durch Anordnung des Verkaufs dieser Produkte, entweder an die Regirung oder an deutsche Gesellschaften.

e) Bevorzugung deutscher Unternehmer und Kolonisten, deutscher Waaren und deutschen Kapitals durch wirthschaft- und zollpolitische Maßnahmen, soweit wir hieran nicht durch internationale Abmachungen gehindert sind.

f) Beförderung der deutschen Auswanderung nach unseren Schutzgebieten durch Passagezuschüsse an tüchtige Auswandererfamilien, durch Sorge für ihren Transport und ihr Unterkommen in den Schutzgebieten, durch Verschaffung lohnender Arbeit in den Gegenden, wo Feldarbeit von Europäern ohne Schädigung ihrer Gesundheit geleistet werden kann, und durch Ermöglichung des Landkaufs unter günstigen Bedingungen, die für die ersten Ansiedler eines Gebietes auch in der unentgeltlichen Ueberlassung kleinerer Grundstücke gegen die Bewohnung- und Bebauungpflicht bestehen können.

g) In unseren Steppengebieten: Anlegung von Waldungen aus schnell wachsenden Bäumen, die das Klima verbessern und den mit der Besiedelung dieser Gebiete stetig wachsenden Bedarf an Brenn-, Bau- und Werkholz decken sollen.

Die Bahn für eine groß angelegte Kolonialpolitik ist wieder frei; an den deutschen Beamten, die zur Durchführung einer solchen Politik berufen sind oder es sein werden, wird es liegen, ob sich die Hoffnungen des deutschen Volkes auf eine gedeihliche Entwickelung seines Kolonialbesitzes endlich erfüllen oder ob sie abermals getäuscht werden sollen. Dr. Karl Kaerger.

Digitized by Google

Pan.

Im Sommer dieses Jahres hat sich in Berlin eine aus Künstlern, Schriftstellern und Kunstfreunden bestehende Genossenschaft unter dem Namen „Pan“ gebildet, die zum Zweck hat, die Kunstbestrebungen unserer Zeit, zunächst durch die Herausgabe einer Zeitschrift, zu fördern. Ein ausführlicher illustrirter Prospekt, der zugleich als Probe der beabsichtigten Ausstattung dient, ist hergestellt worden und durch die Geschäftsstelle der Genossenschaft Pan in Berlin zu beziehen.

Der springende Punkt des Unternehmens ist darin zu suchen, daß es nicht einer bestimmten Richtung — wie der Modeausdruck unserer Zeit lautet —, sondern der Kunst schlechtweg dienen will, also mit der Zeit fortschreitend diejenigen Schöpfungen alter wie neuer Zeit vorzuführen beabsichtigt, die als die reinsten und höchsten Verkörperungen des jeweils bestehenden Kunstideals erscheinen. Lautete das Programm anders, handelte es sich nur um eine Verherrlichung der „Moderne“, also der augenblicklich vorherrschenden naturalistischen Strömung, so verlohnte es sich nicht, ein Wort darüber in der „Zukunft“ zu verlieren. Das Ideal von heute wird morgen, wenn es seinen Zweck und sein Ziel erreicht haben wird, zum alten Eisen geworfen werden; der Naturalismus, so weit er nicht von ewiger Giltigkeit ist und daher stets von einzelnen hervorragend dafür beanlagten Meistern weiter gefördert werden wird, beginnt sich bereits dem Punkte zu nähern, wo er seine besondere Mission mit Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Zeit erfüllt haben wird: Das zeigt schon das Aufkommen des Symbolismus. So verdrängt eine Richtung die andere. Die Werke der Alten aber bleiben und auch unter uns erstehen Meister, die Bleibendes schaffen und die Ueberlieferung fortspinnen; freilich nicht dadurch, daß sie die Alten kopiren, sondern dadurch, daß sie gleich jenen den Bedürfnissen ihrer eigenen Zeit die entsprechende, also eigenartige und neue Gestalt zu geben trachten. Diese gesunde — weil zum Fortleben befähigte — Kunst gilt es zu erfassen, im Bilde festzuhalten, zur Verbreitung zu bringen, um dadurch Klarheit zu schaffen über die Bestrebungen der eigenen Zeit.

Digitized by Google

Groß ist die Erbitterung unter der Künstlerschaft unserer Tage. In ihr befehden sich die Parteien der Alten und der Jungen auf Leben und Tod. Denn um das Ausgehungertwerden handelt es sich für die Jungen; und für die Alten darum, auf den Aussterbeetat gesetzt zu werden. Daß es sich aber bei diesen Kämpfen noch um weit mehr als einen bloßen Streit um materielle Lebensinteressen handelt, zeigt das Verhalten des Publikums. Für dieses bildet die Frage, ob es auf den Ausstellungen Armeleutbilder oder Schönheiten von klassischer Reinheit zu sehen bekommt, kein Lebensinteresse; es brauchte ja einfach nicht hinzugehen; an dem Kampf aber nimmt es mit der gleichen Erbitterung Theil wie die Künstler selbst. Von Parteien kann da nicht mehr die Rede sein: um Fragen weit ernsterer Natur muß es sich dabei handeln. Nicht nur auf dem Felde der Kunst, auch in den Fragen der Literatur, der Wissenschaft, der Religion, der Ethik, bei der Beurtheilung der öffentlichen Angelegenheiten wie in der privaten Lebensführung, stoßen die Gegensätze gewaltig auf einander. Auf der einen Seite wird in erster Linie Bewahrung der überlieferten Autorität, auf der anderen dagegen Freiheit für zeitgemäße Neubildungen verlangt.

Der „Pan" stellt sich mit Entschiedenheit auf die zuletzt genannte Seite. Den Interessen der Zukunft will er dienen. Um Dies aber mit Erfolg thun zu können, muß er sich frei erhalten von jeder Bindung durch ein aus der Gegenwart heraus geborenes Programm, das naturgemäß dem Untergange geweiht ist. Was ist denn damit gewonnen, wenn die jetzige jüngere Richtung, die allerorten sich als „Sezession" zusammengethan hat, allmählich zum Siege und zur Herrschaft gelangt? Eine neue Tyrannei tritt an die Stelle der alten und vielleicht ist sie noch schwerer zu tragen als die alte. Den Tagesströmungen soll mit Interesse nachgegangen werden; aber das Wesen der Kunst vermögen sie eben so wenig zu fixiren, wie die Aesthetik der alten Zeit Dies vermocht hat. Was Kunst sei und was nur Scheinkunst, Das entscheidet jede Zeit von Neuem, von ihrem besonderen Standpunkt aus; und jede Zeit hat Recht, sobald sie nur ihrem natürlichen, von keinen Vorurtheilen beengten Empfinden zum unverfälschten Ausdruck verhilft. Für jede Zeit ist Kunst etwas Anderes, denn diese wechselt mit den Zeiten; in solchem ununterbrochenen Wechsel aber ist wiederum die Einheit, das Wesen der Kunst begründet. Das Alte bleibt dabei vollkommen zu Recht bestehen, so weit es den Anforderungen des Augenblicks entspricht; aber auch das Neue wird nur so weit Giltigkeit behalten, als ihm die gleiche Lebenskraft wie dem Alten innewohnt. Nicht also um die Ersetzung des objektiven alten Schönheitbegriffs durch einen objektiven, somit als bleibend gedachten neuen handelt es sich, sondern um das Anerkenntniß, daß der Schönheitbegriff sich in ewigem Fluß und Wechsel be-

Digitized by Google

findet und daß Dem so sein muß, weil die Schönheit nicht begrenzt und auf eine einzige Norm eingeschränkt ist, sondern von unendlicher und unerschöpflicher Mannichfaltigkeit. Ein paar Beispiele mögen Dies klarstellen.

Im Prospekt des „Pan" werden einige Kunstgruppen genannt, die vorgeführt werden sollen, so die englischen Präraphaeliten, die modernen Schotten, die Norweger, die auf Heranbildung von Lokalschulen gerichteten Bestrebungen in einigen Theilen Deutschlands, die Japaner. Wollte man Das etwa als ein Glaubensbekenntniß fassen, wonach diese Richtungen als für alle Zukunft maßgebend anerkannt würden, so befände man sich wieder auf dem alten diktatorischen Standpunkte, der nur in einem Punkte das Heil sieht und daher auch unfähig ist, den künftigen ungeahnten Gestaltungen der Kunst gerecht zu werden. Gewiß sind die genannten Gruppen Erzeugnisse echten Kunststrebens; aber für unsere Zeit haben sie nur unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel, nur durch ganz bestimmte ihrer Eigenschaften, Werth: die Präraphaeliten nicht etwa durch ihre vermeintliche Anlehnung an das Quatrocento, die nur in einer kleinen Zahl ihrer Werke und kaum in den hervorragendsten und wahrhaft grundlegenden bemerkbar ist, sondern durch ihr frisches Eindringen in die geheimsten Tiefen des Seelenlebens; die Schotten mehr noch durch die Kraft ihrer Charakteristik als durch ihre bestrickenden Farbenzusammenstellungen; die Norweger durch die unbeirrbare Schärfe ihrer Naturerfassung, woneben die Richtigkeit in der Wiedergabe des Gesehenen erst in die zweite Linie tritt. Die lokalen Schulen werden ihren Zweck erfüllt haben, sobald ihr Ziel, das Auge an der umgebenden, wohl vertrauten Natur zu schulen, erreicht ist; die Japaner bieten uns unerreichte Vorbilder für die feinsten Farbenzusammenstellungen: ihre scharf erwogenen Stilisirunggesetze aber beginnen wir kaum erst zu verstehen. Andere Zeiten werden wieder Anderes hochschätzen.

Gewiß schafft sich echter Kunstwerth dauernde Geltung. Aber doch wechselt diese Geltung mit den Zeiten, denn einer jeden erscheint die Kunst wiederum in einem verschiedenen Lichte. Die antikisirenden Gestalten der Bologneser und die geleckten Kabinetsstücke der späteren Holländer entzücken uns nicht mehr in dem gleichen Maße wie die Leute des achtzehnten Jahrhunderts; dafür haben wir Rembrandt auf den Schild gehoben, den jene einer Nachteule gleich achteten, und Velazquez, dessen Name lange Zeit fast in Vergessenheit gerathen war. Raphael übt fortdauernd seinen Zauber auf uns aus durch den vornehmen Schwung und den Liebreiz seiner Kompositionen: aber jene Alles überragende Stellung, die Goethe ihm anwies, vermögen wir ihm nicht mehr zu belassen, da wir gerade in seiner allzu großen Abhängigkeit von der Antike eine Begrenzung erkennen, die bei seinen beiden

Digitized by Google

Genossen im Dreigestirn der italienischen Kunst, Michelangelo und Lionardo, nicht vorhanden war. Was endlich wußte die alte Zeit mit Dürer, Holbein, mit den van Eycks, mit den italienischen Quatrocentisten anzufangen, die uns so nahe getreten sind, als hätten wir an sie als an unsere unmittelbaren Vorfahren anzuknüpfen? Aber auch wir sind mit einer solchen Werthschätzung nicht am Ziele angelangt. Haben diese Meister, die wir zu Leitsternen erkoren haben, ihren Zweck erfüllt, haben sie uns die Bahn gewiesen und uns in der Richtigkeit unserer Bestrebungen bestärkt, so tritt ein anderes Geschlecht auf und steigt noch tiefer in den Schacht der Geschichte hinab und bringt vor bis zu den Anfängen einer einfachen, vornehmen, hohen Kunst, die nichts mit der Alltäglichkeit gemein hat, sondern in überzeugungvollen Gebilden der Phantasie den ewigen Ideen und Empfindungen der Menschheit Gestalt verleiht, wie Das die Trecentisten, die gleichzeitigen Japaner, die Byzantiner, die Griechen in der Zeit unmittelbar vor den Parthenonwerken, die Egypter und deren nordasiatische Zeitgenossen gethan haben. Diese Bewegung kündigt sich bereits hier und da an, aber bis zu ihrer Ausreifung wird es vermuthlich noch einer geraumen Weile bedürfen.

Wie finden wir uns nun aus diesen noch in Nebel gehüllten Urzeiten in die Helle der Gegenwart zurück? Dadurch, daß wir zusehen, welche der künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart den angedeuteten Tendenzen am Meisten entsprechen. Da stoßen wir neben Meistern, die gleich Liebermann, Uhde, den Norwegern, den französischen Impressionisten, darauf ausgehen, die Kunst durch einen energischen Naturalismus von den morsch gewordenen Banden eines hohlen Konventionalismus zu befreien, auf solche Künstler, die ihre Darstellungen aus dem Bereich einer eng begrenzten Zeitlichkeit emporzuheben trachten, vor Allem Böcklin und Klinger, in Frankreich Puvis de Chavannes und Eugène Carrière; dann Landschafter wie Thoma, Meister auf dem dekorativen Gebiet wie Walter Crane, Ludwig von Hofmann, Franz Stuck, Stecher wie Ernst Moritz Geyger, Karl Köpping, Whistler. Das wäre ungefähr der Generalstab. Dazu kämen alle die Künstler, die ihnen vorgearbeitet haben, die noch mit an dem selben Werke arbeiten, die als neue eigenartige Talente neben ihnen aufkeimen.

Man sieht: das Gebiet ist umfassend und rechtfertigt den Namen Pan. Leicht wird es nicht sein, durch die sich kreuzenden Bestrebungen der einzelnen Künstler und Richtungen sich hindurch zu finden. Aber die Aufgabe ist gegeben, sie muß gelöst werden, und die Zusammensetzung der Gesellschaft aus den verschiedensten Faktoren trägt in sich die Gewähr dafür, daß die hierfür nöthigen Elemente sich vereinigen lassen werden. Abgesehen von

Digitized by Google

dem ganz Neuen soll namentlich Das geboten werden, was nicht am Wege liegt, was der Zukunft entgegenschaut, und zwar stets unter der Anlegung des höchsten Maßstabes, der alles Unselbständige ausschließt. Hier muß auf ein bestimmtes Ziel hingearbeitet werden, auf die Vorführung der Werke, die gerade für die Bestrebungen unserer Zeit die bezeichnendsten oder diesen Bestrebungen besonders nahe verwandt sind. Wie viele Künstler gibt es nicht, die noch in Deutschland lange nicht nach Gebühr bekannt sind! Ich brauche nur, außer den genannten, auf die Franzosen Daumier, Chéret, Degas, auf die Engländer Frederick Walker und Macbeth, die Skandinaven Zahrtmann und Kittelsen zu verweisen, von den älteren auf Goya, Cornelis Troost, Gabriel de St. Aubin. Und wie Vieles enthalten noch die Mappen eines Menzel, eines Gebhardt, eines Leibl, eines Besnard, was trotz allen Künstleralbums unveröffentlicht geblieben ist, weil es nicht nach dem Geschmack der Vielen ist, thatsächlich aber im höchsten Grade die Veröffentlichung verdient. Auch unter den Zeichnungen der großen bahnbrechenden deutschen Meister aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts — man braucht nur an Rethel zu denken — ist noch gar Vieles zu finden; der Zeichnungen der alten Meister aller Schulen, deren Vorführung gleichfalls geplant ist, ganz zu geschweigen. Kurz, Material ist genug vorhanden, um im Verlauf der Jahre ein ganzes Museum der Kunst, wie sie noch heute lebendig ist und zu uns spricht, zusammenzubringen. Wenn gelegentlich auch plastische Schöpfungen eines Adolf Hildebrand, Diez, Degas, eines Rodin, Roty, Frémiet, ferner solche der Engländer und Amerikaner wiedergegeben werden, kann Dies das erwünschte Bild nur vervollständigen.

Es kommt nun darauf an, daß möglichst alle Diejenigen, die sich für ein solches der Zukunft dienendes Unternehmen interessiren, der Genossenschaft gleich anfangs beitreten, damit die nicht unbeträchtlichen Mittel, die für eine Sicherung auf die ersten Jahre erforderlich sind, zusammenkommen. Für die Folgezeit kann mit Zuversicht darauf gerechnet werden, daß auch die weiteren Kreise, die naturgemäß einem so neuen und ungewohnten Beginnen anfangs zaghaft gegenüberstehen, dafür gewonnen werden können. Die Betheiligung erfolgt durch die Erwerbung von Antheilen in der Höhe von hundert Mark — bis zum Höchstbeträge von zehntausend Mark — deren Besitz zugleich eine erhebliche Vergünstigung in den Abonnementsbedingungen der Zeitschrift mit sich bringt.

Dresden. W. von Seidlitz.

Digitized by Google

Rußlands Industrie.

Rußlands politische und ökonomische Bedeutung ist in rapidem Steigen begriffen. Auf die Dauer hängt die politische Macht eines Landes von seiner ökonomischen ab; während jene nun schwer anders als kannegießermäßig zu ergründen ist, hat man für diese sichere Zahlen und Statistiken; das beste Mittel, sich über das politische Gewicht eines Landes zu informiren, ist also die Information über sein ökonomisches Gewicht.

Heute ist Rußland noch vorwiegend Ackerbauland, — wie die beiden anderen ungeheueren Reiche, welche die kleinen Staaten von Europa mit dem Erdrückungtode bedrohen: Indien und die Vereinigten Staaten. Für die Weltwirthschaft kommt es vor Allem als Exporteur von Brotfrucht in Betracht; der Export von Brotfrucht über die europäische Grenze hatte 1890 einen Werth von 309 Millionen Rubeln, der aller übrigen Waaren von 380 Millionen. Auf dem Ackerbau ruht die Kraft des Reiches; aber der Ackerbau ist nicht das vorwärtstreibende und revolutionirende Element. Der Ackerbaustaat Rußland könnte seine Grenzen mechanisch erweitern und sich zu einem jener ungeheueren asiatischen Reiche entwickeln, wie sie die Geschichte schon öfter gesehen hat, und nur die größere Centralisirung der Verwaltung würde bei ihm ein neues historisches Moment darbieten. Dadurch aber, daß sich eine Industrie immer kräftiger herausbildet, entwickeln sich innerhalb der alten Zustände neue revolutionäre Kräfte, die eine neue Gesellschaft und eine neue soziale Organisation schaffen werden. Man muß sich hüten, diese Entwickelung als völlig gleichartig mit der in den fortgeschrittenen europäischen Ländern zu erwarten. Zwei Momente vor Allem bestimmen, daß sie einen anderen Lauf nehmen muß: erstens der Umstand, daß sie so spät kommt, zu einer Zeit, wo die Exportgebiete nicht nur bereits vertheilt sind, sondern wo sie schon sich beständig verringern. Das macht die Herausbildung zum sogenannten Industriestaat nach dem Vorbild Englands unmöglich. Zweitens die in der Geschichte und dem Klima begründete Qualität des Bauern und Arbeiters. Der expropriirte Bauer ist der erste Industriearbeiter; das schärfste und deutlichste Beispiel hierfür bieten die oberitalienischen Städte, welche die Bauern von der Leibeigenschaft befreien, ohne ihnen Land zu geben. Der russische Bauer mußte bei der Befreiung zwar Land abgeben, behielt aber noch genug für sich zurück; außerdem hat er einen Halt an der noch primitiv gestalteten Gemeinde. Aber da das Klima seine Arbeit Monate lang unterbricht, so hat er Zeit zu industrieller Arbeit, durch die er sich das für die Steuern nöthige Geld verschafft, theils hausindustrieller Arbeit, die hier also eine ganz andere Bedeutung hat als anderswo, theils Fabrikarbeit. Ein Fabrikarbeiter, der die Sommermonate hindurch auf dem Felde zu thun hat, wird nie die ordentliche Arbeit machen wie einer, der beständig in der Fabrik beschäftigt ist. Dagegen ist er mit geringerem Lohn zufrieden, lebt schlechter und arbeitet länger. Mit einem Wort, der russische Arbeiter muß nothwendig auf einer relativ tiefen Kulturstufe stehen. Da die arbeitenden Klassen aber den weit überwiegenden Theil der Nation und damit auch der Konsumenten ausmachen, so ergiebt sich, daß auch der innere Markt beschränkt ist. Der amerikanische Industriearbeiter verlangt in seiner Stube einen Teppich; der

Digitized by Google

russische schläft in einer Arbeiterkaserne, womöglich auf einem zerrissenen Strohsack und mit den eigenen Kleidern zugedeckt.

Ein interessantes Beispiel dafür, wie das Zuspätkommen auf dem Weltmarkt auf die Entwickelung einer Industrie einwirkt, zeigen die Zahlen des Spiritusexports. Die Voraussetzungen für die Spiritusindustrie sind in Rußland die denkbar günstigsten, viel günstiger als die für die deutsche, die am Anfang der achtziger Jahre den Weltmarkt beherrschte. Bekanntlich nahm die russische die Stelle der deutschen Industrie ein, und erreichte 1887 mit 21 Mill. Gallons Export ihren Höhepunkt; 1891 wurden nur noch nicht ganz 13 Mill. Gallons exportirt, und das endliche Schicksal des russischen Spiritusexports wird das des deutschen sein, dessen Werth von etwa 30 Mill. Mark 1881/82 auf 4,6 Mill. Mark im Jahre 1892 fiel. Und unter so günstigen Bedingungen wie die russische Spiritusindustrie arbeitet kaum eine andere Industrie Rußlands. Eine wie ganz andere Geschichte als eine solche Industrie, der schon in der Jugend die Flügel gebrochen wurden, haben dagegen die großen englischen Industrien aufzuweisen!

Von zwei Seiten beginnt eine folgenschwere Umwälzung der kapitalistischen Produktion: durch die Kartelle, mehr oder weniger straffe Unternehmerverbände mit schließlicher Tendenz auf Regelung der Produktion; und durch das Verschwinden des „Weltmarktes", erzeugt dadurch, daß die alten Importländer sämmtlich beginnen, selbst zu produziren. Die Folge wird ein wirthschaftliches Zurückgehen der „Industrieländer" sein, in denen ein großer Theil der Bevölkerung durch die Produktion von Waaren zum Export lebt; und die Herausbildung wirthschaftlich autarkischer Staatswesen, die den Waarentausch im Wesentlichen in ihrem Innern vollziehen. Große Länder, die unter verschiedenen Zonen gelegen sind, haben hier naturgemäß großen Vortheil vor den kleinen Ein winziges Ländchen wie Holland konnte in der Jugendzeit des Kapitalismus eine maßgebende Rolle spielen; in seinem Greisenalter werden nur noch die Staatenkolosse in Frage kommen.

Wenn wir mit diesen beiden Vorbehalten an die Betrachtung der industriellen Entwickelung Rußlands gehen, so werden wir finden, daß sie sich dem ihr erreichbaren Ziele mit Riesenschritten nähert.

Als die für die ökonomische Entwickelung eines Landes typischen Industrien pflegt man die Eisen- und Kohlen- und die Baumwollindustrie zu nehmen. Der Werth der Baumwollwaaren, die in Rußland fabrizirt sind, stieg von 240,4 Mill. Rubeln auf 487,1 Mill. in dem Jahrzehnt 1880/81; und man muß wissen, daß in England dieser Werth in der selben Zeit gefallen ist; der Garnimport fiel von 497 000 Pud im Jahresdurchschnitt 1877/81 auf 225 000 im Durchschnitt 1887/91. Im Jahre 1877 gab es 2790000 Spindeln in Rußland, 1891 schon 6 000 000; Das ist eine Vermehrung von 116 pCt. In England vermehrte sich von 1881 auf 1891 die Zahl der Spindeln von 40600000 auf 44000000, also nur um 8 pCt. Nach England hat heute Rußland die größte Spindelzahl in Europa, nach England und den Vereinigten Staaten die größte von der Welt. Deutschland mit 50 Mill. Einwohnern hat nur 5 Mill. Spindeln, Rußland hat auf 116 Mill. Einwohner 6 Mill. Spindeln; und wie schon erwähnt, hat das russische Volk eine viel geringere Konsumtionkraft auch als das deutsche. Gemäß der geschilderten Tendenz auf wirthschaftliche Autarkie sucht Rußland sogar die Rohbaumwolle selbst herzustellen; 11,5 Mill. Pud werden jährlich

Digitized by Google

gebraucht; von diesen kommen 9 Mill. aus den bekannten Baumwolle produzirenden Ländern und bereits 2,5 Mill. aus den russischen Besitzungen in Asien.

Ganz märchenhaft ist der Fortschritt der Gußeisenproduktion; sie stieg von 57 000 Pud im Jahre 1885 auf 289 000 im Jahre 1890. Wie sich die Entwickelung auf die paar letzten Jahre konzentrirt, zeigt folgende Tabelle:

	Roheisen	Kohle
1825	9 500 000	—
1840	11 000 000	—
1855	15 000 000	9 000 000
1870	22 000 000	42 500 000
1885	32 000 000	250 000 000
1890	56 500 000	367 000 000

Der Import von Roheisen fiel denn auch von 16 Mill. Pud im Jahre 86 auf 7,7 Mill. im Jahre 1890; der Import von Kohle, der bis 1885 gestiegen war, fiel von 112 Mill. Pud im Jahresdurchschnitt 1881/85 auf 99,8 Mill. im Jahresdurchschnitt 1886/90, wogegen der Kohlenexport von 1886 auf 1890 von 150 000 Pud auf 835 000 stieg.

Der beste Beweis für die gewaltige Entwickelung des Landes ist die Gestaltung der Handelsbilanz. Es betrug in Millionen Rubel der:

	Import	Export
1883	552	640
1890	416	704

Der Import hat sich verringert und der Export erhöht. Und man denke nicht, daß die Erhöhung allein durch den vergrößerten Getreideexport entstanden ist; der Export des Getreides hat sich von 1876 bis 1890 nur um 33 Prozent, der aller anderen Waaren um fast 50 Prozent erhöht; während damals aber mehr Getreide exportirt wurde als andere Waaren, stehen sich 1890 schon die Ziffern fast gleich. Das ist ein bedeutsames Symptom.

Diese Zahlen mögen genügen, um ein ungefähres Bild des industriellen Aufblühens Rußlands zu geben. Es wurde schon im Anfang die revolutionäre Wirkung dieses Prozesses erwähnt. Auch wenn man diese Wirkungen erwägt, muß man sich vor falschen Analogieschlüssen hüten. Die Bourgeoisie in den Ländern älterer Entwickelung hat überall „liberale" Neigungen aufgewiesen, wobei man sich nicht dadurch irre machen lassen darf, daß sie in ihrer Kindheit, wo sie das Königthum im Kampf gegen die Aristokratie oder zur Durchsetzung ihrer Ansprüche auf Verkehrs- und Gewerbefreiheit durch Privilegien gebraucht, gar oft die Entstehung des Absolutismus befördert hat. Nun sehen wir heute vor uns das merkwürdige Beispiel Deutschlands, das ja gleichfalls spät in der Weltwirthschaft erschienen ist, wo die Bourgeoisie von Jahr zu Jahr mehr von ihrem früheren Liberalismus aufgiebt; und in Rußland gilt die Bourgeoisie sogar als eine der festesten Stützen des gegenwärtigen Systems. Vielleicht ist es nicht so weit hergeholt, wenn man diese Erscheinung folgendermaßen erklärt. Jene älteren Länder hatten die ganze Welt zur Ausbeutung vor sich; nicht so fieberhaft wie jetzt, sondern ruhiger ging ihre Entfaltung vor sich und Grenzen für diese schien es nicht zu geben. Das machte die Bourgeoisie kühn und selbstbewußt; jetzt kam die Zeit des stolzen Optimismus, der die christlich-mittelalterliche Weltanschauung wissenschaftlich-vornehm belächelt, die Zeit muthigen Unternehmungsinns und glücklichen Gelingens. Die Arbeiter wurden mitgerissen von der

Digitized by Google

Bewunderung und dem Stolz über das großartige Aufblühen des nationalen Lebens: die ständige Ausdehnung des Weltmarktes schuf immer vermehrte Arbeitgelegenheit; aus der Gebundenheit und Einfachheit des ländlichen Lebens kommend, empfinden sie nur die guten Seiten der Fabrikarbeit. Typisch ist für diese Zeit der Ruf nach Bevölkerungvermehrung: man hatte zu wenig Arbeiter, und deshalb konnte es den existirenden Arbeitern relativ, nach ihrem Bewußtsein, nicht schlecht gehen.

Das Weltbürgerthum ist eine gute Sache, wenn man an seine Mitweltbürger verkaufen will; wenn die Leute aber als Konkurrenten auftreten, so besinnt sich der Mensch sofort auf seine nationalen Besonderheiten. Wie die Verengung des Weltmarktes den immer mehr steigenden Chauvinismus erklärt, so erklärt sie auch die immer zunehmende moralische Depression der Bourgeoisie. Die Grenzen für ihre Expansionsfähigkeit machen sich fühlbar, nur zu sehr fühlbar; die Bevölkerungvermehrung kann nicht so schnell mehr absorbirt werden, — und der Malthusianismus wird deshalb immer populärer. Die schwachen Arbeiter empfinden den bis jetzt blos relativen Rückgang schwer; sie suchen nach Gründen ihres Elends und entdecken, daß sie ein der Bourgeoisie antagonistisches Interesse haben. Der Klassenkampf verschärft sich und jagt die Bourgeoisie noch mehr in Schrecken. So verfliegen die liberalen Träume und als höchster Wunsch erscheint endlich eine starke Monarchie.

Daß hier etwa bewußte Ueberlegung mitspielt, ist natürlich ganz ausgeschlossen; so Etwas ist Sache der Stimmung, Volksstimmung oder Klassenstimmung, wie man will.

Jedenfalls, wie auch die Sache zusammenhängen mag, hat die russische Bourgeoisie noch viel weniger liberale Neigungen als die deutsche, und die Erwartungen auf ein liberales Regiment in Rußland dürften schwerlich in Erfüllung gehen. Die Geschichte ist nicht so arm an Kombinationen, wie man sich oft denkt. In den alten Ländern kann es zur sozialen Revolution kommen, weil hier eine Befriedigung der Ansprüche, welche die Arbeiterklasse macht und machen muß, unmöglich ist: die Geschäftskrise wird sich in Permanenz erklären und die Arbeiter, die noch nicht sozialistisch sind, werden durch das furchtbare Elend, das über sie hereinbricht, bald die sozialdemokratische Umgestaltung von Produktion und Konsumtion als alleinige Rettung begreifen. Rußland hat ein eigentlich industrielles Proletariat nur als Ausnahme von der Regel; die argen Uebelstände, unter denen theilweise der Bauer seufzt, sind durch Reformen heilbar, weil sich solchen Reformen kaum mächtige Klasseninteressen entgegenstellen. Die Industrie ist relativ zu der übrigen nationalen Wirthschaft der Nation klein, hat auch keine Aussichten, jemals zu dem Stadium des Hypertrophie zu gelangen wie in den alten Staaten. Sozialistische Ideen treten in Rußland im konservativsten Gewand auf, sind zum Theil dort ja auch konservativ. Das sind doch gewiß Umstände, die zusammen, unter dem Eindruck des künftigen allgemeinen Brandes in Europa, die Möglichkeit Dessen, was wir Staatssozialismus nennen, eröffnen. Rußland würde damit nur seinem asiatischen Charakter treu bleiben. Das Eigenthum des Monarchen am Boden, in Europa fast überall früh verschwunden, bildet in Asien ein wichtiges Moment der Staatsverfassung. Auf der erreichten höheren Stufe würde ihm in Rußland das Eigenthum des Monarchen an sämmtlichen Produktionmitteln entsprechen.

Nordhausen. Dr. Paul Ernst.

Digitized by Google

Phryninchens Totenschein.

Das hundertste Heft der „Zukunft“, die ich, wie immer, am Sonntag las, brachte ein Märchen von Laura Marholm. Ein Zukunft-Märchen! Der bloße Gedanke reizt den Appetit. Die Geschichte beginnt hübsch. Es war — —, ganz märchenhaft. Aber dann die Enttäuschung! Statt des Märchens eine standesamtliche Verhandlung, zum Schluß ein Totenschein!

„Sie heißen?“ — „Laura Marholm.“ — Was wünschen Sie?“ — „Ich möchte einen Sterbefall anmelden.“ — „Schön! Einen Augenblick, ich muß erst die Feder eintauchen. Nun bitte!“

Im Norden, wo die Kraftnaturen zu Hause sind und die Schneeberge Vulkane im Busen tragen, ist das Märchen von der freien Liebe gelegentlich eines Problemgewitters auf bedrucktem Papier geboren worden. Um die Erziehung der Kleinen machten sich die Herren Eduard Brandes und Arne Garborg verdient. Jener brachte ihr Grundsätze von epikuräischer Frische bei, Dieser lehrte frommen Sinns die sittlichen Grundlagen des Unsittlichen, zeigte die Moral der Unmoral, behandelte den „Fall“ als kategorischen Imperativ. So vorgebildet, vollzog die freie Liebe ihren Eintritt in die nordische Welt. Sie verkehrte in den feinsten Familien, der „Fall“ wurde Modesache, entwickelte sich zum Sport, etwas „Vergangenheit“ gehörte zur Brautausstattung.

Die Engländer rechten noch über die Frage, was ein junges Mädchen wissen muß, wenn sie am Hochzeitabend — „enfin seuls!“ — in die Arme ihres Mannes sinkt. Allen Ernstes veranstaltete die New Review eine Enquête, ob es empfehlenswerth sei, die jungen Mädchen in völliger Unwissenheit über die Fortpflanzungvorgänge zu lassen. Mit etlichen Verklausulirungen hat die Mehrzahl der Befragten die geplante Erweiterung des jungfräulichen Gesichtskreises empfohlen. Frau Sarah Grand ist überzeugt: die Zwanzigjährige hat den Baum der Erkenntniß irgenwo rauschen gehört, es müßte denn sein, sie trüge ein Brett vor dem Kopf. Und weil die jungen Mädchen Manches wissen, Anderes ahnen, solle ihnen in Zukunft auf keinen Fall und unter keinem Vorwande erlaubt werden, zu heirathen, ohne daß sie zuvor erfahren, was ihrer in der Ehe wartet. Damit macht Frau Sarah Grand einen energischen Vorstoß ins Allermodernste. Bei praktischer Ausführung ihrer Ideen dürfte der nordische Standpunkt demnächst auch in England erreicht sein. Die Eltern läßt sie im Allgemeinen als für diese Unterweisung geeignete Leute nicht gelten. Die Wissenschaft vom Verheirathetsein wird durch besondere Lehrer vorgetragen. Die Vorstellung ist anmuthig. Wofern die Neunzehnjährige nicht glaubwürdig nachweist, daß sie für den bevorstehenden Gebrauchsfall der Theorie dringend bedarf, mag sie sich plagen, zu verstehen, was der Baum der Erkenntniß an des eigenen Wesens Quell oder durch den Mund guter Freundinnen ihr zurauscht. Kommt aber der zwanzigste Geburtstag, so empfängt sie als Hauptgeschenk einen Bon, der die Pforten des Tempels erschließt, wo die Heirathkunde gelehrt wird. Dann wandert sie wohlgemuth ins Kolleg und hört, wie der erfahrene Herr Professor voll und ganz darlegt, was ihrer in der Ehe wartet. Diese Professuren dürften sehr gesucht und die Lehrstühle für die Wissenschaft vom Leben in der Ehe möchten am Ende weniger zahlreich als die Bewerber sein, so daß die Ueberproduktion an Lehrkräften überraschend schnell

Digitized by Google

zur Einrichtung von Privatkursen führen muß. Leider hat Frau Sarah Grand auszusprechen vergessen, ob der Unterricht klassenweise ertheilt werden soll oder ob das Privatissimum den Vorzug verdient.

Gegenüber der Forderung, daß auf keinen Fall und unter keinem Vorwande geheirathet werden darf, bevor die Braut die Quintessenz des Ehelebens intus hat, muß man der Frage näher treten, wie der Nachweis des Wissens geführt werden soll. Genügt die Testirung des Besuchs der Vorlesungen oder hat am Schluß des Kursus eine Prüfung stattzufinden? Wird beim Examen nur nach dem positiven Wissen gefragt oder soll auch das Können berücksichtigt werden? Das sicherste Mittel, Sarah Grands Forderung zu erfüllen und, jeden Vorwand, ohne das Prädikat „genügend in ehelicher Propädeutik" unter die Haube zu kommen, von vorn herein unmöglich zu machen, böte sich in der Bestimmung: Jeder Mann, der seine Frau in beschämender Unwissenheit über die Fortpflanzungvorgänge findet, ist berechtigt, auf Scheidung zu klagen.

Die Engländer sind schwerfällig. Im Norden, wo Vulkane unter den Schneebergen glühen, kennen sich die Mädchen schon in der Schule aus. Sie wissen, welche „so ist", und welche nicht „so ist", sie wissen es theoretisch von einander schon lange vorher, ehe eine praktisch wirklich „so" geworden ist. Dieses Sich-Auskennen der Schulmädchen hat naturgemäß zur Voraussetzung, daß sie wissen, wie „Das ist", wenn eine „so ist". Ein solches Geschlecht von Wissenden fühlt sich durch eine Umfrage à la New Review natürlich wie durch ein Kindermärchen angemuthet. Sarah Grand kommt mit ihren Vorschlägen, was den Norden betrifft, um einige Jahre zu spät. Was sie die Zwanzigjährigen gelehrt wissen will, wird dort bereits in der Mädchenschule kolportirt. Im Norden sind die zwanzigjährigen Vulkane unter den Schneebergen längst fertig mit der Theorie. Grün ist des Lebens goldner Baum! Sie absolviren ein Praktikum. Sie fallen massenhaft, heerdenweise. Sie fallen nicht, wenn sie eingeladen werden, sie fallen aus eigener Initiative, sie fallen, um zu fallen, um sich nicht schämen zu müssen, um sich eine „Vergangenheit" zu schaffen. Der Fall ist der Abschluß der weiblichen Bildung.

In dieser hitzigen Gesellschaft hielt es das Märchen von der freien Liebe nicht mehr aus. Es zog nach Berlin. Dort ist die Gegend sandig, es giebt weder Schneeberge noch Vulkane. Die fallsüchtige Tochter nordischer Kraftnaturen, die sich beim ersten Abendessen ein Privatissimum unter dem Baum der Erkenntniß leistete und ruhigen Blutes zum Dessert wiedererschien, verfimpelte in märkischer Dürre. Sie ließ sich zum sittlichen Prinzip ausbilden und diente als Mädchen für Alles. Der „Fall" wurde eine häusliche Verrichtung, deren Langweiligkeit nur der billige Preis erträglich machte. Je stärker das Prinzip wurde, desto hölzerner wurde das Märchen. Auf Landpartien, nach dem Ball, im Grunewald, Stadtbahn zweiter Klasse, ist es erlaubt, gelegentlich, aus Gefälligkeit, zu fallen. Der „prinzipielle Fall", der auch Hausarbeit übernimmt, verfällt dem Schutzmann. So ging es der freien Liebe bei Herrn Max Halbe in Berlin.

Uebel zugerichtet, gelangte das Märchen nach Wien. Dort — es ist entsetzlich! — ist es als Schnitzlersches Drama umgekommen. Der Schriftsteller Fedor Denner war nervös, sensitiv, ein überreiztes Saitenspiel. Daher sein Widerwille, der Dritte und Gatte einer in allen Zeitungen gepriesenen Schauspielerin zu werden. Er betrachtete die Frage der Nachfolge, die bei jungen

Digitized by Google

Wittwen und geschiedenen Frauen nie auf Schwierigkeiten stößt, als sensualistischer Skeptiker mit stets wachsendem Widerwillen, und daran — denken Sie! — daran ist das Märchen von der freien Liebe gestorben. Hier der Totenschein:

„Auf Anzeige wird in das Sterberegister eingetragen, daß das Märchen freie Liebe, Tochter nordischer Kraftnaturen, Gewerbe „Fall", Familienstand wechselnd, am sensitiven Widerwillen des Dritten und Gatten in Schnitzlers Drama zu Wien verstorben ist."

V. g. u. Laura Marholm.

Beglaubigt: Der Standesbeamte.

Ich hatte das Märchen von der freien Liebe auch gekannt. Es war so poetisch, so duftig, bevor es in unsaubere Finger gerieth. Nun war es tot. Der Gedanke machte mich traurig, bis ich mich zur Mittagsruhe ausstreckte. Plötzlich vernahm ich ein leises, schelmisches Lachen. Schlief ich noch oder wachte ich schon? Ich sah den Baum der Erkenntniß und darunter ein himmlisches Wesen, jung, frisch, unberührt, halb Mädchen, halb Märchen. Es lachte noch immer. — „Wer bist du?" — „Die freie Liebe." — „Ach geh! Die ist tot, ich habe den Schein gesehen." — Da lachte sie wieder, ein Wenig mehr spöttisch als früher. Sie kam zutraulich an meine Seite, obgleich sich nicht der Schatten eines Feigenblattes in ihrer Umgebung befand.

„Da schleicht wieder die alte Verleumdung", sagte sie, und ein Schatten flog über ihr wonniges Gesicht. „Man erfindet schmutzige Geschichten und tauft die Wechselbälge Phrynens auf meinen Namen. Schaue mich an! Ich bin die Liebe ohne Surrogat, die goethische, die freie Liebe. Sehe ich wie eine Dirne aus? Was ich binde, Das ist gebunden. Ich brauche nicht Kontrakt und Kleister, die reißen oder brechen. Mir schwört man keine Treue, mir hält man sie. Gewiß, ich habe Feinde, die mich hassen, weil sie mich fürchten, es giebt Verleumder, die mich schmähen, weil sie mich nicht kennen. Der welke Greis zittert bei meinem Namen, daß sein junges Weib den Pachtkontrakt auf ihren Leib zerreißt. Die zahllose Rentnerin umklammert den Arm des rothwangigen Mannes, der ihr Sohn sein könnte. Was habe ich mit Denen zu schaffen, die kaufen und sich verkaufen? Was kümmerts mich, wenn der Mann eine Großmagd, die Frau einen Werkführer braucht? Sie machen Kontrakte, Einer bestiehlt und betrügt den Andern, ich kann es nicht hindern. Reines Herz und reine Hände! Siehst Du, daran fehlt es. Sie fassen die Feder mit unsauberen Fingern. Laßt mich in Ruhe, wenn Schmutz aufs Papier kommt! Wenn nach dem Abendessen zur Verdauung eine erotische Uebung eingeschoben wird, geschieht es nicht in meinem Dienst. Meine Priesterinnen sind es nicht, die für ein Billiges zur Hausarbeit auch Ehearbeit übernehmen. Das junge Mädchen, das aus Gefälligkeit fällt und den Fall als Anzahlung auf die Ehe betrachtet, darf sich nicht auf mich berufen. Mich sucht man nicht in cabinets particuliers, mir giebt man keine diners à part. Phrynens Wechselbälge sind es dort und hier. Weißt Du, wo ich ein einzig Mal zu Hause war? Bei Philemon und Baucis. Er hatte keinen Schein, sie brauchte keinen Dritten. Ich war bei ihnen, deshalb wurde der Oberste der Götter ihr Gast. Seit jener Zeit irre ich als Märchen durch die Welt; laß mich verschweigen, was ich sehen und hören muß. Kommst du nach Dänemark, so grüße Laura Marholm. Ihr Schein war nicht für mich, er galt dem Wechselbalg Phryninchen."

Hamburg. Theodore Kabelitz.

Digitized by Google

Auskunftbureaux.

Es giebt bei uns in Deutschland vielleicht tausend Auskunftbureaux, darunter zwei oder drei sehr große. Die übrigen sind klein oder lokal begrenzt, was die Achtbarkeit ja nicht ausschließen muß. Ein Rest arbeitet vielleicht nach etwas dunkelen Grundsätzen, ohne dabei gerade immer berüchtigt zu sein. Das erste derartige Unternehmen entstand in Deutschland vor ungefähr dreißig Jahren. Der Wagehals, der es unternahm, hatte in seinem Kommissionsgeschäft das Auskunftwesen ein Bischen kennen gelernt und sah ähnliche Versuche in England und namentlich in Frankreich bereits mit Erfolgen belohnt. Später waren es dann fast regelmäßig ehemalige Angestellte dieses ersten und der weiteren Unternehmungen, die das Reich mit Auskunftbureaux bevölkern halfen, zum Theil sogar Agenten, die anstatt der fünfzig Pfennige Vermittelungsgebühr lieber die ganze Mark haben wollten.

Das sind die äußeren Vorgänge zur Entwickelung einer Betriebsamkeit, die man bereits jetzt mit einem Riesennetze vergleichen kann. Die inneren Vorgänge liegen tiefer und ich habe mich um ihre Aufhellung bemüht, nachdem mir ein Schriftchen unter dem kleistisch angehauchten Titel: „Eine moderne Vehme"*) in dritter Auflage zu Gesicht gekommen war. Der Verfasser der Broschüre schreibt hier über praktische Dinge nicht allein mit dem Herzen, sondern augenscheinlich mit einem verwundeten Herzen. Es ist deshalb doch nöthig, der überaus großen Beschäftigung der Auskunftbureaux auf den Grund zu gehen, denn von persönlicher Aufdringlichkeit konnte dabei nur in den ersten Jahren die Rede sein, heute sind damit wirthschaftliche Nothwendigkeiten verbunden.

In früheren Zeiten war das Wechselgesetz durch Schuldarrest verschärft. Sodann suchten die kleinen Kaufleute bei den großen und diese hinwiederum bei den Fabrikanten nur in geringem Maße direkt um Kredit nach, da die Reisenden, die an Ort und Stelle über ihre Kunden recherchiren konnten, die Waarenordres vermittelten. Endlich standen die Messen, auf denen man zum Schluß bezahlte, noch als wichtige Faktoren da. Andererseits gab es auch noch nicht so ausgedehnte Hypothekenbanken, die ihre Schuldner jetzt zum Theil in der Ferne zu suchen haben. Alle diese fast bis ins Unübersehbare gehobenen Geldbewilligungen haben die Personen derartig zur Sache herabgedrückt, daß auch eine genauere Kenntniß des Persönlichen wünschenswerth wurde. Und so hat sich in fast allen Geschäftsbranchen eine gewisse Art von Unfallversicherung herausgebildet, die für eine Mark, bei einem Abonnement auf 500 Anfragen sogar für 460 Mark, Auskunft ertheilt. Absichtlich wird hier das Bild einer Unfallversicherung angewandt, wo die Versicherer doch ebenfalls an eigener Vorsicht nicht das Mindeste zu versäumen pflegen. Die Hypothekenbanken, Großkaufleute und Großindustriellen, die den eigentlichen Kundenstand für die Auskunftbureaux abgeben, fragen natürlich in den meisten Fällen zunächst bei ihren Geschäftsverbindungen an und benutzen dann jene Bureaux als eine so allgemeine Kontrole, daß sie fast regelmäßig bei den beiden großen Firmen im Abonnement sind. Nur durch einen Vergleich dieser beiden Bureau-Auskünfte gewinnen sie ein gewisses Vertrauen. Feinere Maßstäbe können aber solche Institute gar nicht anlegen. So wird z. B. ein Kaufmann

*) Von S. Adamski, Leipzig, bei Wilhelm Friedrich.

Digitized by Google

von einem zu Ermittelnden schreiben können, dieser gälte zwar als vermögend, aber da er nicht acceptire, so ließe sich auch sein Kredit nicht feststellen. Damit meint er keineswegs den ihm von Waarenhäusern gewährten Kredit, der ja für eingetragene Firmen heute nicht schwer zu haben ist, sondern, wie die Diskonteure Wechsel auf ihn kaufen würden. Also: so schwer wie das große Publikum ja anzunehmen scheint, fallen die Worte jener Unternehmer gar nicht ins Gewicht, vielmehr muß das große reguläre Geschäft seinem ganzen Wesen nach allen externen Auskundschaftsystemen unbefraglich gegenüber stehen. Sie sind eben nicht zu entbehren, heute wo z. B. der Schuhmacher bei einem Lädchen für 800 M. sein Leder gegen Wechsel von 200 und 300 M. einkauft und der Händler schließlich sein Portefeuille auch einmal dem Fabrikanten geben muß.

Der Hauptirrthum bezüglich der Auskunftbureaux scheint in dem Betonen der einzelnen Fälle und deren allerdings oft buntscheckigen Charakter zu liegen, während der überwiegende Theil der Anfragen ganz maschinell vor sich geht. Nur so sind auch Anfragen über Diskontogesellschaft, Rothschild 2c. zu verstehen, die zuweilen von ganz ernsten Häusern einlaufen. Und dann die weit reichenden Gebiete der Bodenkreditbanken! Hier die Hypotheken, dort in regelmäßigen Zwischenräumen die Erkundigungen über die Gläubiger. Hat doch schon jede größere Firma ein Auskunftbuch, in das alle Auskünfte sofort sorgfältig eingetragen werden, und falls zwischen der ersten und zweiten Benutzung eine längere Zeit verstrichen ist, so gilt eben die alte Auskunft als verroostet. Sehr viele Anfragen entstehen auch weniger aus dem Moment als aus einer gewissen Voraussicht; das Studium der remittirten oder gekauften Wechsel mit deren Aussteller und Indossenten reizen da sehr oft zum Nachforschen. Täuschungen bleiben natürlich nicht aus. Ein Kunde schreibt z. B. seinem Bezugshause, daß es ihm nicht möglich sein werde, das Accept bei Verfall einzulösen. Das Haus hat aber den Wechsel bereits der Bank gegeben, und um vor dieser nicht mit zweifelhaftem Anhang dazustehen, sendet es dem Acceptanten das Geld selbst zur Einlösung ein. Solche Scheintransaktionen werden aber geheim gehalten und gelangen gewiß nicht zur Kenntniß von außen Stehenden. Falls übrigens der so Gerettete das Geld anderweitig verwerthet, wäre Dies nach gerichtlichen Entscheidungen nicht einmal als Betrug oder Unterschlagung anzusehen.

Die theuersten Auskünfte vielleicht von 6 bis 15 Mark sind diejenigen, welche Qualität erfordern; — ob man sich mit Herrn X. Y. assoziiren könne, oder ob die Betheiligung bei irgend einem Unternehmen rathsam sei. Ganz selten kommen Anfragen über ein neues Fabrikat vor, wo in Folge eigener Unkosten dann die Vergütung auch bis zu 50 Mk. wächst. Da nun Viele der Billigkeit halber ein Abonnement vorziehen, so wird bei den großen Auskunftbureaux von 30,000—40,0 0 Abonnenten gesprochen; ein Wahn, der auch in dem vorhin erwähnten Buche umgeht. Wie kann man aber einen derartigen Begriff festlegen, wo gerade so gut auf 10 wie auf 500 Fälle innerhalb aller dazwischen liegenden Zahlen abonnirt werden kann. Es giebt auch Firmen, die auf 1000 Anfragen abonniren wollten, aber Das wäre doch zu billig geworden.

Einer der unbeliebtesten Zweige der Auskunftinstitute ist das Incasso. Es ist ganz sicher, daß man diese Zeit und Unkosten verschlingende Thätigkeit lieber aufgeben würde, wenn man sich nur den Kunden nach einmal ertheilter Auskunft so leicht entziehen könnte. Wechsel fallen hierbei natürlich ganz fort, aber desto stärker tritt jenes ganze Heer von anderen Forderungen auf,

Digitized by Google

die gewöhnlich keine sehr ordnungliebenden Menschen treffen. Da eine Cession an das betreffende Bureau kaum stattfindet, so wird so ein Feldzug mit mündlichen und schriftlichen Mahnungen eröffnet, deren Stil dann dem Gebildeten nicht allein auffstößt, sondern auch eine Art von Allgemeinhaß erregt. Zum Schluß erscheint dann oft der Advokat, der natürlich auch nichts mildert. Man muß hinzunehmen, daß die Inhaber der Agenturen an manchen Orten keineswegs „fein" dastehen, daß sie gewöhnlich schon etwas „erlebt" haben, bevor sie sich diesem im Ganzen unerquicklichen Geschäft widmen. Nicht geringe Antipathien rufen auch die jetzt immer zahlreicher werdenden Auskünfte bei Heirathangelegenheiten hervor. Man hätte leicht rathen, daß die Bureaux alle Fragen, die sich nicht ausschließlich auf die Kreditfähigkeit beziehen, streng zurückweisen sollten, wo doch das Persönliche in Geldsingen so lebhaft mitspricht. Wie oft hat z. B. ein Kaufmann das beste Geschäft und gebraucht doch offenkundig so viel, daß man ihm den Untergang vorhersagen kann.

Es ist dabei merkwürdig genug, daß kaum jemals eine Auskunft falsch genug gelautet hat, um die Gerichte zu Ungunsten der Auskunftbureaux entscheiden zu lassen. Zweierlei Geschädigte giebt es doch nur hier. Entweder die Empfänger der Auskunft oder die davon Betroffenen. Gegen die Empfängersichern sich die Bureaux einigermaßen durch einen Passus ihres Prospektes „Das Bureau garantirt jedoch in keiner Weise gegen die Möglichkeit eines Irrthums und übernimmt keine Verantwortlichkeit für entstehende Verluste". Gegen die Betroffenen, die doch erst die Quelle der schlechten Auskunft kennen müßten, durch folgenden Paragraphen: „Die gegebene Auskunft ist streng vertraulich und privatim und ausschließlich für den Gebrauch des Empfängers bestimmt. Sollte sie weiter verbreitet werden, so ist nur der Auftragende, nicht aber das Bureau oder dessen Agenten, für daraus entstehende Folgen verantwortlich". Wie ersichtlich, ist der Nachsatz etwas kühn und ein geschickter Advokat würde es nicht schwer finden, dieses ganze Gebäude von Diskretion einzustürzen. Die Bureaux erhalten die Briefe mit Anfragen als gewöhnliche Geschäftsbriefe, von Commishand geschrieben, kovirt, mit dem Zeichen des Buchhalters versehen; eben so wissen sie, daß ihre Antworten das Comptoir passiren und in das dort keineswegs verschlossene Auskunftbuch mit Datum und Absender eingetragen werden. Eine wörtliche Diskretion kann also das Auskunft-Bureau selbst gar nicht voraussetzen.

Wo sind denn aber die Schäden dieser Bureaux? Diese lassen sich generell gar nicht feststellen, allein bei einer so bienenartigen Thätigkeit, die einen Verlaß auf zahllose Zwischenhände bedingt, dürfte vieles Verletzende kaum ausbleiben. Nicht die direkten Recherchenre sind es, deren Thätigkeit hierbei am Meisten zum Nachdenken herausfordert, denn ihre Zahl ist in jeder Stadt nur klein und auch sorgfältig ausgewählt, allein sie gebrauchen wieder weitere Agenten und so beginnt oft ein recht zweifelhaftes Gebiet. Deshalb können auch Feindseligkeiten gegen Auskunftbureaux nur nützen. Ob diese gut oder schlecht geleitet werden, jedenfalls besitzen sie eine diskretionäre Gewalt und je mehr auf ihre Thätigkeit das Licht der Oeffentlichkeit fällt, desto stärker durchdringt auch das Verantwortlichkeitgefühl alle Glieder dieser nicht zu verachtenden Mächte. Broschüren thun es da freilich weniger als eine regelmäßige Beaufsichtigung durch die Presse.

Pluto.

Digitized by Google

Notizbuch.

Wenn man jetzt die dem Freisinn oder dem Centrum dienstbaren Zeitungen liest, dann könnte man meinen, alle Tage passirten bei uns die entsetzlichsten Dinge und trotzdem seien noch entsetzlichere für morgen oder übermorgen zu erwarten. Die finsterste Reaktion zieht herauf, ruhmreichen Ministern wird von einem schwarzen Manne die seidene Schnur überreicht, dem Wahlrecht und der Verfassung drohen schlimme Gefahren und so völlig ist schon das Deutsche Reich der Willkürherrschaft ausgeliefert, daß für die höchsten Aemter keine Verwalter mehr zu finden sind. Dieser fürchterliche Zustand dauert nun bereits drei Wochen, denn er hat natürlich mit dem Tage begonnen, an dem uns der große Leo, für die Herren Lieber und Rickert der Vierzehnte seines Vornamens, grausam entrissen wurde. Bis dahin war Alles vortrefflich, viel vortrefflicher als jemals vorher: das Reich mehrte sich an Wohlstand und Ansehen, hell herrschte überall ritterliche Gerechtigkeit und nur Bismarcknarren oder Stipendiaten der Schönhauser Stiftung konnten noch immer die Welt mit der Erinnerung an die Vorgänge langweilen, die ihren Heros, dem Reiche zum Heil, endlich beseitigt hatten. Wie mit einem Zauberschlage hat das Bild sich verändert, seit sich über dem großen Grafen Caprivi rasch die Versenkung schloß, und heute dämmert den Klügsten unter den Posaunisten von gestern schon die Erkenntniß, daß wir in der schweren Krisis, die in den ersten Monaten des Jahres 1890 begann und die ihr Ende auch jetzt noch lange nicht erreicht hat, nur um eine kurze Etappe weiter gekommen sind. Wie weit? Das kann vorläufig noch Niemand genau unterscheiden und das getroste Vertrauen auf die neuen Männer ist deshalb eben so albern wie das Klagegeheul, das den Geschiedenen folgt. Den unermeßlichen Caprivi sollte man endlich der wohlverdienten Ruhe überlassen; der deutsche Kegelklub in Montreux hat ihn, wie man im Depeschentheil des Berliner Tageblattes lesen konnte, zu einer Ehrenpartie eingeladen und diese Auszeichnung wird dem letzten Gentleman der Freisinnigen Vereinigung jeder Patriot gern gönnen. Wer ist sonst noch gegangen? Graf Botho Eulenburg, der sich als Ministerpräsident taktvoll und klug zurückgehalten hatte und dem man schwer den ungeheuerlichen Plan eines Verfassungbruches zutrauen kann, mit dem die Caprivisten uns ängstigen wollten. Herr von Heyden-Cadow, dessen schöpferische Kraft man ganz nur zu schätzen weiß, wenn man seine Reden in der Agrarkommission gelesen hat, und dessen Rücktritt außer seinen Untergebenen wohl Niemand bedauert; er war ein guter, beleibter Herr, der seinen Dienern beim Scheiden einträgliche Stellungen besorgte und leider nur nicht Zeit fand, auch für die preußische Landwirthschaft Etwas zu thun. Herr Goering, auch ein liebenswürdiger Mann, den, nachdem er unter Bismarck vor jeder aufreibenden Thätigkeit ängstlich bewahrt worden war, ein Schulfreund zum Chef der Reichskanzlei machte und den ein anderer Schulfreund nun, Herr Alexander Meyer, als inamovibel bezeichnen möchte. Endlich Herr von Schelling, der die Gelegenheit zum Verschwinden recht lange versäumt hat und der nun wenigstens die Anfrage über das tragische Schicksal des Landgerichtsdirektors Schmidt nicht mehr zu beantworten hat. Diesen Männern braucht das Vaterland keine Thräne nachzuweinen; sie sind sämmtlich sehr leicht zu ersetzen und es wäre nur wünschenswerth, wenn ihnen, damit doch das halbe Dutzend voll werde, wenigstens noch Herr Bosse sich anschlösse, dessen widerspruchsvolle Behandlung

Digitized by Google

der Polen eben so traurig wirkte wie seine Stellung zu künstlerischen Entscheidungen. Von den Ersatzmännern kennt man bisher nur die Namen und die politische Vergangenheit; da wird uns erzählt, daß Herr von Koeller, der neue Minister des Innern, ein reaktionärer Junker ist, daß Herrn von Schelling beinahe Herr Tessendorff beerbt hätte, der einst den glorreichen Märtyrer Harry Arnim verfolgte und später den noch immer urkomischen Samarow-Geffcken nicht schonte, und daß ins Landwirthschaftministerium gar — man denke! — ein leibhaftiger Agrarier eingezogen ist, Herr von Hammerstein-Loxten, und nicht der Rübenbauer Rickert oder der humane Bänker Bamberger. Wer aus Alledem nicht erkennt, daß wir von der pechschwärzesten Reaktion bedroht sind, — Der mag verdammt sein, das freisinnige Parteiprogramm auswendig zu lernen. Für eine ernsthafte Betrachtung fallen alle diese schönen und gruseligen Geschichten nicht ins Gewicht. Durch die Ministerien und Reichsämter weht seit einiger Zeit ein seltsamer Wind, der die bewährtesten Charaktere sehr rasch verändert und die sichersten Hoffnungen zunichte macht. Wer hätte geahnt, daß ein preußischer General in einer Lebensfrage der Armee plötzlich seine Ueberzeugung wechseln und sich durch seine so zu sagen politische Thätigkeit schließlich bei der Sozialdemokratie Ruhm erwerben würde? Herr Marschall von Bieberstein hat früher mit seinem Freunde Buol in Süddeutschland für die Schutzzollpolitik eifrig Propaganda gemacht und ist im Amt dann der Dalailama aller Freihändler geworden. Herr von Heyden war ein ostelbischer Agrarier, wie er im Buche steht, bis er Minister wurde und mans anders las. Und Herr von Boetticher hat alle erdenklichen Kurse mit der gleichen jovialen Frühstücksbereitsamkeit vertheidigt. Die Holzpapierprophezeiungen über neue Männer haben sich niemals bestätigt, beim Grafen Eulenburg, der als ein mild Liberaler begrüßt wurde, so wenig wie beim Grafen Posadowsky, der eine Null sein sollte und ein willfähriges Werkzeug in der Hexenmeisterhand des doppelt destillirten Johannes Miquel. Es kommt immer anders, — und wir müssen geduldig abwarten, wie es diesmal kommt. Das neue preußische Ministerium sieht, mit einem Bayern, einem Badenser und einem Welfen, freilich bunt genug aus, und wenn erst die große Aktion gegen den Umsturz beginnt, dann wird Herr Bebel gewiß als Zeugen die Umstürzler a. D. am Ministertisch aufrufen, von denen der Eine Bauernaufstände organisiren wollte und mit Marx in lebhaftem Briefwechsel stand, während der Andere für den Welfenstaat und gegen das Deutsche Reich seine Stimme abgab, und die Beide doch nun Excellenzen sind. Ob es gerade klug war, einen Mann, der gegen die Reichsverfassung gestimmt hat, mag er sonst noch so vortrefflich sein, ins Ministerium zu berufen, darüber werden die Ansichten auseinander gehen und auch darüber kann man streiten, ob es ein Zeichen von besonderer Geschicklichkeit ist, wenn die Thatsache gleich publici juris wird, daß so und so viele Leute die ihnen angebotenen Ministerportefeuilles abgelehnt haben. Aber mit Klugheit und Geschicklichkeit sind wir ja nicht verwöhnt und es liegt kein Grund vor, an eine Verschlimmerung der Zustände innerhalb der Regirung zu glauben. Die Unsicherheit und die Krisis dauern fort, aber die Traditionen, die heute schnell geopfert werden, sind nur vier Jahre alt und an Ruhm nicht gerade reich und nur die Behauptung, daß Herr von Lucanus jetzt die delikaten Missionen übernimmt, die eigentlich dem Ministerpräsidenten vorbehalten bleiben sollten, deutet auf die näher rückende Gefahr einer Kabinetsregirung. Das bemerken die Wehklagenden und die Jubelnden nicht; und die Braven, die, unter Wahrung des äußeren Anstandes

Digitized by Google

— denn innere Ueberzeugungen haben sie nicht —, schon lange gern wieder bei einem wirklichen Kanzler im Offiziösendienst stehen möchten, verbreiten dafür geschäftig die Kunde, Fürst Hohenlohe werde nächstens den Fürsten Bismarck besuchen und überhaupt den Rath des Fortgeschickten „nicht unverwerthet lassen". Es wäre sehr erfreulich, wenn der neue Kanzler jetzt das so lange bezähmte Bedürfniß spürte, seinen früheren Vorgesetzten, der an Leistungfähigkeit heute noch gegen ihn ein Mann in den besten Jahren ist, wiederzusehen; dabei aber würde es sich doch immer nur um eine Privatangelegenheit der beiden Herren handeln, die für die Oeffentlichkeit ohne jede Bedeutung ist. Fürst Bismarck ist nicht im Amt, also ist er für kein künftiges Geschehen und Unterlassen verantwortlich und der Wunsch, um jeden Preis wieder die Hand im unkontrolirbaren Spiele zu haben, wird ihn schwerlich verlocken. Hoffentlich regirt Fürst Hohenlohe so gut, daß auch Bismarck seine Freude daran hat; der Versuch aber, den Schöpfer des Reiches mit der geheimen Prokura für die noch unerprobte Firma Hohenlohe zu bebürden, spricht nicht gerade für die hohe Erleuchtung der dem Kurse dienstbaren Intelligenzen, den vorsichtige Leute weislich den neueren nennen, weil man sich heutzutage immer noch einen Superlativ aufsparen muß.

* * *

Der erste Band des Bismarck-Jahrbuches ist erschienen. Das Werk soll bisher unveröffentlichte Briefe, Jugendarbeiten, Erlasse und Denkschriften des Fürsten Bismarck in authentischen Texten feststellen, Beiträge zur Biographie des alten Kanzlers bringen, die verschiedenen Phasen seines Wirkens und Werdens kritisch beleuchten, ein Echo des Jubels und auch des Hasses, den er erweckte, den später Geborenen vermitteln und so das Fundament für das Denkmal legen helfen, das jenseits von jeder politischen Parteiung sich einst für den Einzigen erheben wird. Der Herausgeber ist Herr Dr. Horst Kohl, dem wir die bei Cotta erschienene klassische Ausgabe der Reden Bismarcks zu danken haben, und schon diese Thatsache allein bürgte dafür, daß eine saubere und reinliche Arbeit zu erwarten war. Diese liebenswürdige, empfangende und doch selbständige Natur ist für solche Aufgaben, die einige Entsagung und Entpersönlichung fordern, ganz besonders geschaffen, und man könnte den ersten Band seines Werkes, der eine Fülle werthvoller Materialien enthält, ohne Einwand loben, wenn in diese Fülle sich nicht hier und da auch Manches verirrt hätte, das den Sammler verlocken mochte, das aber dem Leser entbehrlich scheint. Der Held des Werkes war selbst dem Unternehmen anfangs nicht sonderlich geneigt; er meinte, man würde es ihm zur Last legen, wenn bei Lebzeiten schon an seinem Denkmal gearbeitet würde, und ihn mit der Verantwortlichkeit für Alles bepacken, was er doch nicht hindern und nicht immer beaufsichtigen könne. Der sichere Takt des Herausgebers, der für sein Werk ganz allein einsteht, hat diese Besorgniß inzwischen wohl zerstreut. Den Politiker wird gerade jetzt am Meisten vielleicht die kleine Denkschrift Bismarcks über die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland interessiren, in der berichtet wird, das im August 1879, also noch unter Alexander dem Zweiten, „die französische Regirung von russischer Seite über ihre Geneigtheit zu gemeinsamer antideutscher Politik sondirt worden war", aber ablehnend geantwortet hatte, und in der als die markantesten Vertreter einer Politik der Unfreundlichkeiten gegen Deutschland die Herren Milutin und Ignatieff bezeichnet werden, — die ersten Staatsmänner, die der neue Zar jetzt eines Empfanges gewürdigt hat.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 24. November 1894.

Der neue Auguſtin.

Von Tagaſte zog einſt, anderthalb Jahrtauſende ſind ſchon ſeitdem verſtrichen, ein Jüngling nach Karthago, Studirens halber. Er lauſchte wohl eifrig den Lehren der Beredſamkeit, aber er ſah ſich auch neugierig in der fremden Welt um, die aus den Trümmern der Stadt Eliſſas erſtanden war, und ſeine ſiebenzehnjährige Hitze entzündete ſich an den nachglimmenden Reſten der puniſchen Wolluſt. Das gab einen kurzen Brand, in dem das Fieber der Pubertät ſich eilig austobte; dann kam der Ekel und ſtillte die Sinne und ſchuf, nach allzu groben Genüſſen, dem jungen Studenten zugleich ein neues Begehren: den Durſt nach überſinnlicher Labung. Haſtig ſuchte der Geneſende an den verſchiedenſten Quellen Erquickung, reihte ſich in die Schaar der Schüler des Manes ein und ſchlüpfte, als ihm in der engen Askeſe der Athem verging, in den luftigeren Bau der Neoplatoniker. Aber auch da hielt ers nicht lange aus und fand erſt Ruhe, als in Mailand, wo er die Jugend Rhetorik lehren wollte, ihm der Biſchof Ambroſius die Herrlichkeiten des Chriſtenglaubens erſchloß. Von der Zeit an ward der dreiunddreißigjährige Aurelius Auguſtinus ein ſtrenger Jeſusbekenner, er zog vor der Weltluſt faſt noch ſcheuer als die Manichäer ſich zurück, deren Gemeinſchaft er früher entflohen war, und ſo groß wurde, ohne daß er bis dahin eigentlich ſchöpferiſch hervorgetreten war, bald ſein Anſehen, daß er dem Ruf zur Leitung der jungen Kirche ſich nicht verſagen konnte. Mit dem leidenſchaftlichen Eifer des Konvertiten und mit der nimmer raſtenden Inbrunſt des aufrichtig Gläubigen beſtritt er die Ketzer und die Sektirer, ſcheute

Digitized by Google

— getreu seinem Wort: ubi scandalum est veritas, ibi scandalum iam fit, sed veritas modo dicitur — selbst vor dem Gassenlärm nicht zimperlich zurück und erwarb von Afrika aus der römischen Kirche die Herrschaft über die abendländische Welt. Dafür wird er heute noch als ein Heiliger verehrt und selbst der starke Bekämpfer Roms, Martin Luther, konnte an den Konfessionen des Gerechten aus der Dämmerung sich in die Klarheit tasten.

Die Kirchenväter sind ausgestorben, die Wortspaltereien, die, als ein matter Nachklang des derben Pfaffengezänkes einer kräftigeren Zeit, sich an das Apostolikum oder an die neue Agende knüpfen, regen weder Gläubige noch Ungläubige ernstlich auf und die Erinnerung an Augustinus, der das in Nicaea begonnene Werk so rüstig zu Ende führte, wird eigentlich nur dann noch geweckt, wenn in Reden und Schriften ein besonders greller Gegensatz zwischen dem mahnenden Ruf zu christlicher Gesinnung und dem Geist des unverfälschten Christenthums sich unserem Blick enthüllt. Aber ein neuer Glaube ist aufgekommen, der den tiefen Pessimismus der Christenlehre durch ein leichtherziges Vertrauen auf die Vortrefflichkeit des Herrn der Schöpfung ersetzen will, der schwere Entsagungopfer nicht heischt und rasch deshalb die Massen gewinnt, — und es ist interessant, zu beobachten, wie in diesem neuen Glauben sich die Streitigkeiten und Dogmenfehden des alten wiederholen. Zwei Unterschiede, sehr wichtige, trennen die beiden Heilslehren: die nazarenische Weltanschauung mißtraute dem Menschen, dessen böse Naturanlage sie durch strenge Seelendiät erst läutern wollte und von dem sie sehr harte Selbstkasteiung und straffe Gewissensdisziplin forderte, ehe er aus den Mängeln der Zeitlichkeit in ein Paradiesesglück hineinwachsen konnte; der moderne Kommunismus fordert von seinen Bekennern gar nichts, er hält sie, in ruchlosem Optimismus, für edel, hilfreich und gut und verkündet in Zungen die Botschaft, nur das Privateigenthum brauche man, sammt seiner versklavenden Wirkung, abzuschaffen, und gleich würden die Affensprossen dann wie Brüder unter einander sich lieben und hienieden schon der Paradiesesseligkeit theilhaftig werden. Diesen Unterschieden stehen auffälligere Aehnlichkeiten gegenüber, in der Märtyrerepoche unter den Nero und Diokletian und Galerius wie in den Kindheittagen der Orthodoxie. So lange das offene Bekenntniß zum Christenthum und zur Sozialdemokratie als ein Beweis gemein-

Digitized by Google

gefährlicher Bestrebungen oder — gebildeter — subversiver Tendenzen betrachtet wurde, schuf der Druck den Zusammenschluß und die Sektirer brauchten nicht äußerliche Zwangsmittel, um die Gläubigen eng an einander zu gliedern; später erst, als Konstantin sich bekehrt hatte und das Sozialistengesetz aufgegeben war, mußte ein starres Dogma geschaffen werden, mit Sakramenten, Reliquiendienst und Heiligenverehrung, da erst war für das Konzil von Nicaea und für den Erfurter Parteitag die Zeit erfüllt und die Herrschaft der Kirchenväter konnte begründet werden. Man übersieht immer noch das mystische Element, den religiösen Charakter der sozialdemokratischen Bewegung. Niemand findet es heute noch wunderbar, daß Augustinus mit harter Hand die Arianer, die Donatisten und Pelagianer zu Boden zwang; überall aber regt sich die Verwunderung und der Spott, weil Herr Bebel nun für die Orthodoxie, die er bekennt, blinde Anbetung fordert und weil er mit rauhem Wort gegen die Ketzer tobt, die in sein luftloses Dogmengebäude sich nicht einzwängen wollen.

Herr August Bebel hat ein Bischen das Schicksal seines großen Namensvetters getheilt. Er war, als er vom Rhein ins Sachsenland kam, durchaus kein unversöhnlicher Feind der kapitalistischen Gesellschaft und es soll eine Zeit gegeben haben, wo er an die Lehre des Herrn Schulze aus Delitzsch, des ökonomischen Julians, ganz innig glaubte. Sein Heiliger Ambrosius wurde Karl Marx; aus dessen Händen empfing er die Taufe und er hat sich seitdem mit Konvertiteneifer bemüht, die Lehre des Meisters von Flecken und Anfechtung rein zu erhalten. Auch er wurde, ohne daß er bis dahin eigentlich schöpferisch hervorgetreten war, zur Leitung einer um ihr Lebensrecht streitenden Kirche berufen; aber er hat, im Gegensatz zu dem christlichen Vorfahren, auch später die Schöpferkraft in sich nicht entdeckt. Er ist, da eine dreißigjährige Routine einem stürmenden Temperament die Kniffe und Pfiffe volksthümlicher Rhetorik anerzog, ein ausgezeichneter Redner geworden und er hat ein populäres Buch geschrieben, das auf den ersten Blick blendet, bei näherer Bekanntschaft aber als eine geschickte und wirksame Kompilation aus älteren Werken sich erweist. Einen neuen Gedanken hat er nicht gebracht, so oft er sich auch zu mausern versuchte; nur den alten Gedanken, die Andere vor ihm gehabt hatten, wollte er unbedingten Glauben erzwingen und Das gelang ihm recht lange, weil er ehrlich überzeugt

Digitized by Google

war und in seinem Empfinden begrenzt genug, um fanatisch zu sein, und weil er die Wankenden immer wieder auf die siebenundfünfzig Monate verweisen konnte, die er, als ein Märtyrer des Dogmas, im Gefängniß verseufzt hatte. Obs ihm noch weiter gelingen wird? Er hat nicht mehr mit den kleinen Leuten zu thun, den Werner und Wildberger, deren unklares Schwärmergefühl in der Masse nur schwächlichen Wiederhall findet, sondern mit einer starken, lebendigen und Lebendiges fesselnden Persönlichkeit. Herr von Vollmar ist für Bebel der Feind, seit er in Erfurt gesagt hat: „Die Darstellung, daß die große Weltwende unmittelbar bevorsteht, ist ein Phantom, ein verlockendes Irrlicht. Der Optimismus eines verzückten Gläubigen, eines Ekstatikers, gehört dazu, an den alsbaldigen Sieg zu glauben". Herr Bebel glaubt, mit dem alten Herrn Engels, an dieses Phantom und darin wurzelt der Zwist, der in Volksversammlungen und Zeitungartikeln jetzt ausgewettert wird und den verständige Menschen nicht mit Hohn, sondern mit ernstester Theilnahme begleiten sollten. Wenn Herr Bebel diesmal unterliegt, dann reißt er das Dogma mit in sein Grab; aber es sieht nicht so aus, als sollte er unterliegen, denn auf dem gefährlichsten Terrain wird ja wieder einmal ein Versuch mit der Politik der Abwechselungen gemacht und die Kirchenväter werden Ruhe haben, sobald es, unter neuen Polizeigesetzen, erst wieder neue Märtyrer giebt.

Aurelius Augustinus blieb sich selbst getreu; er schrieb, als über die Pelagianer zwei Konzile und der Apostolische Stuhl befunden hatten, in die Epistel an seine Gemeinde das berühmte Wort: causa finita est, und Pelagius und Coelestinus waren für ihn damit abgethan. Der neue Augustin ist nicht so demüthigen Sinnes; das Frankfurter Konzil hat die Genossen Vollmar und Grillenberger nicht exkommunizirt, — aber der Kirchenvater des Kommunismus mag sich diesen Beschlüssen nicht fügen. Vielleicht stammt diese ungeberdige Nervosität aus dem Gewissen, das die ersten Christen doch sehr viel straffer als die Sozialisten disziplinirt hatten. Aurelius konnte sich ruhig schlafen legen, denn er hatte keinem Menschen die kurze Spanne des irdischen Lebens vergällt; Herr August Bebel aber mag in schlaflosen Nächten wohl manchmal der Frage nachgrübeln, was dem völlig von jeder Tröstung entblößten und mit herrlichen Hoffnungen nur aufgepäppelten Erdenbewohner am Ende denn übrig bleibt, wenn unter dem stolzen Dogmengebäude jetzt die Grundmauern gelockert werden.

Digitized by Google

Die Philosophie der Geschichte.

Jeder physikalische Vorgang auf der Erde hat seine Ursachenkette; wenn wir aber diese zahllosen Ursachenketten weit genug zurückverfolgen, so vereinigen sich alle im gleichen Punkt: die Grundursache aller irdischen Veränderungen ist die Sonnenwärme. Ohne sie wäre die Erde unveränderlich, erstarrt, tot.

Was in der Physik die Sonne, Das ist in der Geschichte der Geist. Alle geschichtlichen Vorgänge, wenn weit genug zurückverfolgt, weisen auf eine geistige Vorstellung als Grundursache hin, die, im Bewußtsein der Menschen zur Herrschaft gekommen, den Verlauf der Ereignisse bestimmt hat. Die Geschichte ist Phänomenologie des Geistes. Darum ist sie erst verstanden worden, als man einzusehen begann, daß sie wesentlich Kulturgeschichte ist Das ist so lange noch nicht her. Voltaire, als er 1763 an seinen Freund d'Argental schrieb: „J'écris l'histoire de l'esprit humain, et non une gazette", war einer der Ersten, der diese Einsicht anbahnte. In seinem „Essai sur les moeurs" hat er den Zusammenhang zwischen den jeweiligen Kulturformen und den herrschenden Ideen als deren Grundursachen ausgeführt. Dieser Zusammenhang ist ein nothwendiger in der Weise, daß bestimmten Ideen bestimmte Kulturformen entsprechen, daß ferner nicht blos für die Lichtseiten einer Kultur, sondern auch für ihre Schattenseiten bestimmte Ideen verantwortlich sind. Wer nur Regententafeln und die Jahreszahlen von Schlachten kennt, ist noch kein Historiker; nur der Kulturhistoriker treibt die Geschichte wissenschaftlich. Nur so verstanden ist die Geschichte auch eine Lehrmeisterin, und sie könnte für die Menschheit das Selbe leisten, was Bewußtsein und Erinnerung für den einzelnen Menschen leisten. In der That freilich sind wir schlechte Schüler. Der Verlauf der Gegenwart beweist meistens nur, daß die Menschheit aus ihrer Vergangenheit nichts gelernt hat. Eingebildet auf die Vorzüge ihrer Zeit, sind die Menschen oft blind für deren Fehler, und weil der erste Schritt zur Besserung immer die Erkenntniß ist, daß man der Besserung bedürftig sei, wachsen beim Mangel dieser Selbsterkenntniß unsere geschichtlichen Fehler oft bis ins Extrem an, bevor sie als Uebel erkannt und bekämpft werden, — zu spät oft, um die Kulturform zu retten.

In dem zu Ende gehenden Jahrhundert hat die Menschheit in mehrfacher Hinsicht eine bisher noch nie erreichte Kulturhöhe gewonnen und auch die Anzahl der daran Betheiligten ist heute größer als je. Bildung ist nicht mehr Kastensache; es besteht vielmehr die Absicht, das ganze Volk als möglichst homogene Masse zu heben. Ueber diesen erfreulichen Erscheinungen dürfen wir aber nicht vergessen, daß auch unsere Kultur große

Digitized by Google

und tiefe Schatten hat. Eine Gesellschaft, welche die Nervosität die Krankheit des Jahrhunderts nennt, die ferner eine erhebliche Zunahme von Vergehen und Verbrechen aufweist und in der Irrsinn und Selbstmord in größerem Betrage anwachsen, als nach der bloßen Bevölkerungzunahme zu erwarten stünde, — eine solche Gesellschaft ist nicht gesund. Weder körperlich noch geistig. Wie nun die Geschichte immer in materialisirten Ideen besteht und die Kulturform nur der äußere Ausdruck für die zur Herrschaft gelangten Vorstellungen als innerlich treibenden Kräften ist, so ließe sich noch weiter ausführen, daß eine Kultur immer nur Lichtseiten zeigt, soweit richtige Ideen zur Herrschaft gelangt sind, daß dagegen alle Schattenseiten auf irrthümlichen, unwahren Vorstellungen beruhen. Mit anderen Worten: wie das Wahre und Gute immer verbunden ist, so auch das Unwahre und Schlechte. Soll also eine Gesellschaft gebessert werden, so müssen die herrschenden Vorstellungen, nach denen sie lebt, berichtigt werden. Die Kur hat beim Kopf zu beginnen; denn selbst die Moral kann sich nur entwickeln auf der richtigen intellektuellen Grundlage, weil sie nicht nur gepredigt, sondern begründet werden muß. Erst wenn wir die Stellung des Menschen in der Natur begreifen, erst wenn der Mensch das Bewußtsein hat, wer er ist, kann er so sein, wie er sein soll.

Darum ist eine der wichtigsten Ideen und eine von denen, die den größten Einfluß auf die Kultur ausübten, jedenfalls die über die Philosophie der Geschichte selbst. Man kann es ganz allgemein sagen, daß eine Kultur zur Blüthe gelangt, wenn die Menschen eine richtige Auffassung der Philosophie der Geschichte besitzen, und daß der Auflösungprozeß beginnt, wenn sie aufhören, sich als Glieder des Ganzen zu fühlen, und das Bewußtsein verlieren, daß ihnen eine Aufgabe gestellt ist, — d. h. also, wenn sie über die Philosophie der Geschichte falsch denken. Gesellschaftliche Zustände müssen höchst verschieden ausfallen, je nachdem in den Menschen die Besonnenheit besteht oder nicht, nach einem Zweck der Welt und des Daseins zu fragen, je nachdem sie vom Anblick der Natur und vom Verlaufe der Menschengeschichte philosophisch erregt werden oder ohne alle metaphysischen Bedürfnisse dahinleben; und wiederum werden die Zustände höchst verschieden sein, je nachdem die Menschen der Welt und dem Leben diesen oder jenen Zweck unterlegen zu müssen meinen.

Darüber läßt sich nun höchst verschieden denken; Das beweisen die zahlreichen religiösen und philosophischen Systeme. Sie sind so zahlreich und immer wechselnd, daß die Menschheit dann und wann die Flinte ins Korn wirft und der Systemlosigkeit huldigt. Wer aber diese verschiedenen Ideen zur Versöhnung bringen will, muß zunächst nach einem Punkt suchen, der allen Weltanschauungen gemeinsam ist. Ein solcher Punkt ist in

Digitized by Google

dem Begriff der Entwickelung gegeben. Es ist allgemein anerkannt, daß die Natur in einem beständigen Entwickelungprozeß begriffen ist. Die Grundlinien dieses Prozesses sind von der Wissenschaft entworfen. Wir finden die Entwickelung astronomisch gegeben, geologisch, biologisch und endlich geschichtlich. Sogar Das ist allgemein zugestanden, daß diese Entwickelung, soweit wir sie zu überblicken vermögen, eine Höherentwickelung ist, daß sie von chaotischen Zuständen ausgeht, aber durch den Ausgleich der Kräfte ein Gleichgewichtszustand erreicht wird, und zwar ein beweglicher Gleichgewichtszustand, weil immer wieder Störungen eintreten, die es auszugleichen und von denen es eine höhere Stufe zu erreichen gilt. Die Höherentwickelung ist also der rothe Faden, der sich durch den Naturprozeß schlingt.

Damit ist aber allerdings die Lösung des Räthsels noch nicht gegeben. Es fragt sich nämlich, wozu diese Entwickelung da ist und wohin sie führt. Schon für die Beantwortung dieser nächsten Frage läßt sich als allgemein anerkannt nur ein bedingter Satz aufstellen: wenn in dem Naturprozeß ein Zweck liegen sollte, so erhalten wir den relativ besten Aufschluß darüber durch die der Zeit nach letzten Produkte der Entwickelung. Diese sind zugleich die relativ höchsten, weil wir es ja mit einer Höherentwickelung zu thun haben. Freilich ist unser Blick dabei au die verschwindend kleine Erde eingeschränkt; aber von dieser können wir sagen: wenn der Naturprozeß auf ein Ziel sich hinbewegen sollte, so ist die Erscheinung des irdischen Lebens ein Durchgangspunkt zu diesem Ziele und liegt diesem relativ am Nächsten, mag auch das Ziel noch so weit sein. Insofern ist der Weltzweck Lebenszweck. Wie der Zweck eines Hauses erst dann erkannt wird, wenn wir es in Bezug auf die Bewohner darin betrachten, so liegt auch die Bedeutung eines Gestirns nicht in seiner toten Masse, sondern darin, daß es der Schauplatz eines Lebens geworden ist.

Das letzte Glied der Höherenentwickelung ist also das menschliche Leben. Damit stimmen die Weltanschauungen überein. Aber schon beim nächsten Schritt beginnen die Unterschiede der Meinungen. Ist diese Höherentwickelung planvoll oder nur das Resultat blinder Naturkräfte, also eigentlich bloße Veränderung? Die Astronomie hat schon viel Scharfsinn darauf verwendet, um zu beweisen, wie zweckmäßig das Sonnensystem, das doch aus diffusen Nebelmassen entstand, gegliedert ist. Diese Entwickelung scheint also allerdings planvoll zu geschehen. Aber die Astronomie weiß auch, daß das ungehemmte Walten eben jener Naturgesetze, die diese Vollkommenheit erzielt haben, auch die Auflösung des Systems herbeiführen muß. Wenn aber, was entsteht, nur werth ist, daß es zu Grunde gehe, dann entschwindet, wenigstens optisch für uns, wieder der Naturzweck, den wir bereits gefunden zu haben glaubten.

Digitized by Google

Doch betrachten wir das Leben und hören wir darüber den Historiker. Hat die geschichtliche Höherentwickelung überhaupt einen Zweck, so muß er in der Kultur liegen; denn diese bringt den Menschen zu den höchsten ihm möglichen Funktionen: Genialität und Moral. Das scheint nun sehr planvoll zu sein. Der Einwurf, daß alle erreichten Kulturformen bisher wieder zu Grunde gingen, ist nicht stichhaltig, weil immer wieder sich Erben fanden, welche die werthvollen Bestandtheile der zerstörten Kultur erhielten, darauf weiter bauten und ein neues Kulturgebilde formten. Das also wäre der Zweck der Geschichte. Aber auch dieser Zweck verschwindet uns optisch, wenn wir weiter hinausblicken. Wir wissen, daß die polaren Schneegrenzen unseres Planeten langsam, aber unaufhaltsam, gegen den Aequator vorrücken, daß also die Erde schließlich so unbewohnbar sein wird wie es die beiden Pole bereits sind. Mögen also in der Geschichte noch so viele Kulturen aufeinanderfolgen und mögen sie auch noch eine schwindelnde Höhe erreichen —: am Schlusse des Prozesses fehlt doch der Erbe. Einen Zweck des Lebensprozesses vermag also der Historiker eben so wenig zu beweisen wie der Astronom einen Zweck des Weltprozesses. Ein scheinbarer Zweck flackert zwar, gleich einer Flamme, auf, die aber wieder erlischt.

Wir können das Leben und die Geschichte noch von einem anderen Standpunkte aus betrachten. Bisher haben wir die Menschheit als Ganzes betrachtet und als Zweck der Geschichte — nichts gefunden. Es steht uns aber frei, versuchsweise den Accent auf die Einzelnmenschen zu verlegen. Es wäre denkbar, daß die Biographie, nicht die Geschichte, der Zweck des Lebens wäre. Moral, Bildung, Glück sind die dem menschlichen Dasein erreichbaren Dinge. Was erreichen wir davon? Optimisten und Pessimisten gerathen hier an einander; aber in diesem Streit muß der Pessimist Sieger bleiben, weil er dem Optimisten Alles zugestehen kann, was dieser vorbringt, aber durch den einzigen Hinweis auf die Thatsache des Todes das Recht wieder auf seine Seite bringt. Mag das Leben noch so lebenswerth sein oder in Zukunft noch gestaltet werden können, mögen wir es noch so gut benutzen für unsere moralische und intellektuelle Entwickelung —: auch der biographische Zweck der Geschichte verschwindet uns optisch, wenn das ganze Treiben doch nur darin besteht, daß Wiegen und Särge an einander stoßen. Sogar Das läßt sich sagen: Je lebenswerther das Leben ist und je besser es benützt wurde, desto schreiender ist der Widerspruch mit der Thatsache des Todes, desto unvernünftiger ist also das Leben. Es fehlt eben auch in der Biographie der Erbe unserer Errungenschaften, genau wie in der Geschichte.

Der Astronom also, der Biologe und der Historiker, sie Alle vermögen die Natur nur als eine Penelope darzustellen, die nächtlich das Werk ihrer

Digitized by Google

Tagesarbeit immer wieder auflöst. Nur ein beständiger Anlauf zu einem scheinbaren Zweck läßt sich erkennen, der aber nie erreicht wird. Ein Schriftsteller, der beständig Manuskripte anfertigen würde, die er dann in den Ofen schiebt, handelt sicherlich nicht zweckvoll; denn entweder sind diese Manuskripte schlecht, dann hätte er das Schreiben unterlassen sollen; oder sie sind gut, dann sollte er das Verbrennen unterlassen. Unvernünftig ist er in beiden Fällen.

Allen bisherigen Erwägungen lag nun die Voraussetzung zu Grunde daß die sinnlich materielle Welt das einzig Reale sei. Ein Weltzweck ließ sich dabei nicht entdecken, vielmehr ergab sich die Unvernunft des Daseins. Bei dieser Ansicht muß der Materialismus einmünden, wenn er logisch bleibt. Es ist daher lediglich Flunkerei, wenn er über die Pracht der Natur schwärmt oder über den unaufhaltsamen Fortschritt des Menschen, — Dinge, die ja doch nur zum Untergang bestimmt sind. An diesem Endresultat gemessen, erscheint vielmehr Alles um so unvernünftiger, je mehr es, aus dem Zusammenhang des Ganzen herausgehoben und isolirt betrachtet, den Schein der Vernunft uns erwecken will.

Aber gegen diese Anschauung hat sich die Menschheit von jeher gesträubt. Sie hat sich nie entschließen können, den Materialismus als definitive Weltanschauung anzuerkennen; denn sobald und so oft dieser Miene macht, zur herrschenden Ansicht zu werden, macht sich auch das Gesetz geltend, daß die herrschenden Ideen unsere Kulturform bestimmen, und so sieht sich eine materialistische Gesellschaft immer vor die Alternative gestellt, entweder an ihren materialistischen Ideen zu Grunde zu gehen oder ihre Weltanschauung gründlich umzugestalten, um eine andere Kulturform zu gewinnen. Es bedarf keiner näheren Ausführung, daß auch unsere Gesellschaft vor einem solchen Wendepunkt steht. Es ist bereits eingetroffen, was Schopenhauer prophezeit hat, daß der Materialismus uns zum Bestialismus führen wird. Der Bombenwerfer Vaillant, der in Ludwig Büchner seinen Lehrer verehrt: Das ist die Signatur des Tages. Auf allen Seiten hört man denn auch den Ruf: Es muß anders werden! und immer allgemeiner wird die Erkenntniß, daß der Materialismus das Geschwür am kranken Leibe der Menschheit ist. Als Theorie hat er begonnen, nun aber will er sich auch praktisch ausleben.

Die verschiedenen Parteien betheiligen sich an dem Kampf gegen den Materialismus je nach ihren Mitteln. Die Kirche thut es in ihrer Weise, aber ohne jeden Erfolg. Sie, die das allmähliche Heranwachsen nicht zu hemmen vermochte, kann nunmehr mit dem aufgeschossenen Bengel noch weniger fertig werden. Sie, die die Quelle nicht zu stopfen vermochte, ist noch weniger fähig, dem angeschwollenen Strom einen Damm entgegen zu

Digitized by Google

setzen. Nicht einmal das Häuflein ihrer Gläubigen vermag sie sich zu erhalten, — und von der Bekehrung der Abgefallenen ist schon gar nicht die Rede. Da die Religion immerhin einer der wichtigsten Kulturfaktoren ist, wäre es allerdings zu wünschen, daß die Kirche wieder kampffähiger würde, daß die Religion wieder ihren bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung unserer sozialen Verhältnisse gewönne. Die Beantwortung der Frage aber, ob Das geschehen kann, setzt eine Untersuchung darüber voraus, wie es gekommen ist, daß die Religion ihre Lebensfähigkeit eingebüßt und die Kirche ihre Macht verloren hat.

Leben liegt nur in der Entwickelung; die Religion aber hat in den Händen der Kirche ihre Entwickelungfähigkeit eingebüßt; sie ist zu einem von dogmatischer Erstarrung ergriffenen Gebilde, zur Konfession, geworden. Die Kirche ist so der ärgste Feind der Religion geworden, weil diese sie unfähig gemacht hat, sich im geschichtlichen Entwickelungprozeß gleichsinnig mitzubewegen. Wenn nur in der Entwickelung Leben ist, so kann nur eine entwickelungfähige Religion lebensvoll bleiben. Wenn der biologische Prozeß und seine Fortsetzung, die Geschichte, in allgemeinster Hinsicht als Steigerung des Bewußtseins bezeichnet werden kann, so muß auch das religiöse Bewußtsein der Menschheit steigerungfähig sein. Hindert man es daran künstlich, so beraubt man es seiner Anpassungfähigkeit und damit seiner Lebensfähigkeit. Das Dogma ist also der eigentliche Feind der Religion; die Kirche vertritt aber schon längst nicht mehr die Religion, sondern das starre Dogma. Sie beruft sich freilich auf Offenbarungen; aber gerade wenn es Offenbarungen geben sollte, können diese nur dem jeweiligen Verständniß der Menschheit angemessen sein. Eine Kirche, welche die Religion außerhalb der Entwickelung stellt, sie dogmatisch erstarren läßt, kann es naturgemäß nur dahin bringen, daß schließlich der Skeptizismus schon in den Schulen beginnt; denn einmal muß für jeden Menschen die Zeit kommen, wo ihm die Kinderschuhe zu eng werden. Die Weisen aller Zeiten haben von jeher in den religiösen Anschauungen den exoterischen Ausdruck esoterischer Wahrheiten erkannt. Religiöse Wahrheiten sind nur dann ewig, wenn man ihren Kern unterscheidet von den Allegorien und Symbolen, womit er umhüllt ist. Nur dann hat die Religion von der allmählichen kritischen Zersetzung des Dogmas nichts zu fürchten; denn davon wird nur die buchstäbliche Auslegung des Dogmas geschädigt, nicht aber der Kern, der vielmehr eben gelegentlich dieser Entkleidung seine ewige Jugend verräth.

Es giebt fanatische Priester, die der Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung in gewissem Sinne mit Befriedigung zusehen, weil sie von den Nöthen der Menschheit ein Wiederaufleben des religiösen Bedürfnisses er-

Digitized by Google

hoffen. Etwas Richtiges liegt in dieser Spekulation; denn ohne die irdischen Drangsale wäre es wohl überhaupt zu keiner Religion gekommen; eine Steigerung jener könnte also immerhin auch diese steigern. Auch kann sich selbst der nicht Religiöse der historischen Thatsache nicht verschließen, daß jeder Religion zu ihrer Zeit eine pädagogische Rolle zukam und daß sie den Fortschritt immer erst dann hemmte, wenn die Priesterschaft den Begriff der Orthodoxie aufstellte, und damit den der Ketzerei, womit die Intoleranz gegeben war. Wenn aber die Religion unbestreitbar ein Kulturfaktor ist, so liegt Das wahrlich nur daran, daß sie überhaupt eine Metaphysik ist, nicht an ihrer Orthodoxie. Die Metaphysik allein ist der dem Materialismus gewachsene Gegner, die Bauernmetaphysik so gut wie die eines Philosophen. Selbst wo die Religion widerliche Formen annimmt, wie besonders in den romanischen Ländern, aber theilweise auch in Tirol u. s. w., läßt sich doch ihr relativer Werth nicht verkennen. Wenn der Bauer die Aufklärung der in seinem Lande herumfahrenden Weinreisenden annähme, würde er nicht gescheiter werden — denn die Volksmetaphysik ist immerhin besser als gar keine — und moralisch verkommen. Die Volksmetaphysik, als Gegensatz des Materialismus, kann auch nur eine Kultur herbeiführen, die mit der des Materialismus im Gegensatz steht.

Die Metaphysik existirt aber nicht nur in der Form von Religionen, sondern auch in der philosophischer Systeme. Darum sehen wir auch die Philosophie sich heute lebhafter an dem Kampf gegen den Materialismus betheiligen. Die Philosophie hat es längst ausgesprochen, daß der Materialismus nur hinsichtlich seines empirischen Thatsachenmaterials im Recht ist, d. h. also als Naturwissenschaft, daß er aber ein philosophisches System, das zu sein er vorgiebt, schon darum nicht ist, weil er, ohne Ahnung des erkenntnißtheoretischen Problems, Sinnlichkeit und Wirklichkeit für identische Begriffe hält. Da nun aber Sinnlichkeit und Wirklichkeit sich weder qualitativ noch quantitativ decken, so ist damit die übersinnliche Seite der Erscheinungen, die Metaphysik, von selbst gegeben.

Der Materialismus bringt es auch zu keiner Geschichtphilosophie; nicht eigentlich Entwickelung, sondern nur Veränderung, ist ihm der Naturprozeß. Weil nun aber die Kultur, wie wir gesehen haben, im tiefsten Grunde eben von unseren Vorstellungen über die Bedeutung der Geschichte und unseres individuellen Daseins abhängt, muß der Materialismus, der in der Welt nur ein physikalisches und im Menschen nur ein chemisches Problem sieht, als kulturfeindlich betrachtet werden. Er vermag auch keine Moral zu begründen — denn Moral setzt eo ipso Metaphysik voraus —; darum muß unter seiner Herrschaft die Moral verkümmern, weil Vorstellungen immer die Tendenz haben, sich in Handlungen umzusetzen. Kurz,

Digitized by Google

der ganze Naturprozeß ist ihm ein zweckloses Spiel blinder Kräfte, und er kann sich nur für die Unvernunft des Daseins aussprechen.

Es ist der innere Widerspruch der Sozialdemokratie, daß sie eine ideale Gesellschaftordnung auf materialistischer Grundlage erreichen will; denn mit der Ausbreitung des Materialismus müßte das Kollektivgefühl immer mehr verschwinden. Eine materialistische Gesellschaftordnung kommt in der Geschichte nicht vor, sondern immer nur eine materialistische Gesellschaftunordnung. Und Das ist sehr begreiflich. Kulturentwickelung setzt Ideale des menschlichen Strebens voraus, im Materialismus aber sind die Ideale unlogisch und verkümmern. Ideale setzen eine Geschichtphilosophie, einen Zweck des Daseins, voraus; wo dieser geleugnet wird, können jene nicht behauptet werden.

Dies hat die Philosophie dem Materialismus von jeher entgegengesetzt. Sie hat ihn nun zwar in der Theorie überwunden, aus dem Leben aber hat sie ihn nicht verdrängt. Der Fehler muß also auch bei ihr an der Philosophie der Geschichte liegen; denn von dieser hängt es ab, ob wir einen Zweck unseres Daseins so bestimmt erkennen, daß wir unser Leben auch praktisch danach einrichten. Nun ist die moderne Philosophie im Großen und Ganzen Pantheismus, allgemeiner gesprochen: Alleinslehre. Sie will, daß wir uns als dienende Glieder des großen Ganzen fühlen, dem wir eingegliedert sind. Bei Giordano Bruno und Hegel hat diese Anschauung einen hohen Aufschwung genommen; daß sie aber nicht genügend fundirt war, zeigen ihre letzten Ausläufer, die Systeme Schopenhauers und Hartmanns. Bei Hegel noch ist die Welt Phänomenologie des Geistes, bei Schopenhauer blinde Willensphänomenologie. Der blinde Wille will zur Erkenntniß kommen — als ob ein blinder Wille auch nur Erkenntnißbedürftigkeit haben könnte! —, um, weil alles Dasein Elend ist, seine eigene Verneinung vorzubereiten. Die Philosophie stand eben und steht noch vor der uralten Frage des Epikur: Wenn es einen Gott giebt, woher kommt das Böse in die Welt; wenn es aber keinen giebt, woher das Gute? Sie suchte die Schwierigkeit dadurch zu lösen, daß sie Gott erst durch den Weltprozeß selbst zum Bewußtsein kommen ließ. So ist das Uebel kein Einwurf mehr gegen die Göttlichkeit der Welt, und der Pessimismus erhält eine optimistische Spitze, da der Weltprozeß das Uebel beseitigen soll. Freilich kann es bei Schopenhauer nur durch die radikale Maßregel der Willensverneinung, der Weltaufhebung, geschehen. Auch bei Hartmann endigt der Weltprozeß mit dem Selbstmord Gottes, noch dazu ohne jede Garantie, daß er noch einmal anhebt, wie er schon einmal angehoben hat. Bei Beiden hat also die Geschichte zwar einen Zweck, aber er ist blos ein negativer. Dies ist keine Geschichtphilosophie, die eine begeisterte Hingabe an den

Digitized by Google

Weltprozeß ermöglicht; eine Aussöhnung mit dem Dasein könnte nur ein positiver Zweck der Geschichte und des Lebens ermöglichen.

Darum hat es auch die Philosophie nicht vermocht, die Ausbreitung des Materialismus aufzuhalten. Für die Ungebildeten ist sie zudem Caviar; das Volk steht also in der That vor der extremen Alternative, entweder religiös zu sein oder materialistisch. Dem Volk imponirt die Evidenz der Naturthatsachen, auf die sich der Materialismus stützt; die unlogische Art aber durchschaut es nicht, wie der Materialismus diese Thatsachen zu einem scheinbar unwiderleglichen System vereinigt. Es fragt sich also, ob das Volk aus dieser Alternative befreit werden kann durch eine Weltanschauung, deren Geschichtphilosophie einen Ausweg in besseres Land eröffnet. Man hat zwar gesagt, daß die möglichen Weltanschauungen bereits erschöpft seien. Davon ist aber keine Rede. Wenn wir von den Spielarten absehen, lassen sich die bisherigen Weltanschauungen in zwei Klassen theilen: solche, die einen Naturzweck leugnen, und solche, die ihn behaupten. Diese aber konnten den Weltzweck nur dadurch retten, daß sie das Individuum preisgaben und den Accent auf die Gattung verlegten, die einem Endzustand entgegengeführt werden soll.

Das Uebel in der Welt besteht nun einmal in so schreiender Gestalt, daß wir den Kunststücken der Optimisten, es begrifflich zu verkleistern, überhaupt kein Wort zu widmen brauchen. Darum hat sich jeder Besonnene schon einmal die Kardinalfrage gestellt, ob die Welt besser nicht wäre, ob sie vermöge der Entwickelung diesem Nichtsein entgegen geführt wird, oder einem solchen Endzustand, worin das Uebel überwunden wäre. Die vorhandenen Weltanschauungen bewegen sich innerhalb dieser Alternative, daß sie den Weltzweck entweder leugnen oder ihn an das Ende setzen und mit mehr oder weniger Phantasie definiren. Rein begrifflich betrachtet, liegt nun hier eine Lücke vor. Der Beweis dieser Alternative ist nicht gegeben. Logisch wäre noch ein Drittes denkbar, daß nämlich der Weltzweck auf der ganzen Linie der Entwickelung erfüllt würde, und zwar nicht erst in einem Endzustand. Die Behauptung, daß die möglichen Weltanschauungen alle schon aufgestellt wurden, wäre erst dann richtig, wenn diese begriffliche Lücke ausgefüllt wäre, — und sie muß ausgefüllt werden, weil wir erst dann auf dem Wege der Vergleichung uns für diejenige Weltanschauung entscheiden können, welche die Wirklichkeit am Besten erklärt oder wenigstens den geringsten unauflöslichen Rest enthält, also der Wahrheit am Nächsten kommt. Die Weltanschauung nun, um die es sich hier handelt und die jene Lücke ausfüllt, ist die Weltanschauung des Occultismus, und dieser müssen wir noch eine Betrachtung widmen.

München. Dr. Karl du Prel.

Digitized by Google

Aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten.*)

I. Die Ausstellung des „Heiligen Rockes".

Elberfeld, den 12. März 1845.

— — — Die durch die Ausstellung des „Heiligen Rockes" hervorgerufene Bewegung innerhalb der römischen Kirche scheint gegenwärtig die Gemüther am Meisten zu bewegen. Fast überall geben sich die Protestanten, namentlich in Preußen und Sachsen, der Hoffnung hin, daß die Lossagung von Rom nicht blos für die vereinzelten Häuflein, welche sie bisher kundgegeben, sondern in umfassenderer Art erfolgen werde, und kaum minder allgemein wird diese Hoffnung darauf gestützt, daß die Regenten, namentlich die Könige von Preußen und Sachsen, die Sache fördern könnten und würden. Ich muß gestehen, daß ich für jetzt weder die Hoffnung theile noch einzusehen vermag, in welcher Art die Regenten, insbesondere unser protestantischer Herr, hier fördernd einzugreifen vermöchten. Allerdings leugne ich nicht, daß die Spaltung, selbst wenn sie über ihre jetzigen geringen Anfänge nicht hinausgehen sollte, von großer Wichtigkeit ist. Die Geschlossenheit der römischen Phalanx, welche die Schwärmattaquen protestantischer und philosophischer Plänkler nicht zu erschüttern vermochte, hat sich ohne Zweifel auf eine bedenkliche Weise gelockert; die in sich sichere Kirche hat sich selbst Verlegenheiten zugezogen, also auf der einen Seite wirklich Fehler begangen, auf der anderen an den Folgen dieser Fehler, wenn auch nur vorübergehend, zu leiden. Jenes thut ihr in der Meinung, Dieses ihrem sonst so konsequent fortgesetzten Bestreben Nachtheil, und Beides zusammen giebt den Protestanten wenigstens für einige Zeit Luft. Aber wenn die Bewegung, welche die Reihen der Phalanx lockerte, sich nicht zum Keil formirt, der, mit der Schärfe tief eindringend, das Herz der Schlachtordnung trifft und mit der immer breiter werdenden Masse diese gründlich zerstört, so ist auf die Länge wenig gewonnen. Die Reihen werden sich bald wieder schließen und die Ausgetretenen nur als ein paar hundert Einzelne erscheinen, von denen sich die Kirche eher zu ihrem Vortheile gesäubert hat. Wäre nicht ein Luther an die Spitze der Reformation getreten, wäre er nicht mit der Schrift in der Hand tief in das Innerste der römischen Schlachtordnung eingedrungen: so würde auch jene größere Bewegung höchstens einige Außenwerke niedergerannt haben, aber wesentlich unbedeutend geblieben sein. Ronge, Czerski ꝛc. sind keine Luther; ihre Waffe ist nicht die Schrift, nicht das zwar scheinbar fesselnde und beschränkende, aber dennoch allein im höch-

*) Auszüge aus Briefen des Präsidenten des Konstitutionellen Vereins für die Rheinlande A. v. Marées an den General Baron v. Forstner.

Digitized by Google

sten Maße freimachende Gotteswort; ihr Angriff geht nicht auf den Inhalt der römischen Herrschaft, sondern nur gegen einige ihrer Aeußerungen. Mit Einem Worte: die Leute wollen, bewußt oder unbewußt, wonicht durchaus, doch der Sache nach, das Nämliche, was die politischen Neuerer erstreben: Verbesserung der Form! Indem sie Dies thun, gestehen sie offenbar der Form eine Bedeutung zu, wogegen die Bedeutung des Inhalts ganz zurücktritt und nothwendig zuletzt verschwindet. Ich muß mich wundern, daß dieser Punkt nicht häufiger und klarer hervorgehoben wird. Ist das Geschrei nach Konstitutionen nicht ganz allein das Begehren einer angeblich besseren Form der Regirung? Sieht man nicht, daß trotz diesen besseren Formen in den sogenannten konstitutionellen Staaten noch so Vieles unerreicht bleibt, dessen man sich namentlich bei uns schon längst erfreut? Sieht man nicht — und Das ist das Wichtigste — daß, sobald die Form wirklich erst vorzügliche Bedeutung gewinnt, sobald der Zustand eingetreten ist, den ich die Formherrschaft nenne, die despotische Willkür gerade in ihr das eiserne Szepter findet, über dessen Druck man nicht einmal klagen darf? Hinter der Form der Republik beugten ungescheut die römischen Kaiser die letzten Reste antiker Freiheit; unter der Decke des Gesetzes, der Form des Gotteswillens, schlugen jüdische und römische Hohepriester die freien Gewissen im Lande; lächelnd weist Ludwig Philipp die Beschuldigung eigenmächtigen Verfahrens durch Hindeutung auf den formell vorhandenen Volkswillen von sich ab u. s. w.

Demnach würde ich mir nur dann etwas Dauerndes von jener Bewegung versprechen, wenn ein Einzelner, wie Luther, mit einem Einigen, wie die Schrift, gegen die römische Formherrschaft überhaupt, nicht blos gegen einige Formen, anträte, und nicht blos gegen Rom.

Was könnte nun aber die Regenten bewegen, die Sache jener Leute zu fördern? Was vermögen sie zu thun, das nicht zu den gefährlichsten Konsequenzen führen müßte? Angenommen, die bis jetzt noch keineswegs ganz übereinstimmenden Neukatholiken vereinigen sich: so sind sie nichts weiter als eine neue Sekte. Erkennt man sie an, so wird dadurch die Sektirung gebilligt, und ich weiß nicht, wie man jeder anderen Sekte künftig die Bestätigung wird versagen können. Sieht man aber genauer hin und erkennt man in den mehr oder minder verfehlten Prinzipien der Neuerer die nämlichen wieder, welche der Judenemanzipation, der Preßfreiheit, dem Kommunismus, zum Grunde gelegt werden: so wird man durch die Bestätigung der Sekte auch immer Etwas von jenen Grundsätzen mit bestätigen. Mit der Genehmigung der neuen Sekte würde unser protestantischer König augenblicklich die Bewegung, welche sich doch noch vielleicht konzentriren und zum Besseren kehren könnte, ins Stocken bringen. Aus vielfältiger Erfahrung kann ich versichern, daß alle Anstrengungen eines sogenannten

Digitized by Google

ſtrengen Katholizismus, wie ſie von Görres, dem Erzbiſchof von Droſte, der Mehrzahl des rheiniſchen und weſtfäliſchen Adels und einem großen Theile unſerer katholiſchen Bevölkerung überhaupt bekannt ſind, nur das meiſtens ſogar unbequeme Gewand der politiſchen Oppoſition gegen Preußen bilden. So lange man annehmen konnte, daß der Erzbiſchof, wie er von der Krone vorgeſchlagen und eingeſetzt war, der Krone angenehm ſei, hieß er bei den Eifrigſten: „eine Kalamität der Kirche;“ ſobald aber die Regirung ſeiner Jedermann mißfälligen Wirthſchaft ein Ende machte, wurde er zum Märtyrer und ſein Name zum Loſungworte des Aufruhrs. Es wäre daher vielleicht politiſch, die Losſagung von Rom ſcheinbar zu mißbilligen, weil dann faſt zuverläſſig darauf zu rechnen wäre, daß die Luſt, gegen Preußen zu opponiren, die preußiſchen und insbeſondere die ſüddeutſchen Katholiken en masse gerade dazu bewegen würde. Freilich würden dann wieder die Proteſtanten mißmuthig werden.

II. Das Geſchrei nach Reichsſtänden.

Ueberall kommt mir hier abermals das Geſchrei nach Reichsſtänden entgegen. Ich glaubte wirklich, daß dieſer Wunſch durch den Einfluß der franzöſiſchen Anſichten, wonach die Konſtitution unumwunden für eine bloße Fiktion erklärt wird, und durch die gleichſam die Atmoſphäre erfüllenden kommuniſtiſchen Ideen, mit denen die bei einer Konſtitution unumgängliche Ausſchließung des bei Weitem größten Theils der Bevölkerung von allem Schein der Mitregirung, durch Verſagung ſelbſt des armſäligen Wahlrechts ſich nicht verträgt, zurückgewichen ſei; ich glaubte, daß insbeſondere die katholiſche Bevölkerung der Rheinprovinz einſehen müßte, wie geringe Ausſicht ſie hätte, die katholiſchen Intereſſen auf einem Reichstage, deſſen Majorität von eifrigen Proteſtanten gebildet würde, durchzuſetzen; aber nein! Nur ſelten erhebt ſich ſelbſt unter den Beamten eine beſonnene Stimme gegen eine Form der Regierung, welche, meiner innigſten Ueberzeugung nach, das Weſen, das auszeichnende Eigenthum unſeres Staates, die Integrität der Regirenden, ſowohl des Hauptes als der Glieder, ihre Gewiſſenhaftigkeit und den beſſeren Kontroleur als unwiſſende oder doch nicht allwiſſende Stände, die innere Stimme des Gewiſſens ſelbſt, nach und nach zurückdrängen und vertilgen muß.

Aber was iſt zu machen? Es iſt gewiß, daß die Landſtände verſchiedener Provinzen, namentlich die hieſigen und die oſtpreußiſchen, mit einander in immer bedenklicher werdende Verbindungen treten, und es iſt leider eben ſo gewiß, daß der Zuſtand, wie er ſich in neuerer Zeit gebildet hat, ſelbſt viel Bedenken erregt und ſchwerlich ſo bleiben kann.

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach iſt dieſer Zuſtand großentheils die Folge einer an ſich höchſt edlen Handlung des Vertrauens, der Ver-

Digitized by Google

stattung, daß die Reden und Verhandlungen am Landtage veröffentlicht werden. Man darf die Sache nicht mit der Oeffentlichkeit der Parlamentsverhandlungen vergleichen, wonach jenes Veröffentlichungrecht ganz klein erscheint. Im Parlamente sprechen die Diener der Krone mit. Nur sie sind im Stande, unrichtige Thatsachen sogleich zu widerlegen, sie können wenigstens bei nur einigermaßen vorsichtiger Wahl die rechten Leute sein, um die Schlußfolgen ordinärer Redner durch die Gewalt der Wissenschaft und Erfahrung zu vernichten. Ihre gleichfalls veröffentlichten Reden nehmen daher dem an sich so süßen Gifte der Opposition den größten Theil seiner gefährlichen Macht. Aber bei uns, wo doch in der Regel nur unwissende, wissenschaftlich nicht gebildete Leute die Reden ablesen, die sie sich von Advokaten ihrer Vaterstadt haben aufsetzen lassen, wo nur Hörer sind, die schon durch allgemeine Zeitungphrasen über allgemeine Gegenstände hingerissen werden und die am Wenigsten sich auf deren gründliche Widerlegung einzulassen verstehen oder — wagen, bei uns kommt das Gift der Opposition höchstens durch die Censur etwas verdünnt, aber ohne alles Gegengift ins Publikum und wird von diesem begierig verschluckt. Was die Minister, deren Auftreten bei Provinziallandtagen nicht einmal möglich ist, augenblicklich hätten bewirken können, versucht der später erscheinende Landtagsabschied nicht nur vergebens, sondern sogar, wie die Erfahrung leider beweist, mit gerade entgegengesetztem Erfolge.

In meiner tiefen Stellung, die mir den Ueberblick über das Staatsganze nicht gestattet, kann ich allerdings nur eine Meinung haben, der ich selbst jedes zuverlässige Gewicht absprechen muß; auch würde ich sie nicht äußern, wo sie irgend Einfluß haben könnte. Aber ich wünschte wohl, daß sie gründlich widerlegt werden möchte. Rückwärts geht es nach alter Erfahrung nicht; bleibt es, wie es jetzt ist, so giebt es über kurz oder lang ein Unglück; vorwärts wird die Regirung gedrängt werden, also —.

den 26. April 1845.

Man hat die Einführung von Reichsständen neuerlich wieder und immer wieder viel zu bestimmt in Aussicht gestellt, namentlich im Landtagsabschied von 1843 und in der Eröffnungrede des rheinischen Landtagskommissars von diesem Jahre. Hiernach könnte es scheinen, daß man über das Wie? — die Prinzipien der „Volksrepräsentation" —, ja über die Ausführung im Reinen sei. Denn nur in diesem Falle ließe sich jene Aussicht mit solcher Bestimmtheit eröffnen. Dann scheint mir aber auch die Frage nicht unnatürlich: Was hindert die sofortige Einführung der Reichsstände nach dem feststehenden Prinzipe und Plane? Könnte von einer Entwickelung bereits vorhandener Verhältnisse, von einem Wachsen und Werden eines im Keime oder in seinen Elementen schon bestehenden Zustandes die Rede sein, so ließe sich allerdings die Zögerung damit rechtfertigen, daß die Zeit der

Digitized by Google

Reife jener Verhältnisse noch nicht eingetreten, der Zustand noch nicht in das für ihn bereitgehaltene Kleid hineingewachsen sei. Freilich hat man sich wohl einige Zeit der Täuschung hingegeben, als könnten die versunkenen Grundlagen des alten Staates wieder heraufgehoben oder gar neu gelegt werden; freilich deuten einige Versuche darauf, daß man glaubte, Stadt- und Landgemeinen, hohen und niederen Adel, als etwas Bedeutendes, in und durch sich Bestehendes und daher Geltendes und Mächtiges neu beleben zu können. Indessen sind doch diese Versuche in neuerer Zeit immer seltener geworden und manche neueste Maßregeln lassen sogar schließen, daß man sie für immer aufgegeben habe. Das ist meiner Meinung nach vollkommen richtig. Was in dieser Beziehung einmal untergegangen ist, Das bleibt hin für immer. Aus dem breiartigen Einerlei des Staatsbürgerthums, was der moderne Staat sich gebildet hat, läßt sich keine organische Gliederung wieder herstellen und eben so wenig die Pyramide eines in sich festen Staatsgebäudes aufführen, wo von der Basis zur Spitze Lage auf Lage eine wohlbegründete Vermittelung bildete. Jetzt läßt sich höchstens noch der breiartige Stoff in eine beliebige Form kneten, und so richtig sieht das Volk, daß es gar nichts Anderes erwartet als eine bloße Form. Wenn man aber nur Dies zu thun hat und thun will, so ist mit der Erfindung der Form, mit dem Prinzip und dem Plan, Alles gethan; die Ausführung ist immer die selbe und morgen nicht leichter als heute. Was ist also der Grund jener aufschiebenden Vertröstung? Einen guten Grund kann ich in der That nicht entdecken.

Ich fürchte, es heißt jetzt: entweder, oder! Für ein solches Unglück halte ich aber eine Konstitution, daß ich vorziehen möchte, alle diejenigen Ständeversammlungen, welche sich, wie die rheinische, so gut wie empörerisch gezeigt haben, vorläufig nicht wieder zu berufen. Sie werden schreien. Was thuts? Treiben sie es zu arg, dann geht man ihnen rücksichtlos zu Leibe, und sie werden nicht nur schweigen, sondern auch sich fügen. Kein besseres Beispiel für diese Sätze als der gegenwärtige Zustand in Hannover. Wird der König nicht allgemein gepriesen? Nach meiner, freilich nur beschränkten Erfahrung schadet Strenge, selbst die über das Maß hinausgehende, nie, Güte selbst die nicht über das Maß hinausgeht, immer. Der Mensch ist von Natur unzufrieden. Gebe man ihm einen Finger, so verlangt er ohne Zweifel die Hand. Ich möchte meinen Kopf zum Pfande setzen, daß bei ruhiger, konsequenter Strenge, deren Anwendung jetzt mehr als jemals hier motivirt erscheint, nicht nur nichts zu besorgen, sondern auch das schon halb verlorene Feld wieder zu gewinnen ist.

Digitized by Google

Landwirthschaftliche Organisationen in Oesterreich.

Vor einem Jahre wurden dem österreichischen Reichsrathe zwei Gesetzentwürfe vorgelegt, durch welche einerseits Berufsgenossenschaften der Landwirthe und andererseits Rentengüter in Oesterreich geschaffen werden sollen. Die österreichische Gesetzgebung bewegt sich damit im Allgemeinen auf der selben Bahn wie die Gesetzgebung in Deutschland, denn bekanntlich wurde in Preußen das Institut der Rentengüter durch das Gesetz vom 27. Juni 1890 ins Leben gerufen und eben so ist dort die Herstellung eines berufsgenossenschaftlichen Verbandes unter den Landwirthen durch Errichtung von Landwirthschaftkammern geplant. Im Einzelnen allerdings scheint die Gesetzgebung in diesen beiden Staaten ihre besonderen Wege wandeln zu wollen.

Was nun zunächst die auf die Herstellung eines berufsgenossenschaftlichen Verbandes unter den Landwirthen gerichteten Bestrebungen in Deutschland und Oesterreich anbelangt, so entspringen sie einem Zuge der Zeit von geradezu welthistorischer Bedeutung. Es handelt sich dabei theilweise um eine Rückkehr zu den Prinzipien des Mittelalters. Es stehen sich nach dieser Richtung hin zwei Systeme oder Prinzipien scharf gegenüber: das Prinzip des personalen (berufsgenossenschaftlichen) Verbandes und das Prinzip des territorialen Verbandes. Sollen nämlich die Menschen regirt werden, so müssen sie in gewisse größere und kleinere Einheiten zusammengefaßt werden, deren jede irgend einem befehlenden oder führenden Organ unterstellt ist. Ein Staat, der nur aus „Unterthanen", mit einer einzigen Behörde im Centrum, bestehen würde, ist eben so wenig denkbar wie eine Armee von lauter „Gemeinen" mit einem einzigen General an der Spitze. Jene größeren und kleineren Einheiten im Staate nun können, wie gesagt, auf zweifache Weise gebildet werden. Man kann entweder jedesmal die Berufsgenossen aber doch die sozial gleich Gestellten zu Einheiten oder Verbänden zusammenfassen und gliedern (Ortsverbände, Provinzial- oder Landesverbände, Reichsverband) und jede derartige Berufsgenossenschaft, bezw. jeden Verband von derartigen Berufsgenossenschaften, unter eine (autonom gewählte oder vom Staate eingesetzte) Behörde stellen; oder aber man kann die Staatsbürger nach territorialen oder geographisch abgegrenzten Bezirken (Ortsgemeinde, Bezirk, Kreis, Provinz, Staatsgebiet) zu administrativen Einheiten zusammenfassen und jeden derartigen territorialen Bezirk einer Behörde unterstellen. Der erste Modus war im Mittelalter der herrschende, der zweite kam zur Zeit des absolutistischen Regiments in Uebung und steht heute noch in Kraft.

Beide Systeme oder Prinzipien haben ihre volle Berechtigung, weil sie thatsächlich vorhandenen Bedürfnissen entsprechen, d. h. weil sowohl die Gleichheit des Berufes als das räumliche Beisammenwohnen der Menschen besondere „Gemeinschaftsbedürfnisse" hervorruft. Der Fehler lag nur darin, daß der mittelalterliche Staat fast ausschließlich auf dem personalen oder berufsgenossenschaftlichen (ständischen) Prinzip aufgebaut war, während der moderne Staat nur die territoriale Eintheilung seiner Bevölkerung kennt und deren berufsgenossenschaftliche Gliederung fast unberücksichtigt läßt. Die heutige Bewegung nun geht dahin, die berufsgenossenschaftliche oder ständische Gliederung der Bevölkerung wieder — jedoch nicht ausschließlich, sondern neben der territorialen

Digitized by Google

Gliederung — zur Geltung zu bringen, d. h. ihr eine analoge Stellung und ganz besonders auch ihr eine analoge Autonomie einzuräumen und zuzugestehen, wie sie die territorialen Gruppen genießen. Daß dieses Bedürfniß thatsächlich vorliegt, beweisen die unzähligen allerorts bestehenden oder ins Leben tretenden freien Interessenten-Vereine, beweist die moderne Gesetzgebung, die allmählich auf den verschiedensten Gebieten die Berufsgenossenschaften als staatliche Organe (als Organe der staatlichen Verwaltung) anzuerkennen beginnt.

Die berufsgenossenschaftliche Gliederung der Bevölkerung ist bisher von den Regirungen der verschiedenen Staaten in zweifacher Weise durchzuführen versucht worden; einmal durch die Schaffung von „Kammern" (Handels-, Gewerbe-, Ackerbau-, Aerzte-, Advokaten-, Notariats-Kammern u. s. w.), und zweitens durch die Schaffung von eigentlichen Berufsgenossenschaften (wie etwa die neuen österreichischen Gewerbegenossenschaften, die ihrerseits wieder theilweise eine Nachbildung der alten Handwerkerzünfte sind). Beide Systeme sind — wenn sie auch in der Hauptsache das Nämliche wollen — im Einzelnen wesentlich von einander verschieden. Die Kammern sind nämlich Nachbildungen der modernen Parlamente, sie sind eine Art von ständigen Ausschüssen, deren Mitglieder von der Gesammtheit der Berufsgenossen in ähnlicher Weise wie die Deputirten irgend eines Parlamentes von ihren Mitbürgern gewählt werden. Der wesentlichste Umstand aber, der hier in Betracht kommt und der gleichzeitig für die Kompetenz der Kammern und ihre gesammte Stellung und Bedeutung entscheidend ist, ist, daß die Gesammtheit der Berufsgenossen, von welcher doch die Mitglieder der Kammer gewählt wurden, nach wie vor ein zusammenhangloser Haufe bleibt, eine Anzahl von Individuen, die einander eben so fremd und unabhängig gegenüberstehen wie die Wähler irgend eines Land- oder Reichstages. Oder mit anderen Worten: die Staatsgewalt, als sie die Kammern schuf, wollte oder konnte sich nicht dazu entschließen, die Gesammtheit der Berufsgenossen, aus deren Mitte die Kammer hervorgehen soll, formell als geschlossene Einheit, als Körperschaft, anzuerkennen, sondern begnügte sich, allen Individuen, die zur Zeit den fraglichen Beruf ausüben, das Recht einzuräumen, aus ihrer Mitte eine bestimmte Zahl von Vertrauensmännern auf eine bestimmte Dauer zu wählen. Die Mitglieder einer Kammer sind somit lediglich ein Kollegium von Vertrauensmännern, oder — da man doch von der Annahme ausgehen muß, daß jedesmal die Tüchtigsten gewählt werden — eine Anzahl der hervorragendsten Angehörigen des betreffenden Berufes in dem bestimmten Bezirk. Mehr sind sie nicht.

Sind aber die Mitglieder einer Kammer juristisch nur als einfache Privatpersonen aufzufassen (die aber freilich als die tüchtigsten und hervorragendsten unter ihren Berufsgenossen anzusehen sind), dann darf man — auch wieder juristisch — von ihnen nicht mehr verlangen und erwarten, als daß sie die in ihren Berufskreisen herrschenden Ansichten über Das, was dem fraglichen Berufsstande noth thut, am Schärfsten und Richtigsten wiederspiegeln. Es war daher nur konsequent, wenn die Kammern vom Gesetzgeber lediglich als berathende Körperschaften gedacht waren und (in der Hauptsache) nur als solche konstituirt wurden. Ob den Kammern dann nebenbei etwa die Entscheidung irgend welcher Streitigkeiten oder die Verwaltung irgend eines Stiftungvermögens übertragen wird, ist gleichgiltig und ändert nichts an der Thatsache, daß die Kammern in erster Reihe lediglich berathende Körperschaften sind, deren Auf-

Digitized by Google

gabe es ist, die Staatsgewalt (den Gesetzgeber) über die Wünsche und Bedürfnisse des betreffenden Berufsstandes aufzuklären.

Es bedarf keines weiteren Beweises, daß die Kammern auch bei dieser Verfassung außerordentlich segensreich wirken können. Wenn es ihnen nämlich gelingt, den Gesetzgeber von der Berechtigung der in ihren Kreisen herrschenden Bedürfnisse und Wünsche zu überzeugen, so können sie es bewirken, daß von der Staatsgewalt ein besonderes Berufsrecht geschaffen wird, das den Interessen des betreffenden Standes entspricht. Mehr aber können die Kammern nicht wohl leisten und speziell ist es nicht leicht thunlich, ihnen eine — wenn der Ausdruck zulässig ist — gewisse gesetzgebende Gewalt oder das Recht zuzugestehen, irgend welche statuarische Normen mit bindender Gewalt für die Angehörigen des betreffenden Berufsstandes zu erlassen, weil die Mitglieder der Kammer keine Vollmachtgeber hinter sich haben, in deren Namen und Auftrag sie sprechen und handeln könnten. Ganz anders hingegen, wenn die sämmtlichen Angehörigen eines bestimmten Berufes in dem betreffenden Bezirke zu einer eigentlichen Körperschaft, zu einer Berufsgenossenschaft, vereinigt werden. Zwar wird auch die Berufsgenossenschaft einen leitenden ständigen Ausschuß wählen müssen, der, rein äußerlich betrachtet und scheinbar, die gleiche Stellung einnehmen wird wie das Kollegium einer Kammer, in Wirklichkeit aber wird seine Position eine ganz andere und viel gefestigtere sein. Zunächst kann natürlich der Genossenschaftsausschuß eben so gut wie die Kammer der Staatsgewalt gegenüber als berathende Körperschaft funktioniren. Allein schon nach dieser Richtung hin zeigt es sich, daß die Stellung des Genossenschaftsausschusses eine viel gefestigtere ist als die der Kammer. Das Gutachten der Kammer hat so zu sagen immer nur ein moralisches Gewicht; das Gutachten des Genossenschaftsausschusses hingegen enthält wirklich die Wünsche des betreffenden Berufsstandes, weil der Ausschuß als Bevollmächtigter der ganzen Körperschaft spricht und weil man überzeugt sein kann, daß er in wichtigeren Fragen die Willensmeinung seiner Vollmachtgeber eingeholt haben wird.

Die Berufsgenossenschaft ist aber ferner sehr wohl in der Lage, eine Reihe von Einrichtungen oder Unternehmungen ins Leben zu rufen und zu leiten, die den einzelnen Genossenschaftmitgliedern zum Vortheile gereichen, während die Kammer, die gewissermaßen hoch oben über den Häuptern der Berufsgenossen in den Lüften thront und mit den einzelnen Berufsgenossen in keinem direkten Verkehr steht, im günstigsten Falle zur Verwaltung eines Stiftungvermögens geeignet ist. Der Berufsgenossenschaft kann weiter sehr wohl eine gewisse gesetzgebende Gewalt gegenüber ihren Mitgliedern, d. h. das Recht zugestanden werden, bindende Normen für ihre Mitglieder zu erlassen, denn zum Wesen einer Genossenschaft gehört selbstverständlich das Institut einer Generalversammlung, die bindende Beschlüsse fassen kann. Endlich schlingt die Genossenschaft ein einigendes Band um die sämmtlichen Berufsgenossen und bringt sie in vielfache persönliche Berührungen und Beziehungen, während die Wähler zur Kammer, wie gesagt, einander vollständig fremd bleiben.

Die österreichische Regirung nun hat sich in dem vorliegenden Gesetzentwurfe für die Errichtung von eigentlichen Berufsgenossenschaften der Landwirthe ausgesprochen; es sollen in jedem Kronlande zwei Kategorien von Berufsgenossenschaften errichtet werden, nämlich einmal die Bezirksgenossenschaften, von denen jede in der Regel einen Gerichtsbezirk (den Sprengel eines

Digitized by Google

Bezirksgerichtes) umfassen soll; und sodann eine Landesgenossenschaft, die sich über das ganze Kronland erstreckt. Mitglieder der Bezirksgenossenschaft der Landwirthe sollen sein die Eigenthümer der in dem betreffenden Gerichtsbezirke gelegenen Liegenschaften, die entweder dem Betriebe der Land- oder Forstwirthschaft oder eines ihrer Zweige gewidmet sind. Jeder Besitzer einer derartigen Liegenschaft ist gleichzeitig Mitglied der sein Kronland umfassenden Landesgenossenschaft. Die Landesgenossenschaft bildet selbstverständlich die höhere Instanz. An der Spitze jeder Bezirks- und Landesgenossenschaft steht ein leitender Genossenschaftsausschuß, und zwar wird der Ausschuß der Bezirksgenossenschaft nach einem bestimmten Modus von den Mitgliedern dieser Genossenschaft gewählt, während der Ausschuß der Landesgenossenschaft von den Obmännern der in dem Kronlande bestehenden Bezirksgenossenschaften aus ihrer Mitte gewählt wird.

Der Zweck dieser Berufsgenossenschaften der Landwirthe ist im Allgemeinen die Verbesserung der sittlichen und materiellen Verhältnisse der Landwirthe durch Pflege des Gemeingeistes, gegenseitige Belehrung und Unterstützung, Erhaltung und Hebung des Standesbewußtseins unter den Genossen, sowie durch Förderung ihrer wirthschaftlichen Interessen. Die Frage nach dem Werthe der einzelnen Bestimmungen des österreichischen Gesetzentwurfes, ferner die Frage, ob der österreichische Gesetzentwurf besser ist als die in Preußen eingeführte Errichtung von Ackerbaukammern, ist schwer zu beantworten. Der Theoretiker kann nur sagen: erstens, daß ein Bedürfniß nach berufsgenossenschaftlicher Gliederung der Gesellschaft bis zu einem gewissen Grade thatsächlich vorliegt; zweitens, daß die Schaffung eigentlicher Berufsgenossenschaften diesem Bedürfnisse vollkommener entspricht als die Schaffung von „Kammern"; und drittens, daß der österreichische Gesetzentwurf in richtiger Erkenntniß der bestehenden Uebelstände den geplanten Berufsgenossenschaften der Landwirthe ein Gebiet überaus segensreicher Thätigkeit erschließt und zuweist. Eben so unbedingt richtig aber ist es, daß die idealste papierene Verfassung nicht nützt, wenn die Menschen nicht da sind, um sie richtig durchzuführen. Es wird also Alles darauf ankommen, ob die österreichischen Landwirthe den Gemeinsinn und die Eignung besitzen, Das zu thun und durchzuführen, was ihnen der Gesetzgeber ermöglichen will. Und über diesen Umstand darf sich der den landwirthschaftlichen Kreisen fern stehende nationalökonomische Theoretiker kein Urtheil anmaßen. Ein anderer Umstand aber muß hier hervorgehoben werden.

Das, was man als die „Atomisirung der Gesellschaft" bezeichnet, d. h. die Auflösung aller der Bande, die seit dem Mittelalter die einzelnen Berufsstände zusammengehalten hatten, also in erster Reihe die Aufhebung der früheren Zunftverfassung, ferner die sogenannte Mobilisirung des Grundbesitzes, vollzog sich in Mitteleuropa um die Mitte des laufenden Jahrhunderts. Seither sind nahezu fünfzig Jahre ins Land gegangen und da drängt sich wohl unwillkürlich die Frage in den Vordergrund, ob die schwachen Reste von Gemeinsinn, die sich bis dahin bei den Angehörigen der verschiedenen Berufskreise erhalten hatten, nicht etwa der seither groß gewordenen und auf den Plan getretenen Generation fast gänzlich abhanden gekommen sind. Die heute herrschende Strömung, die in der ganzen civilisirten Welt die Berufsgenossen drängt, sich zu freien Interessentenvereinen zusammenzuschließen, beweist meines Erachtens nicht mehr, als daß diese Erkenntniß in immer weitere Kreise dringt, so — d. h. mit der

Digitized by Google

heutigen Isolirung der Berufsgenossen aller Stände — könne es nicht weiter gehen und ein neuer Zusammenschluß der Gleichgestellten sei unbedingt geboten. Ob man aber hieraus den Schluß ziehen darf, daß der zum Bestande eigentlicher Berufsgenossenschaften erforderliche Gemeinsinn unter den Berufsgenossen aller Stände schon heute vorhanden sei, oder ob es nicht nothwendig sein wird, diesen fehlenden Gemeinsinn den kommenden Generationen erst allmählich anzuerziehen, — Das ist eine andere Frage, die man so kurzweg weder bejahen noch verneinen kann. Wäre aber dieser Zweifel begründet, müßte der erforderliche Gemeinsinn den Menschen erst wieder anerzogen werden, dann wäre es wohl fraglich, ob die zwangsweise versuchte Errichtung von Berufsgenossenschaften heute nicht noch verfrüht ist. Und ist dieser Gedankengang richtig, dann wäre heute die Anwendung minder kräftig wirkender Mittel gerathen, und als derartig minder kräftig wirkende Mittel bieten sich zwei Eventualitäten dar. Die eine wäre die gesetzliche Verfügung, daß Berufsgenossenschaften der Landwirthe nicht obligatorisch, sondern fakultativ, d. h. dort errichtet werden sollen, wo die Mehrheit der Berufsgenossen sich freiwillig für die Errichtung einer solchen Genossenschaft entscheidet. Die zweite Möglichkeit wäre die Errichtung von Landwirthschaftkammern als einer minder weitgehenden Form der Vereinigung.

Der zweite vom österreichischen Ackerbauministerium eingebrachte Gesetzentwurf hat die Errichtung von Rentengütern zum Gegenstande. Der Gedanke der Rentengüter ist in Preußen und in Oesterreich der gleiche; es soll die Möglichkeit geschaffen werden, ein Landgut nicht nur gegen Erlegung des Kaufschillings, sondern eventuell auch gegen Zahlung einer jährlichen Rente zu erwerben. Der Punkt aber, von dem der Gesetzgeber bei Schaffung dieser Institution ausgegangen ist, und die Modalitäten ihrer Durchführung sind in beiden Staaten verschieden. In Preußen handelte es sich um Zweierlei. Man wollte einerseits den großen Grundbesitzern in den östlichen Theilen des Staates die Möglichkeit schaffen, sich einen Stamm fester Arbeiter zu sichern, und man wollte ferner in eben diesen Theilen des Staates und ganz besonders in Posen einen neuen (speziell in Posen einen deutschen) Bauernstand heranziehen, und zu diesem Behufe wurde das Institut der Rentengüter geschaffen.

Als nämlich in der ersten Hälfte unseres Jahrhundertes die bäuerlichen Lasten in Deutschland und Oesterreich abgelöst wurden und der Grund und Boden als „frei" erklärt wurde, da wurde mehrfach in die Staatsverfassungen die grundgesetzliche Bestimmung aufgenommen, daß in Zukunft die Konstituirung unablösbarer Grundlasten verboten sein solle. Es entsprang diese Bestimmung einer edlen Gefühlsaufwallung. Man hielt es für hart und unmenschlich, daß der Enkel dafür büßen, dafür heute noch zu Frohnden und Zwangsdiensten verpflichtet sein solle, daß seinem Ahn vor hundert oder mehr Jahren eine Wohlthat erwiesen, daß ihm damals ein Grundstück unentgeltlich gegen die erbliche Verpflichtung zu irgend welchen Dienstleistungen überlassen worden war. Zweierlei kann und soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Stellt man sich nämlich zunächst auf den Standpunkt des frohnpflichtigen Bauers, so wird man zugeben müssen, daß es mehr als begreiflich ist, wenn ihm das Bewußtsein abhanden gekommen ist, daß einstens seinem Vorfahren das Bauerngut unentgeltlich überlassen worden war, und daß er heute nur das drückende Gefühl hat, gewissermaßen unschuldiger und ungerechter Weise zu unablösbaren Zwangsdiensten verpflichtet zu sein. Zweitens kann nicht geleugnet werden

Digitized by Google

daß in unzähligen Fällen die Frohnpflicht des Bauern nicht auf einem regelrechten und gerechten Vertrage, sondern auf roher Gewalt beruhte. Allein in einem Punkte hatte man sich doch verrechnet. Die Verpflichtung des Enkels, heute noch dafür Frohndienste leisten zu müssen, daß irgend einem seiner Vorfahren in grauer Vorzeit ein Vortheil zugewendet wurde, ist hart und ungerecht, wenn dieser Vortheil längst verbraucht ist und nicht im Wege der Vererbung auf den dienstpflichtigen Enkel übertragen wurde. Die Verpflichtung des Enkels zu Frohndiensten erscheint ferner hart und ungerecht, wenn zwar der Vortheil, der dem Ahn seiner Zeit zugewendet worden war, sich auf den Enkel vererbt hat, wenn aber das Bewußtsein verloren gegangen ist, daß dem Ahn eben jener Vortheil zugewendet wurde. Die Verpflichtung des Enkels zu Dienstleistungen ist aber weder hart und ungerecht, noch erscheint sie hart und ungerecht, wenn dem Enkel klar und unzweideutig vor Augen gehalten wird, daß er seine Dienste nicht dafür leistet, daß vor Jahrhunderten sein Ahn einen Vortheil genoß, sondern daß er selbst sich diesen Vortheil heute noch durch seine Leistungen erkauft. Der Enkel eines Gutspächters, der auf Grund eines langfristigen Pachtvertrages nach seinem Vater und Großvater in das Pachtverhältniß eintritt, wird sicherlich die Zahlung des Pachtschillings nie als eine ungerechte Härte empfinden, weil er sich der Thatsache klar bewußt ist, daß er durch die Zahlung des Pachtschillings sich die Nutzungen der Gutes erkauft.

Das war der eine Zweck, den man in Preußen durch die Schaffung der Rentengüter erreichen wollte. Dem Gutsherrn sollte die Möglichkeit geboten werden, seinem ländlichen Taglöhner ein paar Grundstücke als Rentengut zu überlassen, um den Mann und jeden seiner späteren Besitznachfolger an das Großgut zu fesseln, ohne daß der Mann (oder sein Besitznachfolger) die drückende Empfindung hätte, daß er für alle Ewigkeit zur Leistung gewisser Dienste verpflichtet ist. Zweitens wollte man in Preußen, und zwar speziell in den östlichen Theilen des Staates, einen deutschen Bauernstand in der Weise schaffen, daß Großgüter angekauft, zerschlagen und an deutsche Kolonisten gegeben werden sollten. Nun stößt aber eine derartige Kolonisation auf nicht geringe Schwierigkeiten, deren größte jedesmal die ist, zahlungfähige Kolonisten zu finden, die im Stande wären, den Kaufschilling für das erworbene Gut — sei es auch in Raten — zu erlegen. Denn der Kolonist, der einen Theil eines ehemaligen Großgutes kauft, muß nicht nur den Kaufschilling bezahlen, sondern braucht überdies Geld, um die erforderlichen Wohn- und Wirthschaftgebäude sowie das Gutsinventar herzustellen und zu beschaffen, und hat außerdem mit sonstigen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil er den Bewirthschaftungplan seines Gutes nicht sofort im ersten Jahre durchführen kann, oder mit anderen Worten, weil er ein paar Jahre warten muß, bis sein Gut ihm die erwartete volle Rente trägt. Will man also Kolonisten heranziehen, so muß man ihnen in der Weise entgegenkommen, daß man ihnen niedrige Kaufpreise zugesteht. Je weiter man aber nach dieser Richtung hin geht, um so größer ist die Gefahr, daß die Kolonisten — in der selben Weise wie es bereits im alten Rom die ausgedienten Legionäre thaten, die aus dem ager publicus mit Bauerngütern dotirt wurden — die billig erstandenen Güter in der kürzesten Frist zu einem höheren Preise an einen benachbarten Großgutsbesitzer oder an einen Spekulanten verkaufen und mit dem mühelos eingestrichenen Gewinn wieder in ihre alte Heimath zurückkehren. Will man also einen Bauernstand neu schaffen, so genügt es

Digitized by Google

nicht, den Kolonisten durch Erleichterung der Zahlungmodalitäten entgegen zu kommen, sondern man muß auch trachten, sie an das neu erworbene Gut zu fesseln. Dies kann nun zwar auch in der Weise geschehen, daß die Kolonisten nicht zu freien Eigenthümern, sondern nur zu Erbpächtern ihrer Güter gemacht werden; allein da der Erbpächter doch nicht Eigenthümer seines Gutes ist, entschied man sich für die Schaffung von Rentengütern.

Die preußischen Rentengüter beruhen somit auf einem Vertrage zwischen den beiden Parteien, dem Rentengutsverkäufer und dem Rentengutserwerber, und demgemäß ist die Konstituirung des Rentengutsverhältnisses, bezw. die Feststellung des Rechtes zur Kündigung der Rente, der Verabredung der vertragschließenden Theile überlassen. Die Ablösung der Rente kann nach einem im Voraus festgesetzten Betrage durch Vermittelung von Kreditinstituten erfolgen, die dem Empfangsberechtigten börsenfähige und verloosbare Rentenbriefe im Betrage des Ablösungkapitales anshändigen, während der Schuldner das Ablösungkapital sammt Zinsen an das Kreditinstitut in Raten abträgt.

Anders in Oesterreich. Die hier geplanten Rentengüter entspringen weder dem Bestreben, dem Gutsbesitzer einen Stamm von Arbeitern zu sichern, noch dem Bestreben, einen neuen Bauernstand heranzuziehen, sondern dem Bestreben, den von seinen Gläubigern in seinem Besitze bedrohten Grundbesitzer auf seinem Gute zu erhalten. Leitend für den Gesetzgeber waren die vom Freiherrn von Vogelsang, von Albert Schaeffle und von Lorenz von Stein entwickelten Gedanken; mit einem Worte aber kann man sagen, daß nach der Absicht des österreichischen Gesetzgebers Das obligatorisch und allerorts in vollkommenerer Weise geschehen soll, was die Raiffeisenschen Darlehenskassen freiwillig nur dort thun, wo sie eben zufällig bestehen. Bekanntlich betrachten es diese Darlehenskassen als eine ihrer Hauptaufgaben, bei dem exekutiven Verkaufe einer Bauernwirthschaft mitzubieten, um diese bei der Feilbietung zu erstehen und sie sodann, wenn möglich, an den früheren Besitzer gegen Ratenzahlung wieder zurückzuverkaufen. Damit Dies geschehe, sollen die vorhin erwähnten Berufsgenossenschaften der Landwirthe ins Leben gerufen werden.

So oft nämlich irgend ein Landgut Schulden halber in Exekution gezogen wird, hat das Gericht, ehe es die Feilbietung bewilligt, sich an die betreffende Bezirksgenossenschaft zu wenden, um zu erfahren, ob das Landgut in eine Berufsgenossenschaft einbezogen ist oder nicht. Ist Dies der Fall, so ist sowohl die Bezirksgenossenschaft wie die Landesgenossenschaft von der Feilbietung und deren näheren Modalitäten zu verständigen. Hierauf hat die Bezirksgenossenschaft nach einem im Gesetze näher festgesetzten Modus den Werth der Liegenschaft zu ermitteln. Findet sodann die Feilbietung thatsächlich statt, so ist die Landesgenossenschaft verpflichtet, sich an der Feilbietung zu betheiligen und bis zu dem von der Bezirksgenossenschaft ermittelten Werthe der Realität mitzubieten. Die Mittel zur Bezahlung der auf diese Weise erworbenen Landgüter beschafft sich die Landesgenossenschafft durch den börsenmäßigen Verkauf der von ihr auszugebenden Rentenbriefe.

Die der Landesgenossenschaft auferlegte Verpflichtung, sich an der Feilbietung zu betheiligen und eventuell bis zu dem von der Bezirksgenossenschaft ermittelten Werthe der Realität mitzubieten, ist unstreitig eine sehr richtige Bestimmung. Denn da nach der älteren Gesetzgebung das in Exekution gezogene Objekt bei der Versteigerung unter Umständen um das erzielte höchste

Digitized by Google

Angebot hingegeben werden mußte, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob es den Schätzungwerth des Objektes erreichte oder nicht, so kam es zuweilen vor, daß ein Spekulant, der zur Feilbietung erschien, die übrigen Kauflustigen durch Zahlung eines Abstandsgeldes bewog, nach Hause zu gehen, und daß er dann als einziger Bieter das Objekt mitunter um eine lächerlich niedrige Summe erstand. In den sechziger Jahren kam es thatsächlich vor, daß in Steiermark eine Bauernwirthschaft bei einer derartigen Feilbietung um den Betrag von fünf Gulden hingegeben wurde. Ist aber eine Körperschaft — in unserem Falle also die Landesgenossenschaft — da, die verpflichtet ist mitzubieten, so sind Machenschaften, wie die geschilderten, unmöglich und es wird verhindert, daß ein Landgut zum Schaden seines Besitzers und eventuell der Hypothekargläubiger tief unter dem Werthe verkauft werden kann.

Rentengüter können auch freiwillig errichtet werden. Der verschuldete Grundbesitzer kann sich nämlich (bei dem nicht oder nur gering verschuldeten Grundbesitzer hätte Dies begreiflicher Weise keinen Sinn) an seine Genossenschaft mit der Bitte wenden, sie möge sein Landgut übernehmen und in ein Rentengut umwandeln. Geschieht Dies, so hat die Genossenschaft einerseits in der angedeuteten Weise den Werth des Gutes und andererseits den darauf hypothekarisch sichergestellten Schuldenstand zu ermitteln. Hier treten sodann zwei Eventualitäten ein. Uebersteigen die Schulden den Werth des Landgutes, so ist die Landesgenossenschaft berechtigt, bei Gericht um die Versteigerung des Gutes anzusuchen, und bei dieser Versteigerung hat die Genossenschaft wie im zuvor erwähnten Falle mitzubieten. Die Versteigerung hat die nämlichen Rechtswirkungen wie ein exekutiver Verkauf. Freilich kann hier der Fall eintreten, daß ein Dritter die Realität ersteht, und dann wird selbstverständlich er der Eigenthümer und von der Umwandlung des Gutes in ein Rentengut ist keine Rede mehr. Ist hingegen die Schuldenlast geringer als der von der Genossenschaft ermittelte Werth des Gutes, so hat die Landesgenossenschaft das Gut um diesen Betrag zu übernehmen, die Schulden zu bezahlen und den übrig bleibenden Rest des Kaufschillinges dem früheren Eigenthümer auszufolgen.

Ist die Landesgenossenschaft in der geschilderten Weise Eigenthümerin des Landgutes geworden, so erfolgt nun die Umwandlung des Gutes in ein Rentengut. Zunächst wird das sogenannte Rentenkapital, d. h. die Summe ermittelt, die das Gut der Genossenschaft kostet. Diese Summe setzt sich aus folgenden Posten zusammen:

1. aus dem Nominalbetrage der Rentenbriefe, welche die Landesgenossenschaft emittiren mußte, um das Landgut zu kaufen;
2. wenn die Landesgenossenschaft Meliorationen des Gutes vorgenommen hat, aus dem Nominalbetrage der Rentenbriefe, die ausgegeben werden mußten, um die Kosten dieser Meliorationen zu bestreiten;
3. eventuell, d. h. wenn das Rentengut an eine nicht anspruchsberechtigte Person übertragen wird, ist die Landesgenossenschaft (unter gewissen Voraussetzungen und Kautelen) berechtigt, das sog. Rentenkapital um einen entsprechenden Betrag zu erhöhen.

Dieses Rentenkapital repräsentirt gleichzeitig den Betrag, um welchen der künftige Erwerber das Rentengut zu übernehmen hat. Es ist von dem neuen Erwerber des Rentengutes zu dem nämlichen Zinsfuße, zu dem die Rentenbriefe ausgegeben wurden, zu verzinsen und in Annuitätraten von einem

Digitized by Google

halben Prozent (also ungefähr in sechzig Jahren) zu tilgen. Hierzu kommt sodann noch ein kleiner Regiebeitrag zur Deckung der Verwaltungkosten, die der Landesgenossenschaft hierbei erwachsen. Hat der Rentengutsbesitzer diese Schuld an die Landesgenossenschaft getilgt, so wird er nach Ablauf der zur Tilgung festgesetzten Frist freier Eigenthümer seines Landgutes und die Rentenguts-Qualität erlischt.

Ist das Rentenkapital (eventuell nach eingeholter Genehmigung des Ackerbauministeriums) festgestellt, so hat die Landesgenossenschaft diejenige Person zu ermitteln, welche das neukonstituirte Rentengut zu übernehmen geneigt wäre, und zwar sind die folgenden Personen in nachstehender Reihenfolge berechtigt, die Uebernahme zu begehren:

1. Der frühere Eigenthümer des Landgutes. Wenn dieses im Miteigenthum mehrerer Personen stand, so hat die Genossenschaft unter den die Uebernahme begehrenden Miteigenthümern Den zu wählen, der vermöge seiner wirthschaftlichen Befähigung und seiner Vertrauenswürdigkeit hierzu am Geeignetsten erscheint.
2. Der Ehegatte des früheren Eigenthümers.
3. Die Verwandten des früheren Eigenthümers in absteigender Linie.
4. Dessen Eltern.
5. Dessen Geschwister und deren Verwandte in absteigender Linie.

   Unter mehreren zur Uebernahme gleich berechtigten Personen steht der Genossenschaft die Wahl (wie vorstehend unter 1) zu.

   Die vorstehende Reihenfolge ist jedoch keine unbedingt zwingende, die Landesgenossenschaft ist vielmehr berechtigt, die zur Uebernahme berechtigte Person abzulehnen, wenn gegen deren wirthschaftliche Befähigung oder Vertrauenswürdigkeit gegründete Bedenken vorliegen.
6. Kann das Rentengut an keine der vorgenannten Personen übertragen werden, so hat die Landesgenossenschaft jenen Bewerber als Rentengutsübernehmer zu wählen, den sie hierzu mit Rücksicht auf seine wirthschaftliche Befähigung und Vertrauenswürdigkeit am Besten geeignet erachtet.

Bei jeder Bezirksgenossenschaft ist ein Verzeichniß der in ihrem Sprengel bestehenden Rentengüter zu führen, dessen Einsicht Jedermann freisteht.

Bis zur Uebernahme des Gutes durch den neuen Besitzer ist es von der Landesgenossenschaft zu bewirthschaften.

Ganz eigenthümlich ist nach dem österreichischen Entwurf die rechtliche Stellung des Rentengutsübernehmers (d. h. so lange das Gut eben ein Rentengut ist). Formell erscheint der Mann als der Eigenthümer des Gutes, denn die Landesgenossenschaft hat sofort nach dem Zustandekommen des Uebernahmevertrages bei dem zuständigen Gerichte um die Uebertragung des Eigenthumsrechtes an den Uebernehmer in den Grund- und Hypothekenbüchern anzusuchen. Materiell aber ist dieser nominelle Eigenthümer in der freien Verfügung über sein Landgut nach allen Richtungen hin gebunden, und zwar:

1. Jede entgeltliche oder unentgeltliche Veräußerung des Rentengutes oder eines Theiles davon, die Verpachtung und die Uebergabe zum Nießbrauch, dann die Bestellung von Dienstbarkeiten, Ausgedingen oder sonstigen Reallasten, ist ohne Einwilligung der zuständigen Landesgenossenschaft und Zustimmung des Ackerbauministeriums ohne rechtliche Wirkung. Auch dürfen Rentengüter

Digitized by Google

nur mit Zustimmung der Landesgenossenschaft und des Ackerbauministeriums dem land- oder forstwirthschaftlichen Betriebe entzogen werden. Die Zustimmung ist zu versagen, wenn die beabsichtigte Verfügung die Leistung der Gutsrente zu erschweren geeignet ist.

2. An Rentengütern sowie deren Zubehör, dann an den Früchten des Gutes und dem für die Früchte erzielten Erlöse kann weder ein vertragsmäßiges noch ein gesetzliches Pfandrecht begründet werden. Auch kann daran, insofern das vorliegende Gesetz keine Bestimmungen enthält, weder durch Exekution- noch durch Sicherungmaßregeln ein Recht erworben werden. Die Anwendung der vorstehenden Bestimmungen kann durch ein gegentheiliges Uebereinkommen weder ausgeschlossen noch beschränkt werden.

3. Der Rentengutsbesitzer ist verpflichtet, alle auf dem Gute befindlichen Gebäude zu dem von der Landesgenossenschaft bestimmten Betrage bei einer von dieser Genossenschaft genehmigten Anstalt gegen Feuerschaden zu versichern.

4. Der Rentengutsbesitzer ist verpflichtet, alle das Rentengut betreffenden Steuern, Gebühren und sonstigen öffentlichen Abgaben rechtzeitig zu entrichten und auf Verlangen der Landesgenossenschaft den Ausweis hierüber vorzulegen.

5. Der Rentengutsbesitzer darf das Gut nicht deterioriren.

6. Der Rentengutsbesitzer ist verpflichtet, die Gutsrente an die Landesgenossenschaft in den festgesetzten Raten pünktlich zu bezahlen.

Wenn der Rentengutsbesitzer diesen Bestimmungen des Gesetzes entgegen handelt, oder wenn er in Konkurs verfällt, zur ordentlichen Bewirthschaftung des Rentengutes körperlich oder geistig unfähig wird, oder wenn er die auf dem Gute haftenden Verbindlichkeiten einem Dritten gegenüber nicht pünktlich erfüllt, so ist die Landesgenossenschaft berechtigt oder unter Umständen gehalten, entweder zur Zwangsverwaltung des Rentengutes oder zur Enteignung des Rentengutsbesitzers zu schreiten.

Die Zwangsverwaltung ist durch die Bezirksgenossenschaft für Rechnung der Landesgenossenschaft zu führen. Als Regel gilt, daß — wenn Dies nur einigermaßen möglich ist — der Rentengutsbesitzer selbst zum Zwangsverwalter seines eigenen Gutes gemacht wird. In diesem Falle wird er gewissermaßen vom Eigenthümer zum besoldeten Bewirthschafter seines eigenen Gutes degradirt und hat die Bewirthschaftung unter der Oberleitung und Aufsicht der Bezirksgenossenschaft zu führen. Die Zwangsverwaltung ist aufzuheben, sobald ihre Voraussetzungen fortgefallen sind. Die Enteignung, die selbstverständlich das strengere Mittel repräsentirt, besteht in der gänzlichen Entfernung des Rentengutsbesitzers von seinem Gute und in der Einziehung des Gutes durch die Landesgenossenschaft. In diesem Falle wird abgerechnet, ein etwaiges Guthaben dem bisherigen Besitzer herausgezahlt und das Gut nach Maßgabe der mitgetheilten Gesetzesbestimmungen einem neuen Uebernehmer übertragen.

Ueberblickt man diese die rechtliche Stellung des Rentengutsbesitzers regelnden Gesetzesbestimmungen, so wird man wohl zugeben müssen, daß ihnen ein ziemlich stark kommunistisch gefärbter Zug eigen ist, denn formell heißt der Rentengutsbesitzer allerdings „Eigenthümer" der Liegenschaft, materiell oder in Wirklichkeit aber ist er nicht viel mehr als ein Bediensteter der Landesgenossenschaft, ein bestellter Verwalter des Rentengutes, das gewissermaßen im Obereigenthum der Landesgenossenschaft steht. Erwägt man ferner:

1. daß die Tilgung der Rentenschuld — wie vorhin erwähnt wurde — in Annuitätraten von einem halben Prozent zu erfolgen hat und daß daher

Digitized by Google

das Rentengut vor ungefähr sechzig Jahren nicht „frei" werden kann (eine genaue Zeitbestimmung ist nicht möglich, weil die Amortisationfrist des Darlehens von der Höhe des Zinsfußes der auszugebenden Rentenbriefe abhängt und der Zinsfuß selbstverständlich sich der jeweiligen Lage des sogenannten „Kapital"-Marktes anpassen muß);

2. daß ferner das Rentengut vor Ablauf der im Vertrage festgesetzten Frist auch dann nicht „frei" wird, wenn der Rentengutsbesitzer das Rentenkapital in kürzerer Zeit zurückzahlt;

3. daß dem Rentengutsbesitzer unter Umständen (zu Meliorationzwecken u. Dgl.) ein neues Rentendarlehn bewilligt werden kann, durch das natürlich die Dauer des Rentengutsverhältnisses auf Jahre hinaus verlängert wird;

4. daß im Falle der Enteignung und eventuell im Falle des Todes des Rentengutsbesitzers, wenn das Rentengut an einen neuen Uebernehmer übergeben wird, ein neuer Rentengutsvertrag abgeschlossen wird, der wiederum ungefähr sechzig Jahre läuft,

so wird man zugeben müssen, daß das österreichische Gesetz über die Errichtung von Rentengütern geeignet ist, eventuell den gesammten Grund und Boden, oder doch wenigstens einen sehr namhaften Theil davon (wenn auch nicht formell, so doch materiell) in den Besitz der Landesgenossenschaften zu bringen, d. h. also den Grund und Boden zum Gemeinbesitz der Gesammtheit der Landwirthe zu machen. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß ich Dies für ein Unglück halten würde. Indessen kommt es hierbei selbstverständlich nicht auf die subjektive Ansicht des Einzelnen an, es sollte eben nur hervorgehoben werden, daß dem vorliegenden Gesetzentwurfe dieser kommunistische Zug innewohnt und daß es höchst interessant ist, zu beobachten, wie wir heute, bewußt oder unbewußt, uns dem sozialdemokratischen Ideal immer mehr und mehr nähern (ob wir es je ganz erreichen werden, ist eine andere Frage) und wie die Gegenwart auf allen erdenklichen Gebieten danach ringt, die juristischen Formen zu finden, die ganz unmerklich und allmählich das starre und absolute Privateigenthum in den Kollektivbesitz hinüber leiten sollen.

Dieser kommunistische Zug des vorliegenden Gesetzentwurfes tritt übrigens noch an einem anderen Punkte hervor. Der § 51 verfügt nämlich, daß im Falle des Ablebens eines Rentengutsbesitzers das Rentengut in die Nachlaßmasse nicht einzubeziehen ist. Stirbt ein Rentengutsbesitzer, so ist seitens der Landesgenossenschaft die Abrechnung in der selben Weise zu pflegen, wie wenn der Verstorbene wegen seines pflichtwidrigen Verhaltens enteignet werden müßte. Und nur wenn diese Abrechnung ein Saldo zu Gunsten des Verstorbenen ergiebt, ist dieses Guthaben an die Verlassenschaftmasse auszufolgen und unter die Erben zu vertheilen. Das Rentengut selbst wird von der Landesgenossenschaft eingezogen und dann erst wieder einem neuen Uebernehmer verliehen. Allerdings wird es (wenn keiner der erwähnten Ausschließunggründe vorliegt) in erster Linie Dem verliehen, den der Verstorbene in seinem letzten Willen als den Uebernehmer bezeichnet hat, und wenn keine letzte Willenserklärung vorliegt, an eine der vorhin erwähnten anspruchsberechtigetn Personen in der dort angegebenen Reihenfolge hintangegeben. Aber immerhin wird das Rentengut zunächst von der Landesgenossenschaft eingezogen, und hierin tritt auch wieder der Gedanke zu Tage, daß der Rentengutsbesitzer kein eigentlicher Eigenthümer, sondern nur der von der Landesgenossenschaft bestellte Verwalter des Rentengutes ist.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwächter.

Digitized by Google

Bulgarische Hoffnungen.

Der Thronwechsel in Rußland wird vielleicht für Bulgarien, jedenfalls aber für das Ministerium Stoilow, zu sehr gelegener Zeit gekommen sein. Seit beinahe sechs Monaten, seitdem durch Europa die überraschende Kunde vom Sturz Stambulows ging, betreibt der „neue Kurs“ in Bulgarien die Politik der Aussöhnung mit Rußland, ohne, so lange Alexander III. am Leben war, mit diesen Wünschen weit kommen zu können. Die Situation war bereits für Stoilow, noch mehr aber für den Prinzen Ferdinand, peinlich und prekär geworden. Denn es war in der politischen Welt kein Geheimniß mehr, daß Stambulow hauptsächlich deshalb gestürzt worden war, weil der Prinz es satt bekommen hatte, stets der nicht anerkannte Vasall unter der ewigen Bevormundung seines Hausmeiers zu sein, wobei sich der Vormund nicht einmal die Mühe nahm, seine Ueberlegenheit und Machtstellung unter den Formen der in Europa üblichen Höflichkeiten zu verbergen. Da Fürst Ferdinand es sehr gut wußte, daß Stambulow seine Parole vom Herrn v. Burian, der damals nur österreichischer Generalkonsul und Geschäftsträger in Sofia war, empfing, daß demnach die österreichische Regirung, die in Bulgarien im Namen des Dreibundes die Vorsehung spielte, an der dilatorischen Behandlung der bulgarischen Frage die Schuld trage, so entschloß er sich, mit Oesterreich zu brechen und es mit Rußland zu versuchen. Prinz Ferdinand war voller Hoffnungen nach Bulgarien gekommen, hatte dort Jahre lang inmitten einer barbarischen, halbwilden Bevölkerung gelebt und viele seiner Millionen vertheilt, um sich im Lande einigermaßen populär zu machen. Er that Dies in der Hoffnung, daß es ihm, wie zuvor dem Hohenzollernprinzen in Rumänien, gelingen würde, Europa daran zu gewöhnen, seine Anwesenheit in Bulgarien als ein fait accompli zu betrachten und ihn schließlich doch als Fürsten oder gar als König von Bulgarien und Rumelien anzuerkennen.

In der ersten Zeit, wo es Stambulow mit der Selbständigkeit des Landes ernst war, kam auch oft aus Sofia eine Mahnung an Europa, dem Prinzen ja die Anerkennung zu gewähren, sonst würde das bulgarische Volk sich als unabhängig erklären und sich den Teufel um den berliner Vertrag kümmern. Aber von Oesterreich aus wurde stets die Thatenlust Bulgariens eingedämmt und Stambulow hatte mittlerweile eingesehen, daß es für ihn jedenfalls besser sei, wenn Alles in der Schwebe bliebe; dann hielt er sich für unentbehrlich und seine diktatorische Machtstellung für unerschütterlich.

Die Beseitigung Stambulows wurde seiner Zeit damit erklärt, daß dessen Paschawirthschaft für das Land und den Fürsten hätte verhängnißvoll werden können, wenn ihr nicht rechtzeitig ein Ende gemacht worden wäre. Aber die Willkürherrschaft des „bulgarischen Bismarck“, wie Speichellecker den Halbwilden, der in türkischen Maximen aufgewachsen war, zu nennen pflegten, war nicht erst im Frühjahr 1894 unerträglich geworden; Fürst Ferdinand hätte dem Lande viel Unheil ersparen können, wenn er sich früher von seinem Mentor getrennt hätte. Die Erpressungen und Gewaltstreiche Stambulows, die ich in der Nähe gesehen habe, will ich nicht einmal vom Standpunkt der europäischen Zustände und Regirungformen beurtheilen; in allen Balkanstaaten wird gestohlen und erpreßt, gelten Recht und Gesetz blutwenig, ist der Begriff von Mein und Dein

Digitized by Google

ein sehr vager. Aber die Finanzwirthschaft Stambulows hat auch die Zukunft des Landes in Frage gestellt; jedenfalls wird Bulgarien schwere Krisen durchmachen müssen, bis es ihm gelingt, die Finanzen in Ordnung zu bringen.

Was die Entfremdung zwischen dem Fürsten Ferdinand und seinem allmächtigen Premier herbeigeführt hat, war die Lauheit, womit Stambulow die endliche Regelung der bulgarischen Frage und der Stellung des Fürsten betrieb. Der Fürst ließ sich lange Zeit durch leere Versprechungen hinhalten, spielte während der ganzen Zeit die wenig beneidenswerthe Rolle eines Strohmannes und mußte das Odium der Stambulowschen Gewaltherrschaft auf sich nehmen, um doch Das zu bleiben, was er vom ersten Augenblick an war. Und da auch die türkische Regirung den Fürsten mit einer beleidigenden Kälte behandelte und dafür Stambulow auf jede mögliche Weise auszeichnete, so war das Maß nun voll und Ferdinand beschloß, Stambulow zu opfern. Stoilow, der, wie er endlich selbst mit einer beneidenswerthen Naivetät eingestand, stets mit dem „amtlichen Rußland" Beziehungen gepflegt hatte, sagte dem Fürsten, daß nur Stambulow das Mißtrauen Rußlands erwecke, daß aber eine Annäherung stattfinden könnte, wenn Stambulow beseitigt würde. Und nun entschloß sich der Fürst zu diesem folgenschweren Schritt, — folgenschwer nicht wegen der Lossagung von Stambulow, sondern wegen der von Oesterreich.

Es scheint kein Zweifel darüber obzuwalten, daß Stoilow in der That von Seiten des „amtlichen Rußlands" einige Andeutungen oder Versprechungen erhalten hatte, so daß er wohl berechtigt war, dem Prinzen einige Hoffnung zu machen, er könne durch ihn, Stoilow, eher zum Ziele gelangen als durch die selbstsüchtige Politik Stambulows. Aber der Charakter Alexanders des Dritten stand der Erfüllung dieses Hoffens gewaltig im Wege. Seitdem Bulgarien dem Zaren zu trotzen und der Prinz von Coburg den bulgarischen Thron trotz dem Widerspruch Rußlands zu besteigen wagte, faßte Alexander einen persönlichen Widerwillen gegen Alles, was bulgarisch hieß; seine Parole hieß: „Laufen lassen!" Es war nicht einmal die Absicht des Zaren, Bulgarien durch Chikanen zu quälen und es die Macht Rußlands fühlen zu lassen. Seine Absicht war thatsächlich nur die völlige Ignorirung des in seinen Augen verlotterten Volkes. Die Lage des Fürsten war eine sehr gefahrvolle; mit dem Sturz Stambulows war nun einmal der Zauber gebrochen, und zu der früheren Gewaltherrschaft zurückzukehren, d. h. mit Hilfe der Armee und der Verwaltungkreaturen das ganze — durchaus russenfreundliche — Volk niederzuhalten, ging nicht mehr. Nur mit Hilfe der Russophilen konnte Stoilow eine Majorität in der Sobranje haben. Aber von Seiten Rußlands verhielt man sich kühl und mißtrauisch, und man fing in Sofia schon an, die versuchte Annäherung an Rußland zu leugnen, da man sich einzugestehen schämte, keine Gegenliebe gefunden zu haben.

Der Tod Alexanders war ein günstiger Zufall für den Prinzen Ferdinand. Sollte man eine Beileidkundgebung wagen? Vielleicht erfolgt keine Antwort und man setzte sich neuen Demüthigungen, neuen Enttäuschungen aus. Aber es war keine Zeit zum Ueberlegen. Die Kondolenzdepesche ward abgeschickt; Stunden der spannenden Erwartung und des peinvollen Zweifels; endlich doch eine Antwort, wenn auch eine recht lakonische. Aber unter diesen Umständen war es schon eine große Freude, daß überhaupt eine Antwort aus Livadia herüber geflattert kam und daß darin auch das „bulgarische Volk" erwähnt wurde. Außerdem kam ein Schreiben von Giers als Dank auf die Beileidkundgebung der Sobranje.

Digitized by Google

Mein Liebchen, was willst Du noch mehr? Einen derartigen „Erfolg" hatte Stoilow nicht zu hoffen gewagt. Nachträglich suchte man den Werth der Dankdepesche aus Livadia dadurch zu erhöhen, daß man aus ihrer Adresse eine indirekte Anerkennung des Fürsten herausstüfteln wollte; man gab vor, die Depesche sei an den Fürsten Ferdinand (Knjazu Ferdinandu) adressirt gewesen. Natürlich ist Dies barer Unsinn, denn die Depesche war französisch abgefaßt und die Adresse konnte nur lauten: Prince Ferdinand. Dem bulgarischen Uebersetzer stand es nun frei, das Wort „Prince" mit „Fürst" (knjaz) zu übersetzen.

Die Möglichkeit einer Annäherung Bulgariens an Rußland nach langer Entfremdung muß nothwendiger Weise Serbien aufs Lebhafteste beunruhigen. Schon die Vereinigung Bulgariens mit Rumelien, die durch die operettenhafte Revolution vom August 1885 stattfand, erregte bekanntlich das Mißbehagen Serbiens, das sich durch ein großes Bulgarien arg bedroht fühlte. Und damals war die Lage Serbiens insofern bedeutend günstiger, als Bulgarien bereits mit Rußland gebrochen hatte und Oesterreich, noch nicht durch die Erfahrung der künftigen Ereignisse belehrt, sich offen als Schutzgeist Serbiens aufspielte. Sollte aber jetzt eine Verständigung zwischen Rußland und Bulgarien erfolgen, so wäre die Lage Serbiens thatsächlich eine unsichere. Man weiß in Belgrad ganz genau, daß die Anwesenheit Milans in Nisch weder in St. Petersburg noch in Wien Vertrauen erweckt; die finanzielle Lage des Landes ist eine geradezu trostlose; die Armee in einem kriegsunfähigen Zustand; das Volk angeekelt von den herrschenden Zuständen. Ein von den europäischen Großmächten und von Rußland anerkanntes Bulgarien bedeutet eine große Gefahr für Serbien. Zwischen diesen beiden Balkanstaaten herrscht eine starke Rivalität in Betreff Mazedoniens. Unter dem Regime Stambulows hat die bulgarische Regirung Millionen für die Bulgarisirung Mazedoniens verausgabt, wogegen die serbische Propaganda, von Hause aus lau und ohne genügende Mittel betrieben, vom türkischen Gouvernement mit aller Entschiedenheit niedergehalten ward. Erst nach dem Sturz Stambulows, als der Sultan gegen die Absichten des Fürsten Ferdinand Mißtrauen zu hegen anfing, wurden einige Konzessionen zu Gunsten des Serbenthums in Mazedonien gemacht. Aber Bulgarien hat bereits einen gewaltigen Vorsprung; durch das neue Schulgesetz wird auch das griechische Element zurückgedrängt und im Falle der Protegirung Bulgariens von Seiten Rußlands werden die bulgarischen Aspirationen in Mazedonien bedeutend zuversichtlicher werden.

Wohl wird nicht anzunehmen sein, daß die Besetzung Mazedoniens durch irgend eine Balkanmacht nahe bevorstände; schon die Rücksicht auf Oesterreich, das durch die militärische Besetzung einiger wichtigen Punkte in Novi-Bazar in der Lage ist, den Anderen zuvor zu kommen, wird jeden voreiligen Schritt in Mazedonien zurückhalten. Vorläufig begnügt sich Bulgarien damit, das bulgarische Element in Mazedonien zu stärken und das serbische zurück zu drängen. Davon hängt aber die Zukunft des Serbenstaats ab, der, von allen Seiten eingezwängt, nur nach dieser Seite hin expansionfähig wäre. In Rußland kam es stets nur darauf an, welcher Balkanstaat am Besten als vorgeschobener Posten gegen die Türkei zu benutzen wäre. Seit den Erfahrungen, die man von russischer Seite im Jahre 1876/77 in Serbien gemacht hat, denkt man sehr geringschätzig über dessen militärische Tüchtigkeit, während Bulgarien sich in dieser Beziehung eines weit besseren Rufes erfreut. Dr. S. Bernfeld.

Digitized by Google

Unsere Kadettencorps.

Vor einiger Zeit bemerkte ich in den Schaufestern unserer Buchhandlungen eine Broschüre mit dem Titel: „Unsere Kadettencorps." Der Autor war durch drei Sternchen bezeichnet, — vielleicht ein „Gast" auf dem Gebiete der Publizistik. Obwohl ich dem Stoff reges Interesse entgegenbringe, verlor ich das Werkchen aus den Augen, bis dieser Tage der Zufall es noch einmal vor mir auftauchen ließ; diesmal trug der Umschlag den Vermerk: „Zweite Auflage". Ich glaubte, in dem empfehlenden Zusatz einen Beleg für die Bedeutung des Buches erkennen zu müssen. Ich habe es nun gelesen und bin mit dem Verfasser der Ansicht, daß sein Thema die Theilnahme weiter Kreise hervorrufen dürfte.

Von vorn herein bekenne ich mich als Gegner des Autors. „Widerlegt mich! — beweist, daß ich gelogen habe!" ruft er in der Einleitung des Heftchens aus. Nichts leichter als Das! Der Zweck dieser Zeilen wird es sein, nachzuweisen, daß die Broschüre von falschen Angaben wimmelt. Wenn mir Das gelungen ist, werde ich den Vorwurf gegen den Verfasser erheben, daß er auf Grund nicht oder nicht mehr zutreffender Thatsachen eine altbewährte Institution angreift, auf die Viele mit freundlichen Erinnerungen blicken, der gar Manche die frohesten Hoffnungen der Zukunft mit ihren Söhnen anvertraut haben Auf die persönlichen Erfahrungen des Verfassers werde ich nicht eingehen. Der Namenlose verlangt vergeblich von mir Vertrauen: nicht in jeder Tarnkappe verbirgt sich ein Siegfried.

Ich werde, Kapitel für Kapitel, die gröbsten Unrichtigkeiten hervorheben. „Erschöpfend" zu sein, wie der ungemein charakteristische Terminus lautet, ist. mir bei der Fülle des gebotenen Materials nicht möglich. „Aber Sie machen ja blos Reklame für den Autor, merken Sie denn Das gar nicht?" wird man mir entgegenrufen. Ich halte diese Anschauung, die ja äußerlich richtig ist, für kurzsichtig und das Prinzip des „Totschweigens" in seinen Konsequenzen geradezu für verhängnißvoll.

Aus der „Einleitung" ist der folgende Satz interessant, weil er uns sofort in den Geist der Betrachtung einführt und zugleich von der emphatischen Darstellungweise des Verfassers ein Beispiel giebt. „Wer all die Thränen gesehen hat, welche in den Mauern von Kadettencorps geflossen, wer einen Blick gethan hat in das ganze Elend der stumpfen Resignation eines also gebrochenen jugendlichen Geistes, wer all die Leere einer derartig verfehlten Existenz gefühlt hat, für die eine mitleidige Kugel oft noch das Beste ist, — Der wird mir Dank wissen für meine Offenheit." Stilistische Oekonomie ist dem Verfasser fremd. Unmittelbar im Anschluß an diesen wirkungvollen Coup wendet er sich mit fettem Druck an die „deutschen Mütter" und später an die Leiter der Heeresverwaltung und die Volksvertreter mit der Erklärung: „Hier handelt es sich nicht um den Ruin Einzelner, nein, hier zieht dieser individuelle

Digitized by Google

Bankerott Tausende, die ganze Armee, das ganze Volk, mit an den Abgrund." Als ich diese Tiraden las, war es mir, als säße ich im pariser Ambigu in einem Rühr- und Schauerstück und als müßte nun sofort die Claque mit handwerksmäßigem Applaus losbrechen.

Nun, in der Einleitung verträgt man schon ein paar Fanfarenstöße, die uns zugleich das Leitmotiv geben. Dafür hat es im ersten Kapitel („Warum schicken wir unsere Söhne ins Kadettencorps?") wirklich ganz den Anschein, als steuerten wir in das Fahrwasser ruhiger Betrachtung; es fängt sogar etwas seicht an. Der Verfasser sagt viel Schönes über die modernen sozialen Verhältnisse, wie sie es erschweren, eine große Kinderschaar zu erziehen, er klagt darüber, daß die Jungen immer „standesgemäß" erzogen werden sollen, daß der Sohn des Offiziers wieder Offizier werde, und so weiter. Er sagt zwar nichts Neues, aber Manches vom Alten ist doch wahr. Freilich vergißt er, daß der Wunsch, die Kinder „standesgemäß" zu erziehen, ganz natürlich ist, und daß es auf die entschiedenste Decadence hinweisen würde, wenn dieser Wunsch sich nicht regte; freilich bedenkt er nicht, wie wohlbegründet der Vorschlag des Vaters sein kann, der Sohn möge die ihm selbst liebgewordene Laufbahn einschlagen. Selbstverständlich wird der harte Vater des jungen Medikus Friedrich Schiller angeführt und allen Vätern, die einen bisweilen höchst wohlthätigen Zwang auf ihre Söhne ausüben, als Vogelscheuche hingestellt. Diese Art der Beweisführung hat Marc Twain charakterisirt, als er von den Seifensiedern erzählte, die da alle ihre Söhne so erzogen, wie einst Benjamin Franklin von seinem Vater und ihrem Kollegen erzogen worden war. Eines schickt sich nicht für Alle, Hinz und Kunz sind eben keine Geistesheroen, und wollen wir allgemeine Normen aufstellen, so müssen wir wohl oder übel von uns Durchschnittsmenschen ausgehen. Von der „Verrohung" der modernen Väter aber habe ich erst durch diese Broschüre den richtigen Begriff bekommen.

Noch eine Bemerkung fällt mir im ersten Kapitel ins Auge. „Wie sollte ihm (dem Kadetten) diese Erkenntniß tagen hinter den hohen Mauern des Corps, die seinen Blick hemmen, hinauszuschweifen in das soziale Elend dieser Welt?" Diese erzieherische Auffassung, als solle der Primaner und Sekundaner soziologische Studien machen, möchte ich als höchst gefährlich zurückweisen. Der verwirrte Jüngling wird in dem Hin und Wider der ihn umströmenden Tendenzen schwerlich einen festen Standpunkt zu gewinnen vermögen.

Das zweite Kapitel heißt: „Der ‚Neue' im Corps" und man erräth bereits bei der Ueberschrift, daß wir jetzt in die Sphäre sensationeller Enthüllungen vorgedrungen sind. Sie erweist sich denn auch als „Traum- und Zaubersphäre", obwohl der Verfasser versichert, er schreibe seinen Aufsatz nur zu einem Zweck — „die Wahrheit zu sagen". Freilich, er gebraucht diese Wendung nur im volksthümlichen Sinne, wie etwa Jemand äußert: „Dem habe ich aber mal gründlich die Wahrheit gesagt", — denn von diesem Kapitel an beginnen erst recht eigentlich die Schmähungen und die Unwahrheiten. Der Verfasser erklärt, daß die Neuen im Kadettencorps auf das Raffinirteste geschunden werden. Daß die Jugend erstaunlich grausam sein kann, ist eine alte Thatsache. Ich entsinne mich, daß beim Eintritt in die Ober-Tertia des berliner Gymnasiums, dem ich meine Ausbildung verdanke, jeder Neuling in der ersten Turnstunde des Semesters mit einer gehörigen Tracht Prügel empfangen wurde. Daß an den passiven Heroismus des Kadetten noch jetzt mancherlei Prüfungen herantreten mögen, gebe ich zu, aber die Enthüllungen

Digitized by Google

des Verfassers sind doch nicht zutreffend. Er läßt es gelten, daß vorübergehend vielleicht eine Besserung eintrete, und fährt dann fort: „Plötzlich kommt eine schneidige Prima ans Ruder und siehe da, die alte Seuche grassirt heftiger als je zuvor.“ Darauf erwidere ich, daß unsere sieben Voranstalten — Bensberg, Oranienstein, Plön u. s. w. — überhaupt keine Prima haben, sondern mit der Obertertia abschließen. Es handelt sich also nur um die Hauptanstalt Lichterfelde, die wiederum erst mit der Obertertia beginnt, also doch nicht mehr mit jenen widerstandslosen kleinen Sammetmenschchen, wie sie in die Voranstalten eintreten, sondern meist mit ganz tapfer entwickelten, rothbackigen Burschen zu thun hat. „Man wird billig fragen, ob denn die Aufsichtbehörden einem derartigen Treiben nicht entgegentreten? Leider kann Dies nicht der Fall sein, weil gerade der Hauptfehler in der Organisation der Kadettencorps darin liegt, daß fast alle Gewalt unumschränkt in der Hand der Stubenältesten liegt“. Für die Voranstalten ist von Alledem nicht ein Wort wahr. Jeder „Erzieher“ hat ein oder zwei „Stuben“ zu überwachen, die dicht bei seinem eigenen Zimmer — Thür an Thür — liegen. Es ist für eine Aufsicht gesorgt, die keinen Augenblick die Knaben völlig sich selbst überläßt; man könnte Das vielleicht eher als einen Nachtheil der Corpserziehung bezeichnen. In der Hauptanstalt ist die Ordnung eine andere. Jeder Offizier hat eine „Inspektion“ unter sich und wird in ihrer Beaufsichtigung durch die Selektaner unterstützt. Dies sind Kadetten, die bei ihrem Ausscheiden aus dem Corps als Offiziere in die Armee treten und die ihrer Veranlagung und Führung nach jede Bürgschaft dafür geben, daß sie ihre Stellung nicht zu Ausschreitungen mißbrauchen werden. Daß Mißgriffe in der Wahl dieser jungen Vorgesetzten vorkommen mögen, soll nicht geleugnet werden; die Einrichtung aber entspricht dem Grundsatz kameradschaftlicher Erziehung, der in der Armee befolgt wird und nicht genug befolgt werden kann. Wenn aber der Verfasser behauptet, die Offiziere hätten nur wenig Gelegenheit, das Treiben der ihrer Pflege Befohlenen zu überwachen, so bitte ich, auch einmal aus persönlichen Erfahrungen sprechen zu dürfen. Ich habe viele Offiziere gekannt, die sich nicht mit der vorschriftmäßigen Beaufsichtigung begnügten, sondern wirklich mit ihren Kadetten lebten. Den Offizieren, die zum Kadettencorps kommandirt werden, ist wohlbekannt, daß ein Alumnat niemals das Elternhaus zu ersetzen vermag. Sie bemühen sich aber, in individuellem Erkennen und sorgfältiger Erziehung ihr Möglichstes zu thun. Als Beweise dafür könnte ich viele mündliche und schriftliche Aeußerungen heranziehen, die mindestens eben so überzeugend sind wie das oft citirte Tagebuch des Herrn Verfassers. Der Autor schildert am Schluß des Kapitels den Neuen, wenn er zu seinem ersten Urlaub nach Hause kommt. Die Mutter erkennt ihr Kind kaum wieder, „das bleiche, abgehärmte, sonst so frische Gesichtchen, welches man gern der schlechteren Ernährung in die Schuhe schieben möchte“ — nebenbei gesagt, eine köstliche Stilblüthe! Diese Schilderung paßt kaum auf einen Zögling der Ferienkolonien, geschweige denn auf unsere Kadetten; aber der „Schlager“, der am Schluß eines jeden Abschnittes unfehlbar eintrifft, ist auch diesmal da.

Das dritte Kapitel behandelt den „Schulunterricht“ oder die „Paukerschindung“ und geißelt das unehrerbietige Betragen der Kadetten ihren Lehrern gegenüber. Der Verfasser geht dabei von folgendem Satze aus: „Das Kommando hat es leider versäumt, durch entsprechende Anordnungen den Professoren die schuldige Achtung zu erzwingen, da ihnen diese nicht von selbst entgegengebracht wird.“ Zwei Fliegen mit einer Klappe! Ich weiß nicht, wer

Digitized by Google

mehr staunen wird, das fahrlässige Kommando oder die des Schutzes bedürftigen Professoren! Auch hier ist richtig Beobachtetes und Unwahres durcheinander geworfen. Allerdings zeigt der Kadett den Civillehrern gegenüber bisweilen Neigung zu Uebermuth und Unbotmäßigkeiten, allein eben so gewiß wird er in jedem den militärischen Vorgesetzten zur Kenntniß kommenden Fall dafür streng bestraft. Die meisten Lehrer aber erhalten ihre Autorität auch ohne diese Mittel aufrecht und werden dem höchst unberufenen Vertreter ihrer vermeintlichen Interessen wenig Dank wissen. Auf anderen Lehranstalten wird auch getrommelt und die taktische Verwendung von Knallerbsen ist jedem alten Gymnasiasten eben so vertraut wie die Ballistik der Papiergeschosse. Mein Gott! muß man denn Alles so tragisch nehmen! Der lamentable Ton des Verfassers wird auf die Dauer unerträglich.

„Daß den Professoren in ihrer Instruktion aufs Schärfste angewiesen worden ist (sic!), sich Kadetten gegenüber stets der größten Höflichkeit zu befleißigen", ist dem Verfasser bekannt — den Professoren und mir nicht. Der Professor ist ein Spielball der Kadettenlaunen, „aber", fährt der Verfasser fort, „in die Hand jedes Abtheilungoffiziers, jedes Feldwebel-Lieutnants, ja in die jedes Kadett-Stubenältesten ist die direkte Strafgewalt gelegt. Der Kadett-Stubenälteste kann z. B. jeden jüngeren Kadetten mit so und so viel Strafrapporten und Dergl. bestrafen." Das „und Dergl." ist geschickt auf die ergänzende Phantasie des Lesers berechnet; im Uebrigen schrumpft die Enthüllung in die Thatsache zusammen, daß der Vorgesetzte den unordentlichen Kadetten noch einmal in dem selben Anzuge oder zur Vorzeigung des fraglichen Stückes antreten lassen kann. Der Verfasser hat sichtlich gar keine Ahnung davon, daß die Institutionen unserer Armee grundsätzlich nur Dem die Strafgewalt zusichern, der auch die schwere Verantwortung für die Erziehung seiner Untergebenen trägt, also an unterster Stelle dem Compagnie-Chef. Dem Offizier steht dem Kadetten gegenüber nur das „Strafmittel" des Verweises zu.

Der Autor ist des trockenen Tons nun endlich satt und versichert uns, daß „die Lehrerstellen des Corps außergewöhnlich hoch dotirt" und daß trotzdem Lehrkräfte nur schwer erhältlich seien. Der ernste und bärtige Mathematiker, dem ich beim Abendschoppen dieses Faktum mittheilte, lachte ein Weilchen recht herzlich, dann aber schien er die Verpflichtung zu fühlen, von Stund an seine Lebenshaltung zu erhöhen, und bestellte zum Zeichen seiner Dankbarkeit zwei kurfürstliche Magenbitter. Was aber die Behauptung des Herrn Verfassers anbetrifft, so ist erst seit wenigen Jahren die pekuniäre Gleichstellung der am Kadettencorps angestellten Lehrer mit denen der königlichen höheren Lehranstalten erfolgt, ja die Lehrer des Corps stehen noch heute in Bezug auf Funktionzulage und Ertheilung des Professortitels dadurch ungünstiger, daß der sogenannte „Studiendirektor" der Anstalten mit zu dem Lehrerkollegium rechnet. Jedenfalls kann von einer bevorzugten Stellung der am Kadettencorps beschäftigten Lehrer keine Rede sein und eben so sind die Folgerungen gänzlich haltlos, die der Verfasser an seine aus der Luft gegriffenen Behauptung knüpft.

Er wendet sich dann des Näheren gegen die „Bildung" des Kadetten und greift vor allen Dingen das Fähnrichsexamen und die bei diesem maßgebende Beurtheilung nach „Points" an. Er bemerkt hier ausnahmeweise einiges Richtige, doch bleibt seine Kritik, die weder den Lehrplan noch die Unterrichtsmethode in Betracht zieht, am Alleräußerlichsten haften. Schließlich versteigt er sich sogar zu folgendem Vergleich zwischen den Kadetten und den

Digitized by Google

„Pressiers“: „Der Pressier“, sagt er geschmackvoll, „ist dem Kadetten praktisch durch die Schulung über, die ihm, wenn auch unbewußt, durch seine ständige Fühlung mit dem Elternhaus und dem sozialen Leben überhaupt zu Theil wird. Die Mauern des Kadettencorps lassen keine unkontrolirten Eindrücke von außen zu . . .“ Viele Eltern werden geneigt sein, Dies als einen Vorzug der Kadettenerziehung anzuerkennen und jener ständigen Fühlung mit dem sozialen Leben keinen allzu hohen erzieherischen Werth beizumessen. Welcher Art diese Fühlung ist, ist allbekannt und der Verfasser sollte ihr nicht das Wort reden, wenn er im nächsten Kapitel (die „Hausordnung“) über die sittliche Entwickelung des Kadetten den Stab bricht. Der Abschnitt enthält keine Thatsache von Bedeutung, nur eine Invektive gegen den Offiziersstand überhaupt, aber unter vielem Reformatorischen bringt der gedankenschwangere Autor den Vorschlag, den Kadettenanstalten „genügend frisches Wasser aus dem klaren Bergquell unseres Bürgerstandes zuzuführen“, und eine etwas unklare Phrase scheint den Adel, der noch vor Kurzem als Epheu versinnbildlicht wurde, diesmal als „Morast“ zu bezeichnen. Ich gebe zu, man kann über das Wesen unseres Adels verschiedene Ansichten haben, und es giebt Fanatiker, die die Größe eines Bismarck und Moltke lediglich den bürgerlichen Müttern beider Männer vindiziren; allein Verdienste um unsere Armee wird wohl dem Adel Niemand absprechen können, der nicht jeder historischen Betrachtung unzugänglich ist. Man „begönnert die Kadettencorps“, sagt aber der Verfasser, er greift mit verächtlicher Kritik auf die Anschauungen Friedrichs des Großen zurück und bemerkt endlich, dieser „Fatalismus“, nämlich, daß nur der Adlige zum Offiziersberuf geeignet sei, „ist aus der Armee noch nicht geschwunden“.

Kurz und gut, der Leser schlägt die Seite in bester Laune um und nun beginnt das fünfte Kapitel, in dem der Verfasser die Soldaten- und besonders die Lehrer-Mißhandlungen summarisch auf das Schuldkonto der bösen Kadetten setzt, den preußischen Schulmeistern als den „Siegern von Sadowa“ einige Redeblumen streut und mit dem Diktum schließt: „Militärische Genies giebt es überall, diese brauchen aber dann auch keine besondere Facherziehung; Feldmarschall Derfflinger soll ein Schneidergeselle gewesen sein und in was für Händen ruhten nicht die einst allmächtigen Marschallstäbe des korsischen Caesaren!“ Das Ausrufungzeichen markirt wieder einen effektvollen Abschluß, allein solche kindlichen Argumente auszumerzen, hätte doch die zweite Auflage dem Verfasser Gelegenheit geboten. Ihm, dessen Ausführungen zum Theil so deutlich aus Anno Tobak stammen, hätte ich zugetraut, daß er Heute und Einst besser zu unterscheiden wüßte.

Um uns das „von der Parteien Gunst und Haß“ entstellte Charakterbild des Kadetten näher zu bringen, behandelt das sechste Kapitel das Thema „Der Kadett als Mensch“. Der Verfasser entwirft eine Schilderung des Kadetten nach Schlittgenscher Manier und führt dann einige Beispiele an, die auf das Unumstößlichste beweisen, wie diese bedauernswerthe Spezies allmählich verkommt. Eins dieser Beispiele, das lustigste von allen, sei als Kuriosum hier wiedergegeben. „Ein anderer Kadett bildete sich mit bewunderungwürdiger Energie zum Menschen mit einem Straußenmagen aus. Sein Hauptstückchen bestand darin, bei Liebesmahlen zum Schluß das Glas, aus dem er getrunken, zu verspeisen. Als er dies Kunststückchen eines Tages als Regiments-Kommandeur seinen Lieutenants vormachte, zerschnitten die Glasscherben seine Eingeweide und er starb eines kläglichen Todes.“

Digitized by Google

Nach dieser Jagdgeschichte, die am Stammtisch von Krähwinkel belächelt werden mag, fühlt der Verfasser denn doch, daß er komisch geworden ist, und zieht es vor, zur Abwechselung wieder larmoyant zu werden. Er giebt noch einige Beispiele zum Besten, in denen die „erlösende Kugel" eine Rolle spielt. Unbesorgt! Ich citire sie nicht.

Im „Schlußwort" — ich höre den Erleichterungseufzer des gequälten Lesers — erklärt der Verfasser zunächst, daß er sich bemüht habe, ernstlich unparteiisch zu bleiben: „so schwer mir Dies auch persönlich fiel, denn auch mein Lebensglück ist einst hinter Corpsmanern begraben worden" (Farceur!) — und kommt dann zu dem an die Heeresverwaltung indirekt gerichteten Ergebniß: „Man hält an dieser Einrichtung fest, nicht, obgleich sie große Nachtheile besitzt, sondern gerade weil sie diese besitzt. Man will den Kadetten unfertig und hilflos hinstellen, denn dadurch schafft man sich einen willenlosen Sklaven, dessen ganzes Sein oder Nichtsein von der Laune des Gebieters abhängig ist." Der Herr Anonymus, der auf jeder dritten Seite von uns verlangt, daß wir seine Ungereimtheiten auf Treu und Glauben hinnehmen, scheut sich also nicht, unseren ersten Offizieren die niedrigsten Beweggründe unterzuschieben.

Zum Schluß kommt der Autor zu seiner praktischen Forderung. Der Zweck seiner Broschüre ist nämlich der, „wirkliche Erfolge" zu erzielen. Ich kann sagen, ich war gespannt. Kritik, als schaffende Kraft, ist mir heilig. Man höre und staune. Er verlangt „nur das Eine": „Man treffe Maßnahmen, daß die Austrittsprüfung des Kadettencorps eo ipso zum Eintritt in eine andere Lehranstalt resp. zum Universitätsstudium berechtige."

Parturiunt montes! Ich kann den Herrn Verfasser beruhigen. Dieses Ziel, an das er auf neunundvierzig Seiten so viel erhabenes Pathos, so viel sprühende Laune verschwendet hat, ist, Dank der vielgeschmähten Heeresverwaltung, seit Jahr und Tag erreicht. Das Kadettencorps steht im Range eines Realgymnasiums, hat sein Abiturientenexamen und berechtigt Jeden, der diese Laufbahn einschlagen will, zum Universitätsstudium.

Ich glaube, nachgewiesen zu haben, daß die Broschüre des namenlosen Verfassers zahlreiche Irrthümer enthält. Es wäre ihm, der sich häufig in einen Gegensatz zu den Laien stellt, ein Leichtes gewesen, sich Aufklärung zu schaffen, ehe er auf einer wankenden Grundlage Schluß auf Schluß zu trügerischem Ergebniß führte. Das ist nicht die Art eines Mannes, der sein Vaterland liebt.

Alles in Allem kann ich meinen Aufsatz in größter Harmonie mit dem Herrn „Niemand" beschließen, dem die Angriffe wie Schneeflocken vom Munde fliegen und dessen anklägerische Ergüsse auf eine beklagenswerthe Aehnlichkeit — freilich nur in einem Zuge — mit dem homerischen Dulder hinweisen. Er sagt in der Einleitung: „Bin ich dergestalt auch nicht um den Grund meiner Arbeit verlegen, so bin ich es um so mehr hinsichtlich des Zweckes."

Auch ich bin um die Gründe, die den Herrn Verfasser zu der Anfertigung seiner Broschüre trieben, nicht verlegen — leider! Um so mehr bin ich es hinsichtlich des Zweckes — Gott sei Dank! Eduard Goldbeck.

Digitized by Google

Spaniens Finanzen.

Seit vielen Monaten ist es Sitte geworden, allwöchentlich von großen Anleiheverhandlungen zu melden, die Spaniens Regirung eröffnet und die dann die pariser Delegirten wieder abbrechen. Liest man gar noch als Kommentar die französischen Fachblätter, so wird man in der That verführt, an einen Kampf zwischen unsoliden Geldsuchern und vorsichtigen Financiers zu glauben. So einfach liegen aber die Dinge keineswegs. Vielmehr ist die ökonomische Herrschaft, die das betriebsame Franzosenvolk sich über Spanien gesichert hatte, da dieses Land noch in ein Wirrsal von dynastischen Interessen verstrickt war, in raschem Niedergange begriffen, und was noch davon zu retten sein dürfte, das wird bei jeglichem Anleiheversuch als Ausgleichsobjekt hervorgezogen.

Die drei großen spanischen Bahnen, die eben so viele französische Exportstraßen vorstellen, sind: die Nord d'Espagne, wegen ihrer katholischen Großinteressenten in Madrid auch die allerchristlichste Bahn genannt; dann die sogenannte Rothschildbahn: Madrid-Saragossa-Alicante, und die Meridionale. Diese Gesellschaften, die ca. 3 Milliarden Frcs. Kapital haben, von denen die Hälfte in Frankreich, die Hälfte aber allmählich über die Pyrynäen gewandert ist, haben durch Mißwirthschaft im Bau und nachher in der Verwaltung ca. 800 Millionen Frcs. hinausgeworfen. Die Obligationen geriethen deshalb in Nothstand und die Herren wünschen nunmehr, die alljährliche Amortisationquote zu verringern. Dies ist natürlich nur möglich, wenn ihre Konzession, die nur noch 50 Jahre läuft, so verlängert wird, daß eine ordentliche Berechnung dabei zu Grunde gelegt werden kann. Gegen diese externen Bahnmächte kommen aber nationale Interessen ins Spiel, die heute so leicht nicht mehr abzuweisen sind. Zwar war man in Paris von jeher schlau genug, den betreffenden Verwaltungrath aus allen spanischen Parteien zu alimentiren, von der starrsten Rechten bis zur äußersten Linken — unter Umständen schenkte man jenen Neuernannten sogar noch die nothwendigen Aktien —, allein mit einem Manne wie Gamazo, dessen Schüler Salvatore Amos der neue Finanzminister ist, läßt sich nicht spaßen. Gamazo ist gemäßigter Schutzzöllner, d. h. er wünscht weder neue Zölle noch weitergehende Vergünstigungen für das Ausland. Da aber jene großen Bahngesellschaften im französischen Waareninteresse theure Frachten festhalten und die spanische Industrie Dies als ihren Tod ansieht, so ist hier der Punkt, wo die Bewegung ihren nationalen Charakter annimmt. Treiben doch die großen Bahnen selbst mit ihrem Privilegium Mißbrauch, alles Eisenmaterial zum eigenen Gebrauch zollfrei einführen zu dürfen, indem sie auch Handelsartikel in Masse mit hineinschleppen. Dadurch fühlt sich der inländische Eisenmarkt künstlich gedrückt und die mächtigen Industriellen erheben laut ihre Stimmen.

In der That scheint das Ausland von der montanistischen Zukunft der spanischen Halbinsel noch immer sehr wenig zu halten. An Ort und Stelle ist inzwischen das Selbstbewußtsein so gestiegen, daß man sogar die Ausfuhr von Eisenerzen mit Zoll belegen möchte. Das will Etwas heißen, wo über Bilbao 3—4 Millionen Tons Eisensteine jährlich verschifft werden. Die Tons zu 10—12 Pesetas gerechnet, macht Das ca. 32 Millionen Mark p. Jahr. Und gesetzt, es gingen zwei Drittel hiervon auf Löhne ꝛc. fort, so bleiben doch auch diese im Lande. Die Spanier sagen sich jedoch, daß

Digitized by Google

sie Alles haben, um nicht nur das Rohmaterial erst exportiren zu müssen, sondern auch um das fertige Fabrikat selbst zu arbeiten. Bilbao z. B. ist reich genug geworden und konnte sich Hochöfen, Walz- und Stahlwerke, sogar Blechwalzwerke in großem Maßstabe bauen. Weshalb also der Widersinn, dem Auslande das Material zu liefern, aus dem dieses das Fabrikat macht und wieder theurer nach Spanien verkauft? Eisenerze finden sich bei Bilbao, Karthagena, Malaga, Almerio. Die Arbeitkräfte sind billiger als in Deutschland und der Arbeiter, besonders im Süden, wird allgemein als höchst anstellig geschildert. Allein zur Eisenverhüttung gehört auch Kohle. Diese soll in Leon und Asturien in der Ausdehnung des Ruhrkohlenbeckens vorhanden sein und auch die selbe gute Qualität besitzen. Aber welcher Unterschied dabei in der Produktion! Eine halbe Million Tons beträgt die ganze dortige Jahresförderung, während Rheinland-Westfalen auf 35 Millionen Tons p. Jahr kommt. Solche Ziffern geben zu denken und appelliren stärker an unser Gerechtigkeitgefühl, sobald ein Volk eine wirthschaftliche Bevormundung abstreifen will, als alle noch so schön gewählten Worte.

Auch den spanischen Eisenerzen werden große Vorzüge nachgerühmt. Es sind mildere Brauneisensteine und manganhaltige Eisensteine und deshalb leicht zu verhütten. Die schwedischen Magneteisensteine sind zwar höher in den Prozenten, aber schwerer zu verhütten. Das sei hier besonders hervorgehoben, weil wir bei uns zu Gunsten der schwedischen Erze eine Art von Zeitung-Krieg erlebt haben, der sich beim zollpolitischen Konflikt mit Spanien sogar zu dem schier unfaßbaren Vorschlag verstieg: wir sollten einen Kampfzoll auf spanische Minette legen. Der Laie liest so Etwas als Patriotismus herunter, aber hinter den Coulissen weiß man, daß das Rheinland sehr große Interessen an schwedischen Gruben hat. Es lebe die Unabhängigkeit der Presse!

Für den Fortschritt Spaniens sind die Bilbaoleute sehr wichtig. Sie haben viel Geld angesammelt und repräsentiren wiederum die baskische Unabhängigkeit. Diese drückt sich nicht allein dadurch aus, daß in die drei Provinzen kein spanischer Steuererheber kommt und die Steuer auf einer gesonderten Auszahlung beruht, sondern auch darin, daß Verwaltung und Schule in strenger Ordnung sein sollen. Die Bilbaoleute sind es auch, die eine direkte Bahn für Eisenerze ins Kohlenrevier gebaut haben. Der Vortheil der neuen Bahn liegt besonders darin, daß sie die Kohle nach Bilbao bringt und wiederum Roheisen und Eisensteine nach Asturien führt, wo die Hüttenwerke diese Mischung zu ihren kieselhaltigen Erzen brauchen. Das ist erst der Anfang, aber es werden schon noch ähnliche zweckmäßige Bahnen hinzukommen.

Im Gegensatz zu Bilbao und auch zu Barcelona, das Webstoffe, Metallindustrie und große Maschinenfabriken aufweist, sind die Häfen von Karthagena und Malaga für den Freihandel. Barcelona bildet geradezu den Kernpunkt für die Schutzzollbewegung, da dort besonders Textilwaaren mit den besseren englischen Qualitäten zu kämpfen haben. Gamazo, der in dieser Beziehung eine sehr nützliche Persönlichkeit werden könnte, hat dennoch den größten Theil des Landes gegen sich. Er zeigte eine zu harte Hand gegen die Steuerlässigkeit, zu deren Reformirung er in ganzen Provinzen die höheren Beamten absetzen, ja einstecken ließ. Er hat aber auf diese Weise die Erträge der Grund- und Gebäudesteuer in die Höhe gebracht. Waren doch in Madrid und Barcelona Arbeithütten noch immer mit 2 Pesetas eingeschrieben, an deren Stelle inzwischen Miethspaläste aufgeführt waren. Nur die Weinsteuer hat Gamazo nicht durch-

Digitized by Google

führen können. Die Städte, die hiervon ihren Octroi erhalten und dem Staate eine große Quote abgeben müssen, sollten diesen Zoll aufgeben und der Weinbauer sollte anstatt Dessen seine Abgabe entrichten. Da Dies undurchführbar war, so trinkt man jetzt in den Städten schlechten Wein, der erst innerhalb der Stadtmauern verpanscht wird.

Der Weinbau selbst bereitet Spanien heute Verlegenheiten. Als die Phylloxera die französischen Reben verwüstete, verwandelte man auf der Halbinsel viel Weizenland in Weinäcker. Heute ist in Folge Dessen eine enorme Zuvielerzeugung da. Man weiß oft gar nicht, was mit dem Wein zu machen ist, und läßt ihn auf die Straße laufen. Auch der Sprit wird dort aus Wein gemacht, weshalb auch ein deutscher Handelsvertrag bezüglich dieses sonst so bedeutenden Artikels die alten Erleichterungen schwerlich wieder erlangen wird. Die Kortes geben darin nicht nach.

Deutsches Wesen war früher beim spanischen Handelsstande beliebter, während neuerdings die Deutschen namentlich aus dem dortigen Bankwesen zurücktreten und den Franzosen einen Theil des Feldes räumen müssen. Auch die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft hat ihren Antheil bei der Madrider Gesellschaft an Franzosen verkauft. Das ist vielleicht auch wegen der ungewissen Verhältnisse der Hauptstadt erfolgt. Dort ist die Korruption längst bis unter die Stadträthe gekrochen, und wer einmal den „Imparcial" liest, hat sich über schöne Dinge zu wundern, die man den Magistratspersonen von Madrid bei hellem Tage ins Gesicht sagen kann. Sonst grassirt die Korruption in Spanien zumeist nur bei Regirungleuten. Daß Empfehlungen von Courtisanen ganz neue Beamtenposten schaffen können, auf denen dann nur lustig gefaullenzt wird, gehört zu den Alltäglichkeiten. Immerhin ist es bedeutsam, daß das spanische Bürgerthum sehr kräftig ist und diesen Verhältnissen einen starken Widerstand entgegensetzt. Freilich ist das Zutrauen zu der heutigen politischen Staatsform noch immer nicht allzu groß und im Inlande glaubt man noch heute, daß Karlisten wie Republikaner einmal wieder losbrechen werden. Die Karlisten haben jetzt einen großen Vortheil errungen, weil im Klerus selbst verhängnißvolle Zwistigkeiten ausgebrochen sind und die niedere Geistlichkeit wieder auf der Seite des Prätendenten steht. Diese Dinge sind doch mitzuerwägen, bevor man sich über den Kurs von 70 pCt. bei einem vierprozentigen spanischen Staatspapier wundert. Dabei werden an der Madrider Börse, so lebhaft es auch dort zuweilen hergeht, nur wenige Papiere gehandelt.

Die Ersparnisse des Landes müssen aber dennoch groß sein, wenn vor zwei Jahren, als Frankreich den Kurs herabsetzte, weit über eine Milliarde an Exterieurs von Spanien selbst aufgenommen werden konnte.

Die innere Anleihe von 500 Millionen, statt der äußeren, ist vortheilhafter, weil sie in Silber zu machen ist. Entstanden ist dieses Loch durch die Deckung vieler — relativ nicht großer — Defizits mittels Schatzscheinen, welche die Bank von Spanien aber doch einmal einlösen muß. Dieses Institut gilt im Lande selbst als gut verwaltet, eben so wie die Tabaksmanufaktur. Die Pacht hierfür beträgt ca. 100 Millionen und dennoch konnten Dividenden bis zu 10 Prozent bezahlt werden. Uebrigens glaubt mancher edle Spaniole gar nicht an ein Defizit. Da die Amortisationen für den Schuldendienst 45 Millionen Pesetas ausmachen, der Ausfall aber nur 40 Millionen beträgt, so seien sogar noch 5 Millionen übrig. Eine schöne Rechnung, die aber in einem Theil der spanischen Presse ganz ernsthaft aufgestellt wird. Pluto.

Digitized by Google

Figaro.

Voltaire saß in Ferney und grollte mit Gott und der Welt. Mit Gott hatte er immer ein Bischen gegrollt, nicht so bockig und boshaft freilich wie mit den Himmelsbeamten, und die Welt gefiel dem achtzigjährigen Gamin gar nicht mehr, seit sie aufgehört hatte, sich ausschließlich um ihn zu bekümmern und pünktlich dann erst zu lachen, wenn der große Amuseur einen Witz gemacht hatte. Da waren so allerhand neue Witzbolde aufgekommen, Marivaux, Piron, Gresset und die Schaar der Nachtreter, die eine neue, gelindere Note brachten und die Menge zärtlicher kitzelten, und darüber war der Alte in Ferney schon unruhig geworden. Aber gefährlich war die Sache immerhin noch nicht: kleine Narren mit schmalen Pritschen, zierliche Bretterbeherrscher, die an den gethürmten Ruhm des großen Knutenschwingers längst nicht heranreichten. Plötzlich aber drang von Paris her in die schweizerische Einsamkeit das Echo eines Lärmes, der den immer Wachsamen jäh auffahren ließ; es war kein gewöhnlicher Lärm, wie er wohl einem gelungenen Theaterstück oder einem spannenden Roman zu folgen pflegt, sondern eine weithin hallende Sensation, ein Jubelgeheul, als wäre ein schmerzender Nerv der Zeit mit spitzigem Werkzeug getroffen und getötet worden, ein vergnügter, nach allen Seiten verschleppter Klatsch, der die Geburtsstunde eines neuen Lieblings begrüßt. Alternde Lieblinge haben für solche Geräusche ein helles Gehör; Voltaire hatte so ungefähr die Empfindung wie Ibsens Solneß, den ringsum die ungeduldige Jugend bedrängt, und als er erfahren hatte, wem in Paris das Rufen und Jauchzen galt, da hatte er, wieder wie Solneß, nur kleine, neidische Regungen und wußte nichts vorzubringen als: daß man über den Lärm am Ende seine berühmte Merope doch nicht vergessen dürfe.

Der Mann in Ferney hatte sich nicht getäuscht: ein neuer Liebling war geboren worden und Voltaire konnte ihn, als er ein paar Jahre später zum letzten Male nach Paris kam, gerade noch auf dem Gipfel der Berühmtheit sehen. Die beiden Männer präsentiren sich äußerlich grundverschieden; neben Voltaires hämischem Magistergesicht mit dem gierigen Zug um den Mund wirkt Beaumarchais frisch, gesund, beinahe gütig, trotz den fest zusammengepreßten Lippen, dem herausfordernden Blick und der hochmüthigen Haltung des Kopfes; er gehört zu den ganz wenigen Menschen, die nicht enttäuschen, die so aussehen, wie man sie sich vorgestellt hat. Das ist ein erster Vortheil, und kein geringer. Der zweite war noch erheblicher: Beaumarchais enttäuschte auch durch sein Wesen nicht, er war genau so, wie die Zeit ihn brauchte, wünschte, ersehnte. Er kam nach Rousseau, Voltaire,

Digitized by Google

Diderot, die ihn sämmtlich überragen; aber er kam eben nach ihnen, er kannte sie, naschte von den Schüsseln, die sie angerichtet hatten, das Schmackhafteste und hatte von der Bildung des Jahrhunderts bald das Nützlichste verdaut. Das Nützlichste; denn darin bestand hauptsächlich die Stärke seines Talentes — das weit mehr noch das eines Lebenskünstlers als eines großen Schriftstellers war —, daß er dem Unnützlichen instinktiv aus dem Wege ging und sich an das Praktische hielt, an Das, womit man schnell Glück machen konnte. Ausschweifende Untersuchungen über den Zweck der Menschheit, die beste Staatsform, die Veredlung der Gattung, waren seine Sache nicht; er hielt sich an Nächstes und Allernächstes, stach in die verhaßtesten Wespennester, verschmähte kein Mittel, das raschen Erfolg versprach, und raffte behend die ganze reiche Ernte zusammen, die Andere in mühsäliger Arbeit vorher bestellt hatten. Das Feld, das er selbst angebaut hat, ist nicht groß; aber so ganz persönlich war dieses merkwürdige Menschenkind in jedem Zuge, daß man der Dürftigkeit seines Besitzes gar nicht mehr gedenkt und daß selbst da, wo der Dichter offenbar mit fremdem Kalbe gepflügt hat, er wie ein freier Schöpfer auf eigenem Grunde erscheint. Niemals sonst ist auf irgend einer Bühne der Welt das Diebshandwerk mit so entzückender Originalität ausgeübt worden.

Vielleicht kam Das daher, daß der junge Herr Pierre-Augustin Caron, der sich später, weils besser klang, nach einem fabelhaften Landgut seiner Frau Caron de Beaumarchais nannte, in erster Linie ein ausgesprochenes Advokatentalent war und also von Natur mit Diebskniffen besser als andere Sterbliche Bescheid wissen mußte. Advokaten, Uhrmacher und Aerzte sind und waren immer die Leute, deren Ehrlichkeit am Schwersten zu kontroliren ist, und Beaumarchais war Advokat von Natur und Uhrmacher von Beruf. Zwischen vier Fensterscheiben hatte er seine Jugend verbracht, Rädchen regulirt und Stäubchen beseitigt, und durch das dünne Glas war der Straßenskandal von Paris ihm in die neugierig gespitzten Ohren gedrungen, das skeptische Lachen der ohne Begierde in den Genuß taumelnden Adelsgesellschaft, das Murren der menschenverständig kritisirenden Bürgerlichkeit und ein Geräusch von hastigen Küssen und schäkernd geraubten Huldbeweisen. Zuerst nahm er davon nur sein Jugendtheil und wurde ein so galanter Schlingel, daß die Schwestern — sie sahen, ach, in der Nähe auch gar nicht gothisch aus — auf den sieghaften Bruder höchst stolz waren und der Vater, aus einer protestantisch ehrbaren Handwerkerfamilie, den kleinen Wüstling in kurze Verbannung schickte. Dann aber richtete er den Sinn auf besser ausmünzbare Erfolge. Er war als Uhrmacher an den Hof gekommen, hatte bei mächtigen Damen als musikalischer Beirath sich eine hübsche Stellung gemacht und konnte nun den strahlenden Glanz, der ihn plötzlich umfing, mit

Digitized by Google

der dumpfen Enge der Heimath vergleichen. Man muß sich diesen Hof nicht etwa wie einen von heute vorstellen; selbst die koburgische Versorgungsanstalt für gealterte Vorleserinnen sieht daneben noch wie eine Abendunterhaltung der Gralsritter aus. Da gab der Kardinal Rohan, der Held der Halsbandgeschichte, den Ton an und machte Saverne zu einem Aufenthalt für Cythere; da deklamirte man vor einem Parterre von Soutanenträgern Pirons Ode an Priap; da läßt der Bischof von Arras, den ein Rivale um vier Uhr morgens beim flagrant délit ertappt, sich vom Diener rasch einen Militärrock bringen und paukt den galanten Handel ganz wie ein Lieutenant aus; da kann Collé seine unmöglichsten Pornographien, für die in Lutetia kein Drucker zu finden ist, an der Tafel schmunzelnder Kirchenfürsten vorlesen. Und welcher Glanz, welche Moden! Das Allerneueste war gerade, im gepuderten Haar kleine, mit Wasser gefüllte Fläschchen zu befestigen, in denen der Blumenschmuck während des längsten Festes sogar sich frisch erhielt; eine etwas umständliche Maschinerie, — aber der Effekt des Blüthenfrühlings mitten im Schneegebirge belohnte reichlich die Mühe. Beaumarchais fand sich in dieser Welt üppigster Skrupellosigkeit leicht und behend zurecht. Er machte allen Damen den Hof und gewann sie alle, die vornehmen und die Zofen, die wirklichen und die Theaterprinzessinnen, und er wurde immer leidenschaftlich geliebt, ohne sich jemals doch ganz zu geben; und mit den Herren sprang er ohne viel Federlesen sehr buschikos um, verkehrte mit ihnen wie mit Gleichen, hänselte sie und wußte aus jeder erspähten Schwäche sich geschickt eine Waffe zu machen. Das war ein neuer Ton; dieser Roturier war jedenfalls höchst originell; und wenn er in Händel gerieth, die eine flinke Zunge und ein immer bereiter Witz nicht aus der Welt schaffen konnte, dann fehlte es ihm auch nicht an Kavaliermuth und er zeigte den stolzen Herren, daß auch ein Uhrmachersohn im Nothfalle mit dem Degen umgehen könne.

Bei allem Tändeln und Zechen und Raufen aber verlor er sein Ziel niemals aus den Augen. Die neuen Werthe, die eine neue Welt ihm bot, hatte er bald abgeklopft und hohl befunden; aber sie galten einmal, galten so gut wie vollwichtiges Gold, und wer mit ihnen den Kampf wagen wollte, Der mußte bei Zeiten für eine feste und blanke Rüstung sorgen. Und da hatte Beaumarchais den Einfall, der ihn erst zum glänzendsten Vertreter der vorwärts drängenden — nicht der im Besitzrecht wohnenden — Bourgeoisie macht; er sagte sich: Ihr seid vornehm, ich bin es nicht; Ihr habt ruhmreiche Traditionen, ich habe sie nicht; Ihr seid die Erben von Eigenschaften, die in einem langwierigen Züchtungprozeß erworben wurden und die mir, dem Sprossen von vorgestern, fehlen; aber ich werde Geld haben, viel Geld, und Das wird Alles aufwiegen, Vornehmheit und Traditionen und ererbte Verfeinerung, und ich werde, ohne Ahnen zu besitzen, selbst der

Ahnherr eines mächtigen Geldadels werden, der, früher oder später, Euch Alle in seine Dienstbarkeit zwingen wird. Das klingt heute so banal wie ein Leitartikel aus dem Börsencourier; 1765 aber wars ein Fund, ein unschätzbarer, und als er ihn machte, hat der Hofuhrmacher von Versailles für mindestens ein Jahrhundert die Uhr der europäischen Menschheit gestellt.

Er verdiente Geld; er nahm eine zweite Frau, die ihm Etwas ins Haus brachte, er verpflichtete sich einen Millionär, der ihn in die Finanzgeschäfte einführte, er wurde Spekulant und ist es sein Leben lang geblieben, — Spekulant aus Leidenschaft, aus Lust am Wägen und Rechnen und Wagen, aber auch aus Gewinnsucht und von dem klar erkannten Trieb geleitet, im Besitz der modernsten Macht neben den feudalen Mächten sich ebenbürtig aufrecken zu können. Einstweilen aber behaupteten die feudalen Mächte triumphirend den Platz: der Eindringling, dessen Keckheit schon längst keine Grenzen mehr kennt, ist lästig geworden, Drohungen und Verleumdungen regnen auf ihn herein, der Herzog von Chaulnes läßt ihn, wider Gesetz und Recht, ins Gefängniß werfen und den frei Gewordenen bringen die Machenschaften des Herrn de la Blache und des ihm verbündeten Parlamentsrathes Goezman um Ehre und Vermögen. Ein harter Schlag, selbst für einen Starken, aber kein tötlicher für diese zähe und betriebsame Natur; ganz im Gegentheil: endlich hat sein advokatorisches Talent einen ergiebigen Stoff gefunden, er schreibt die Mémoires, entpuppt sich als einen genialen Polemiker, begräbt seine Gegner unter Verachtung und Lächerlichkeit, bewahrt äußerlich dabei die vornehme Grazie des Weltmannes und ist mit einem Sprunge, von heute auf morgen, der gefeierte Liebling der gallischen Intelligenz, vor dessen geräuschvollem Ruhm sogar der Alte in Ferney erbebt.

Der normale Verlauf ist, daß Einer Schriftsteller wird, weil er glaubt, der Oeffentlichkeit etwas Neues sagen zu können. Beaumarchais, in dessen Leben so gar nichts Normales zu entdecken ist, kann auch darin als der typische Vertreter der Allermodernsten betrachtet werden, daß er Schriftsteller wurde, um berühmt zu werden und reich obendrein. So lange er Geld hatte, dachte er nur an den Ruhm und der schien am Schnellsten auf dem Theater zu erwerben, da alle Schichten der Gesellschaft vom Komoedienfieber ergriffen waren; er schrieb zwei unbeträchtliche Stücke, im Stil Diderots, aber mit einer persönlichen Nuance, die zwar den Bühnenerfolg nicht sichern, aber den Namen des Verfassers bekannt machen konnte. Jetzt erst, da ein Vermögen zurückzugewinnen war, entband die Gewinnsucht — man kann es auch, höflicher und doch nicht falsch, die unstillbare Sehnsucht nach Macht nennen — ihm das Genie. Die Mémoires sind ein unvergängliches Meisterwerk, blank wie ein Dolch und lustig wie im ersten Lenzwinde ein wippender Zweig; ein phänomal begabter Advokat

Digitized by Google

und ein Dichter, einer von der ganz hellen Färbung, Cicero und Voltaire, schienen zu dieser einzigen Schöpfung sich vereinigt zu haben und Beiden war ein Regisseur und Theaterkünstler vom Range Sardous zu Hilfe gekommen; nichts fehlte in dieser Mischung, nicht der mörderische Hohn, nicht das streitbare Pathos der Ueberzeugung, die zwingende Logik und das sichere Arrangement, weder die schwärzeste Tragik noch das ins Blaue verflatternde Idyll; und über Alledem schwebte ein ganz neues Parfum, ein Esprit, der moderner war als der Voltaires, und eine Sentimentalität, die nicht so scharf ätzte wie Rousseaus Schwermuth und die doch den von schwelgerischen Genüssen Ermüdeten angenehm wollüstig ins Gewissen biß. Der ersehnte Erfolg war da, ein ungeheurer Erfolg nicht nur für den glücklichen Literaten, nein, auch eine politische Wirkung, deren Spur nicht mehr auszutilgen war; wie später Dostojewski durch den Raskolnikow der russischen Justiz eine neue Grundlage gegeben hat, so hat Beaumarchais die Parlamentsjustiz des ancien régime mitten ins Herz getroffen.

Und der Mann, dem Solches gelungen war, ließ sich als Söldling von Ludwig dem Fünfzehnten gebrauchen, spionirte und negozjirte im Interesse der Dame du Barry, arbeitete mit Bestechungen und Hintertreppeneinflüssen und führte, da er nebenbei noch umständliche und durchaus nicht immer saubere Privatgeschäfte betrieb, ein Abenteurerleben wie etwa Herr Cornelius Herz. Das ist nur zu verstehen, wenn man bedenkt, daß der Advokat und der Geschäftsmann in ihm stärker waren als der Dichter; den Advokaten lockten die dunklen Schlupflöcher und die verstaubten Gewebe von Listen und Ränken; und den Geschäftsmann reizte die Aussicht, in großen Unternehmungen, in Flottenausrüstungen und Gewehrlieferungen, Unsummen zu wagen und, wenn dem Rechentalent das Glück sich verband, zu gewinnen. Die Phantasie dieses Mannes war nicht von der eigentlich künstlerischen Art, die mit den intimen Wonnen des Gestaltens sich bescheidet; sie dachte mehr an den Beifall der Menge als an die eigene Befriedigung, und sie konnte ihr Bestes nur leisten, wo nach ihrem Begriff Großes auf dem Spiele stand: ein lärmender, beneideter Ruhm oder ein entsetzt bewunderter Zusammenbruch. Am Ende aber, nach hastigem Ringen, kam es dem Besitzer so gefährlicher Gaben doch zum Bewußtsein, daß er, in der Zwitterstellung eines Tripoteurs, der mit blitzblanken Waffen für Freiheit und Recht stritt, keine allzu rühmliche Rolle spielte, und er sah sich nach einem wirksamen Vertheidigungmittel um. Einem rüden Durchschnittsspekulanten wäre der Einfall niemals gekommen. Ein Durchschnittsadvokat hätte für sich selbst ein möglichst glänzendes Plaidoyer verfaßt. Ein Spekulant und Advokat, der zugleich ein Dichter war, konnte eine bessere Lösung finden. Beaumarchais fand sie, er fand seinen Vertheidiger, fand —: Figaro.

Digitized by Google

Figaro ist nicht nur Molières Mascarille, er ist auch der Gil Blas des Le Sage und er wird hundert Jahre später Strindbergs Diener Jean sein, der die Komtessen verführt und ihnen dann selbst das Rasirmesser giebt, mit dem sie ihr überflüssiges Dasein abschneiden können. Er ist ein Spaßmacher und ein Rächer, ein gar nicht reinlicher Geselle, der sich über sich selbst und über die Anderen lustig macht und der, wenn ihm die Unsauberkeit vorgeworfen wird, die Tadler mit höflichem Hohn ersucht, doch gefälligst erst die eigenen Hände zu zeigen. Er hat seinem Grafen Almaviva ein Liebchen verschafft und er wäre, da Rosine nun Gräfin Almaviva geworden ist und der Graf sich nach Abwechselung sehnt, gar nicht abgeneigt, dem Gebieter auch andere Schönen zu kuppeln. Nun fügt es aber der Komoedienzufall, daß des Grafen hitziges Begehren sich gerade auf die Holde richtet, die Figaro für sein privates Behagen aufgespart hat; und weil die skrupellosesten Leute sehr häufig in ihren familiären Beziehungen auf strengste Sittsamkeit halten, entspinnt um das dralle Bräutchen zwischen dem Herrn und dem Diener sich ein erbitterter Kampf, — der Kampf der List gegen herrische Gewalt. Einen solchen Kampf brauchte Beaumarchais, um, ohne die ganze Persönlichkeit zu demaskiren, zeigen zu können, wie er geworden war und warum er so werden mußte. Figaro ist Beaumarchais, der sich erklärt, nicht sich entschuldigt. Und wenn neulich, als Figaros Hochzeit in einer dreist und unverständig verstümmelnden Bearbeitung des Herrn Fulda und in einer skandalös schlechten Darstellung auf einer berliner Bühne erschien, ein Kritiker dem Barbier aus Sevilla den thörichten Vorwurf machte, daß er im Grunde doch nur für schnödes Geld Listen ersinne und Ränke verübe, so beweist solche Lüderlichkeit nur, wie respektlos die Herren, die öffentliche Meinungen fabriziren, an bedeutende Werke herantreten und wie wenig sie sich bemühen, durch die Zufälligkeit eines elenden Komoedienspieles bis zum Kern eines bitter ernsten Gedichtes vorzudringen.

Der Kern wird unter nächtig duftenden Kastanienbäumen verspeist, ohne lange Ceremonien, ohne Rücksicht sogar auf die Forderung des Dramas, das nicht Erzählung und nicht Erklärung, sondern Gestaltung verlangt. Beaumarchais hat wohl die harthörigen Kritiker vorausgeahnt, deshalb hat er, kurz entschlossen, auf die künstlerische Darstellung verzichtet und unter den Kastanienbäumen eine Tribüne errichtet, von der herab Figaro gegen seine Ankläger plaidiren kann. Denn nicht Zuhörer und Zuschauer saßen in der Runde, wie sonst bei einem Theaterstück: Ankläger waren gekommen und wollten vernehmen, wie die Verhandlung wider Beaumarchais und Genossen ausgehen würde. Das gab Ueberraschungen. Zuerst einen meisterhaften Advokatenkniff, ganz würdig des Erdichters der Mémoires: der Spieß wurde umgedreht, Figaro-Beaumarchais wurde öffentlicher Ankläger und auf

Digitized by Google

der Armesünderbank saß die ganze feudale Gesellschaft von Frankreich und Navarra nebst ihren beamteten Helfershelfern. Dann einen geschickten Schachzug: der Prozeßgegner, den sonst die Anwälte aller Länder mit kleineren oder größeren Kothklümpchen zu bewerfen pflegen, blieb ein untadeliger Edelmann, blieb „sympathisch", ob er auch in galanten Händeln unterlag und mit Spottheim geschickt wurde, als ein witzig Besiegter. Und endlich das große Plaidoyer, die Vertheidigung und die Anklage des Dichters: In diese Gesellschaft bin ich hineingeboren worden, ein Rechtloser; diese Gesellschaft hat mir Alles versagt, mich als einen Lakaien behandelt, meinem Talent die Flügel geknickt, mein Erworbenes mir entrissen, meinen Namen mit Schande bedeckt, meinen Fähigkeiten die Stellung verweigert, die sie verdienen, und die Mittelmäßigkeit gekrönt, weil sie zu den Privilegirten gehörte oder von Herrenlaune erhöht worden war; diese Gesellschaft will mir jetzt, da sie nach Willkür über ein angebliches Recht gebietet, auch noch das Liebchen rauben, — aber ich bin gerüstet; ich gehöre nicht zu dieser Gesellschaft, ich bekämpfe sie, wo ich sie finde, mit den Waffen, die sich mir bieten, mit überlegenem Verstand, mit blutigem Hohn, mit Kabalen und Niedrigkeiten, und ich versuche, ihr Das zu entreißen, was mir und meiner Nachkommenschaft Vornehmheit und Traditionen und ererbte Verfeinerung ersetzen soll: das Geld. Vielleicht war das Sonntagskind Beaumarchais weniger als mancher Andere berechtigt, der Gesellschaft ein solches Schuldverzeichniß zu entrollen; aber der Schlaue hatte im Voraus sich ja das Recht zur Wahrnehmung öffentlicher Interessen in weitestem Umfange zuerkannt, er sprach für alle Bedrückten, Zerriebenen, Deklassirten, — und er wurde glänzend freigesprochen, trotzdem die Richter zugleich die von ihm Beschuldigten waren. In diesem leichtfertigen, skeptischen und weitherzigen Adel war das Klasseninteresse und die Klassenrachsucht noch nicht sehr mächtig; er wollte vor allen Dingen amusirt sein und fand kein Aergerniß daran, über die eigene Thorheit und Schwäche zu lachen. Figaro war amusant, war geistreich, unerschöpflich in sicherem Witz und im Dienerrock doch ein Weltmann, dem ein Kavalier die Hand geben konnte. Figaro durfte nicht verurtheilt werden.

Fünf Jahre später kam die Sache an die zweite Instanz. Da saßen, mit Robespierre, grausamere Richter. Figaros Plaidoyer hatte gewirkt: Hekatomben wurden geschlachtet, der Feudalismus versank in ein Meer von Blut und der Schrecken stieg auf den Thron. Aber auch Figaro war an Leib und Leben bedroht, weil er neben der Guillotine zu kichern wagte, und er wäre der Wuth des Konventes zum Opfer gefallen, hätte sein Schöpfer ihn nicht sorglich in dem Gebäude verwahrt gehalten, das er von seinem geruchlosen Geschäftsgewinn dicht bei der Bastille angekauft hatte. M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Dezember 1894.

Der Zeuge Marschall.

In Köln wurde neulich eine Strafsache verhandelt, die an und für sich der Betrachtung kaum interessante Seiten bietet. Eine Zeitung hatte die mindestens merkwürdige Behauptung in die Welt gesetzt, die bekannten Angriffe des Kladderadatsch rührten von dem Staatssekretär im Auswärtigen Amte her. Diese abenteuerliche Annahme bewirkte bei allen mit den Verhältnissen Vertrauten nur ein Schütteln des Kopfes; dem Freiherrn Marschall von Bieberstein aber schien die ganz und gar haltlose Unklugheit wichtig genug, um sie zum Gegenstand eines umständlichen Strafverfahrens zu machen und diesem Verfahren auch dann noch seinen Lauf zu lassen, als die Angeklagten öffentlich ihr Bedauern darüber ausgesprochen hatten, daß sie getäuscht worden seien. Herr von Marschall that noch mehr: er bemühte sich selbst nach Köln, nahm zwei Stenographen mit, liquidirte, nach einer Mittheilung des Hauptangeklagten, 245 Mark Zeugengebühr und ließ den stenographischen Bericht über die Verhandlung in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichen. Ein so ungewöhnlicher Aufwand läßt erkennen, daß der Staatssekretär die Angelegenheit für politisch wichtig hält, und schon aus Höflichkeit muß man einem so hoch beamteten Herrn in diese Anschauung folgen.

Wenn man sein Zeugniß mit der kühlen Ruhe des Unbetheiligten prüft, dann gewinnt man den Eindruck, daß der Staatssekretär weniger Werth darauf gelegt hat, die Unwahrheit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu erweisen, als darauf, die sogenannte Kladderadatsch-Geschichte aus der Welt zu schaffen. Das wäre nun nicht gelungen.

Digitized by Google

Die Strafkammer des kölnischen Landgerichtes hat die Angriffe des berliner Witzblattes zwar „hämisch und gehässig" genannt, aber sie hat sich sorgfältig gehütet, über die Berechtigung und Haltbarkeit dieser Angriffe auch nur ein Wort zu sagen, — mit vollem Recht übrigens, denn sie gehörten nicht zum Beweisthema. Um so auffälliger ist es, daß diese Angelegenheit in dem Zeugniß des Staatssekretärs den weitaus größten Raum einnimmt. Herr von Marschall behauptet unter seinem Eide, daß die Angriffe des Kladderadatsch „auf Erfindung beruhen"; vielleicht ist Das nicht ganz vorsichtig, da er das Beweismaterial der Angreifer gar nicht kennt und die einzige Möglichkeit, es kennen zu lernen, — eine Gerichtsverhandlung — aus unverständlichen Gründen verschmäht. Dreimal ist in der Stille der Versuch gemacht worden, durch persönliche Mittheilungen auf die Leiter des Witzblattes zu wirken. Diese ganz ungewöhnlichen Versuche sind sämmtlich erfolglos geblieben und die Redakteure Trojan und Polstorff haben wiederholt öffentlich erklärt, sie müßten im vaterländischen Interesse darauf bestehen, vor Gericht ihr Beweismaterial zu enthüllen; sie wollten beweisen, daß die Intriguen zweier Beamten des Auswärtigen Amtes, von denen Einer häufig in der Nähe des Kaisers weilt, während der Andere dem Monarchen aus geheimen Quellen geschöpfte Berichte über Botschafter und Gesandte liefert, im diplomatischen Dienst des Deutschen Reiches Veränderungen herbeigeführt hätten, die nach dem Urtheil Sachverständiger die Sicherheit des internationalen Geschäftsganges beeinträchtigen. Nach dem alten Rechtssatz, daß dem Behauptenden die Beweispflicht obliegt, hätten die Angreifer keinen ganz leichten Stand gehabt und es ist nicht zu erkennen, welche Gründe einer höheren Staatsraison gegen eine gerichtliche Aufklärung sprechen konnten. Da sie aber nicht erfolgte und der Skandal immer weiter ging, kamen die angegriffenen Beamten auf den Gedanken, sich durch ein Kavalierverfahren zu reinigen. Herr von Holstein ließ den Grafen von Bismarck-Schönhausen und den Grafen Henckel von Donnersmarck zum Zweikampf herausfordern; er hielt also diese beiden Herren, denen doch nicht zuzutrauen ist, daß sie sich zur Verbreitung frivoler Lügen hergeben würden, für die Urheber der Angriffe des Witzblattes, denen sie in Wirklichkeit natürlich vollkommen fern standen. Als auch dieser Versuch gescheitert war, rief Herr von Kiderlen-Waechter Herrn Polstorff vor die Pistole und gab damit zu

Digitized by Google

erkennen, daß er diesen Herrn für einen untadelhaften Ehrenmann halte. Und nun kommt Herr von Marschall, der doch gar nicht wissen kann, was vielleicht hinter seinem Rücken geschieht, und der den wichtigsten Punkt, die Räumung und Wiederbesetzung des württembergischen Gesandtenpostens in Berlin, nicht mit einer Silbe berührt, — und beschwört, daß die Angriffe des Kladderadatsch „auf Erfindung beruhen".

Die eigenthümliche Haltung, die während des ganzen Verlaufes der nicht unbeträchtlichen Angelegenheit von den damals leitenden Männern beliebt wurde, könnte begreiflicher erscheinen, wenn die Leute des Kladderadatsch jemals die Neigung gezeigt hätten, einen Rückzug anzutreten. Aus der beschworenen Zeugenaussage des Herrn von Marschall könnte man entnehmen, daß ein solcher Moment thatsächlich vorhanden war. Der Staatssekretär erzählt, der Reichskanzler habe „sich Herrn Wichert kommen lassen" und ihn zum Herrn Trojan geschickt; nach Erledigung dieses Auftrages habe Herr Wichert brieflich mitgetheilt, „er glaube, daß sofort eine Remedur eintreten werde", denn „Herr Trojan habe erklärt, es müsse offenbar ein Irrthum vorliegen". Das ist der interessanteste Punkt in den eidlich bekräftigten Bekenntnissen des Staatssekretärs, ein noch interessanterer als seine Erklärung, daß Zeitungschreiber bei ihm selbst „natürlich" nicht verkehren, daß er also persönlich mit Herrn Huhn von der Kölnischen und Herrn Stein von der Frankfurter Zeitung „natürlich" nicht wiederholte Unterredungen, auch wohl nicht im Garten des Auswärtigen Amtes, gehabt hat. Nun kommt aber Herr Wichert und erklärt in einem an Herrn Trojan gerichteten Brief, den der Empfänger veröffentlicht hat: „Sie haben mir überhaupt nicht, also auch nicht mit Einschränkungen, versprochen, Remedur eintreten zu lassen, sondern nur, die Angelegenheit in der Redaktion zur Sprache zu bringen. Etwas Anderes habe ich nie behauptet." Diese Versicherung wird — nach § 155 des Strafgesetzbuches — der Ableistung eines Eides gleich geachtet. Herr Wichert ist Kammergerichtsrath, Herr von Marschall war Staatsanwalt. Beide wissen, daß bei eidlichen Aussagen auch die Fahrlässigkeit mit Gefängniß bestraft wird. Und nachdem der Staatssekretär im Auswärtigen Amt es für nöthig und nützlich befunden hat, seine Zeugenaussagen der Oeffentlichkeit zu unterbreiten, muß es ihm selbst doch wohl im öffentlichen Interesse geboten erscheinen, die Vorsicht, die er bei beschworenen Bekundungen walten läßt, über allen Zweifel hinaus festzustellen.

Digitized by Google

Aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten.

III.*) Die Bekämpfung innerer Feinde.

Elberfeld, den 20. Juni 1845.

— — — Seit der Gefangennehmung des Erzbischofs von Droste hat wohl nichts eine allgemeinere üble Stimmung in der Rheinprovinz erregt als die Ausweisung der beiden Mitglieder der badischen Kammer v. Itzstein und Hecker. Ich weiß natürlich nicht, was diese Maßregel veranlaßt hat und von wem sie ausgegangen ist, aber selbst, wenn ich die dringendste denkbare Veranlassung voraussetze und den Allerhöchsten Befehl dazu: so muß ich sie dennoch tief beklagen. So unbedeutend die beiden Personen an sich auch sein mögen — und ich habe Grund, sie für ganz gewöhnliche oberflächliche Schwätzer zu halten — so schlecht ihre Gesinnung und so staatsgefährlich ihre Absichten wirklich sind: so verehrt sie doch ein großer Theil des deutschen Volkes als die muthigen Vorkämpfer der Freiheit dieser große Theil sieht das Prinzip der Freiheit in Jenen verletzt, die Verehrung für die Märtyrer der Freiheit wird gesteigert und in gleichem Maße sinkt die Achtung vor der preußischen Regirung. Man könnte wohl die Achtung seitens einer urtheilsunfähigen, leicht bewegten Menge für etwas Gleichgiltiges erklären. So sehr ich es aber auch table, wenn man irgend Etwas thut, um diese Achtung zu erwerben, wenn man nach Popularität strebt: so wenig kann ich es loben, die ganz unausbleibliche Nichtachtung gleichsam herausfordernd aufzurufen. Und wenn es nur bei einer Mißstimmung der Menge bliebe. Die Besseren und Einsichtvolleren verlieren das so höchst nöthige Vertrauen zur Regirung. Mit dem wohlgesinntesten Feldherrn, den man leicht zu erkennende und leicht zu vermeidende Fehler machen sieht, geht der tapferste und ergebenste Soldat ungern und nicht ohne gewisse Blicke nach rückwärts in die Schlacht.

Welchen Schaden konnte man von jenen Leuten befürchten, der mit dem voraussichtlichen Schaden, den sich die Regirung selbst zugefügt hat, nur irgend im Verhältnisse stand? Aufregung durch ihre Anwesenheit in der Hauptstadt, durch ihre Reden, wie sie durch Welkers Anwesenheit und Reden bewirkt wurde? Damit hat es doch wahrhaftig nichts zu sagen. Strohfeuer, ohne nachhaltige Glut, von dem die Asche selbst durch den leisesten Nachtwind wieder verweht wird und wobei schon die gewöhnlichste Polizei das allein mögliche augenblickliche Unglück verhüten kann. Ueberdies würden sich die beiden Redner, wenigstens in Berlin, eher lächerlich gemacht haben, denn, wenn ich nicht sehr irre, so sprechen Beide den schwäbischen Dialekt, den kaum Ein Berliner ganz ernsthaft anzuhören

*) S. „Zukunft" vom 24. November 1894.

Digitized by Google

im Stande sein möchte. Waren tiefer liegende Umwälzungspläne im Werke, die durch jene Freiheitapostel verbreitet, befestigt oder gar ausgeführt werden sollten? Hierbei ist nun meine besondere Meinung diese: findet sich kein Zündstoff, so wird auch kein Feuer entstehen, und die Sache geht, wie sie kann. Ist aber Zündstoff da, so kann man das Feuer, das zum wirklichen Ausbruch kommt, viel sicherer und leichter behandeln, bewältigen und gründlicher löschen als dasjenige, das nur noch, man weiß nicht recht, wie und wo, im Glimmen ist. Man erzählt vom bekannten General Graf Leiningen, daß er im Jahre 1831, wenn Abendmusiken vor seinem Hause zu Mainz stattfanden, aus einem dunklen Zimmer mit Stechbolzen unter das versammelte Volk geschossen habe, um Emeuten zu erregen, die ihm Gelegenheit gäben, zu — sabrer la canaille! Schrecklich, wenn es wahr ist, aber meiner innigen Ueberzeugung nach unter den damaligen Umständen immer noch klüger als das ängstliche Verhüten des kleinsten Ausbruchs. Die Luzerner Vorfälle geben uns lehrreiche Beispiele. So lange die schlechteste Regirung nur noch einigermaßen in sich selbst stark ist, wird sie mit weit geringeren Mitteln den kühnsten, umfassendsten Angriff von Empörern zurückweisen können, da diese, die sich nur deshalb empören, weil sie selbst nicht gehorchen und lieber alle befehlen möchten, durch Disziplin nicht in Eins zu verschmelzen sind. Ist aber der Angriff wirklich zurückgeschlagen, so hat die Regirung einen Vortheil, den sie unangegriffen niemals erlangt haben würde. Jetzt erst kann die schlechte Luzerner Regirung gewiß ohne alle Besorgniß eines neuen Angriffs thun, was sie will.

Hätte man den Kölner Erzbischof nur noch ein paar Wochen wirthschaften lassen, so würde er sich und seine Prinzipien so lächerlich gemacht haben, daß es sobald nicht wieder möglich gewesen sein würde, dem Ultramontanismus Anhänger zu erwerben. Es hätte freilich etwas Spektakel gegeben, wobei einige Unglücksfälle wahrscheinlich eintraten, aber damit wäre die Sache abgethan und die Regirung in einem ungeheueren Vortheil gewesen, wogegen sie sich selbst einen Feind aufrief, dem sie erst jetzt durch die nicht genug zu preisende Begünstigung der glückseligen Rockfahrt nach Trier einigermaßen wieder gewachsen ist.

Sie werden meine Meinung nicht verkennen, Herr General, wenn ich z. B. bedaure, daß die ganz gewiß schmählichen Exzesse der Prozession zu Essen nicht bedeutender gewesen sind. Ich scheue es, meine Meinung ganz auszusprechen, weil die Worte auf dem Papier sich selbst für das Auge des Schreibers in zu harter Weise darstellen, aber gesetzt, irgend ein größeres Unglück sei durch den auf keine Weise veranlaßten Ausbruch des Fanatismus herbeigeführt worden, — welches noch so große Unglück, das denkbarer Weise in Essen entstehen konnte, käme gegen die um eben so viel

Digitized by Google

größere Niederlage des Ultramontanismus für unseren Staat, für ganz Deutschland in Betracht, die sich dieser zugleich selbst zugefügt!

Ausbrüche des Unrechts soll man gewiß nicht befördern, aber, so lange der Rechtszustand im Allgemeinen noch gesund ist, gewiß noch weniger zurückzudrängen suchen, sofern politisches Unrecht in Rede steht. Man konnte jene Personen beobachten lassen und — thaten sie nur irgend Uebles — ohne alle Rücksicht und Schonung ihnen zu Leibe gehen. Welche Vortheile waren dann nicht zu erringen! Der scheinheilige Liberalismus hätte einmal sein wahres Gesicht, die Regirung ihren sicheren Muth gegen ihn gezeigt! Jetzt ist der scheinheilige wirklich heilig, die gute Regirung muthlos.

Gebe Gott, daß meine Ahnungen unbegründet sind und dieser an sich ganz kleine Schneeball nicht zu einer gefährlichen Lawine anwächst!

IV. Die Ehe nach katholischem und protestantischem Kirchenrecht.

Die Allerhöchste Kabinetsordre in Betreff der „Deutsch-Katholiken" hat, was wenig sagen will, meinen vollkommenen Beifall. Könnten die Priester oder Prediger der betreffenden Gemeinden noch Ehen einsegnen: so wüßte ich nichts, was sie vor der Hand noch billiger Weise wünschen sollten. In den alten Provinzen, wo die Pfarrer die Stelle unserer Civilstandesbeamten mitversehen, läßt sich die Sache kaum anders machen. Denn die Beurkundung der Ehe kann nur amtlich, also nicht durch Jemand geschehen, dem völlig prinzipgemäß der amtliche Charakter nicht beizulegen ist, wie dem Geistlichen einer noch nicht anerkannten Sekte. Aber gewiß ist es ein Mangel, den Pfarrer zum Civilstandesbeamten zu machen; die Geistlichen sind mit wenigen Ausnahmen die schlechtesten Geschäftsleute, weshalb die meisten Kirchenbücher höchst unordentlich geführt werden, und überhaupt steht das rein bürgerliche und staatliche Geschäft im Widerspruch mit dem geistlichen Amte. Seltsam, daß der Grundsatz, wonach die priesterliche Einsegnung zur Giltigkeit der Ehe gehört, nur in dem protestantischen Kirchenrecht sich findet und keineswegs aus dem römischen Kirchenrecht herübergenommen worden ist, wie es doch scheinen sollte. Die römische Kirche unterschied aber stets und unterscheidet noch jetzt in römischer streng juristischer Weise die Erfordernisse zur Giltigkeit der Ehe und die Erfordernisse ihres Beweises. Nur hinsichtlich des Beweises verlangt sie gewisse Förmlichkeiten, zu denen die priesterliche Einsegnung wieder nicht absolut gehört. Die Ehe selbst wird an sich völlig giltig und wirksam geschlossen durch den Ehekontrakt, durch das beiderseitige eheliche Einverständniß. Dieses Einverständniß hoben schon die alten Römer aus der Reihe der das Mein und Dein betreffenden Civilkontrakte, wegen der Würde des Verhältnisses. Die römische Kirche bezeichnete diese Würde des Verhältnisses allerdings in

Digitized by Google

mancher Hinsicht nicht ganz passend, in anderer aber doch sehr anerkennungswerth damit, daß sie die Ehe, trotzdem daß die priesterliche Thätigkeit dabei ohne wesentlichen Einfluß war, zum Sakramente erhob.

Für uns Protestanten sollte eigentlich die Sache wohl so gefaßt werden. Die Ehe ist

1. ein bürgerlicher Vertrag, sofern sie auch nur mittelbar Rechtsverhältnisse begründet. Hierbei hat der Staat insofern ein Interesse, als er die Rechtsverhältnisse der zu erwartenden Kinder schützt. Zu diesem Ende verlangt er gewisse Förmlichkeiten, die das Dasein eines wahren Ehevertrages mit allem nöthigen Konsense für alle Zeit außer Zweifel stellen. Hiermit hat der Pfarrer als solcher nichts zu schaffen und ich halte es für konsequent und meinen Erfahrungen zufolge für sehr zweckmäßig, in dieser Beziehung die französischen Einrichtungen einzuführen.
2. Sie ist aber mehr als ein solcher Vertrag, den man immer unter der stillschweigenden Bedingung schließt, daß er durch gegenseitige Einwilligung wieder aufzulösen sei. Man begiebt sich ausdrücklich dieser Bedingung. Dieses Begeben des freien Willens, so wie es nicht in das Gebiet des bürgerlichen Rechtes fallen kann, ist nicht durch Rechtsförmlichkeiten zu bewirken. Es ist ein Gelöbniß weniger vor den Menschen als vor Gott, und es gehört daher recht eigentlich in die Kirche. Aber hierbei hat die Eigenschaft der Kirche als einer ausdrücklich anerkannten durchaus keine Bedeutung. Wo ein kirchlicher Gottesdienst stattfindet, da giebt es auch kirchliche Feierlichkeiten, gleichviel welcher Art, um Gelöbnisse vor Gott abzulegen. Diese sind eben darum, weil sie mit dem besonderen Gottesdienst der Einzelnen zusammenhängen, die einzigen, wodurch sich die Einzelnen wirklich binden wollen. Wie kann man vernünftiger Weise das Gelöbniß in einer fremden Kirche für besser und bindender halten? Kann allerdings der nicht anerkannte Geistliche die geschehene kirchliche Handlung nicht amtlich beurkunden, so lasse man den Civilbeamten dabei gegenwärtig sein.

Nach diesen Grundsätzen würde ich die Sache behandelt haben, und damit wäre, wie es mir scheint, ohne der neuen Sekte zu viel einzuräumen, zugleich jeder Grund ihrer Unzufriedenheit aus dem Wege zu räumen gewesen.

V. Der Rücktritt des Ministers Grafen von Arnim.

Elberfeld, den 8. Juli 1845.

Kommen Sie nur mit! Sie kennen unsern Herrn und Sie kennen die Rheinländer. Zur gegenseitigen Verständigung können nicht genug zuverlässige Dolmetscher zwischen Beiden auftreten. Die Sprache des Königs

Digitized by Google

versteht hier Keiner recht; in ihrem hohen Fluge regt sie nicht blos die Herzen auf, Das schadete nichts, sondern auch — den Staub. In ihren Gegenströmungen, wie sie der Wechsel des lebhaften Geistes mit sich bringt, schlägt sie nicht blos den Staub nieder, Das schadete nichts, sondern auch die Herzen. Sie und Herr v. Bodelschwingh sind vielleicht die Einzigen, die beiderseitiges Vertrauen genießen und nach jeder Seite hin das Zuviel und Zuwenig in ein richtiges Gewicht zu bringen vermögen. Kommen Sie gewiß mit und gestatten Sie mir dann auch eine Zusammenkunft mit Ihnen, wenn auch nicht hier, doch irgendwo in der Provinz.

Was mich neben diesem Wunsche gleich heute, wo die Hitze einen geordneten Gedankengang fast unmöglich macht, zum Schreiben nöthigt, ist der entweder bereits erfolgte oder doch bevorstehende Austritt des Grafen von Arnim. Das ist ein recht trauriges Ereigniß! Obgleich ich weder den Grafen persönlich kenne noch seine Amtsführung im Einzelnen zu beurtheilen vermag, obgleich die Vogelperspektive aus meiner großen Entfernung nur Umrisse und bei meinen blöden Augen nicht einmal deutliche gewährt, so glaube ich mich doch nicht zu täuschen, wenn ich ihn für einen Ehrenmann, einen gescheiten und treuen Diener seines Herrn und seines Vaterlandes, in einem Worte: für einen Mann halte, der schwer wiegt in unserer Zeit.

Wer soll ihn ersetzen? Irgend ein alter Geschäftsmann, dem ein dreißigjähriger Aktenstaub auf dem Geiste und dem Gemüthe liegt, dessen wissenschaftliche Bildung in der Praxis liegt, dessen Lebenskraft im Schreiben untergegangen ist? Der nur denken kann in der Form von Relationen und nur handeln durch Dekrete, nicht aber durch lebensfrisches Eingreifen in jedem einzelnen Falle, wie es der Augenblick und die besonderen Umstände gebieten?

Oder ein Kavalier ohne wissenschaftliche Vorbildung mit etwas praktischer Erfahrung, wie sie die Verwaltung eines Landrathamts gewährt, der allerdings handelt, aber nicht bedenkt, und eingreift, aber nicht zur rechten Zeit?

Man hat oft zwischen den beiden Extremen gewechselt; in dem Grafen Arnim schien man die rechte Mitte gefunden zu haben. Ich kann mir nicht denken, daß er den von den Zeitungen ihm schuldgegebenen Fehler in Betreff der Ausweisung der badischen Liberalen gemacht haben sollte; als königlicher Mißgriff wäre dieser Schritt allein zu entschuldigen. Wäre es aber auch der Fall, die Scharte ist doch nicht so arg, daß sie nicht wieder auszuwetzen wäre.

Ist denn nun die Art des Gubernirens, wie sie der Minister Eichhorn befolgt, wohl die rechte? Was haben alle seine, leider so speziellen, Verfügungen nur irgend Gutes gestiftet? Auch nach meiner Ansicht ist

Digitized by Google

Das, was der gewiß vortreffliche Mann will, nur das Beste, aber die Art der Ausführung verdirbt Alles und bringt höchstens gerade das Entgegengesetzte hervor. Der Minister Eichhorn allein hat es bewirkt, daß die Lichtfeinde das Licht nicht mehr scheuen, sondern offen in hellen Haufen hervortreten und gerade zur unrechten Zeit Verwirrung bringen in die Stellung der protestantischen Kirche. Ist es denn wirklich so schwer, die Opposition durch sich selbst zu besiegen? Es ist nicht gerade nöthig, an die Spitze der Bewegung zu treten, obwohl Dies ein sehr zuverlässiges Mittel ist, sie zu hemmen, so wie der Gustav Adolph-Verein dadurch so gut wie eingeschlafen ist, daß Se. Majestät sich zu dessen Protektor erklärten, und die Vereine zur Förderung des Wohls der arbeitenden Klassen gar nicht aufkommen, weil man von oben her sich ihnen nicht abhold zeigte; man darf sie nur gehen lassen. Aus nichts wird nichts, wenn man nicht durch falsche Schritte dagegen es zu Etwas macht.

Wäre in Betreff der sogenannten Deutsch-Katholiken nur die königliche Ordre ergangen, so behielt man freie Hand, nach den Umständen zu verfahren, ohne sich einer ausdrücklichen oder stillschweigenden Anerkennung schuldig zu machen. Da muß aber Herr Eichhorn noch ein Reskript hinterdrein schicken und unter Anderem die Benutzung der evangelischen Kirchen untersagen, was doch neben der Kabinetsordre nicht mehr durchzuführen war. Was man früher ignoriren konnte, Das muß man jetzt ausdrücklich nachgeben. Jetzt erst tritt man fördernd hinzu und hemmt dadurch auf der einen Seite die an sich allerdings nicht sehr erhabene, aber doch negativ recht ersprießliche Bewegung und bringt sich auf der anderen Seite den katholischen Regirungen, ja den eigenen Prinzipien gegenüber in eine durchaus falsche Stellung. Ist denn durch die allzu väterliche Fürsorge für die Universitäten nicht das Uebel ärger gemacht? Soviel ich davon vernehme, herrscht jetzt eine größere Schlaffheit bei Lehrern und Schülern als je. Das ist ganz natürlich. Belehren läßt sich Keiner gern und am Wenigsten in der gegenwärtigen Zeit, wo die Jungen schon superklug sind und schon in der Schule Weltverbesserungspläne aushecken. Was man sonst aus eigenem Antriebe vielleicht thäte, Das thut man selten oder nie auf fremden Antrieb. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß wirkliche geistige Ueberlegenheit niemals belehren will und daß zum Belehrenwollen eine gewisse Bornirtheit gehört. Die rechte Weisheit weiß es so einzurichten, daß der Andere den Weg, den er zu gehen hat, scheinbar selbst findet. Dem Wegweiser, der weiter nichts für sich hat, als daß er auf einer erhöhten Stelle angebracht und mit den königlichen Wappenfarben angestrichen ist, wird man nicht folgen, sobald nur die Möglichkeit eines kürzeren Nebenweges noch vorhanden ist.

A. von Marées.

Digitized by Google

Occultismus und Anarchismus.*)

Stellen wir uns die geschichtliche Entwickelung als eine Linie vor, die, je nachdem wir Vernunft oder Unvernunft in dieser Entwickelung entdecken, roth oder schwarz gefärbt wäre, so würde jede der vorhandenen Weltanschauungen und der darin enthaltenen Geschichtphilosophien ein anderes Bild dieser Linie entwerfen. Bei Schopenhauer hat die Geschichte keine eigentliche Entwickelung, sondern nur Veränderung, bietet nur Eadem sed aliter, ist also eigentlich ein Nunc stans. Diese Anschauung könnte also nicht durch eine Linie, sondern nur durch einen Punkt dargestellt werden; der Punkt aber wäre schwarz. Der Materialismus nimmt zwar Entwickelung an, aber sie hat keinen Zweck und kein Ziel. Kultur und Barbarei, Fortschritt und Rückschritt, wechseln in beständigem Kreislauf ab. Diese Anschauung müßte also dargestellt werden durch eine Kreislinie, und diese wäre wiederum schwarz. Bei Hartmann ist die Entwickelunglinie eine gerade, sie bewegt sich auf ein Ziel so bestimmt hin, daß die Linie einen rothen Anstrich zu erfordern scheint; aber das Ziel ist rein negativ: der Selbstmord Gottes, die Weltaufhebung. Die Linie bricht also mit schwarzer Endspitze ab, — und damit erweist sich auch der voraufgehende rothe Anstrich als eine Täuschung.

Dies also sind die heute in Geltung stehenden Weltanschauungen: der Punkt, der Kreis, die Linie. Hat die Geschichte weder Bedeutung noch Ziel, sind Dasein und Elend identische Begriffe und werden es immer bleiben, so können Punkt und Kreis überhaupt nur schwarz gedacht werden. Für die rothe Linie aber kommt es wenigstens in Frage, ob sie denn nothwendig mit schwarzer Spitze abbrechen muß. Wir stehen vor der Thatsache der Entwickelung, aber diese Thatsache läßt es noch ganz unentschieden, ob die Welt nicht sein oder anders werden soll. Sie läßt es sogar unentschieden, ob denn der geschichtliche Prozeß nur für die Gattung in Szene gesetzt ist und nicht vielmehr für die Einzelnen. Jedenfalls sind wir, die wir uns kaum aus dem Thierreiche herausgearbeitet haben, vom letzten Ziel alles Seins so himmelweit entfernt, daß wir uns darüber unmöglich mit apodiktischer Gewißheit aussprechen können. Wir sind also darauf beschränkt, uns die verschiedenen logischen Denkbarkeiten auszuklügeln, um zu sehen, welche am Besten mit der Wirklichkeit harmonirt. Eine logische Denkbarkeit aber wäre es sicherlich, daß die ganze Entwickelunglinie einen rothen Anstrich hätte. Das allfällige Endziel — von dem wir doch nichts wissen können — bliebe dabei ganz dahingestellt, sowohl in Bezug auf

*) S. „Zukunft" vom 24. November 1894: „Die Philosophie der Geschichte."

Digitized by Google

das Ob als auf das Wie; es würde sich vielmehr nur darum handeln, ob die Wirklichkeit der Geschichte, die wir vor Augen haben, roth dargestellt werden kann, ob ihr nicht blos die Vernunft der erreichten Zwischenstation anhaftet, sondern ein Selbstzweck. Diese Weltanschauung mit rother Linie, worin ausgedrückt wäre, daß der geschichtliche Zweck sich auf der ganzen Linie erfüllt, fehlt; weil sie aber logisch denkbar ist, muß diese Lücke ausgefüllt werden. Untersuchen wir also, unter welchen Vorbedingungen diese Weltanschauung möglich ist, und ob diese Vorbedingungen gegeben sind.

Ein beständig sich erfüllender Zweck der Geschichte wäre nur dann gegeben, wenn der Accent nicht auf der Gattung läge, sondern auf den einzelnen Individuen. Auf den ersten Blick scheint uns diese Anschauung verwehrt zu sein; denn, allgemein ausgedrückt, ist der Verlauf der Geschichte der, daß beständig neue Individuen geboren werden, sich fortpflanzen und sterben. Ein beständiger Zweck der Geschichte trotz diesem beständigen Wechsel der Individuen könnte also nur dann gegeben sein, wenn, was diese Individuen erreichen, für sie selbst erhalten bliebe. Dies ist nur bei einer einzigen Voraussetzung der Fall: wenn sie unsterblich sein sollten. Das Wesen der Geschichte wäre dann die Biographie; die Geschichte der Gattung wäre nur sekundäres Resultat der Biographien.

Diese vorhandene Lücke in den Weltanschauungen auszufüllen, ist der Occultismus berufen. Er allein liefert — was nicht einmal der Pantheismus vermag — eine Geschichtphilosophie, die praktische Früchte tragen kann. Er allein ist auch die Weltanschauung, die dem gemeinschädlichen Materialismus gewachsen ist, der von seinen bisherigen Gegnern nicht überwunden werden konnte. Zwar lehrt auch die Religion Unsterblichkeit, aber als bloßen Glaubensartikel, — ein Standpunkt, der im Volksleben nur von provisorischer Geltung sein kann. Auch mit blos philosophischen Spekulationen über Unsterblichkeit weiß das Volk nichts anzufangen. Das Volk ist zum Materialismus verführt worden, weil er Thatsachen bietet, die Thatsachen der Naturwissenschaften, die zum Materialismus zu drängen scheinen. Wenn eine Thatsachenreihe zu einer einseitigen Konsequenz führt, so kann diese nur überwunden werden durch den Nachweis einer zweiten Thatsachenreihe, die jener ersten nicht widerspricht, aber im Verein mit ihr eine andere Konsequenz ergiebt. Das nun leistet der Occultismus. Er liefert Thatsachen, und diese widersprechen nicht den Thatsachen des Materialismus, sondern weisen nur nach, daß der Materialismus als System auf einem einseitigen Induktionschluß beruht. Er erweitert das Thatsachengebiet, und diese Erweiterung nöthigt uns zu einem anderen Schluß. Aber Phrasen sind eben leichter als Gedanken, — und darum liest man es in den Tagesblättern und hört es von den

Digitized by Google

Kathedern herab, daß der Spiritismus den Naturgesetzen widerspricht. Diesen angeblichen Widerspruch als bloßen Schein zu durchschauen, ist wahrlich nicht schwer. Wenn ein Stein zur Erde fällt, so liefert uns Das den Begriff der Gravitation, und der Unbesonnene wird sagen, daß aus dem Gesetz der Gravitation sich die Abwärtsbewegung aller Körper ergiebt. Wenn nun aber eine Luftblase im Wasser aufsteigt, oder ein Ballon in die Luft, so ergiebt Dies einen scheinbaren Widerspruch mit dem Gravitationgesetz, in der That aber erfolgen beide Thatsachen nach dem selben Gesetz, und der richtige Gravitationbegriff muß beide Thatsachen umfassen, die Abwärts- und die Aufwärtsbewegung. Wenn man die scheinbaren Widersprüche einfach bei Seite schiebt, so kann man immer nur zu einer falschen Induktion kommen, wie jener Gravitationbegriff, der nur das Fallen erklärt. Wo immer wir solchen scheinbaren Widersprüchen begegnen, müssen wir sie erst recht zum Gegenstand der Untersuchung machen. Das ist das einzige Mittel, unsere Begriffe zu korrigiren und zu erweitern. Aber weil die Kathedra in Rom durchaus nicht die einzige ist, von der aus Unfehlbarkeit verkündet wird, deshalb werden die scheinbaren Widersprüche gegen die Naturgesetze als unmöglich verworfen und nicht untersucht, wiewohl gerade sie die beste Gelegenheit bieten, in unserer Naturerkenntniß weiter zu kommen.

Es fällt dem Occultismus gar nicht ein, etwas Anderes sein zu wollen als erweiterte Naturwissenschaft. Wir behaupten nur, was kein Vernünftiger leugnen kann: daß wir ungleich mehr nicht wissen als wissen, daß also beständig Thatsachen von scheinbarem Widerspruch mit den bisher beobachteten entdeckt werden müssen; und weil das Thatsachenfeld nicht von Jenen gepachtet ist, die die Brille irgend eines Systems tragen, erheben wir den Anspruch, auch unsererseits Endeckungen machen zu dürfen. Dieser Occultismus, gegen den einen Einwand zu erheben, sinnlos wäre, ist eine Metaphysik, und diese — wenn auch sonst keine — wird den Materialismus überwinden; denn sie ist Exprerimentalmetaphysik, also dem Materialismus gewachsen, weil sie die gleichen Waffen führt. Dieser Occultismus füllt auch die vorhin bezeichnete Lücke in den möglichen Weltanschauungen aus, — und zwar in der Weise, wie es uns gerade nöthig ist. Denn wir haben gesehen, daß der Verlauf einer Kulturepoche mit allen Licht- und Schattenseiten im Grunde genommen abhängig ist von der herrschenden Geschichtphilosophie, d. h. von jener Vorstellung, die wir über die Bedeutung des menschlichen Daseins gewonnen haben. Der Occultismus nun, der Unsterblichkeit nicht als Dogma lehrt, sondern durch Thatsachen beweist, läßt uns einen Zweck erkennen, der sich auf der ganzen Linie der Entwickelung erfüllt.

Digitized by Google

Der Materialismus hat uns die Seele eskamotirt, indem er sie zum Produkt der Materie macht; die Philosophie hat in anderer Weise das Selbe gethan. Beide haben sich genöthigt gesehen, den Accent auf die Gattung zu verlegen, statt auf das Individuum. Beide haben damit der Menschheit eine falsche Grundvorstellung geliefert, die zu einer falschen Philosophie der Geschichte verleitet. Diese falsche Vorstellung vom Zweck unseres Daseins hat naturgemäß auch einen falschen Gebrauch unseres Daseins nach sich gezogen. Der Occultismus nun verlegt den Accent wiederum an die richtige Stelle. Die Biographie ist ihm das Primäre, die Geschichte nur das Sekundäre. Das Resultat der einzelnen Biographie wird nicht etwa nur irdisch aufbewahrt, sondern, weil die Individuen unsterblich sind, auch transszendental, und zwar nach dem gleichen Gesetz, das in der physischen Natur herrscht: dem der Erhaltung der Kraft. Durch den Hymnus auf die Gattung machen die Geologie und die Astronomie einen Strich, und mit diesem Hymnus steht es in schreiendem Widerspruch, daß die weitesten Strecken der Erde geschichtlos sind und alle anderen es zeitenweise wieder werden. Der biographische Zweck aber kann sich überall und immer erfüllen.

Der Occultismus, wiewohl er erst in den Anfangsphasen seiner Entwickelung steht, ist dem Materialismus gewachsen. Die retardirenden Mächte, die ihn zu hemmen suchen, werden in dem Maße nachlassen, als erkannt wird, daß er eben Das leistet, was auch von seinen Gegnern als Bedürfniß empfunden wird, was sie aber beim besten Willen nicht leisten können. Ueberall tauchen ja die Rezepte gegen den Materialismus auf. Aber was hilft uns eine „Ethische Bewegung", wenn sie Moral nur predigen, aber nicht begründen kann? Sie kann nur im Sande verlaufen, wenn sie mit Metaphysik und Unsterblichkeit nicht Ernst macht. Was nützen alle Anstrengungen der Kirche, die nicht einsehen will, daß nur die durch Thatsachen beweisbaren Dogmen gerettet werden können? Was hilft uns die theosophische Bewegung, die seit einiger Zeit als Retter in der Noth auftreten will, so lange sie nur im Predigerton redet, und, weit entfernt, Thatsachen zu bieten, sogar vornehm auf den Phänomenalismus herabsieht? Es ist mir sehr wohl bekannt, was sich gegen diesen Phänomenalismus einwenden läßt; aber ihn ausschließen, heißt gerade auf jenen Bestandtheil des Occultismus verzichten, der zur Bekämpfung des Materialismus sich am Meisten eignet. Man denke sich einen Anarchisten als Zuhörer eines theosophischen Vortrags; er wird hell auflachen. Man denke sich ihn als Zuschauer einer bedeutenden spiritistischen Sitzung; er wird vielleicht schon auf dem Heimweg ein anderer Mensch sein, weil er mit Einem Schlage aus einem Materialisten zum Metaphysiker geworden ist.

Man sollte nun meinen, es würde Alles daran gesetzt werden, der

Digitized by Google

zunehmenden Irreligiosität und Verrohung den spiritistischen Damm entgegenzustellen. Wenn ich, der ich an der Ausbreitung des Occultismus in Deutschland einige Schuld trage, von der deutschen Journalistik verspottet und verhöhnt werde, so wundert mich Das nicht; denn von dieser erwarte ich kein Verständniß. Wenn aber, wie es geschehen ist, die „Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie", der ich angehöre, von der Polizeibehörde einst die Einladung erhielt, sich aufzulösen, um nicht aufgelöst zu werden, so fehlt mir dafür jegliches Verständniß. Es ist richtig, daß sich diese — übrigens noch immer bestehende — Gesellschaft nicht mit Universitätpsychologie beschäftigt, sondern mit Occultismus; aber man sollte meinen, daß die Behörden solche Gesellschaften auf jede Weise fördern müßten. Wenn ich meine persönliche Wirksamkeit nicht etwa als Richter in eigener Sache beurtheile, sondern nach den Briefen, die ich — leider in immer wachsender Zahl — erhalte, so besteht meine Gemeinschädlichkeit darin, daß ich seit einer Reihe von Jahren durch meine Schriften einige hundert Materialisten bekehrt habe. Das ist nun gerade Das, was man allseitig wünscht, was aber allen in der gleichen Zeit erschienenen Fastenpredigten und Encykliken kaum nachgerühmt werden kann. Ist es denn gemeingefährlich, eine Weltanschauung zu verbreiten, innerhalb deren der Anarchismus unmöglich ist, weil ihm die Grundvorstellung entzogen wird, auf der er gedeihen kann: der Materialismus? Oder haben etwa unsere Behörden bessere Mittel zu seiner Bekämpfung? Mir scheint es vielmehr, daß sie am Ende ihrer Mittel sind. Man hofft zwar noch Etwas von der Wiederbelebung der Religion aber auch dieses Mittel ist verbraucht. Die Metaphysik des Occultismus dagegen hat ihre Leistungfähigkeit noch nicht erprobt, wird sie aber beweisen denn sie schwebt nicht in der Luft, sondern hat das Fundament verblüffender Thatsachen, und gerade darum wird sie auch für das Volk nicht Caviar bleiben müssen.

Quem Deus vult perdere, dementat prius. Wir sind beim Anarchismus angelangt, weil er eine logische Folgerung des materialistischen Grundirrthums ist. Aeußere Maßregeln können besten Falls eine Zeit lang das Symptom unterdrücken; lebensunfähig aber kann man den Anarchismus nur machen, indem man ihm seine Grundvorstellung entzieht. Das kann nur der Occultismus thun. Er sollte daher vom Staate gehätschelt und gepflegt werden; man sollte ihm Lehrstühle schaffen, und wenn die offiziellen Vertreter der Wissenschaft sich weigern, ihn zu untersuchen, so sollten sie dazu angehalten werden.

Davon geschieht aber nichts. Und doch können selbst die Gegner nicht leugnen, daß der Spiritismus, wenn wahr, die allerwichtigste Entdeckung wäre, die je gemacht wurde. Das sollte doch genügen, um die

Digitized by Google

Sache wenigstens der Untersuchung werth zu halten. Zudem sind es nur aprioriſche Gründe, die man dem Spiritismus entgegenſtellt; aber gerade die Gelehrten ſollten es wiſſen, daß in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes der Apriorismus ſich noch regelmäßig blamirt hat und daß der Fortſchritt noch immer ein Sieg des Paradoxen über das Plauſible, der Minorität über die Majorität war.

Wenn nun der Spiritismus ſeine Anerkennung finden würde, ſo wären damit allerdings unſere ſozialen Schäden noch lange nicht beſeitigt; aber die Grundbedingung wäre wenigſtens geliefert, auf der die Beſſerung ſich vollziehen kann. Denn wie man ſozialen Schäden gründlich nur dadurch abhelfen kann, daß man ihnen ihre falſche Grundvorſtellung entzieht, ſo läßt ſich die ſoziale Beſſerung nur dadurch herbeiführen, daß man ihr die richtige Grundvorſtellung liefert. Aber zu dieſer tieferen Auffaſſung der Geſchichte, zu dieſer pſychologiſchen Geſchichtphiloſophie, ſind wir noch nicht durchgedrungen. Man will noch immer nicht einſehen, daß der Geiſt nur durch den Geiſt bekämpft werden kann. Unſere ſoziale Bewegung zeigt Das ſehr deutlich. Einerſeits findet man bei den Behörden noch vielfach die Meinung vertreten, daß äußere Repreſſivmaßregeln den Umſturzplänen gegenüber genügen. Die Sozialiſten aber ſind auch nicht klüger, wenn ſie meinen, daß eine bloße Umwandlung der äußerlichen Geſellſchaftorganiſation ſchon ideale Zuſtände bringen würde. Dazu kommt es aber auf die Menſchen an, nicht auf Zuſtände. Sogar läßt ſich ſagen, daß jede Organiſationform ihr Gutes hätte, und daß nur die Mängel der menſchlichen Natur das Uebel in ſie hineinlegen. Der Kapitalismus hätte ſein Gutes, wenn nur die Kapitalien in die richtigen Hände kämen. Der Deſpotismus hätte ſein Gutes, ja er wäre dem Parlamentarismus ſogar vorzuziehen, wenn beim Deſpoten Genialität, Einſicht und Wohlwollen vereinigt wären. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß äußere Organiſationsformen dem Fortſchritt günſtige Bedingungen liefern können; aber die Urſache des Fortſchritts liegt immer im Innern der Menſchen.

Gebt den Menſchen die Ueberzeugung, daß jede Einzelexiſtenz von metaphyſiſcher Bedeutung iſt; daß der Accent nicht auf der Gattung liegt, ſondern auf den Individuen; daß der Zweck der Geſchichte in jedem Augenblick ſich erfüllt und nicht in einem irgendwie gedachten Zukunftideal liegt, das irgendwann einmal erreicht werden ſoll; daß es weniger darauf ankommt, die äußerlichen Verhältniſſe zu beſſern, als uns ſelbſt zu beſſern — kurz, gebt ihnen jene Ueberzeugung, welche der Occultismus begründet, dann werden ſich dieſe Ideen nach und nach in einer Kulturform materialiſiren, aus der unſere ſozialen Uebel allmählich verſchwinden.

München. Dr. Karl du Prel.

Digitized by Google

Robert Browning.

In einer Arbeit über Renaissance citirt Ruskin ein Stück aus einem kleinen Gedichte von Robert Browning, betitelt: „Der Bischof bestellt sein Grab zu St. Praxedis“. Dann sagt er: „Ich kenne kein zweites Stück englischer Prosa oder Poesie, in dem so viel wie in diesen Zeilen von dem Geist der Renaissance gesagt wäre, — von seiner Weltlichkeit, seinem Hochmuth, seiner Gleißnerei, seiner Unwissenheit über sich selbst, seiner Liebe zur Kunst, zum Luxus und zum guten Latein. Fast Alles, was ich vom Kern der Renaissance in meinen ‚Steinen von Venedig‘ auf dreißig Seiten gesagt habe, ist hier in eben so viele Zeilen zusammengedrängt. Außerdem geht Brownings Gedicht meinem Buche noch voraus. Das Schlimmste dabei ist, daß eine derartige konzentrirte Ausdrucksweise so viel Auseinanderfalten erfordert, ehe der Leser sich ihrer erfreuen kann, daß den Leser die Geduld verläßt und er die Sache als unentwirrbar aufgiebt. Und doch würde sie für den Strom der landläufigen Denkweise gleich Saladins Talisman, sobald man ihn in klares Wasser taucht, wenn auch nicht ganz rein löslich sein, so doch einen heilkräftigen Tropfen bieten.“

Der Strom der landläufigen Denkweise ist nicht immer „reines Wasser“, obgleich er in seinen tausend Wandlungen sicher zu einer Zeit klarer ist als zu einer andern. Er wechselt in Stärke und Richtung wie in seiner Durchsichtigkeit und umschließt in seinen Wogen zu verschiedenen Zeiten die Fluthen manchen Zuflusses, vom unschuldigen Bächlein bis zum giftigen Abzugskanal. Er empfängt Schauer vom Himmel und Spenden, die dem Gotte Leichtsinn dargebracht werden, Zuflüsse aus dem kirchlichen Bewässerungsystem und tausend andere Nebenflüsse, gesunde und schädliche, von jeglicher Art und jeglicher Größe.

Brownings Dichtungen sind oft genug unauflösbar genannt worden, und wahrscheinlich haben sie für Einen, der sie heilkräftig erfand, allemal Neun unverdaulich befunden. Aber Ruskin hat Recht. Ein Menschenalter, ehe das Publikum der Eigenart von Brownings Werken irgend welche Aufmerksamkeit schenkte, hat er sie klar erkannt und korrekt gekennzeichnet. Und die Eigenschaften, die sie für den Strom der landläufigen Denkweise heilkräftig machen, sind ganz einfache und altmodische. Sie sind unabhängig von den verschiedenen Gegenständen der Gedichte, denn sie gehören zu dem Menschen Browning. Sein Charakter giebt ihnen ihren gesunden Zug. Obgleich er „ein Feuer in seiner Brust“ hatte, besaß er doch eine gute Konstitution, ein waches Gewissen und ein freundliches Herz. Wie Heine von Immanuel Kant sagte: „Er war nicht nur ein großer Philosoph, er war auch ein guter Mensch“.

Browning war einer der glücklichsten Menschen. Er stammte von

Digitized by Google

einfachen Leuten ab. Aristokratische Titel hat er weder ererbt noch erhalten, nachdem er ein bedeutender Mann geworden war. Der fernste Vorfahr von ihm, den der unermüdliche Furnival zu entdecken im Stande gewesen ist, war Kellermeister. Ein freundliches Geschick ließ Robert in einer Familie geboren werden, die weder reich noch arm war. Seine Eltern waren in gleichem Maße frei von den Sorgen beschränkter Verhältnisse wie von den Versuchungen großen Reichthums; sie lebten weder unter Entbehrungen, die sie hätten hart, noch in einem Luxus, der sie hätte weichlich machen können, sondern sie scheinen ein ruhiges, nüchternes, fleißiges, und vor Allem liebereiches Leben geführt zu haben. Sein Vater und Großvater waren Beamte der Bank of England. Sein Großvater, ein Mann von großer Energie und Fähigkeit, schwang sich zu einer hohen Stellung auf, schloß wichtige Geschäfte ab, hatte zwei Frauen und zwölf Kinder und starb mit 84 Jahren an Gicht und Altersschwäche. Sein Vater, ein noch begabterer, aber nicht in der Richtung befähigter Mann, die am Besten das Vorwärtskommen verbürgt, brachte es nur bis zu einem achtenswerthen, nicht bis zu einem ausgezeichneten Posten in der Bank. Er war ein Mann von mildem und freundlichem Wesen, tief gebildet, ein Künstler, ein Epigrammatiker, tüchtig zu Hause in der Theologie und in seltenen Büchern, besaß eine Bibliothek von 6000 Bänden, lebte bis in sein fünfundachtzigstes Jahr und starb in tiefer Zufriedenheit, ohne jemals krank gewesen zu sein.

Brownings Mutter war in dem schottischen Dundee geboren, die Tochter eines Deutschen und einer Schottin. Der Dichter war somit halb Engländer, ein Viertel Deutscher und ein Viertel Schotte. Vielleicht war seine englische Hälfte ein wenig mit Negerblut gemischt. Seine Großmutter war eine westindische Kreolin. Eine ihrer Vorfahrinnen ist wohl Sklavin gewesen. Ihr Sohn, der Vater des Dichters, machte in seiner Jugend eine Reise nach St. Kits, wo sie eine Zuckerplantage hatte, und seine Hautfarbe war so dunkel, daß, als er in die Kirche ging, der Sakristan ihn aufforderte, aus den Sitzen der Weißen herauszukommen und sich unter den Farbigen niederzulassen. Brownings eigene Hautfarbe war olivenbraun, und als er mit fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male nach Paris kam, hielt ihn ein Neffe, der ihn noch nicht gesehen hatte, für einen Italiener.

Alle diese Kreuzungen waren, wie gewöhnlich, glückliche, und wir können uns vorstellen, wir vermöchten die verschiedenen Rasseeigenthümlichkeiten in seinem Charakter und in seinen Werken herauszufinden. Es ist gerade jene Mischung von schottischer Standhaftigkeit und Disputirsucht, Negereinfalt und Liebe, und angelsächsischem Schwung in ihm, die wir zu finden erwarten sollten. Die großartigen geistigen Begabungen des Witzes, der Einsicht, des Verständnisses und des dichterischen Ausdrucks, die in

Digitized by Google

jedem Jahrhundert nur ein paar Mal zusammentreffen, in Männern aus dem geistigen Stamme von Burns und Shakespeare, vereinen sich in ihm mit einer Begabung für Musik, einer Liebe für Glanz und Farbengebung und einer ritterlichen, einfachen Aufrichtigkeit und Beharrlichkeit, daß Einem die Kennzüge Uncle Toms mehr als deutlich ins Bewußtsein treten. Diese Eigenschaften beschränken sich keineswegs auf bestimmte Rassen, aber sie ragen in deren besten Exemplaren sicherlich deutlich hervor, obgleich man sie gewiß dort am Leichtesten findet, wo man sie zu sehen erwartet. So sind vielleicht die Spuren seiner deutschen Abkunft in der Konstruktion mancher seiner Sätze zu bemerken. Ist sein Stil deutsch, solches Deutsch, wie es Lowell in seinem Essay über Lessing schildert, als dem Gähnen ergeben und das Steuer nicht achtend? Er ist nicht deutsch in seiner Konstruktion, aber er gleicht dem Deutschen doch darin, daß er den Leser zwingt, eine große Menge Worte im Gedächtniß zu behalten, ehe er sieht, worauf der Satz hinaus will.

Wenn wir uns von den beiden Enden des neunzehnten Jahrhunderts je das Stückchen von acht bis neun Jahren wegdenken, so deckt der Rest gerade das Leben Tennysons. Und wenn wir von diesem Reste wiederum etwa drei Jahre an jedem Ende abschneiden, so bleibt die Lebenszeit Brownings übrig. Er war im Mai 1812 in Camberwell geboren, fast noch im Klang-Bereiche der Boweglocken. Von Großvater und Vater hätte er eine kräftige Gesundheit zu erben gehabt. Seine Mutter war jedoch aus weniger kräftigem Holze geschnitzt, und doch verdankte er wahrscheinlich ihr Das, was in seinem Charakter am Schönsten war. Sie war eine nervöse und selbst kränkliche Frau, weich, liebreich, fromm. Ihr Sohn hat sie eine „göttliche Frau" genannt. Liebe scheint die Atmosphäre des Hauses gewesen zu sein. Browning liebte seine Mutter so, daß er selbst noch als erwachsener Mann nicht neben ihr sitzen konnte, ohne ihr den Arm um die Taille zu legen. Er war ein einziger Sohn und hatte nur noch eine Schwester, die zwei Jahre jünger war als er. Er hat niemals eine höhere Lehranstalt besucht, abgesehen davon, daß er ein paar Vorlesungen über Griechisch am University College in London besuchte, in dem Jahre, in dem dieses College gegründet wurde. Und doch erhielt er, was unsere Großväter die Erziehung eines Gentleman nannten. Er lernte Latein, Griechisch, Italienisch, Französisch, Reiten, Fechten, Boxen und trieb Musik. Man kann von ihm sogar sagen, daß er seine „große Reise" gemacht hat; denn mit sechsundzwanzig Jahren hatte er bereits Rußland, Frankreich und Italien besucht. Aber der wichtigste Zug in seinem Bildungsgang bleibt die Zuneigung, die Vater und Mutter, Bruder und Schwester zu einander hegten. Wenn wir aufwachsen, erhalten wir unser Gepräge, und die

Digitized by Google

Stärksten von uns ändern sich später am Schwersten. Sein ganzes Leben hindurch war Browning heiß und beharrlich in seinen Neigungen. Wenn ich sagen sollte, mit einem einzigen Wort, was der hervorstechendste Zug in ihm gewesen sei, ich würde zu antworten haben: die Liebe. Liebe scheint sein Leben beherrscht zu haben. Liebe ist der Inhalt der meisten seiner Dichtungen.

Ueber Brownings Beruf scheint niemals irgendwelcher Zweifel geherrscht zu haben. Allerdings hatte er eine flüchtige Neigung zu der diplomatischen Laufbahn; — vielleicht wars auch mehr als eine bloße Neigung; denn noch viele Jahre später wünschte er, sein Sohn möchte diesen Beruf ergreifen. Es ist verbürgt, daß er sich um eine Stelle in einer persischen Gesandtschaft beworben hat und sehr enttäuscht gewesen ist, als er sie nicht bekam. Vielleicht hat dieser Neigung auch nur der Wunsch des jungen Mannes zu Grunde gelegen, die Welt zu sehen. Er war gerade von einer dreimonatlichen Reise aus Rußland zurückgekehrt, die er in Gesellschaft des russischen Generalkonsuls gemacht hatte. Dieser hatte ihn eingeladen, mit ihm zu kommen und nach außen als sein Sekretär zu fungiren. Browning scheint bis zum Ende seiner Tage die Neugier und die Theilnahme eines Knaben für Alles gehabt zu haben. Aber die Dichtung sollte sein Lebensberuf sein. Noch ehe er schreiben konnte, schmiedete er Verse. Mit zwölf Jahren hatte er einen Band Gedichte fertig, gut genug, um ihm als Empfehlung an seinen ersten literarischen Freund und Beschützer zu dienen, und schlecht genug, um die Vernichtung zu verdienen, die er ihm nachmals angedeihen ließ.

Sehr früh trat sein Talent hervor, Charaktere von innen heraus zu entwickeln. Mit dreiundzwanzig Jahren schrieb er für eine Zeitschrift — The Monthly Repository — ein Gedicht über Prädestination. Er betitelte es „Johannes Agricola beim Nachdenken", und als er es später in einem Bande Dichtungen neu drucken ließ, stellte er es mit anderen Gedichten unter der Ueberschrift „Irrenhaus-Zellen" zusammen. Aber er diskutirt nicht die Prädestination in abstracto. Das ist nicht seine Art. Er machte einen Anhänger der Lehre zum Sprecher. Johannes Agricola ist einer der Auserwählten, und er weiß es; laut denkt er nach, mit freudigem Erstaunen über seine Vorherbestimmung, vor Gott Gnade zu finden und die ewige Seligkeit zu ererben, wie sehr er auch sündige; während die nicht Auserwählten sich vergebens nach bestem Vermögen anstrengen, ihre eigene Erlösung sich zu erringen. Agricola bildet sich nicht ein, zu wissen, warum er zur Seligkeit erkoren ist und Andere zur Verdammniß. Er weiß nur, daß es eine Thatsache ist, und Das genügt ihm. Das Gedicht zeigt so recht Brownings Vorliebe, Allem dramatische Form zu geben und sich in

Digitized by Google

Charaktere zu vertiefen. Das zog ihn am Stärksten an. In der Vorrede zu Sordello sagt er: „Den Nachdruck habe ich auf die Ereignisse in der Entwickelung einer Seele gelegt. Wenig Anderes lohnt das Studium."

Aber dieser junge Seelenforscher war auch ein Mann der Welt. Er ging noch in die Kirche; aber das Theater liebte er doch vielleicht mehr. Er machte keine Ansprüche. Sein Wesen war einfach und lebhaft. Macready sagt in seinem Tagebuche von ihm, daß er aussah und sprach „wie ein junger Dichter". Er war in dieser Zeit selbst ein Stück Elegant, spielte Klavier und trug gelbe katzenlederne Handschuhe. Seine eigene Seele war von jener Sorte, die ihr irdisches Tabernakel gern gut abgeputzt hat. Er war niemals, weder in seiner Arbeit noch in seiner Person, einer von den Dichtern mit den wallenden Locken. Als er schon älter war, ist von ihm einmal gesagt worden, er mache den Eindruck eines Seeoffiziers Das soll wohl heißen, er sei ein Muster von Abrettheit und Sauberkeit.

Mit fünfundzwanzig Jahren schrieb er auf Macreadys Ersuchen das Stück Stafford, und es wurde im Covent-Garden-Theater von diesem Schauspieler und von Helen Faucet als den Hauptpersonen aufgeführt. Im folgenden Jahre wurde er nach Italien gesandt und ging dahin als einziger Passagier eines Segelschiffes. Vierzehn Tage brauchte der Segler bis nach Gibraltar und der Poet war die ganze Zeit seekrank. Aber er erholte sich bald wieder, und als sie in Triest anlegten, hatte ihn der Kapitän so lieb gewonnen, daß er ihm freie Fahrt bis Konstantinopel anbot. Italien war Brownings Universität, wie er sagte.

Er arbeitete fleißig im Süden. 1840 veröffentlichte er seinen Sordello. Ueber diese Dichtung gehen seltsame Geschichten um. In Sharps Leben Brownings wird davon erzählt: als Tennyson Sordello gelesen gehabt habe, habe er gesagt, er habe nur zwei Zeilen davon verstanden, die erste und die letzte, und die seien beide Lügen. Bekannt ist die Geschichte von Douglas Jerrold, der mit der Lektüre des Buches begann, nachdem er sich eben von einem Fieberanfall erholt hatte. Als er eine halbe Seite gelesen hatte, rief er laut: „Großer Gott! Ich habe ja den Verstand verloren." Seine Frau war betroffen, nahm das Buch selbst vor, las ein Stück darin und tröstete ihn dann etwas durch die Versicherung, sie könne sich eben so wenig einen Vers darauf machen. Browning soll Das selbst mit der größten Belustigung öfters erzählt haben. Auch Carlyle soll berichtet haben: „Meine Frau hats gelesen, aber am Ende konnte sie sich nicht klar darüber werden, ob Sordello selbst nun eigentlich ein Mann oder eine Stadt oder ein Buch sei."

„Paracelsus" war von einem Kritiker weitschweifig genannt worden und Browning hatte nun beschlossen, in „Sordello" „bündig" zu sein.

Digitized by Google

Er war es auch, aber, wie in allen andern Dingen auch, eben auf seine Weise. Er „beschnitt vergnügt die niedren Redetheile" und besann sich niemals, ein Bindewort oder einen Nominativ auszulassen. Aber Das sind Kleinigkeiten. Wie die Besonderheiten einer Handschrift werden sie Einem bald vertraut. Seine Art zu denken ist bündig, oft zu voll von Gedanken für die paar Worte. Er hatte sich einen schwer begreifbaren Gegenstand zum Stoff erwählt. Der Gegenstand seines Studiums ist keine gewöhnliche Seele und sie entwickelt sich auch nicht unter gewöhnlichen Umständen. Er nimmt eine unpopuläre Oertlichkeit und eine unbekannte Geschichtperiode und entwickelt dann die Seele intuitiv aus seinem eigenen Innern. Sein Sordello ist weder der Sordello Dantes noch ein geschichtlicher Sordello überhaupt. Er hat den geschichtlichen Schauplatz seiner Dichtung im mittelalterlichen Italien gründlich studirt und er schreibt, als ob seine Leser den Gegenstand eben so an allen vier Zipfeln hätten, wie die Lokalpolitik ihres Städtchens. Später hat er noch einmal in der Apologie des Aristophanes in dem selben vertrauten Stile vom alten Athen geschrieben, wie im Sordello von dem mittelalterlichen Florenz und Verona. Seine Charaktere sind keine modernen Damen und Herren, die sich in altmodische ausländische Kostüme maskiren; seine Lokalfarbe geht weit tiefer als bis zu Kleidern und Manieren:

„Er frißt sich in den Kern des Lebens ein
Wie Safran Fleisch, Blut, Bein und Alles färbt."

Aber wenn man in diesen Gedichten auch das antiquarische Moment bemeistert, dann bleibt immer noch die Schwierigkeit von Brownings besonderer Denkweise, seiner besonderen Ausdrucksart und seines erstaunlichen Wortschatzes. Ist man auch dieser Herr geworden, dann gilt es noch: den wirklich schweren Theil seiner Dichtung in Angriff zu nehmen, ihren Gegenstand.

Browning scheint eine außerordentliche Sprachgewalt angeboren zu sein. Das zeigte sich schon in früher Kindheit. Er hat es sich ununterbrochen angelegen sein lassen, diese Fähigkeit zu pflegen, und ist so ein Meister ersten Ranges darin geworden. Er besaß die Kunst des reinen Versbaues in wunderbarer Vollendung und hat so ziemlich alle Versarten, in denen jemals Englisch gedichtet worden ist, gebraucht und viele neue dazu erfunden. In allen bewegt er sich mit gleicher Leichtigkeit. Er erfreut sich an dem Turnen mit der Sprache, stößt sie herum und wälzt sich in ihr wie ein Walfisch. In seinem ernstesten religiösen Gedicht macht er Knittelverse, die eines Hudibras würdig wären, und am Eingang seiner größten Tragoedie macht er Tollheiten wie Shakespeare in Romeo und Julie. Manche Dichter haben die Sprache rein und einfach bewahrt. Browning hat auf jede Weise von ihr Gebrauch gemacht, sich mit ihr Freiheiten genommen, als wäre er ihr Herr, und er hat sie nach Belieben herum-

Digitized by Google

geworfen, wenn auch nicht so stark und so muthwillig wie Shakespeare. Aber er hat neue Fähigkeiten in ihr aufgezeigt, sie zu bisher unbekannten Formen der Schönheit gemodelt und neue glänzende Muster aus ihrem Stoffe gewebt. Selten begnügt er sich damit, die Dinge in hellem Lichte zu zeigen, er verlangt ein grelles Leuchten für sie. Er fügt sich nicht den Gewohnheiten des Lesers. Dieser muß seinen Sinn der Art und Weise des Dichters beugen. Er giebt nicht nach; so muß man ihm entweder folgen oder darauf verzichten, ihn zu lesen. Gerade die Dinge, die zu schwierig für Prosabehandlung sind, müssen wir in Versen von ihm hinnehmen. Er hat aber auch viele Dichtungen geschrieben, die leicht zu lesen sind, weil jedem Briten die Ideen und Formen, in denen sie sich bewegen, geläufig sind. Und sie werden in England auch von Lesern aller Grade der Begabung, Neigung und Bildung gelesen.

Auf Sordello, den Frau Jane Welsh Carlyle, die unsterbliche Vertreterin des großen Frühlingsreinemachens, so ungenießbar fand, folgte im nächsten Jahr „Pippa geht vorüber", eine andere Dichtung oder vielmehr ein Drama; käuflich für fünfzig Pfennige, da er so hoffte, daß es Jemand kaufen würde. Es spielte ebenfalls in Italien, aber nicht in dem des Mittelalters, sondern dem Italien in Brownings Tagen. Hier giebt es nicht so sehr Ereignisse in der Entwickelung einer Seele wie Ereignisse des Einflusses, des unbewußten Einflusses einer Seele auf andere. Pippa passes ist nicht bühnengerecht. Es ist eine Geschichte mit einer Moral, einer alten Moral, aber die Moral ist in vollständig origineller Weise zum Ausdruck gebracht und die Geschichte ist eben so ausgeschmückt. Es ist eine Predigt wie so viele von Brownings Gedichten, eine Homilie der Jugend wie Rabbi ben Ezra eine Homilie des Alters.

Pippa (Koseform für Felippa) ist ein junges Mädel, eine arme Seidenwinderin in den Fabriken von Asolo. Sie hat jedes Jahr nur einen einzigen Feiertag, den Neujahrstag, und das Gedicht schildert, was sie dann thut. Es beginnt damit, wie sie abends zu Bett geht mit dem Gesangbuchswort auf den Lippen:

„Vor unserm Gott gilt jeder Dienst das Gleiche".

Der Rythmus des Selbstgespräches des Mädchens wechselt, wie sich die Gedanken durch ihren Kopf jagen und wie sie in ihrem großen, ärmlichen, lustigen Zimmer bald geht, bald tanzt, bald singt. Der Vers ist eine Art von idealisirtem Gegenstück dazu, das musikalisch Fröhlichkeit und Ernst dieses einfachen, lustigen, guten, kleinen barfüßigen Fabrikmädchens wiederspiegelt. Sie denkt an die vier Leute, die an dem Tage in Asolo wohl die glücklichsten sind. Ein Sonnenstrahl fängt sich auf der Wasserfläche ihres Waschbeckens, hüpft die Decke hinauf und läßt sich dann auf die

Digitized by Google

einzige Blume nieder, die sie hat. Die vier Leute in der Stadt, die nach ihrer Meinung die Glücklichsten sind, sind sämmtlich fest in Verbrechen verstrickt und elend oder am Rande des Verderbens.

Das Weib und ihr Liebhaber, die ihren früheren Gatten gemordet haben und die, heiß von der Sünde, ihre Läden der kühlen Morgenluft öffnen, hören ihre Stimme singen, während sie vorübergeht:

„Und das Jahr ist im Frühling,
In der Früh ist der Tag,
Und früh ists um sieben
Und der Tau perlt im Hag.
Und die Lerche fliegt aufwärts
Und die Schnecke, die ruht,
Und Gott ist im Himmel,
Und der Welt, der gehts gut."

Mit jähem Umschlag der Stimmung packt den Mann Entsetzen vor seinem Verbrechen. Er sieht sich und das Weib jetzt als Das, was sie sind; denn: „Gott ist im Himmel."

Der jung verheirathete Bildhauer, dem seine Mitakademiker einen elenden Streich gespielt haben, der ihn wahrscheinlich für sein ganzes Leben ruiniren wird; der junge Patriot Luigi, der auf den Mord Dessen sinnt, der ihm ein Tyrann erscheint; der alte Priester, der im Begriff steht, ein Kompromiß mit der Sünde zu schließen —: sie Alle hören nach einander ihren Sang. Am Wendepunkt jeder Szene, in dem Augenblick der Versuchung, da geht Pippa vorüber; ihr Sang fluthet von der Straße herauf, und Recht und Unrecht sind klar gestellt. Unbewußt rettet das kleine Dorfmädchen an ihrem einzigen Feiertag die vier Glücklichsten und kehrt am Abend in ihr ärmliches luftiges Zimmerchen zurück, legt sich nieder und sinkt in Schlaf mit den Worten des Neujahrsliedes auf den Lippen:

„Vor unserm Gott gilt jeder Dienst das Gleiche,
Es giebt kein Erst und Letzt in seinem Reiche.
Nur Puppen sind wir ihm, so gut wie schlecht."

Die Idee ist kaum originell, aber die Ausführung ist es. Jede wesentliche Einzelnheit ist liebevoll beachtet; jeder Auftritt ist lebendig. Ein Theil ist in Prosa geschriebeu, markig und humoristisch. Im Ganzen ist die Dichtung im Stile einfacher als die meisten seiner sonstigen Werke. Aber er wäre ja nicht Browning, wenn alles der Art wäre, daß es Jeder, der lesen kann, fassen könnte. Ohne aufmerksames Studiren ist die ganze Kunst darin nicht zu erfassen. Viele Stellen, die bei einem flüchtigen Blicke eben als ein Wortgewirr erscheinen, sich so wenig abheben wie die Flechte am Felsen oder wie ein Bild von Turner, das erst gestochen werden muß, ehe man sehen kann, was Alles drauf ist, werden licht und voll Schönheit und Sinn, wenn man sie erst bemeistert hat. Und hier bereits finden wir Brownings Evangelium, sein Materialprinzip, seine frohe Botschaft an die Welt, die alle seine Werke durchzieht:

— „Gott ist im Himmel,
Und der Welt, der gehts gut."

Digitized by Google

Bald nach Pippa passes trat das wichtigste Ereigniß in Brownings Leben ein, seine Verheirathung mit Miß Elisabeth Barett. Die Geschichte dieser Verheirathung ist wundervoll; sie scheint fast zu schön, um wahr zu sein. Er liebte und gewann zum Weibe eine der am Göttlichsten begabten Frauen, die je gelebt haben. Die Art seiner Verheirathung ist außerordentlich charakteristisch für sein romantisches und ritterliches Wesen. Er gewann sie sich trotz ihrem Widerstreben; denn sie hatte keine Hoffnung auf Liebe und Ehe. Nachdem er einmal ihre Liebe gewonnen hatte, trug er sie davon wie ein echter Ritter, trotz ihrem harten, mitleidlosen Vater. Er nahm sie sich gegen die Schicksalsbestimmung, denn er entriß sie fast dem Tode. Und trotz Alledem hat doch vielleicht sie ihn sich erwählt. Thackeray sagt ja, daß die Frau stets anfängt.

Er war über dreißig, hatte zwei Trauerspiele und über zwanzig Dichtungen veröffentlicht, die schlecht behandelt und zum größten Theile von der gleichgiltigen Welt nicht beachtet worden waren. Sein Freund Kenyon, ein Vetter von Miß Barett, gab ihm ein Exemplar von Lady Geraldines Courtship. Da war es ihm, als ob ihm eine liebe kleine Hand für einen Augenblick dargeboten würde. Ein paar Zeilen zeigten ihm, daß sie seine Werke kannte und schätzte. Ein erquickender Labetrunk für den Vernachlässigten. Der Tapfere hat Theilnahme gern, ungeachtet seiner Tapferkeit. Welcher Mann, welcher Dichter, besonders welcher verkannte Dichter, würde sein Herz nicht schlagen gefühlt und den Wunsch gehegt haben, eine solche Freundlichkeit zu erwidern? Kenyon rieth dem Freunde, an Miß Barrett zu schreiben, nicht um ihr zu danken, sondern um ihr zu sagen, wie tiefen Eindruck ihre Dichtung auf ihn gemacht hätte. Und sie hatte ihn tief getroffen. Er schrieb und sie antwortete. Ihr Briefwechsel nahm zu. Er bat um die Erlaubniß, sie zu besuchen, und sie schlug es ihm ab. Sie mußte es ihm abschlagen; denn die große Dichterin war ein Krüppel, der sich nur zwischen Bett und Sofa bewegte. „An mir ist nichts zu sehen", schrieb das arme Mädchen, „von mir nichts zu hören. Ich bin am Geeignetsten für die Erde und ihr Dunkel". Elisabeth Barett war ein glückliches, gesundes, lebendiges, kleines Mädchen gewesen. Ihre Familie lebte auf dem Lande, und eines Tages, als Elisabeth ungefähr vierzehn Jahr war, sattelte sie ihren Pony. Dabei stürzte sie und verletzte sich das Rückgrat. Die genaue Art der Verletzung war zuerst nicht bekannt, aber nach mehreren Leidensjahren war sie dauernd invalid geworden. Niemand erwartete, sie würde je Kraft und Gesundheit wiederbekommen. Sie lag auf ihrem Bett wie Heine in seinem Grab von Matratzen, aber nur um, ihm ungleich, noch einmal in diesem Leben eine fröhliche Auferstehung zu solchem Glücke zu haben, daß sie um seinetwillen die ewige Seligkeit preisgeben wollte.

Digitized by Google

Browning nahm die Abweisung nicht an. Er bestand auf seiner Bitte, sie besuchen zu dürfen, und zuletzt willigte sie ein. Gleich bei der ersten Begegnung scheint es ihm klar geworden zu sein, „was ihm das Leben als Preis gesetzt hatte", obgleich sie ihn auf ihrem Kissen liegend empfing und er nicht wußte, ob sie sich je würde von dort erheben können. Wie ihre Liebe sich weiter entwickelte, müssen wir uns selbst ausmalen, so gut wir eben können; denn die Glücklichen erzählen Anderen Das gewöhnlich nicht.

Nach und nach wurde es immer schlimmer mit Elisabeth Baretts Gesundheit. Die Aerzte empfahlen ihr, ein wärmeres Klima aufzusuchen, aber ihr Vater wies es zurück, mit ihr den englischen Boden zu verlassen oder sie in Begleitung eines ihrer Brüder fortzusenden, obgleich er ein reicher Mann war. Wahrscheinlich glaubte er, es werde nicht helfen. Er war einer von den Männern, die sich von Niemand belehren oder beeinflussen lassen. England war gut genug. Sie mußte ja doch einmal sterben. Da kam ihr die Liebe zu Hilfe. Er würde sie nach Italien bringen. Sie willigte ein, sein Weib zu werden. Es ist eine rührende Geschichte, wie sie dann auf einer Spazierfahrt den Kutscher an einer einsamen Stelle des Parkes halten ließ, heraus auf den Rasen stieg und einen Augenblick frei dastand. Das war ein Versuch, und sie fand es befremdlich seltsam, so wieder einmal auf dem Boden zu stehen in freier Luft. Am zwölften September 1846 ging sie ruhig aus, ließ sich mit ihm in der Kirche St. Pancras trauen und ging geradenwegs wieder heim. Eine Woche später schlüpfte sie, während die Ihren bei Tische saßen, hinaus. Nur ihr Hündchen „Flush" nahm sie mit. „O Flush" flüsterte sie „wenn Du einen Laut von Dir giebst, bin ich verloren". Ihr Gatte erwartete sie und sie flohen nach Paris und von da aus nach Italien.

Diese tapfere, rasche That ward durch ihren Erfolg gerechtfertigt. Dem glücklichen Geschöpf war eine neue Lebensfrist bewilligt. Liebe ist eine gute Medizin. Die Glückliche brauchte nun nicht mehr auf dem Sofa zu liegen. Sie wurde kräftiger, und nach zwei Jahren gebar sie Robert Browning einen Sohn, und dreizehn weitere Jahre des Glückes vergingen, bis sie in seinen Armen ihre Seele aushauchte.

Man muß wissen, was für Browning sein Weib war, um seine weiteren Dichtungen völlig verstehen zu können. In einem Briefe an einen Freund, als er zuletzt doch noch berühmt geworden war, spricht er über seine Pläne und über die Arbeit, die er noch thun zu können hofft. Aber er sagt nichts von Ruhm und öffentlicher Verehrung, sondern nur: „Ich hoffe, noch viel mehr zu thun, und hoffe, daß die Blüthe davon irgendwie in ihre Hand gelegt werden wird." Unter seinen Gedichten

Digitized by Google

findet sich eins mit dem Titel „The Householder.“ Es handelt von dem Leben des verwittweten Gatten, aber nicht von seinen Hoffnungen, sondern von den Versuchungen und dem Elend der Einsamkeit. Dabei ist „das Haus“ nicht nur das Gebäude, in dem der einsame Mann sitzt, sondern auch das fleischliche Haus, in dem die Seele wohnt.

Die glücklichen Jahre seiner Ehe sind nicht die fruchtbarsten in der Arbeit für ihn gewesen, aber die bildendsten für ihn, und manche von seinen feinsten Leistungen aus der Sammlung „Männer und Frauen“ sind damals entstanden. Es wird erzählt, daß er ritt und spazieren ging und zahlreiche Büsten in Thon modellirte und daß seine Frau wünschte, er möchte sich regelmäßiger seiner eigentlichen Lebensaufgabe, dem Dichten, widmen.

„Robert ist ganz eigen in seiner Art, als Dichter zu arbeiten“, schreibt sie. „Ich habe mit ihm ein Wenig über diesen Punkt zu kämpfen gehabt denn meiner Meinung nach hat er nicht Recht, d. h. es würde für mich nicht gut sein, wenn ichs so machte. Aber Robert wartet auf die Lust zur Arbeit und schafft ruckweise. Er sagt, er kann nicht anders, und sein Kopf ist voll von Gedanken, die in Gips und Marmor Ausdruck finden sollen. Ich sehne mich nach Liedern, aber er überläßt es augenblicklich mir, welche zu dichten.“ Aber diese Methode oder Methodenlosigkeit war doch nicht die Regel. Miß Thackeray hat das Ehepaar einmal besucht und erinnert sich, wie Browning gesagt hat: „Es mag Ihnen seltsam scheinen, daß Etwas wie Poesie sich jeden Tag regelmäßig zu der selben Stunde schreiben läßt. Aber trotzdem versichere ich Sie, es ist eine Thatsache, daß meine Frau und ich uns jeden Morgen getrennt zu unserer Arbeit niedersetzen. Sie schreibt im Salon und ich schreibe hier.“ Dabei öffnete er eine Thür in ein kleines Hinterzimmer mit einem Fenster nach dem Hofe.

Er war wirklich kein Müßiggänger. Die vollständige Ausgabe seiner Dichtungen, die vor ein paar Jahren erschienen ist, besteht aus 16 Bänden von je über 350 Seiten und enthält gegen 150 000 Zeilen „konzentrirten Text“, von denen ihm wohl wenige im Schlafe gekommen sind. Wie Falstaff von sich sagte: „er ließ sich seinen Beruf sauer werden“.

Dennoch widmete er sich bei Lebzeiten seiner Frau mehr der Fürsorge für sie als der Arbeit. Wahrscheinlich hat sie nicht gewußt, daß Sorge für sie ihn am stetigen Arbeiten hinderte. Seine Arbeitweise war von der ihren sehr verschieden. Sie konnte auf Schnitzel schreiben, sie wegstecken, wenn Jemand zu Besuch kam, und dann, wenn die Unterbrechung vorbei war, in ihrer Arbeit fortfahren. Er war dazu nicht im Stande. Sein Gedicht The Flight of the Duchess z. B. ist nicht so geschrieben worden, wie er zuerst beabsichtigte, denn während er damit beschäftigt war, kam ein Kapitän Lloyd zu Besuch, und Browning erinnerte sich stets, wie das

Digitized by Google

Knarren der Gartenthür seiner Inspiration ein Ende machte. Eine Dame, eine enge Freundin von ihnen, sagte ihm einmal, sie ziehe seine Dichtung der seiner Frau vor. Er antwortete: „Da greifen sie fehl, ganz fehl. Sie hat Genie. Ich muß mich dagegen abarbeiten. Können Sie sich so einen klugen Engel vorstellen, der sinnt und plant und versucht, Etwas aufzubauen. Er möchte gern, daß Sie es sehen, wie er es sieht, zeigt Ihnen einen Gesichtspunkt und führt Sie zu einem anderen und hämmert Ihnen so in den Kopf, was er möchte, daß Sie einsehen sollen. Und während dieser ganze Umstand vor sich geht, lenkt der allmächtige Gott einen kleinen Stern ab —: Das ist der Unterschied zwischen uns. Sie hat die echte Schöpferkraft, nicht ich."

Während seiner Ehe veröffentlichte Browning „Christabend und Ostertag", das ein großer Geistlicher „das christlichste Gedicht des Jahrhunderts" genannt haben soll, während ein anderer es als den „heterodoxen Selbstbetrug eines Freidenkers" bezeichnet hat. Daneben stehen noch die fünfzig Gedichte Men and Women, die er in dem Epilog „Noch ein Wort" seiner Frau gewidmet hat. Erst 1864, drei Jahre nach seiner Gattin Tode, erschien eine weitere Sammlung von achtzehn Gedichten als Dramatis Personae. Einige von diesen sind wahrscheinlich noch während ihres Lebens entstanden. In dem Bande findet sich Rabbi ben Ezra. Browning war nun über fünfzig, und die Stimmungen dieses Gedichtes waren seine eigenen, obgleich er sie dem altberühmten jüdischen Arzte in den Mund gelegt hatte. Der Band enthält auch die wunderbare Szene „Ein Tod in der Wüste" die den Tod und die letzten Worte des Apostels Johannes schildert, der bei einer Verfolgung von ein paar ergebenen Jüngern in eine Höhle in der Wüste gebracht worden sein soll. Die Geschichte wird in Form eines imaginären Pergamentes erzählt, das von „Pamphylax, dem Antiochier" herrühren soll. Das Gedicht endet nach dem Tode des Apostels. Dem Erzähler steht morgen der Kampf mit wilden Tieren bevor.

Mit Dramatis Personae beginnt die Periode von Brownings größter Produktivität, während welcher The Ring and the Book und seine Uebersetzung des Euripides und Aeschylos entstanden. Nach der Meinung eines seiner Biographen ist „Men and Women" sein schönstes Buch; Das mag sein, aber „Ring und Buch" ist doch wohl seine bedeutendste Dichtung. Sie ist nach einem Plan aufgebaut, den noch kein Dichter vorher versucht hatte. Die Geschichte wird so etwa zwölfmal erzählt und die Teilnahme des Lesers wird, wie so oft bei Browning, eben an dem Punkte erweckt, wo sie bei anderen Schriftstellern aufhört, — nämlich, wenn der Leser Alles erfahren hat, was es zu wissen giebt.

Ethische und theologische Probleme scheinen auf Browning einen eben

Digitized by Google

so starken Reiz ausgeübt haben wie arithmetische Probleme auf Gladstone. Jeder Schotte soll ein geborener Theologe sein. Browning hatte mit seinem Viertel schottischen Blutes einen mehr als proportionalen Theil jenes Nationalzuges bekommen. Um es jedoch voll zu entwickeln, hätte er sich in Logik und Mathematik ausbilden müssen. In diesen Zweigen aber hatte er nicht nur keine Uebung, sondern überhaupt nie Unterricht erhalten. Und als er in dem entsprechenden Lebensalter sich bewogen fühlte, eine theologische Abhandlung oder ein Glaubensbekenntniß und eine Glaubensrechtfertigung zu veröffentlichen, da stand ihm keine andere Methode zur Verfügung als die, an die er gewöhnt war: die praktische Art, die Sache nicht zu beweisen, sondern zu illustriren, nicht einen soliden Beweis zu führen, sondern ein einnehmendes Bild zu zeichnen.

Browning hat viele theologische Aufsätze geschrieben und theologische Diskussionen gehalten, ehe er in reifem Alter — selbst für einen Theologen — Ferishtah veröffentlichte. Damals war er nämlich schon über siebenzig. Von seiner fast knabenhaften Skizze der Prädestination in Johannes Agricola an sind seine Studien in dieser Wissenschaft sehr zahlreich und vielseitig, obgleich — mit Ausnahme von Christmas Eve and Easter Day — bis zu Ferishtah die meisten an erster Stelle Charakterstudien sind und Dogmenstudien erst an zweiter. Aber sie zeigen doch sein intensives Interesse an dem Studium. Während jedoch sein Geschick in der Charakterzeichnung wunderbar und bezaubernd ist, muß man zugestehen, daß sein logisches Geschick damit lange nicht gleichen Schritt hält. Intuition, nicht Gründe, Inspiration, nicht Beweisführung, ist seine starke Seite. Er weiß Das auch ganz gut, es schmerzt ihn auch nicht, er freut sich sogar darüber. „Gott flüstert nur Wenigen von uns ins Ohr", sagt er, „Die Anderen mögen argumentiren". Aber trotzdem argumentirt er an vielen Stellen und scheint oft Analogien für Beweise zu halten.

In Ferishtah sind zwölf verschiedene Gedichte enthalten. Jedes von ihnen behandelt ein schwieriges Problem aus den Beziehungen des Menschen zu Gott. Wie gewöhnlich schreibt Browning nicht in seinem eigenen Namen. Er legt seine Gründe einem persischen Weisen namens Ferishtah in den Mund, der manchmal allein spricht, manchmal noch mit einem Jünger disputirt. Die zwölf Gedichte sind in Blancoversen geschrieben, aber jedem folgt ein kleines Lied, in dem der Dichter selbst, und nicht mehr Ferishtah, eine schöne persönliche Anwendung der gewonnenen Weisheit giebt.

Ferishtah ist Brownings letztes Buch. Am zwölften Dezember 1889 ist der Dichter gestorben.

Dunmor in Schottland. Andrew Marshall.

Digitized by Google

Maleriſch.

Einer meiner Freunde, der das Ueberflüſſige in der Kunſt faſt ſo ſehr wie das Schlechte haßt, ſagte mir, ich ſollte ein Eſſay über das Wort „maleriſch“ ſchreiben. Es war ein guter Einfall, nur folgte ich ihm nicht gleich, — weil mir das Thema gerathen wurde; hätte ich die Idee ſelber gefunden, ſo würde ich mich beglückwünſcht haben, denn man könnte an dem Wort die Kunſtgeſchichte entlang führen, an ihm die Art der Epochen meſſen. Fra Angelico zum Beiſpiel war nicht ſo fern von dem Begriff maleriſch, wie man vermuthen könnte. Er „ſtimmte“ mit vorgefaßten Meinungen; er ſtimmte in jenem Sinne, wie es nicht nur jeder Maler thun muß, ſondern wie es ſpeziell ein Koloriſt thut. Ohne daß man ſeine Innigkeit und die außerordentliche Einfachheit des Inhalts gering anſchlägt, kann man ihn dennoch einen Koloriſten heißen. Solche Koloriſtennatur iſt aber in dieſer alten Epoche der Kunſt ſelten. Es liegt im Weſen der Sache, daß Koloriſtennaturen dann erſt ſich in zahlreicheren Exemplaren einzuſtellen begannen, als durch viele Reihen von Bildern der koloriſtiſche Sinn der Künſtler Proviant erhalten hatte. Da konnte ein koloriſtiſches Gedächtniß ſich bilden, ſo daß man die Folgen von Farben beherrſchte, ohne erfinden zu müſſen, und ſpäter auch, ohne empfinden zu müſſen . . . Als es Koloriſten gab, hatte man ſchon Ueberreife, die Naivetät war verloren. In den älteren Zeiten aber rechnete man noch kaum mit dem Begriff Bilder. Man hatte bedeutend weniger Gemälde und gar keine Sammlungen, man malte für die Kirchen, man malte für das Bedürfniß. In der alten deutſchen Schule ſtellte man gern Ritterkämpfe dar. Man brachte Rüſtungen, ſtarre Lanzen, gelben Sand, grüne Wälder, blaue Lüfte zur Anſchauung — aber um der Sache wegen. Man „ſtimmte“ die Bilder, denn man hatte ein natürliches künſtleriſches Empfinden; dem Maler war der falſche Ton eben ſo unmöglich, wie er dem Muſiker unmöglich iſt. Doch ſtimmte man ſeine Arbeiten nicht, wie jetzt ein Kapellmeiſter, wenn er Kapellmeiſtermuſik macht; ſondern man wirkte wie ein Muſiker, der komponirt, weil er Etwas mitzutheilen hat. Der Luxus exiſtirte mit einem Wort noch nicht. Später haben diejenigen Künſtler, die im Luxus ſchufen, die anderen an Zahl überragt; und dieſe Künſtler boten nicht mehr auffallende Einzelnerſcheinungen oder beſcheidene Fortſetzungen, ſondern ſie waren Vertreter einer Gattung von Künſtlern geworden, Virtuoſen, die ihr Metier kennen, — mit den Abſtufungen des perſönlichen Talentes.

Dann kommt die holländiſche Schule mit der Freude an den Ergebniſſen der Farbe. Man weiß es, wie Rembrandt maleriſch iſt. Doch er wird nie überflüſſig, er iſt immer einzig. In anderem Sinne als er wirkt

Digitized by Google

Frans Hals malerisch. Unter den Künstlern ersten Ranges der holländischen Schule des siebenzehnten Jahrhunderts zählen wir kaum einen, wie Jacob van Ruysdael, in dessen Naturell eine gewisse Sprödheit sich einer koloristischen Einordnung des Künstlers widersetzen würde.

Keiner der alten Künstler würde dem übelwollenden Wort meines Freundes ausgesetzt sein. Erst den Künstlern unserer Tage gegenüber empfängt das Wort malerisch für ihn den Accent des Unsachlichen. Diese Künstler unserer Tage sind nun vielfach nur Produkte unseres Schulfleißes. Sie würden nicht sein, ihre schätzenswerthe Existenz hätte sich vielmehr in bürgerlicheren Gleisen abgespielt, wenn nicht der Staat Akademien geschaffen hätte, die immer größer geworden sind, und jetzt wahre Prachtbauten. Vor diesen Akademien sind Eingänge mit leichten Gittern — mit viel zu leichten Gittern: man braucht nur ein winziges Kapital an Talent, um einzutreten. Und „malerische" Bilder sind die Folge. Aus diesen Anstalten gehen Gemälde hervor, die die niedrige Klasse von denen sind, die mein Freund nicht leiden mag. Ein Goldrahmen thut Einem leid, wenn er leer bleibt, er hat seinen Beruf verfehlt, sagen wir, sobald er nicht mit seinen vier Leisten ein eingesetztes Mittelstück umgiebt. Man kann auch einen Spiegel hineinthun, allein viele Leute ziehen Bilder vor, und diese Bilder — o, mehr Bilder als man denken sollte, daß Rahmen existiren — treten in die Kunstwelt ein. Die Kunsthandlung von X. X. zeigt dann ein neues rahmenfüllendes Gemälde an. Diese Bilder sind ausnahmelos ganz gut gemacht. Unsere Akademien sind so gut, daß sie selbst unbegabtere Schüler vorwärts bringen, — aber Das gerade ist ihr großes Unrecht.

Man sieht auf diesen Bildern das Oedeste, das sich die Kunstgeschichte denken kann. Sogenannten „malerischen" Vortrag, sogenannte „malerische" Interieurs, „malerische" Haudegen, „malerische" Unordnungen, „malerische" Kriegsknechte; — Alles quasi malerische Arbeiten, die gemacht worden sind, ohne daß eine malerische Phantasie vorhanden war: wahre Schöpfungen, möchte man sagen, denn es sind Schöpfungen aus dem Nichts. Wären nicht die Häuser, in denen Ateliers gemiethet werden können, in den Kunststädten ziemlich häufig, so würden diese Bilder nicht entstanden sein, denn die jungen Leute würden, in Ermangelung eines passenden Logis, in ihre Elternhäuser zurückgekehrt sein und die väterlichen Beschäftigungen aufgenommen haben. Akademien und Hauswirthe vereinigt haben diese ganze Produktion auf ihrem Gewissen. Aber es sieht nicht so aus, als ob es sich ändern würde. Die Zahl der Akademieschüler vermehrt sich nur und manche Hauswirthe lassen noch weitere unvermiethbare Wohnungen zu Ateliers umbauen. Es ist auch wahr, daß diese Thätigkeit viele junge Naturen verlockt. Das Produziren dieser Werke lernt sich in München und selbst in

Digitized by Google

Berlin, — Amerikaner kommen zu uns und lernen es und verbreiten es auf ihren bisher unschuldigen Erdtheil, es ist eine wahre Epidemie.

Mehrere Industrien ziehen daraus Vortheile. Den Spiegelhändlern sind die Akademien schädlich, aber andere Industrien gewinnen. Darf ich auf die Leinwandfabrikation hinweisen und auf die Pinselhändler? Unsere Akademien dienen mit einer außerordentlichen Sicherheit des Erfolges diesen Gewerben, während der Gewinn ihrer Eleven ein nicht so sicherer ist. Denn man darf nicht vergessen, daß sich die Leinwand- und die Pinselhändler immer bezahlen lassen und daß die Bilder sich nur dann bezahlen, wenn sie verkauft werden. Zu der Zahl der nicht verkauften Bilder, hat mir ein Statistiker gesagt, verhält sich die Zahl der untergebrachten wie in einer Lotterie ein Gewinn zu den Nieten; auch wird ein Maler, der solchen Gewinn macht, so angesehen wie ein Wunder. Man kann sagen, daß die Zahl Derer, die solche Bilder kaufen, bedauerlich groß ist — denn sie fallen herein —, aber ihre Zahl ist doch nicht genügend, um alle die Bilder, die das Akademieregime erzeugt, auch nur annähernd verbrauchen zu können.

Da nun die Ministerien des Kultus, denen die Akademien unterstellt sind, unmöglich glauben können, daß diese großen Anstalten keine großen Resultate haben, möchte sich eine Umfrage bei unseren Museumsdirektoren vielleicht für einen neugierigen Minister empfehlen. Folgendes Gespräch würde ich mir dann vorstellen. Der Minister: Was halten Sie von den Akademien? Erster Direktor: Je weniger Akademien es gab, desto mehr blühte in den vergangenen Zeiten die Kunst. Zweiter Direktor: Und umgekehrt, Herr Minister, je mehr Akademien es gab, desto weniger blühte die Kunst. Dritter: Viele Lehrer verderben den Brei, Herr Minister. Vierter: Und überhaupt, Herr Minister, es ist ungefähr eben so wahnsinnig, in Berlin hundertundneunzig, in München gar sechshundert jungen Menschen Unterricht im Malen ertheilen zu lassen, wie zu glauben, daß jeder Jahrgang uns Deutschen tausend bis elfhundert Dichter brächte. Wie viele Dichter bringt uns denn ein Jahrgang? Und man glaubt, Maler könnte man zu Hunderten züchten? Es ist doch gut, denkt der Minister, der den Fünften nicht mehr hören will, daß ich diese Anstalten bereits von meinem Vorgänger übernommen habe. Exit der Minister. Doch im Winter führt ihn eine Dienstreise in die Rheinprovinz, Malkastenregion; oder ein Zufall in eine kleinere Stadt, die im Besitz einer Akademie ist, deren Familien in den Eleven ihrer Akademie der Künste ihre maitres de plaisir empfangen. Ein Fest wird veranstaltet, der Herr Minister ist geladen. Da er nun die Künstlerjugend, „das Künstlervölkchen", sieht und entzückt ihre strahlenden Gesicher gewahrt, die heiteren Augen, das „lockige Haar", das kleine Schnurrbärtchen, die Grazie, den gewissen Stolz —: Fühlen

Digitized by Google

Sie sich recht unglücklich, Herr Akademiker? denkt da der Minister, und wie er ihn tanzen sieht, im Frack, oder, wenn er einer der Lockigsten ist, im Sammetrock, denkt er, man hat mich gruseln gemacht, — immer diese Männer der Theorie! Die Künstler sind ja ganz selig.

Ach, Herr Minister, Das sind gar keine Künstler, Das werden niemals Künstler sein, Das sind Akademiker. Unsere Museen haben nicht auf sie zu zählen, die Sammlungen unserer Kunstfreunde werden sich nie durch sie bereichern. Sie sind nur Akademiker an sich. . . Wissen Sie, Herr Minister, wie diese Thiere heißen, ich glaube, es sind Insekten, die während einer gewissen Zeit glühen, blühen und prächtig sind, während einer von der Natur genau vorherbestimmten Epoche, und nachher fallen sie plötzlich ab, sie leben weiter, aber sie sind grau und unansehnlich? Herr Minister, bei unseren Akademikern denke ich an diese Thierchen. Sie glühen und blühen während einer gewissen Zeit. In dieser Epoche sieht sie die Gesellschaft. Nachher ziehen sie sich zurück und werden Photo- oder Xylographen. Doch die Zahlen ergänzen sich immer, und wenn der Herr Minister in fünf Jahren wiederkommen, werden der Herr Minister andere blühende junge Akademiker sehen, und diese werden nicht ahnen, wie unansehnlich ihre Vorgänger geworden sind. Nur die Gebäude bleiben, die prächtigen, die heiter-prächtigen, wie Wilhelm Lübke sagen würde.

Was werden denn die Vorgänger?

Nichts! Schlechterdings nichts! Die Natur kann sie nicht brauchen, mit anderen Worten: die Gesellschaft kann das Künstlervolk nur im Stadium, in dem es sich selbst erhält, brauchen, also in den Jahren, in denen es erhalten wird. Die Gattung der Akademiker blüht nur, während sie die Anstalten besucht. Die Anstalten bleiben, nach fünf Jahren kommen andere Eleven, und die alten fallen ins trostlose Philisterium.

Sie könnten Aehnliches von unseren Studenten sagen. Auch von ihnen wird nicht ein Jeder ein Fürst der Wissenschaft.

Aber Jeder, was er studirt hat. Und wenn er nur Thierarzneikunde studirt hat, wird er Veterinärarzt. Aber der Akademiker wird Photograph. Das Philisterium für ihn besteht darin, daß er seine Studien fortwirft. Er kommt irgendwie zu einem Berufszweig, aber der Staat hatte alle Erleichterungen geschaffen, um in ihm während des Aufenthaltes in einer monumentalen Anstalt die Meinung aufrecht zu halten, daß er Künstlerfähigkeiten hätte, der Staat hatte ihm einen Professor gegeben, der für ihn dachte, der ihm die Köpfe in so gute Beleuchtung rückte, der ihm hinter die Modelle einen so passenden Hintergrund schob, daß seine Arbeiten ganz harmonisch wurden. Und als der junge Mann dann allein sein sollte und ihm gar nichts einfiel und das neue Atelier kahl war und das Modell

Digitized by Google

aus sich selbst kein Bild ergeben wollte und keine Fröhlichkeit der Malkollegen mehr die beginnende Selbsterkenntniß zurückhielt, da merkte er den Mangel an Talent, den ihm die Akademie Jahre lang verhüllt hatte. Und warum verhüllt sie, warum bereitet sie vor? Die Wenigen, die der Malerei treu bleiben, — selbst unter ihnen findet noch eine weitere Auslese statt: die Scheidung zwischen Denen, die nur Malenkönner sind, und Denen, die Künstler sind. Und alle Künstler halten die Akademien für nicht gut. Und alle die Anderen, die der Akademie dankbar gedenken, denn sie lehrte sie gehen, kommen doch nicht in die Kunstgeschichte, denn sie sind nur Malenkönner und fabriziren Ueberflüssiges. Der größte Theil der Eleven aber wandert aus, sie ziehen den Sammetrock ab wie der Invalide die Uniform und ziehen sich in eine kleine Stadt zurück; und da findet man immer einige Studien, darunter immer einen alten Mann mit einem Glanzlicht auf dem Kopf und einem langen weißen Barte in der Riberabeleuchtung, in ihrer guten Stube aufgehängt, — die einzigen Zeugen ehemaliger Träume.

Ist dieses Ende häufig, ist es wirklich die Regel, fragt der Minister? Es ist die Regel, antworte ich. Man könnte auf die vierhundert Eleven, die für das künstlerische Leben verloren gehen, aber vierzig zählen, die wirklich Künstler werden, fragt der Minister. . . . Ist etwas hoch gerechnet, erwidere ich; nehmen wir an, daß es vier oder daß es zehn sind. Nun, meint der Minister, in solchem Fall würden wir, die Regirung, wie die Natur sein, gattungerhaltend . . . Wie die Natur bei den Lachsen verfährt, Herr Minister; Myriaden sind zu produziren, damit eine gewisse Anzahl auswächst? und die Akademiezeit ist dann als die Schonzeit aufzufassen? Aber glauben Sie, Herr Minister, daß Achill in einer modernen Turnanstalt mit verbesserten Apparaten und Unterricht über die Muskeln noch mehr Kraft entwickelt hätte, als er hatte? . . . Aber, Herr Helferich, es waren homerische Zeiten . . . In der That, Herr Minister, in unseren Zeiten muß man vielleicht mehr nachhelfen.

Da ich nun auf diesem Punkte angelangt bin, wo ich fühle, daß ich auf die Seite des Ministers treten könnte, ziehe ich es vor, diese ideale Diskussion zu schließen, denn erstens kann ich von den Akademien noch ein ander Mal reden, die Akademien laufen mir wirklich nicht fort, denn sie bleiben. Und dann kann ich es nur in beschränktem Maße als meine Aufgabe betrachten, sie zu erörtern; Das wäre mehr eine Aufgabe für Volkstribunen. Theurer Staat, könnten diese sagen, Du ladest viele junge Leute ein, ein halbes Dutzend Jahre auf diesen Anstalten zuzubringen, wenn sie zwei Augen haben, die nicht als farbenblind erklärt sind, und eine rechte Hand, die nicht zittert: Paragraph 1. der Aufnahme. Und Du erlaubst, daß diese jungen Leute einen Theil des Winters — in den Tagesstunden

Digitized by Google

auch — thätig sind, um Dekorationen für jene Künstlerseele zusammenzustreichen (Paragraph a der nicht niedergeschriebenen Satzungen und Gebräuche), die Deine Referendare und Bürgerkreise erfreuen, während die guten Anstreicher „im Interesse der Kunst" von Gevattern Schneider und Handschuhmacher, von kleinbürgerlichen und sparsamen Eltern, erhalten werden. Du giebst ihnen Unterricht während langer Jahre, womit Du einer gewissen Zahl von Künstlern eine Versorgung giebst, Das ist wahr, — aber Du schaffst dadurch eine hundertfältig größere Schaar von Künstlern, denen zu Liebe Du die Zahl der Akademien verhundertfachen müßtest, wenn du sie alle mit Lehrerstellen versorgen wolltest. Du lehrst also diese viel zu vielen Hände das Bildermalen, Du weißt, daß diese Bilder nicht verlangt werden, daß sie überflüssig sind; Du weißt, fast alle diese jungen Leute werden nachher unglücklich sein oder Photographen werden; und Du schließest nicht sofort diese bombastischen Institute? So würde man reden können, doch ist es eine Aufgabe, der nicht Jeder gewachsen ist, da es nöthig sein würde, sehr viele Bemerkungen über das „Schöne" und die Pflicht, „das Schöne" zu verbreiten, vom Gegner entgegenzunehmen und doch ruhig zu bleiben. Es ist keine Aufgabe für mich, denn ich glaube, mitten in den gegnerischen Reden würde ich vor diesen Patentsalben davon laufen.

Es giebt aber auch eine höhere Klasse von malerischen Arbeiten. Die untere Klasse umfaßt Die, die, ohne daß die Künstler inneren Beruf hatten, aus dem Unterricht der Akademien erzeugt werden können. Diese Arbeiten aus den Akademien vermögen natürlich nicht den Kunstfreund zu fesseln, diese gelehrigen Leistungen; nicht einmal nur so weit, daß er sie verfolgt. Sie sind ihm einfach uninteressant. Die Akademien und die scheinbar „malerischen" Schöpfungen, die ihre Folge sind, können nicht den Sammler, das Kunstinteresse, beschäftigen, denn mit der Kunst haben diese Anstalten nicht mehr zu thun, als in der Schreibstunde und in der Leidenschaft des Schönschreibens Berührungpunkte mit der Schriftstellerei liegen.

Dagegen giebt es große malerische Begabungen in unserer Zeit, die auch Den interessiren, der sie verfolgen möchte. Das sind Talente, über deren Beruf zur Kunst kein Zweifel herrscht, glänzende, fast phänomenale Begabungen, Köpfe, in denen ein Register alles vorhandenen Malerischen aufgethürmt scheint. Es sind Künstler, über deren malerische Untugenden man reden kann, über deren Untugenden, die eine Kraft sind, es sich zu reden lohnt. Es sind Naturen, die zum Künstlerthum erkoren sind und die, wenn es auch keine einladenden Akademien gegeben hätte, jedenfalls Maler geworden wären. Und von diesen geborenen Künstlern, in deren ersten Reihe Munkaczy steht, will ich nächstens hier erzählen.

Paris. Herman Helferich.

Digitized by Google

Die Gräfin Schimmelmann.

Durch die Dienstwilligkeit eines Nervenarztes gegen hochstehende Familienwünsche ist eine Persönlichkeit dem Klatsch ausgeliefert worden, die heute als ein solcher Anachronismus dasteht, daß der noch immer in Amt und Würden befindliche Dr. Pontoppidan vom Gemeindehospital in Kopenhagen an ihrem bloßen Vorhandensein sich die Hände reinwaschen könnte, wenn nicht von einer noch aufgeklärteren und leichtlebigeren Seite, dem Boulevardblatt „Politiken", ihm das Waschwasser weggezogen worden wäre. Eine Dame wird wegen ihrer unzeitgemäßen Frömmigkeit von ihrer um die Erbschaft besorgten Familie unter entgegenkommendster Hilfsbeflissenheit des leitenden Arztes in die Irrenabtheilung gelockt und durch geeignete Behandlung versuchsweise ins Irrewerden hinübergenöthigt. Unterdessen wird in der Welt der vernünftigen Interessen die Unmündigkeiterklärung über sie ausgesprochen, und da sie hartnäckig den Versuchen, sie verrückt zu machen, widerstrebt, wird sie, unter der Begründung, daß sie bereits ganz rasend sei, von dem der öffentlichen Aufmerksamkeit allzu sehr ausgesetzten Gemeindehospital in Kopenhagen nach dem stillen und abgelegenen Vordingborg befördert, um hier ohne zu starke Mittel in den ihr zukommenden Zustand von Unmündigkeit hinübergelangen zu können. Unterdessen fügt der Himmel es so, daß der sonst nicht durch die Strenge seiner Grundsätze ausgezeichnete Gil Blas Kopenhagens, das Blatt des auserwählten Volkes, „Politiken", einer moralischen Aufrichtung dringend bedürftig wird. Da schickt ihm der huldvolle Himmel die Gräfin Schimmelmann und „Politikens" großer Reporter Cawling wird ihr Ritter. Das Schwert dieser Ritterschaft hatte allerdings zwei Schneiden und es bedurfte der Gewandtheit eines Cawling, um es zu handhaben, ohne sich daran zu verwunden. Dr. Pontoppidan war Gratissimus des Magistrats, der noch immer seine eigene Löblichkeit mit der dieses Herrn identifizirt, — und die Gräfin, wenn sie auch für Dänemark optirt hatte, war eine ehemalige Hofdame aus dem noch immer nicht beliebten Preußen. Sie war überhaupt doch nur eine einzelne Dame ohne Verbindungen, und noch dazu in Feindschaft mit ihrer an Millionen und Einfluß reichen und mächtigen Familie.

Die Gräfin Schimmelmann war allerdings auch Missiondame, aber auf eine Weise, die den manchmal das Reich Gottes mit dem Reich der Welt so glücklich vereinenden Brüdern und Schwestern im Herrn nicht anheimelnd zu sein scheint; darum hören wir auch nichts davon, daß sie von ihrem gesunden Menschenverstand im Karpfenteich „Bethesda" Zeugniß ablegen durfte, sondern sie mußte, um Das zu erreichen, zu so geringen Geliebten im Herrn wie den Baptisten bei Aalborg und den Methodisten in Kopenhagen gehen. Denn nachdem die Gräfin mit dem Zeugniß des Dr. Helweg, der nichts Krankhaftes an ihr entdecken konnte, aus Vordingborg entlassen worden und auch der Fürsorge ihres gräflichen Bruders, der sie zu ihrer Erholung in eine Privatirrenanstalt nach Kiel schicken wollte, entronnen war, hatte sie ein erklärliches Interesse, der Welt zu beweisen, daß mit ihr nicht ganz so kurzer Hand fertig zu werden war, wie Dr. Pontoppidan und die besorgte Familie es sich gedacht hatten. Zu dem Zwecke gab sie eine kleine Broschüre: „Aus meinem Missionleben" heraus und ließ sich öffentlich in den erwähnten frommen Versammlungen hören.

Was sie da sagte, war nicht viel. Sie erzählte mit ihrer kleinen klaren

Digitized by Google

Stimme und in den einfachsten Worten, wie sie zu Jesus gekommen war. Die Erzählung ist hundert anderen Bekenntnißreden gleich und man hat den Eindruck, daß die Gräfin sie mit Absicht auf dem Niveau ihrer Hörer hielt. Nur ein Zug ist von Interesse für das weibliche Gefühl dieser Frau, die neun Jahre hindurch Männerarbeit verrichtete. Sie erzählte, wie sie um die Liebe zu Jesu gerungen hatte, ohne daß sie sich von ihr erfüllt fühlte. „Ich hatte beschlossen, Jesum zu lieben, ich quälte mich damit; aber es wurde nichts daraus, ich fühlte immer, daß ich ihn nicht genug liebte. Da, eines Tages, ging es mir auf, daß es nicht darauf ankäme, daß Du Jesum liebst, sondern, daß er Dich liebt. Wenn Du Das verstanden hast, daß Jesus Dich liebt, dann kommt es ganz von selber, daß Du ihn liebst." Ich glaube, hier sind wir gleich in dem Mittelpunkt dieser Persönlichkeit; in dem weiblichen Bedürfniß, umfangen zu werden von einer Manneswärme, die sich hier zu der liebenden Wärme des Gottessohnes sublimirt. Sobald das Vorstellungleben von diesem Besitz durchdrungen ist, ist Alles gut, das unerschütterliche innere Gleichgewicht ist da, das Weib in ihr ist befriedigt, gesundet, und ist gefeit gegen alle äußeren Schläge.

Selten bekommt man Aufzeichnungen von einer Frau zu lesen, in denen Festigkeit, Klarheit, Willensstärke und Einheitlichkeit der Persönlichkeit Einem so ruhig und unmittelbar entgegentreten wie in dem kurzen Bericht über die letzten neun Jahre ihres Lebens, den die Gräfin gleich nach ihrer Loslassung aus Vordingborg, also nach einer sehr starken seelischen Erschütterung, veröffentlichte. Man fühlt, wie sehr der Mann der nervös machenden Maßregeln, Dr. Pontoppidan, sich in der Behandlung dieser Frau verrechnet hatte. In dieser kleinen Broschüre steht Alles ruhig da, wie in Stein gegraben; ist diese Frau verrückt so ist sie es jedenfalls in einem Stil, für den das Gemeindehospital keine Heilmittel und keine Zellen hat. Viel eher könnte man meinen, daß sie nicht im Geringsten verrückt, sondern eine jener Persönlichkeiten sei, in denen die großen Menschheitstypen Körper annehmen. An Geist gewiß nicht überlegen, aber ausgestattet mit einem klaren, guten praktischen Verstand, einseitig und stark, mit einem bis zum Ueberfließen reichen Herzen, hat dieses Weib, das das weichliche Leben der großen Dame verschmähte, einen Drang nach den tiefen, mächtigen, gefahrvollen Ursensationen, in denen die lauten Pulsschläge des Lebens wie Hammerschläge klopfen. Diese Ursensationen wurden ihr nicht als Weib und Mutter zu Theil, vielleicht weil ihre Natur sie stärker forderte, als die Zeit sie zu geben hatte, aber sie fand sie, unvermuthet, in halbwilden Zuständen, vor deren rauhen Schrecken jede andere Dame und Familientochter sich mit zimperlicher Aengstlichkeit geflüchtet hätte.

Der bekannte Pastor und Erbauungsschriftsteller Otto Funcke hatte schon im Jahre 1890 ein warmes und ehrlich ergriffenes Bild von der seltsamen Wirksamkeit der Gräfin auf Rügen gegeben. Er hatte sie, eine schöne dreißigjährige Dame, die Hofdame der verstorbenen Kaiserin Augusta, schon 1886 bei einem Vortrage, den er im Architektenhause zu Berlin an einem sogenannten Theeabend hielt, kennen gelernt. Die Gräfin kam nach dem Vortrag in großer Aufregung zu ihm. Sie erzählte ihm, sie sei nun dreizehn Jahre bei Hofe und fühle sich mit jedem Jahre unbefriedigter. Durch seine Worte habe er es ihr endlich ganz klar gemacht, wie leer dies Leben sei und daß sie jetzt wirklich Etwas thun müsse, um ihren Mitmenschen zu helfen. Aber Pastor Funcke verstand sich auf Hofdamen. Er hörte gefällig zu, glaubte aber in seinem

Digitized by Google

Herzen gar nicht daran, daß diese elegante, leidend aussehende Dame mehr Ernst aus ihren Exaltationen machen würde als andere leidende Hofdamen.

Vier Jahre später weilte der gute Funcke in Saßnitz auf Rügen. Während er mit seiner Familie beim Essen saß, schickte eine Gräfin Schimmelmann ihre Karte hinein. Als er hinaustrat, stand vor ihm die ehemalige Hofdame der Kaiserin Augusta, sehr verändert, glücklich und zufrieden, gesund und frisch aussehend. Sie forderte ihn auf, die Arbeit zu sehen, die der Herr ihr in seinem Weinberg angewiesen habe. Er macht sich auf und fährt nach Göhren und besucht sie in ihrer Villa, die sie sich am Südstrand gebaut hat —: Küche und drei kleine Zimmer, das kleinste, ihr Schlafzimmer, nicht größer als eine Kajüte zweiter Klasse. Hier lebt sie als Pflegerin und Mutter von pommerschen Fischern im Kampf mit der ganzen Bevölkerung der Umgegend, die die Eindringlinge nicht dulden will, seitdem sie Gratisverpflegung bei der Gräfin erhalten und ihren Verdienst nicht mehr in die Wirthshäuser und zu den Bauern tragen. Es sind sehr arme Leute, verwildert und roh, vom Februar bis November kaum an Land, außer um Nahrungmittel zu kaufen, was sie meist in Göhren und auf der Greifswalder Oie zu thun pflegen. Da die pommersche Küsten- und Landseefischerei verpachtet ist, müssen sie weit hinaus auf die hohe See, in schlechten Böten, in denen sie unter offenem Himmel schlafen und wochenlang ganz leben. Die Gräfin hat ihnen auf Göhren ein Fischerheim gebaut, wo sie oft zu mehreren Hunderten sich versammeln; ein eben solches hat sie ihnen auch auf der Greifswalder Oie errichtet. Sie erhalten da Essen und Kaffee, aber keinen Tropfen Branntwein, Bier oder sonstige berauschende Getränke. Dagegen liest die Gräfin ihnen vor, hält Morgen- und Abendandacht, erlaubt ihnen, Domino und andere unschuldige Spiele zu spielen, und hält die dazu Geeigneten während der beschäftigungslosen Wintermonate zur Tischlerei 2c. an. Um sich herum hat sie drei kleine Buben, kranke Kinder verkommener Fischer, die sie herausgepflegt hat, die barfuß und barhäuptig in der Villa aus- und einrennen und an denen sie Mutterstelle vertritt.

Funcke sah und hörte das Alles mit Staunen. Sein gutes christliches Herz wurde sehr ergriffen, er schrieb einen schönen Artikel darüber und rief alle christlichen Leute zur Geldunterstützung des Unternehmens der Gräfin auf, die selbst nur ihre Renten hergeben konnte. Es geschah denn auch recht viel, auch von Seiten der Regirung, aber dieses Hineinregiren konnte die Gräfin Adeline nicht leiden. Denn sie war selbst sehr regirungtüchtig.

Nun wird man fragen — und ich glaube, darin summirt sich hauptsächlich die Auffassung ihrer Familie von ihrem gestörten geistigen Zustande und der Anstoß, den sie — wenn man Dr. Pontoppidan glauben darf — auch ihrer verstorbenen gräflichen Mutter gegeben hat — nun wird man fragen: wie kam diese durch Schönheit ausgezeichnete, noch junge, der höchsten und verwöhntesten Lebenssphäre angehörige Dame dazu, sich gerade einer verwilderten Fischerbande von Männern in ihrem besten Alter anzunehmen, ihretwegen zwischen Göhren, der Greifswalder Oie und der pommerschen Küste mit geistlicher und leiblicher Nahrung in Sturm und Wetter einherzusegeln, dabei immer seekrank zu werden und am Land einen fast lebensgefährlichen Kampf mit erbitterten Wirthshaushältern zu bestehen, die durch das gräfliche Bönhasenthum auf ihrem privilegirten Nahrunggebiet zum Bankerott getrieben wurden? Es hätte sich für sie jedenfalls doch viel besser geschickt, wenn sie z. B.

Digitized by Google

ein Sommerſanatorium für bleichſüchtige Näherinnen in Göhren eingerichtet oder einen Kindergarten an der pommerſchen Küſte gegründet hätte.

Wollte man die Gräfin darum fragen, ſo würde ſie wahrſcheinlich antworten: Das hat mir mein Jeſus nicht eingegeben. Und damit hat es auch für den Nichtgläubigen ſeine pſychologiſche Richtigkeit. Es war ein Zufall, der der allgemeinen gebundenen Dispoſition der Gräfin die Richtung gab.

Durch einen vorausgeſandten Koffer, der fälſchlich die Richtung nach Göhren genommen hatte, kam ſie dorthin. Eines Sonntagmorgens ſah ſie eine Schaar Fiſcher ans Land ſteigen und von Haus zu Haus, von Hotel zu Hotel wandern, um Lebensmittel zu kaufen. Die ungebetenen Gäſte wurden überall unwillig abgewieſen. Das konnte die Gräfin nicht anſehen. Ihre Köchin mußte einen großen Keſſel Kartoffeln und Fleiſch kochen, und als Das nicht hinreichte, ſchickte ſie noch ihre eigenen Eßvorräthe hinunter an den Strand. Da ſie als Holſteinerin plattdeutſch konnte, unterhielt ſie ſich mit den Leuten, erfuhr ihre Lebensweiſe und ſo fing Alles an. Und als es erſt einmal angefangen hatte, nahmen die hunderttauſend Bedürfniſſe dieſer zahlreichen Menſchenklaſſe ſie mehr und mehr und bald völlig in Anſpruch.

Die Gräfin hat ſich dabei nicht aufgeopfert. Sie hatte blos den Wirkungkreis gefunden der ihrer einfach und groß angelegten ſtarken Seele entſprach. Ueber ihre Fiſcher herrſchte ſie als Mutter und Königin und die unverhohlene bewundernde Verehrung dieſer rauhen Kerle war ihr ſicher ein beſſeres Ruhekiſſen als ein atlasnes Bett. Es war keine kleine Leiſtung, daß ſie dieſen berufsmäßigen Branntweintrinkern jeden Tropfen Alkohols verſagen durfte, und es wäre auch nicht möglich geweſen, ohne jene andere Stimulanz, die ſie ihnen ſtatt Deſſen gab: das von ihr geleitete Singen und Beten. Uralte dunkle Erinnerungen mögen in dieſen von aller Kultur und ihrer Simpelei abſeits lebenden Menſchen wach geworden ſein vor dieſer Prieſterin, die ihr Phantaſieleben wieder weckte und ihm die Richtung gab. Sie lebte mit ihnen, theilte ihr Hab und Gut mit ihnen, ſchrieb für ſie Eingaben an die Regirung, aß mit ihnen und hungerte mit ihnen, wenn die Lebensmittel ausgegangen waren, — und ſtand doch immer über ihnen, wie ein fremdes, halb gefürchtetes, halb abergläubiſch verehrtes Geſchöpf.

So gut ſie aber mit ihren Fiſchern auskam, ſo ſchlecht kam die Gräfin Adeline mit dem zu ihrer Unterſtützung gebildeten Comité und mit der Regirung aus. Die Maßregeln der Regirung fand ſie nur den Zwiſchenhändlern, nicht den Fiſchern dienlich und die frommen Seminariſten, die das Comité ihr beiordnete, erwieſen ſich als eben ſo untauglich, wie ihr die zu errichtenden Bierhäuſer zuwider waren. Wenn ihre Fiſcher erſt einmal wieder zu trinken anfingen, gleichviel was, — wie ſollte ſie ſie künftig dann noch regiren?

Neben der Gräfin klarer, ſachlicher Darſtellung ihrer Thätigkeit zwiſchen den Fiſchern erſcheint Funckes gerührte Schilderung verſchwommen und ſüßlich. Sie behandelt ihn in ihren Randglоſſen auch ein Bischen von oben herab, — wie einen überflüſſigen Literaturmenſchen. Die zweite Hälfte ihres Buches, von dem ſie eine Fortſetzung verſpricht, da ſie gerade diesmal nicht Zeit gehabt hat, weiter zu ſchreiben, enthält eine ſehr intereſſante Schilderung ihres Auftretens unter den aufſtändiſchen Arbeitloſen in Berlin N. im Winter 1891—92. Sie ſcheint gewiſſermaßen die Geſchichtſchreiberin jener Tage zu ſein, von denen man da, wo Geſchichte geſchrieben wird, ſo gar nichts weiß. Sie entſetzte ſich vor dieſem Pöbel, gegen den ihre Fiſcher weiße Lämmlein waren und

Digitized by Google

den die Polizei selbst als den schlimmsten Berlins bezeichnete; aber sie fuhr doch mitten hinein, trotzdem vor ihr ein anderer Wagen umgeworfen worden war und die herauskriechenden Insassen mit Faustschlägen zurückgetrieben wurden. Sie stieg aus mit ihren beiden Fischerknaben, gerade als ihrem Wagen das selbe Schicksal bereitet werden sollte, und da sie nicht wußte, was thun, fing sie an, Geld auszutheilen. Als sie keins mehr hatte, bot ihr der Droschkenkutscher sein eigenes an. Während der ganzen Zeit betete sie innerlich und fühlte keine Spur von Furcht. „In diesem Augenblick verstand ich, wie die Märtyrer furchtlos in den Tod gehen konnten." Um sie herum waren Fenster eingeschlagen, Läden gestürmt und Eßwaaren ausgeräumt worden. Sie sah abgezehrte, kummervolle Gestalten, aber auch Gesichter von bodenloser thierischer Roheit um sich herum. Da, in ihrer Noth, als kein Geld mehr zu vertheilen war, fing sie an, zu reden. Es muß einer ihrer großen Augenblicke gewesen sein. Denn während sie redete und dieser ungläubige berliner Pöbel sie von Jesus predigen ließ, fühlte sie, wie sie selbst sagt, daß das Weib, das sich ganz hingiebt, durch eben diese seine Weiblichkeit eine Macht und Hoheit erhält, „die es erhebt zur Mithelferin der Engel."

Sie griff wieder zu ihrem alten Auskunftmittel, der Möbeltischlerei. Ein Lokal wurde ihr für ihre Arbeitlosen eingeräumt und sie war selbst, unterstützt von der Gräfin Zedlitz, der Tochter des damaligen Kultusministers, vom Morgen bis zum Abend unter ihnen, die Muster zum Ausschneiden auf das harte Holz zeichnend, bis ihr das Blut aus den Fingern sprang. Als sie aber durch die Ueberredungen ihrer Weiblichkeit ihre berliner Proletarier so weit hatte, daß sie sich herbeiließen, ein frommes Lied zu singen, da kam der Wirth herein und kündigte ihr das Lokal, weil er als echter Berliner von keiner Muckerei in seinem Hause wissen wollte. Die Polizei, die sie anrief, konnte ihr auch nicht helfen. Da erbarmte sich ein anderer, weniger intoleranter Mann, — und sie und ihre Arbeiter waren wieder gerettet.

Nach einem solchen Tag kehrte sie heim in das „Christliche Hospiz", wo sie wohnte, und hörte einige vornehme christliche Damen von einem erschütternden Stücke über die Arbeitlosen erzählen, das sie gesehen oder gelesen hatten (Hauptmanns „Weber"?) und das sie ihr gleichfalls zu sehen oder zu lesen zur moralischen Pflicht machten. Nebenan im großen Saal predigte ein bekannter Geistlicher über das Thema: warum Jesus auf keinem Esel, sondern auf einem Eselsfüllen ritt. „In der Gemüthsstimmung, in der ich heimgekehrt war," sagt sie, „konnte ich Das nicht länger aushalten; ich blieb nicht zum Abendgebet Ich ging hinauf in mein Zimmer und hielt es da mit bitteren Thränen."

So wie sie dasteht, in den ungewohnten strengen Linien ihrer großen Weibspersönlichkeit, hält man die Gräfin bei atheistischen und deistischen Protestanten für eine Verschrobene. Selbst Die, auf welche die Ganzheit ihres Wesens unmittelbar wirkt, getrauen sich kaum, ihr zu glauben. Ich war tief ergriffen von ihrem Buch und las meiner oberbayerischen Haushälterin Etwas daraus vor, ohne mich auf Kommentare einzulassen. Sie hörte stumm zu, und als ich ein Blatt umwandte, fuhr es ihr heraus: „Die wär ja wie a Heilige verehrt worden, wann's dohoam bei uns gwesen wär!"

Ich glaube, die trafs. Ein paar Jahrhunderte früher und katholische Nonne — dann wäre die Gräfin Schimmelmann kanonisirt worden.

Stege in Dänemark. Laura Marholm.

Digitized by Google

Börsenreinigung.

Es ist zwar nicht nöthig, daß Geld an der Börse stets billig zu haben ist, aber angenehm bleibts doch, wenn man es billig bekommt. Wie man sein warmes Zimmer doppelt behaglich empfindet, sobald der Blick durchs Fenster auf Schnee und Eis fällt, so prolongirt der Berliner zu 2½ Prozent mit einem ganz anderen Gefühl, jetzt, wo in Wien unter 10 Prozent nicht zu reportiren sein wird. Und bei Alledem wünscht sich die Spekulation von der Burgstraße dennoch an die Stelle der vom Schottenring, denn nur diese hat jetzt zwei Jahre hindurch verdient. Die Kursbesserung, von der nun auch das deutsche Publikum Nutzen hat, ist zwar von Wien ausgegangen; allein wer nicht gerade Baissier ist und sich über die letzten Ultimo-Abrechnungen zu ärgern hat, müßte längst aufgehört haben, sich über den hohen Kurs der Kreditaktien zu wundern. Da die Dividende kaum unter 21 Gulden ausfallen würde, so gestattet die heutige Notiz noch immer eine Rente von 5 Prozent, und Das ist kein so niedriger Satz, daß man, wie Dies jetzt thatsächlich geschieht, deshalb einen zweiten wiener Krach prophezeien müßte. Jetzt brauchen nur noch große Geschäfte der Diskontogesellschaft zu kommen, vor deren Geschäften ein alter Respekt stets auf Lager ist, um Alles außer Rand und Band zu bringen. Bisher wurzelte allerdings die deutsche Bewegung in keinem Bankenpapier, sondern in der Jagd auf Industriewerthe. Nichts ist bei dieser überaus charakteristischen Gier des Publikums von außen gemacht, denn Niemand war vor Monaten überraschter als die langjährigen Besitzer solcher Papiere selbst, die ihr Blei in Gold verwandelt sahen. Da ist es doch nur begreiflich, daß sie die günstige Stimmung benutzten, um rasch noch mehr Industriepapiere in die Welt zu bringen.

Das wird also kein Spiel genannt, weil der böse Terminabschluß dabei wegfällt! Alle Kaufleute Techniker, Handwerker, Rentiers, die Staatsbahn, Bochumer 2c. per Ultimo kaufen, erhalten das gelbe Band — oder enquetemäßiger ausgedrückt —: einen Platz im Register. Wer aber zu hohen Kursen Badische Anilin, Allgemeine Elektrizität 2c. per Kassa kauft, Der ist ein ernster Kapitalist. Man muß sich nur unsern Kurszettel ansehen, wo die meisten Papiere, solide wie unsolide, allein eine Comptantnotiz haben, um sofort zu ermessen, welcher Schwindel da noch zu versuchen bleibt. Aber weiter! Ist es vielleicht kein Spiel, zu niedrigen Kursen ein exotisches Papier zu erwerben? Ein paar Wochen sind erst verflossen, seitdem ein Bankier in Gießen zwei Jahre Gefängniß erhielt, weil seine gut angelockte Kundschaft Geld an argentinischen Cedulas verloren hatte. Bei den Akten lag auch eine sehr gründliche Auskunft, die ein oberhessischer Lehrer auf seine Anfrage hin von anderer Bankseite erhalten hatte. Der nachträglich bekannt gewordene Text dieser Abmachung konnte gar nicht schärfer und sachlicher lauten, aber jener Lehrer folgt dem Ritter zur Linken, und als er sich dann im Verlust sah, ging er ans Gericht.

Nun wendet man ein, daß, wer per Comptant kaufe, doch auch Geld zum Spekuliren habe, während das Gesetz nur Diejenigen schützen wolle, die

Digitized by Google

ohne Mittel sind und dennoch sich dem Spiel ergeben. Als ob diese Habenichtse überhaupt Etwas zahlen könnten und als ob man dadurch nicht lediglich den leichtsinnigen Kommissionär vor Schaden bewahrte! Allein eine Geldfrage ist ja das Ultimogeschäft bekanntlich nur für ferner Stehende. Der Nichtbörsenmann, der per Ultimo kaufen oder verkaufen will, hat in den meisten Fällen ein größeres Depot zu leisten, muß also doch den besitzenden Klassen angehören. Gesetzt nun: unser Privatspekulant wünscht, der Mode mit den Industriepapieren zu folgen, die er ja sofort beziehen muß, so kauft er diese Papiere baar und macht sich durch Depot Geld darauf. Das kann er zwar nicht ganz leicht und ohne größere Abzüge haben, aber schließlich hat ers doch. Ungleich schlimmer ist es ferner, falls so ein mittleres Vermögen seine guten Anlagen realisirt, nur um Kapital zum Anschaffen der anderen Papiere in die Hände zu bekommen. Alsdann kehrt es zu festen Anlagen so rasch nicht wieder zurück. Dieses völlige Vertauschen von soliden Fonds gegen bald aussichtvolle, bald unsichere Aktien hat in zahllosen Fällen weit mehr Unglück angerichtet als das einfache Börsenspiel. Man muß sich nur die einzelnen Vorgänge dabei vorstellen. Gesetzt, es kauft Jemand gegen ein kleines Depot 50 Kreditaktien per Ultimo, so hat er darauf unter Umständen Ende des Monates bis 500 M. Schaden. Jetzt hat er die Wahl aufzuhören oder von Neuem zu spekuliren, kann dabei gewinnen oder verlieren und schließlich, falls er vor der Eventualität steht, mit seiner Sparanlage in Konsols anräumen zu müssen, so wird Dies wohl jedenfalls noch einen Kampf kosten. Wie nun aber, wenn zahlreiche Leute die Terminform zu meiden haben? Dann werden sie eben Kassakäufe vornehmen und zu diesem Zwecke von vorn herein ein Kapital flüssig machen. In diesem Falle erfolgt also das Herausgehen aus der festen Anlage, das sonst der äußerst und lange überdachte Schritt war, gleich zu Beginn der Aktion. Jetzt braucht der Käufer sich um die monatliche Regulirung gar nicht mehr zu kümmern, sein Kommissionär verliert das Recht, ihn zu drängen, und vor Allem befindet er sich mit einem Ruck auf der Basis einer viel stärkeren Spekulation, als das Differenzspiel von Fall zu Fall ihm gestatten konnte. Er steckt eben mit weit größerem Kapital darin. Und betrifft der Kauf zufällig ein Industriepapier, das, wie die meisten nur baar zu kaufenden Werthe, nicht marktgängig ist, so sitzt er wie in einer Falle und kann so leicht gar nicht wieder heraus. Daß es weit solider ist, in Kreditaktien auf Lieferung zu spekuliren als z. B. in Gruson-aktien, die man sofort beziehen muß, kann nur die Phrase leugnen, die nun schon seit Jahr und Tag die Meinungen verwirrt.

Das Hinderniß! Die Börsenreformer glauben ganz im Ernst, daß, sobald dem Spekuliren nur recht viele Hindernisse aufgethürmt werden, es mit der Leidenschaft des Privatpublikums in die Kühlkammer gehe. Das wäre ja recht schön. Ist denn aber die Erfahrung nichts und soll man sie glatt bei Seite schieben, wenn sie sich unbequem anhört? Wir kennen doch die Einengungen, die in anderen Ländern dem Spiel längst bereitet sind. An der New-Yorker Börse funktionirt das für Deutschland erst jetzt vorgeschlagene Register und doch haust man dort noch etwas schlimmer als bei uns. In die Londoner Stock-Exchange kommt ein Makler ohne Bürgen überhaupt nicht hinein und Dies hindert keineswegs, daß in Minenaktien fast alle englischen Stände rasen. Notabene: auch die Bürgen will man jetzt bei uns vorschlagen. Und neben solchen künstlichen giebt es auch noch weit stärkere natürliche Hindernisse. Wo hat man einst verrückter gespielt als in Wien, und wo steigt man heute wieder

Digitized by Google

bis zu einem ähnlichen Siedegrad? Und doch erfordert jedes Effektengeschäft in Wien zwei Transaktionen, beim Kaufen ein gleichzeitiges Verkaufen der Valuta, — und eben so umgekehrt. So lange wir nur immer von den Verführern sprechen, anstatt von Denen, die sich absolut verführen lassen wollen, ist dem Unheil nicht im Mindesten beizukommen. Im Gegentheil, wenn es unser Rechtsgefühl erlauben könnte, listige Ueberredung und raffinirtes Mittlerthum straffrei ausgehen zu lassen, so würde ein völlig schutzlos gelassenes Publikum vielleicht doch das Spekuliren etwas scheuen. Indessen, wie die Stimmung heute ist, setzt man auf das Börsenspiel eine förmliche Pramie, denn der gewissenlose Privatmann vermag sich schon im Voraus die allgemeine Theilnahme auszumalen, wenn es so weit kommt, daß er seinem Bankier zu zahlen hat und — nicht will. Es sind erst wenige Monate verflossen, seitdem ein verklagter Landarzt in einem kleinen Städtchen den Einwand des Differenzspiels erhob und zur Bekräftigung Schlußscheine über Käufe bis zu 3000 Kreditaktien vorlegen ließ. Es ist gewiß eine Schande, daß ein Kommissionär von irgend einem Einzelnen, und wäre er noch so reich, einen solchen Auftrag annimmt; aber wird damit jener Landarzt nun etwa zum schneeigen Lämmchen? In Wirklichkeit ist er es doch gerade, der mit unheimlichen Raffinement gehandelt hat.

Gegen die Spielwuth kann man viel thun, unter der Bedingung, daß man sie im Menschen als vorhanden annimmt und genau untersucht, ob Ablenkungen das Ding nicht noch verschlimmern. Bei Börsenleuten tritt ja die allgemein verschwiegene Thatsache grell genug hervor, daß die größten Spekulanten vom Mittag die tollsten Kartenspieler am Abend sind. Auch muß man früher in der dritten Klasse die Volksseele beobachtet haben, wenn es zum Spiel in den benachbarten Badeort zu fahren galt oder man von dort zurückkehrte. Immer Karten und hohe Sätze, zur Abwechselung von der Roulette. Wie gesagt, man muß diesen menschlichen, also auch deutschen Erscheinungen scharf und nüchtern ins Auge sehen und dazu auch noch eine gewisse Tradition nicht unterschätzen. Schon in den sechziger Jahren kamen bei einzelnen Bankengründungen enorme Volksbetheiligungen vor, die ohne die geringste Anregung der Presse oder gar der Banken selbst förmlich aus der Erde wuchsen. Dischlichteßen Leute schleppten ihre Münze dorthin, wie später die bayerischen Bauern zur Spitzeder. In aller Stille hatte sich eben der Glaube an glänzende Gewinngelegenheiten erhalten und beim ersten Glockenzeichen wurde die Ueberlieferung zur That. Die Begriffe von Bank und Börse sind nämlich älter, als ihre Gegner von heute anzunehmen scheinen.

Mit dem Register, falls die ziemlich laut ausgesprochenen Hoffnungen in Erfüllung gehen, werden manche Verschiedenheiten eintreten. Zunächst fallen alle Bankfirmen und Börsen-Kommissionsgeschäfte unter diese Deklaration, und die haben ja immer die Ansrede, für sich gar nicht, sondern nur für ihre Kundschaft zu „handeln". Giebt es doch Begüterte genug, die an der heimischen Börse vom letzten Konzert reden und nach der auswärtigen Börse die größten Ordres hinlegen. Zweitens giebt es Kaufleute, die auch eine Kundschaft in Effekten besitzen. Das kommt besonders in Süddeutschland vor. Dem Waarenkredite solcher Kaufleute würde die Registrirung wenig schaden, selbst wenn ihre Differenzen eingeklagt werden müßten. Der Handel hat einen zu starken Haß auf die Börse, als daß er sich um Dinge kümmern sollte, die ein Spekulantenherz peinlich berühren. Diese Voreingenommenheit ist um so merkwürdiger, da doch die meisten Bankiers überhaupt aus einem zu

Digitized by Google

groß gewordenen Kaufmannsgeschäft hervorgehen. Jedenfalls giebt es eine hübsche Anzahl von Handelshäusern, die ihre Waare ruhig weiter gegen drei Monatstratten beziehen und an der Börse schon einmal „abgemacht“ haben. Drittens sind da Privatleute, die in der That eine Registrirung genirt. Diese werden einfach mit eng befreundeten Häusern arbeiten oder jene Manipulationen per Kassa vornehmen, die vorhin geschildert sind. Ob Das aber solider ist? Die heutigen Kurse von Elektrizität- und Chemischen Aktien verbreiten höchste Treibhausluft und notiren doch niemals auf Lieferung.

Neuerdings will man ferner die Emissionhäuser für die von ihnen unterschriebenen Prospekte zehn Jahre lang haften lassen. Auch wieder etwas Papiernes, das den Zeichner auf eine Anleihe in ganz falsche moralische Zuversichten versetzt. Haftbar kann man bei Obligationen doch nur für eine Minderwerthigkeit der Zinsen oder des Kapitals sein. Nun sind z. B. Mexikaner angesichts der Silberbaisse enorm gefallen, bezahlen aber ihre Coupons noch ganz unverkürzt. Worauf soll hier Bleichröder verklagt werden? Oder Italien begeht an seiner steuerfreien Rente einen offenbaren Wortbruch; der Schaden ist ungeheuer, aber kann die Emittentin dafür? Was hat denn z. B. Falsches in den portugiesischen Prospekten gestanden? Nichts! die Entschädigung könnte höchstens unter dem Vorwande gefordert werden, daß man dem Tajolande einen zu verschwenderischen Kredit gegeben habe. Und dann wollen wir einmal das Material sehen, das die betreffenden Banken zu ihrer Vertheidigung beibringen. Selbst bei der Ausgabe von Aktien, wo doch so manches Institut seinen Vertrauensmännern aus der Industrie zu uneingeschränkt glaubt, wäre eine Haftbarmachung nur schwer erreichbar. Wer jemals technische Gutachten für und wider gesehen hat, Der weiß auch, zwischen welchen Henbündeln ein Gericht in solchem Falle schwanken würde. Außerdem brauchten die Banken ja persönlich gar nichts mehr zu behaupten, sondern immer nur ihre Fachautorität zu citiren, und sie brauchten auch diese nur im Konjunktiv reden zu lassen — es könnte, dürfte, möchte, würde —, um von einem Irreführen des Publikums ganz frei zu sein. Gegen die Haftbarkeit der Emittenten habe ich nicht das Mindeste, aber sehr viel gegen den bloßen Schein der Haftbarkeit. Das flicht den Unternehmern der Enquete den Lorbeer einer drakonischen Gesetzgebung und im Ernstfall ist Alles doch nur unechtes Material. Wir haben ja Aehnliches mit der gewiß scharf gefaßten Verantwortlichkeit der Aufsichträthe erlebt; nicht einmal die Herren von der leipziger Diskontogesellschaft konnten verurtheilt werden. In dem großartigen Geschäftsgang des modernen Betriebes sind die direkten Handlungen eben so komplizirt, daß sie als offenbare Untreue oder Fahrlässigkeiten außerordentlich schwer zu greifen sind. Man soll daher auch dem spekulativen Privatmann keine frischen Hoffnungen auf Schutz gewähren, die seine ohnehin schon große Unachtsamkeit nur noch vermehren können.

Alles Das schließt natürlich weder ein Beschneiden der Auswüchse im Banken- und Börsenwesen aus noch die Möglichkeit, dem arg übertriebenen Großkapitalismus einige Schnürriemen anzulegen. Nur soll man sich nicht dabei zum Leibeigenen einer öffentlichen Erregung machen, die im Falle des Gewinnes klüglich geschwiegen hätte, und vor Allem soll man keine Gesetze machen, die für erfahrene Augen hundert Schlupflöcher bieten. Pluto.

Digitized by Google

Johanna von Bismarck.

Die Frau des Fürsten Bismarck ist gestorben. Nicht plötzlich; seit Wochen wußte man, daß es zu Ende ging, und der treue und kluge Freund, der durch ärztlichen Rath und mehr noch durch die belebende Macht seines Zuspruches die weichenden Kräfte immer wieder zurückgehalten hatte, konnte den Nächsten die traurige Gewißheit nicht länger verhehlen. Ein altes Leiden, dessen Spuren schon vor Jahrzehnten sichtbar wurden, ein Körper, der zuletzt nur noch aus Sehnen und Nerven zu bestehen schien und der dem schleichenden Uebel wohl noch zähen Widerstand entgegensetzen, aber dem Leben nicht neue Kraftquellen erschließen konnte, dazu Aufregungen, Sorgen, Unruhe und Kränkungen —: die Krankheit, die vor etwa zwei Monaten hinzutrat, hatte nicht mehr viel zu zerstören. Bis zum Frühling höchstens konnte es dauern, im allergünstigsten Fall. Am letzten Sonnabend trat die vom Arzt befürchtete Verschlimmerung ein und in der Nacht zum Dienstag ist die Fürstin gestorben. Der Gatte, der in dieser langen und glücklichen Ehe wohl immer der Stärkere, aber mitunter vielleicht auch der Empfindsamere war, hat oft, namentlich in den letzten Jahren, gesagt, nur die Rücksicht auf seine Frau, der er nicht wegsterben möchte, fessele ihn noch an ein leeres Leben. Nun hat ihn selbst der weheste Schmerz getroffen, den er der lieben Gefährtin erspart wissen wollte, und er muß versuchen, mit achtzig Jahren noch sich in ein neues Dasein zu schicken. Ihm bleiben Kinder und Enkel, bleibt die Freude an der sprossenden und schaffenden Natur, die Bewunderung einer Welt und die Liebe eines Volkes, das ihn, das sein Wachen und Warnen heute gewiß nicht entbehren kann. Die banalen Tröstungen feierlich aufgeputzter Nekrologe werden auf ihn kaum einen tiefer gehenden Eindruck machen; an das Pflichtgefühl Ottos von Bismarck aber ist der Appell noch niemals vergeblich gewesen. Das Deutsche Reich braucht den Mann, der es möglich machte, braucht ihn dringender als jemals zuvor, und der Schöpfer hat die harte und hohe Pflicht, seinem Werk sich bis zum letzten Wank zu erhalten.

Es mag lieblos erscheinen, daß an der offenen Gruft zuerst des rüstig Ueberlebenden gedacht wird. Und doch stimmt die Sorge, die daraus spricht, ganz mit dem Empfinden der Frau zusammen, deren Verlust wir beklagen. Ein englischer Schriftsteller, den sie gern in ihrem Hause sah, hat ihr Wesen richtig und sicher so bezeichnet: „Die Fürstin Bismarck würde lieber einen fein empfundenen Gedanken über ihren Gemahl oder ihre Kinder lesen als ein ganzes Buch von Lobliedern auf sich selbst.“ Sie lebte geräuschlos, ganz erfüllt von dem gesunden Egoismus einer Familienmutter, die sich an Nächstes hält und von der Oeffentlichkeit nichts wissen mag. Dieses abscheuliche Ding Oeffentlichkeit hatte ihr vierzig Jahre lang den

Digitized by Google

Mann fast völlig geraubt und allgemach auch die Söhne umsponnen; abgearbeitet und nervös sah sie die Liebsten zu kurzer Rast am Frühstückstisch, müde und oft genug arg verärgert kehrten sie ihr abends wieder. Wars da ein Wunder, daß im Innersten dieser Frau, die so gar nichts vom leidig Damenhaften hatte, ein beinahe zorniger Widerwille gegen diese Oeffentlichkeit erwuchs, die störend immer ins familiäre Behagen brach? Sich selbst rettete sie vor dem bösen Feind; von ihr gab es keine scherzhaften oder pathetischen Aeußerungen zu erzählen und es war ihr ganz unausstehlich, wenn draußen die lästigen Leute sich mit ihr überhaupt beschäftigten; sie waltete still im Hause, man sollte sie in Ruhe lassen. Und nun drängt die Oeffentlichkeit an ihr letztes Lager und Keinen von den Geschwätzigen scheint die Frage zu bekümmern, ob die Oeffentlichkeit an diese Frau denn ein Recht hat. Die Antwort ist nicht leicht zu finden; da die Entscheidung von hastiger Gier aber einmal rasch erledigt und in unzähligen Artikeln der übliche Trauerpomp, der für jeden Zweck herhalten muß, aufgeboten worden ist, so mag auch ein ruhiges Wort gestattet sein. Gekannt haben Johanna von Bismarck wohl nur die Nächsten; was Andere von ihr dachten, war ihr immer ganz gleichgiltig; aber den Gästen des Hauses, denen sie Wohlwollen schenkte, zeigte sie sich doch so, daß sie jetzt die lärmenden Litaneien vielfach recht unangenehm empfinden. Die ganz menschlich aus derbem Stoff gefügte Gestalt dieser Frau bedarf der Verengelung nicht, die immer das Persönlichste beseitigt; sie ist darin dem höher ragenden Manne ähnlich, daß sie auch ohne Retouche bestehen kann.

Als Herr von Bismarck „in einem Kreise aufrichtig lebender Christen" das Fräulein von Puttkammer fand, da mag eine lodernde Leidenschaft wohl nicht im Spiel gewesen sein. Schon im Jahre 1845 hatte er an die Schwester Malwine geschrieben: „Ich muß mich übrigens, hol mich der D . . . . .! verheirathen, Das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise einsam und verlassen fühle und milde, feuchte Witterung mich melancholisch, sehnsüchtig verliebt stimmt." Wie der märkische Junker, der nicht zu den Zahmsten gehörte, das pommersche Edelfräulein freite, Das könnte von allen Dichtern am Besten vielleicht Theodor Fontane schildern — : ohne den heftigen Wirbelwind heißer Affekte, aber mit einer zärtlichen Anhänglichkeit, die von der Zeit nicht zu entwurzeln war. Die Brautleute haben ihre Wahl nicht einen Augenblick zu bereuen gehabt. Es ging zuerst in ein einfaches Leben. Noch zehn Jahre nach der Hochzeit, als Bismarck von Frankfurt aus die Schwester bat, die Sorge für die Weihnachtseinkäufe zu übernehmen, mußte er ihr bei jedem Posten strengste Sparsamkeit einschärfen: ein Opalherz, nicht über zweihundert Thaler, Brillantohrringe aus einem Stück wären schön, sind aber zu theuer; ein Kleid, „sehr licht weiß, moirée antique oder so Etwas", nicht

Digitized by Google

über hundert Thaler; einen vergoldeten Fächer, „der sehr rasselt", und eine weiche Wagendecke, „mit Dessin von Tiger, Köpfe mit Glasaugen drauf", die aber zusammen nicht über zwanzig Thaler kosten dürfen. Und noch in Petersburg, wo man „als Gesandter mit dreißigtausend Thalern zu großer Einschränkung verurtheilt ist", waren für die Weihnachtfreuden der Frau nur „so um dreihundert Thaler herum" flüssig zu machen. Dann kam die höher hinauf führende Zeit, der Ruhm und der Wohlstand, und Frau Johanna, die wohl nur ein bescheidenes, namentlich aber ein stilles Glück ersehnt hatte, mußte sich drein ergeben, die Genossin eines großen Mannes zu sein. Das ist nicht ganz bequem; große Männer pflegen auch große Ansprüche zu machen, sie haben zum Girren und Tändeln nur selten Muße und können in ihrer Umgebung gewöhnlich weder komplizirte Gefühlsbedürfnisse noch geräuschvolle Hausfrauenbethulichkeiten ertragen; sie empfangen von den Nächsten mehr, als sie ihnen geben können, und nur die Allerfeinsten unter den Großen empfinden deutlich diesen Unterschied im Nehmen und Geben. Fürst Bismarck empfand ihn immer und er war unermüdlich in zartem Vergüten. Und Frau Johanna fand sich in der schweren Aufgabe zurecht, weil sie eine gradlinige, einfache und kerngesunde Natur war, die in jeder Lage des Lebens sich selbst getreu blieb, und weil sie die besten Eigenschaften der in bestimmten Verhältnissen gewordenen Frau besaß, ohne deren lästigste Fehler damit zu verbinden.

Sie war darin namentlich ganz Frau, daß sie die Dinge niemals sachlich nahm, die kleinen Vorgänge des Hauses so wenig wie die großen politischen Dramen. Der oder Die gefiel ihr, Der oder Die würde die Sache schon machen. Die Sache selbst? Mein Gott, sie kann gut oder schlecht ausgehen, nützlich oder schädlich wirken, — wer kann Das im Voraus wissen? Das Wichtigste ist, daß man seine Leute kennt. Und da sie von allen Leuten am Besten ihren Mann kannte und da sie so oft erlebt hatte, daß er gegen das Toben und Wühlen einer Welt Recht behalten hatte, so folgte sie gläubig seinem Sinnen und Wollen und sah schließlich Alles durch das Medium seines Geistes. Ob ihr Einer sagte oder ob sie in den Zeitungen las, die oder jene Maßregel sei falsch und diesmal habe der Kanzler ganz sicher geirrt, — Das ging spurlos an ihr vorüber: er weiß, was er will, er wird die Sache schon machen. Dabei nicht der leiseste Hang zur Vergötterung; ihr „Ottchen" blieb ein einfacher Mensch, ein guter, kluger und klarer Erdenbewohner, von dem sie eben nur wußte, daß er immer ein großes Stück weiter sah als die Anderen. Wer ihr von der Größe des Mannes sprach, für Den hatte sie nur ein stilles, ein Bischen ironisches Lächeln; sie kannte diese Größe ja doch besser und hätte sie eben so gut gekannt und eben so zärtlich geliebt, auch wenn der Deichhauptmann niemals Minister geworden wäre. Aeußere Anerkennung konnte sie nur

Digitized by Google

erfreuen, weil er sich vielleicht für eine kurze Minute darüber freute; und auch seine Thätigkeit konnte sie nur interessiren, weils eben seine Thätigkeit war. Sie hörte wohl Stunden lang zu und zwang sich den Schlaf aus den Augen, wenn er von hoher Politik sprach; an und für sich aber war diese hohe Politik ihr das gleichgiltigste Ding von der Welt, mit dessen Einzelnheiten sie sich nicht abgeben mochte. Sie ging niemals ins Parlament, wenn ihr Mann sprechen wollte; sie hätte sich über die dummen Kerle zu sehr geärgert, die klüger als der Klügste sein wollten. Wie wenig sie sich um den parlamentarischen Firlefanz bekümmert hatte, zeigte einmal ein Ausruf des Erstaunens. Im Reichstag war die letzte Militärvorlage berathen worden und die Fürstin hatte die Berichte durchgeblättert, weil ihr ältester Sohn an der Debatte betheiligt war; da fiel es ihr auf, daß der entscheidenden Abstimmung, mit der die zweite Lesung schloß, am nächsten Tage abermals eine Abstimmung folgen sollte, und sie fragte: „Wie ist denn Das, Ottochen, ich denke, die Geschichte ist gestern zu Ende gekommen?“ Und der Fürst fand die menschenverständliche Antwort: „Liebes Kind, gestern war Standesamt und heute ist kirchliche Trauung.“

Das Glück, nach den täglichen Reibungen des Dienstes eine so unpolitische Frau im Hause zu finden, wird für einen Bismarck dann erst vollkommen, wenn diese Frau einen wahrhaftigen Respekt vor geistiger Arbeit hat. Das ist eine Empfindung, die den lieben Frauen häufig recht fremd ist; sie möchten das Männchen für sich allein und maulen und schmollen, weil es so langweilige Dinge treibt; sie finden sich furchtbar wichtig und interessant und stöhnen, daß sie unverstanden verschmachten müssen; sie umspinnen den Gespousen und möchten ihn, all in ihrer Zärtlichkeit, zerquetschen, daß nichts von ihm übrig bleibt als Liebe und lauter Liebe. Von diesem typischen Fehler unbeschäftigter Frauen war Johanna von Bismarck völlig frei. Sie haßte im Innersten wohl die Oeffentlichkeit, die mitunter gar so ungerecht mit ihr theilte; aber nur, weil sie fest davon überzeugt war, daß die meiste Zeit unnützlich vertrödelt wurde und ganz leicht erspart werden könnte, wenn die Kleinen den Großen nur ruhig gehen ließen. Vor der Arbeit selbst, deren Werth sie gar nicht abschätzen wollte, hatte sie ehrliche Achtung. Um diese Arbeit nicht mit beschwerlichen Ansprüchen zu stören, hatte sie sich neben der Werkstätte des Riesen ein kleines Leben für sich allein zurecht gemacht; da waren die Wirthschaftsorgen, von denen man nie Etwas merkte und die im Hause doch eine unvergleichliche Behaglichkeit schufen; da war der Verkehr mit den Kindern, die beinahe täglich Briefe empfingen und schrieben, da kamen alte und junge Freundinnen, Ortsarme, Diener und Hausmädchen, die sämmtlich für ihre kleinen und großen Bekümmernisse stets ein offenes Ohr und ein gutes Wort fanden; und für die Ruhestunden gabs die geliebte Musik — wenn kein Klavierkundiger zur Stelle war, wurden kleine

Digitized by Google

Spieldosen aufgezogen — oder ein hübsches Buch, eines von der Sorte, die leider selten geworden ist, seit „die gräßlichen neuen Sachen aufgekommen sind." So war der Tag sauber eingetheilt und auch dann noch reichlich besetzt, als die lästigen Pflichten der Repräsentation unnöthig geworden waren, und nie konnte ein launischer Wunsch oder die Sucht nach Zerstreuung diese Frau zu einem Einbruch in das Gedankenleben des Mannes verlocken, aus dessen Augen sie die Welt ansah. Sie wird gewiß nicht gejammert haben, als der Gatte mit den beiden Söhnen über Schlachtfelder ritt.

Das Jammern war überhaupt ihre Sache nicht. Sie ertrug ihre Schmerzen, saß still am Tisch, aß nichts und trank nichts und mochte nicht, daß mans bemerkte. Sie schlich nachts, wenn der Fürst unwohl war, leicht bekleidet in den Gang neben seinem Schlafzimmer, horchte, ob er auch schliefe, und mußte mit sanfter Gewalt ins Bett gebracht werden. Wenn ein Fremder ihr Tischnachbar war und sich um Unterhaltungstoff quälte, wies sie ihn mit leichtem Nicken an den Hausherrn, als wollte sie sagen: Hören Sie da lieber zu, Das ist wichtiger; mir sind Sie gleichgiltig und ich, wenn Sie ehrlich sein wollen, bins Ihnen auch. Sie selbst war immer ehrlich und überließ sich mit echt frauenhafter Rücksichtslosigkeit ihren Sympathien und Antipathien; wenn sie einen Menschen nicht leiden mochte, dann konnte er sich in Liebenswürdigkeiten erschöpfen, — es half nicht; er ärgerte sie nun einmal, und sie hatte ein merkwürdiges Talent, sich zu ärgern. Die schmächtige Frau, der innerer Adel eine vornehme Sicherheit gab und die sich vor Niemand bückte, konnte sich über jede Kleinigkeit ärgern: über eine dumme Zeitung, einen unvortheilhaften Ankauf, eine taktlose Bemerkung, am Allermeisten aber über eine Phrase. Alles Redensartliche, das nicht empfunden war und mechanisch nur im Ohr hängen gebliebene Klänge wiederholte, war ihr in tiefster Seele verhaßt.

Die schwere Eheprobe gelingt dann immer nur, wenn dieser Mann zu dieser Frau paßte. Im Hause Bismarck hat das Exempel gestimmt. Ein Mann, der die größten Interessen umfing, Throne stürzte und Reiche schuf, fand eine Frau, die ganz im Engen und Heimischen wurzelte und die großen Interessen zunächst immer nach den Wirkungen maß, die sie auf ihren kleinen Kreis üben könnten. Vor anderthalb Jahren saß Bismarck in Friedrichsruh auf der Veranda. Es war der Tag der Wahlen im Reich. Die Fürstin trat heraus und sagte, sie sei so schrecklich aufgeregt; wenn nur erst eine Nachricht da wäre. Liebes Kind, war die Antwort, die Sache ist wirklich nicht so wichtig; eine Mehrheit für die Militärvorlage ist unter allen Umständen gewiß. Die Frau sah erstaunt auf. Was ging die Militärvorlage sie an? Sie hatte an ihren ältesten Sohn gedacht und an die Kränkung, die ihm vielleicht eine Niederlage im Wahlkampf bereiten würde.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Dezember 1894.

Monomachen.

Während der Westen Europas, den die Schreckenszeit und ihr korsischer Exponent rauh aus der Ruhe gestört und fünfzehn Jahre hindurch grausam geängstet hatte, in leichten Schlummer versank und, leise athmend, das holde Gaukelspiel der romantischen Nachtschönheiten genoß, war im fernen Osten, wo das Genie des träumenden Mathematikers aus Ajaccio die tötliche Wunde erhalten hatte, eben erst die Sonne aufgegangen. Eine nordische Sonne, die hinter Schneebergen aufsteigt, die nicht recht erwärmt und für kurze Stunden nur eine fahle Helle verbreitet. In dieser Dämmerluft, die den Morgen vom Abend kaum unterscheiden läßt, ist für ungeübte Augen und schlaftrunkene Intelligenzen der Weg nicht leicht zu ertasten und gerade die Empfindsamsten, denen das Flimmern die Sehweite kürzt, kann solche Beleuchtung, ohne daß sie es ahnen, wohl in falsche Richtungen locken. So kam es, daß der romantische Traum, der die müden Abendländer in eine von süßer Sehnsucht umgoldete Mittelalterlichkeit hinüberlullte, auch die Söhne des Ostens umfing, für die das Mittelalter, das grausam wirkliche, doch kaum noch geendet hatte. Die Erscheinung ist merkwürdig genug: im Westen war die durch große Denker eingeleitete und durch große Dichter zur Höhe geführte Epoche einer seit den Tagen der Renaissance unerhörten geistigen und künstlerischen Evolution abgeschlossen und Goethes Genius zeigte schon Greisenzüge; in dem riesigen Reiche des Ostens, das keine Renaissance, keine Reformation und keine Revolution der Geister gekannt hat, graute eben der erste Tag und Puschkin bemühte sich, mit dem Werkzeug, das ihm Karamsin

Digitized by Google

geschliffen hatte, seinem Volk eine Sprache zu schaffen; und durch diese völlig verschiedenen Kulturen, die müde und die erwachende, spukte der Zauber einer nur unwesentlich differenzirten Romantik. Der Westwind hatte die Keime herübergeweht und den Childe Harold und Rolla, den Kindern einer alten und welken Civilisation, Samen in dem jungen Volke geweckt, dem nie eine himmlische Stimme den richtigen Pfad gewiesen hatte. Die neue Dichtung, die aus Europa kam, stimmte nicht zu den asiatischen Lebensformen, sie hatte in der schwarzen Muttererde keine Wurzeln und duftete nur der kleinen Schaar, die in helleren Zonen gebildet und gefirnißt worden war; es war eine Literatur für Kosmopoliten, eine Dichtung für die der Heimath Entfremdeten. Das empfand Puschkin schmerzlich, der erste ausgewachsene Dichter des Landes, deshalb ging er auf die nationale Geschichte zurück und versuchte, durch die Wahl volksthümlicher Stoffe dem Fühlen des Volkes näher zu kommen. Er ist darüber gestorben und von seinem Dichten, das der Literaturgenießer wie eine seltene und nicht ganz natürliche Blume liebt, ist in den Gedankenkreis des Volkes eigentlich nur ein Vers übergegangen: das Wort seines Boris Godunow, der die lastende Schwere der Krone des Monomachos besenfzt. Ein Usurpator spricht es bei Puschkin und weckt die Erinnerung an einen tapferen Wladimir, der den Ehrennamen des Monomachen erwarb; aber, wie es mit geflügelten Worten häufig geschieht: die ursprüngliche Bedeutung ist längst verhallt und der bange Seufzer nur, der die drückende Last der Krone Ruriks beklagt, findet immer wieder ein Echo, so oft in den Geschicken des Russenreiches eine Wandlung freundlich winkt oder düster droht. Von der ganzen romantischen Herrlichkeit, die aus der Entfernung wie ein künstlicher Blüthenschmuck auf einem Leichenfelde wirkt, ist — wenn man den nur zeitlich den Romantikern gesellten Lyriker Kolzow ausnimmt — der Masse des Volkes nur ein dumpfes Stöhnen übrig geblieben, der Wehelaut des Erwachenden, der im graulichten Dämmern das eigene Elend dem fremden Reichthum vergleicht.

Ein Erwachen schien damals, während im Westen das Frösteln vor dem Gespenst einer Reaktion begann, dem Zarenreiche bevorzustehen. Das Land, das drei Jahrhunderte hindurch die Tatarenherrschaft erduldet und von Byzanz wichtige Wesenszüge empfangen hatte, das Land, dessen Herrscher zugleich die Erben der Khane der Goldenen Horde und die Nachfahren der oströmischen Palaeologen waren, sollte

Digitized by Google

eilig nun europäisirt werden. Seit Iwan der Schreckliche vom Kaspischen bis zum Weißen Meer das Reich geeint, seit er die Macht der Bojaren gebrochen und die Autokratie wieder fest begründet hatte, war die Würde der Zaren etwa wie die Patrimonialherrschaft über ein Erbgut betrachtet worden. Die Träger dieser Macht unterschieden sich kaum von den Moskowiterfürsten, die während der Tatartschina im Schatten der Horde groß geworden waren und von denen Sergei Solowjew gesagt hat: „In ihren leidenschaftlosen Zügen kann der Historiker den Einzelnen charakterisirende Merkmale nicht entdecken; sie bewegen sich sämmtlich in dem selben Gedankenkreise und schreiten langsam und vorsichtig, aber unaufhaltsam und unbeugsam in den selben Bahnen vorwärts." Dieser Typus erhielt sich von Johann Kalita, der um das Jahr 1330 den Großfürstentitel erwarb und den Bau des Kreml begann, während der Herrschaft Wassilis Iwanowitsch, des ersten Zaren, bis auf die Tage Iwans des Schrecklichen, mit dem das Haus Rurik erlosch. Die Zeit der Usurpatoren und der falschen Dmitris brachte dann den ersten für die Psychologie dieses Volkes wichtigen Moment. In Moskau hausten die Polen und ihr Ladislaus ließ sich zum Zaren ausrufen; dagegen waffnete sich das russische Nationalgefühl und die griechische Orthodoxie, die hier zum ersten Male in einem innigen Bund sich zusammenfanden; aber diese national-religiöse Erhebung, zu der Minin, ein Schlächter aus Nishnij, den ersten Anstoß gegeben hatte, erstrebte keine politischen Freiheiten, keine demokratischen Einrichtungen, und die Romanows, die nun den Thron der normannischen Waräger bestiegen, erbten die ungeschmälerte Macht der alten Khane und Großfürsten. Die Leibeigenschaft der Bauern, die Boris Godunow endgiltig an die Scholle geschmiedet hatte, gab den Bojaren ein einziges Privileg; gegenüber dem Zaren aber waren alle Klassen und Stände gleich machtlos: unten gleichförmige Masse, oben der patriarchalisch schaltende Monomach. Und mit dem caesarischen Sozialismus, der im Laufe der Zeit aus diesem Verhältniß entstand, war die ganz überwiegende Mehrheit des Volkes durchaus zufrieden und es ist bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, zum Kampf für politische Freiheiten die Massen auf die Beine zu bringen. Als ein asiatisches Gebilde, das europäische Werkleute nicht allzu geschickt zu behauen und zu poliren versucht hatten, trat Rußland in sein Mittelalter ein, — zu der selben Zeit, wo, hundert Jahre nach Luther,

Digitized by Google

Hutten und Sachs, in Europa der dreißigjährige Krieg begann. Diese Verspätung — erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatte Iwan der Schreckliche in Rußland die Buchdruckerkunst eingeführt, hundert Jahre nach Gutenbergs Tod — war nicht mehr einzuholen, und als ein hastiger und hitziger Reformator die schattenhafte Reihenfolge der schwerfälligen und mystischen Selbstherrscher durchbrach und den kecken Sprung über ein Säkulum wagte, da konnte er für sich selbst zwar hohen Ruhm ernten, seinem Volk aber, das auf Kommando den jähen Sprung mitmachen sollte, mußte er Unheil stiften.

Eine nationale Erhebung gegen die Fremdherrschaft hatte die Romanows auf den Thron geführt und aus diesem Ursprung ergab sich für die Dynastie die Pflicht und der Trieb, mit wachsamem Eifer die nationalen Besonderheiten zu hüten. Aber das Bedürfniß war stärker als jede Absicht: schon Michael Romanow mußte industrielle Unternehmer, Kaufleute, sogar Soldaten, vom Auslande kommen lassen, schon er schloß mit Westeuropa Handelsverträge und unter Alexis überschwemmten Deutsche, Schweizer, Franzosen das Land. Immerhin gravitirte das Großkhanat noch deutlich nach Asien. Da trat Peter auf, der mit siebzehn Jahren unumschränkter Alleinherrscher war; seine Berather waren der Schweizer Lefort, der Franzose Villebois, der Holländer Timmermann, der Schotte Gordon; diese Leute waren besser gekleidet und hatten bessere Manieren als die Russen; die Moskowiter mußten also den Kaftan abthun, sich rasiren und sich an den Tabak gewöhnen. Dann ging der neue Herr auf Reisen, — nicht, wie andere Monarchen, um interessante Eindrücke zu sammeln und bei rauschenden Festen sich zu amusiren, sondern um seinem Volk das praktisch verwerthbare Wissen der Fremde zu holen; er lernte in Zaandam das Zimmermannshandwerk und die Elemente des Schiffsbaues, er sah in Deutschland und England aus offenen Augen die technische, industrielle und mechanische Entwickelung und er kam mit einer ganzen Schaar europäisch gebildeter Gewerbetreibenden und Handwerker in die Heimath zurück, wo nun das große Reinmachen, das Debarbarisiren nach Leibnizs Wort, begann. So weit war Alles gut; aber der neue Herr war nicht der Mann geduldigen Abwartens, der von organischem Werden das Heil erhofft, sondern ein Revolutionär, Einer von Denen, die mit dem gewaltigsten Werk bis übermorgen fertig sein und das Vorrecht, Ruhendes umzustürzen, sich allein vorbehalten

Digitized by Google

wollen. Rußlands größter Historiker, Kostomarow, hat ganz richtig bemerkt, daß Peter mit asiatischen Mitteln sein Reich europäisirt hat; freilich: die Europäisirung war auch danach. Dieser Mann, den man den Großen nennt, war ein mächtiger Wille von ungewöhnlich suggestiver Kraft und ein fast zum Genie gewordener Fleiß; aber ein großer Regent war er nicht, weil er für die Lebensbedingungen seines Landes kein Verständniß hatte und sich einbildete, er werde über ein europäisches Reich herrschen, wenn er das halb priesterliche Gewand seiner Ahnen mit einem Militärrock und den biblischen Zarentitel mit dem Namen eines Kaisers vertauschte, den Männern den Kaftan, den Frauen den Schleier verböte und dem Land eine neue Hauptstadt erfände. Er hat die Befreiung von tatarischen und byzantinischen Einflüssen zu Ende geführt, aber er hat auch den Keim des gefährlichsten Dualismus in die bis dahin ruhig dahindämmernde slavische Seele gesenkt und die Vorfrucht des Nihilismus gebaut. Als er starb, hinterließ er ein äußerlich glänzender, innerlich aber schwächer gewordenes Reich, und da er von der Autokratie nicht das Allergeringste geopfert hatte, war für seine Nachfolger die Last der Monomachenkrone, in einer veränderten Welt, nur noch schwerer geworden.

Mit dem zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts beginnt für Rußland die Zeit der traurigsten und schmählichsten Wirren. Eine livländische Bäuerin, die auch als Frau eines Schwedendragoners nicht lesen und schreiben gelernt hat, herrscht über das Reich und ihr erster Gehilfe ist der frühere Bäckerlehrling Menschikow. Ein zwölfjähriges Kind „regirt" zwei Jahre lang, dann folgen ein paar ungebildete und launisch brünstige Weiber, ein Säugling und ein Verrückter. Unter Peter dem Ersten hatten die Deutschen den Ton angegeben, unter Anna hausten Münnich und Ostermann, Elisabeths Lieblinge waren die galanten Franzosen. Endlich erschien Katharina II., eine Deutsche, und gab Rußland den Russen wieder. Man muß Bilbassows ausgezeichnete Geschichte Katharinas*) aufmerksam lesen, um deutlich zu erkennen, daß diese Frau, die gewöhnlich nur als geborene Courtisane verspottet wird, auf den Ehrentitel eines großen Regenten vielleicht mehr Ansprüche hat als der zu laut gepriesene Besieger Karls des Zwölften. In Lüsten und Lastern war der erste Peter nicht minder geübt als die Babylonierin aus Anhalt-Zerbst; aber er war

*) Deutsch bei S. Cronbach, Berlin.

Digitized by Google

nur europäisch gekleidet und frisirt, während sie wirklich eine Europäerin war, trotz ihrem orientalischen Hang zu üppigstem Luxus, und eine Kaiserin, von der Voltaire selbst, mitten im schrillsten Hohn über ihre männernden Begierden, sagen mußte: Cette femme est un grand homme. Aber auch sie, die von Patiomkin schließlich in nutzlose Abenteuer verwickelt wurde, konnte die Schmerzen und die Unruhe des unglücklichen Volkes nicht stillen, und nachdem in Paul der gefährlichste Typus des eitlen, launischen, gewissenlosen und eigensinnigen Monarchen wieder erstanden war, trat Rußland ins neunzehnte Jahrhundert ein: äußerlich debarbarisirt, innerlich demoralisirt, faul vor der Reife; mit der Knute war, nach Herzens Wort, dem Volk die Liebe zu einer fremden Civilisation eingepeitscht worden und aus den brennenden Striemen erwuchs nun der Haß gegen alles Fremde. Der Dualismus war verschärft, und während die Oberschicht es für gebildet hielt, mit europäischem Raffinement und europäischer Sittenlosigkeit zu prunken, versagte den Massen allmählich der stützende Stab, an dem sie so lange sich weiter getastet hatten. Die Saat Peters war aufgegangen und Joseph de Maistre, der das Zarenreich gut kannte, schrieb an einen russischen Freund das treffende Wort: Pierre vous a mis avec l'étranger dans une fausse position: nec tecum possum vivere nec sine te. C'est votre devise. Und diese Devise sollte noch für ein Jahrhundert gelten.

In Alexander dem Ersten schien dem Lande der Retter gekommen, der Peters hastiges Planen ruhiger fortsetzen und die Europäisirung des Reiches vollenden würde. Der Republikaner Laharpe war sein Erzieher gewesen, der genialisch rücksichtlose Speransky wurde sein erster Minister, Kutusow, der stockrussische Fatalist, verfiel dem Gespött, nach dem Illuminismus und der Freimaurerei drang die Romantik und die damals moderne Philosophie in das Reich und das große Erwachen mußte in der nächsten Stunde schon folgen. Ein neues Gesetzbuch wurde gemacht, in den kleinen Cirkeln des Kaisers wurde von der Aufhebung der Leibeigenschaft gesprochen und alle Fenster des weiten Reiches sollten geöffnet werden, damit die holden Lüfte des lachenden Lenzes hineinströmen könnten. Aber in dem scheinbar providentiellen Mann lebte der alte Dualismus fort, der aus dem achtzehnten Jahrhundert stammte; dieser Alexander, der es fertig brachte, der Schüler Laharpes und der Freund der Frau von Krüdener zu sein,

Digitized by Google

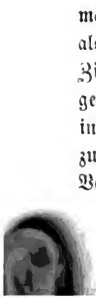
war der typische „gebildete Russe": weich und manchmal dennoch brutal, eifrig im Ersinnen ausgreifender Pläne und schlaff in der Ausführung, eigensinnig und doch leicht bestimmbar, — wie alle Menschen, die niemals klar wissen, was sie eigentlich wollen. Diese von der Kultur beleckten Russen sind die brauchbarsten Medien und ihr Bischen Selbständigkeit schwebt in steter Gefahr, wenn sie starken Hypnotiseuren begegnen: nüchternen und energischen Deutschen, passionirten Franzosen oder betriebsamen Juden. Alexanders schwankender Sinn wurde von einem altgläubigen Moskowiter gefangen genommen. Der selbe Karamsin, der für Rousseau und Montesquieu schwärmte, erhob sich in Moskau gegen Speransky und den neuen Kurs in Petersburg; in einer berühmten Denkschrift, die der Ausgangspunkt der slavophilen Bewegung wurde, warnte er davor, künstlich und vorzeitig Bedürfnisse in einem Lande zu schaffen, wo noch kaum hundert Menschen orthographisch richtig schreiben könnten, und er mahnte in eindringlicher Rede, mit der Fremdländerei zu brechen und zu den nationalen Ueberlieferungen zurückzukehren, da die Verfassungfiktionen und die Beschränkung der Selbstherrlichkeit dem russischen Volk für absehbare Zeit doch unverständlich bleiben müßten. Die Stimmung war, während Bonaparte durch Europa toste, solchen Mahnungen besonders günstig: Speransky fiel und im Zarenreiche wurden die Fenster rasch wieder verkittet; es sei noch nicht Zeit zum Erwachen, hieß es, die geliebten Unterthanen sollten nur weiterschlafen.

Als Leopold Gerlach mit dem Prinzen Wilhelm zur Beisetzung Alexanders nach Petersburg gekommen war, schrieb er in sein Tagebuch: „Ein verdorbener Hofadel, durch lasterhafte Regenten und Regentinnen unsittlich gemacht, selbst ohne Standesehre, da ihm seit Peter seine eigenthümliche Standesehre genommen und ihm fremdes Wesen aufgedrungen ist, und außerdem ein Haufe von Emporkömmlingen der schlechtesten Art, die von Reitknechten und Bedienten schnell zu den höchsten Ehren und Titeln stiegen. Eine leibeigene Bauernklasse, die von verschuldeten, ausländisch gewordenen Herren, welche oft in zehn Jahren nicht auf ihre Güter kommen, regirt wird, deren Religion großentheils auf toten, äußeren Gebräuchen beruht und nur wenig von dem Glauben predigt, der Herz und Seele durchdringt." In dieser Umgebung sah er den Kaiser „auf einer dünnen, hohen Säule stehen". Aber dieser Kaiser hieß Nikolaus und war schwindelfrei.

Digitized by Google

Treitschke hat ihn prachtvoll geschildert: „Ein Mann ohne Nerven, streng, nüchtern, ausdauernd, pflichtgetreu, willensstark, ein beschränkter Kopf, der gerade durch seine Gedankenarmuth, durch die zweifellose Bestimmtheit seiner dürftigen Begriffe, in einer Zeit der Gährung und des Zweifels sicher, furchtbar, groß erschien.“ Als er auf den Thron stieg, schien die Autokratie zu Ende zu neigen: die Dekabristenverschwörung war ausgebrochen, Oberst Pestel und andere Gardeoffiziere, die als Sieger in Frankreich revolutionäre Luft eingeathmet hatten, erträumten für Rußland eine republikanische Verfassung und die fanatisirten Soldaten ließen eine fabelhafte Konstitution hochleben, die sie für die Frau des Großfürsten Konstantin hielten. Als Nikolaus starb, hatte er das Kunststück fertig gebracht, der härteste Autokrat der modernen Geschichte zu sein und zugleich in Europa zärtliche Liebe und heiße Begeisterung zu erwerben; die Kreuzzeitung erschien, ganz wie jetzt vor ein paar Wochen die Boulevardblätter, am Tage nach dem Tod des Zaren mit einem Trauerrand und die Herren und Damen der berliner Aristokratie trugen an Uhren und Armbändern Trauermedaillen. Im eigenen Hause aber war Nikolai Palkin verhaßt gewesen und das Volk begrüßte mit hellem Hoffen den sanften Alexander der nun die Krone des Monomachen empfing.

Noch unter Nikolaus, der fast niemals russisch sprach und hinter den Formen des starrsten Absolutismus nur mühsam die Verachtung der moskowitischen Unkultur verbarg, war die slavophile Partei mächtig erstarkt. In dem Jahrzehnt zwischen 1830 und 40 schon standen Männer auf, die ihren Hegel gelesen und schlecht verdaut hatten, und verkündeten, der slavische Stamm und die griechische Kirche seien berufen und auserwählt, den faulen Westen zu überwinden und gebietend über eine gereinigte und erneuerte Welt zu herrschen. Sie fanden, da der russische Volksgeist utopistischen Träumen und eroberungsüchtigen Abenteuern nicht geneigt ist, nur eine verhältnißmäßig kleine Gemeinde und die nationalen Instinkte wurden erst wach, als vernünftig und praktisch, im Sinne Karamsis, von erreichbaren Zielen gesprochen wurde. Peter hatte die Selbständigkeit der Kirche gebrochen und seitdem hatte die Popenschaft sich mit dem Bojarenthum in dem Bemühen vereint, einen Theil der verlorenen Macht zurückzugewinnen; der Zarismus, der Gleichförmigkeit braucht, hatte diesen Versuch immer wieder zurückgedrängt, — und nun sollte die Reaktion



Digitized by Google

mit Hilfe der nationalen Regungen möglich gemacht werden. Die Gelegenheit war besonders günstig, als Alexander II., dessen offenkundige Ausschweifungen — seit August dem Starken hat nie mehr ein Monarch so viele außereheliche Kinder in die Welt gesetzt — die sittenstrengen Altrussen skandalisirte, sich mit fremden Günstlingen umgab, die noch erhaltenen Landesgebräuche ächtete und die Aera der liberalen Reformen begann. Es war eine Symptomkur in größtem Stil: Aufhebung der Leibeigenschaft, Justizreform mit Schwurgerichten, Selbstverwaltung, Landesversammlungen der Gouvernements; aber der alte gefährliche Dualismus wurde durch diese Experimente nur abermals verschärft und die Erfolge der wohlwollenden Absichten des bequemen Doktrinärs ernteten Panslavisten und Nihilisten, weil die Einen ihr gutes, so lange vernachlässigtes Russenrecht betonten und die Anderen unter den Unzufriedenen und Deklassirten der höheren Stände leicht Stimmen gegen die unumschränkte Macht des Selbstherrschers warben.

Alexander war, wenn die galanten Zerstreuungen ihm Muße ließen, für die Gefahr seiner Lage nicht blind und es kam die Stunde, wo er endlich den entscheidenden Schritt in der Richtung nach Europa thun wollte. Am dreizehnten März 1881 — alten Stils — hatte der Zar, ehe er zur Parade fuhr, dem Minister des Innern, dem General Loris Melikow, den Befehl gegeben, am nächsten Tage im Regirungboten den Ukas zu veröffentlichen, der die Vertreter der Provinzialstände und der Stadtgemeinden zu einer Repräsentantenversammlung nach der Hauptstadt berief. Während der Erlaß, der zwar keine Verfassung, aber immerhin den Beginn eines politischen Lebens brachte, in der Reichsdruckerei gesetzt wurde, warfen Sophie Perowsky und Kibaltschisch am Katharinenkanal ihre Bomben und der Zar wurde sterbend ins Winterpalais gebracht. Noch am selben Tage fragte Loris Melikow den trauernden Sohn, ob der Ukas erscheinen solle; gewiß, war die Antwort, es ist das Testament meines Vaters. Mitten in der Nacht erreichte den Minister der Gegenbefehl: der Ukas solle einstweilen noch nicht erscheinen, die Sache wolle überlegt sein. Ein paar Tage später war Katkow in Petersburg und Alexander III. erklärte in seinem Manifest an das Volk, er werde die Autokratie, der Rußland seine Größe verdanke, auch ferner ungeschmälert erhalten. Die Fenster wurden wieder verkittet, der doppelköpfige Adler, das Erbe der Palaeologen, sah fest und sicher wieder nach Asien.

Digitized by Google

In den letzten Wochen ist über Alexander den Dritten unendlich viel geschrieben worden, Thörichtes und — mitunter — auch Kluges; das Wichtigste aber blieb doch vielleicht unausgesprochen. Er war ein anständiger, gewissenhafter und arbeitsamer Mensch, nicht eitel, nicht launisch, nicht beständig bemüht, sich in den Vordergrund der Ereignisse zu drängen und in der Geniepose vor den staunenden Blicken der Welt Modell zu stehen; sein Geist war genau so eng und so schwerfällig, daß er der richtige Repräsentant seiner Mushiks sein konnte, der echt russische Bauernkaiser; dabei besaß er die bei Monarchen seltene Tugend der Dankbarkeit und blieb dem Bemühen unverantwortlicher Rathgeber stets unzugänglich. Dennoch, und trotz den Erfolgen in Asien und dem Bau der transsibirischen Bahn, den Alexander als das große Werk seines Lebens betrachtete, kann man die dreizehn Jahre seiner Regirung nicht rühmen, wenn man in Rußland einen europäischen Staat sehen will. Die Reformen des Vaters hat der Sohn zum guten Theil wieder rückgängig gemacht und sich auf jede Weise bemüht, die Klassenunterschiede, die überwiegende Macht des Grundadels und die hierarchische Ordnung zu verstärken; der Mann, der stehend und mit entblößtem Haupt die Marseillaise anhörte, war der entschiedenste Feind der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und der schroffste Vertreter des Systems der Autorität und Bevormundung. Der Zufall hatte ihn, der ganz ungebildet war und den Stil eines Schülers schrieb, auf den Thron erhöht und das Aergste war von dem Manne zu befürchten, der geistig, selbst die Franzosen mußten es jetzt eingestehen, ein Zeitgenosse des Heiligen Ludwigs oder der spanischen Isabella war. Aber in diesem Manne verkörperte sich der Fall, an den Goethe dachte, als er, in den Anmerkungen zu Diderots Dialog mit Rameaus Neffen, schrieb: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht.“ Alexander Alexandrowitsch war der vollkommenste Ausdruck der besten Eigenschaften der Romanows, denen eine nationale Erhebung die Krone verschafft hatte, und Philaret von Rostow, der Vater und Vormund Michaels, schien in ihm wieder erstanden zu sein. Er ging ruhig und schwerfällig seines Weges, wie ein Zugstier vor der Pflugschar, und that seine Pflicht, wie er sie

Digitized by Google

verstand. Die Bevorzugung des ausländischen Wesens hat unter seiner Regirung aufgehört, man sprach und dachte und fühlte wieder russisch und die Zeit war für immer dahin, wo Deutsche Minister und Heerführer sein durften und der General Yermolow als höchste Auszeichnung sich die Gnade erbitten konnte, zum Deutschen erhoben zu werden. Die Heterodoxen wurden bedrückt und gepeinigt, — nicht, weil der Zar grausam war oder weil Herr Pobedonoszew entscheidenden Einfluß übte — wirklichen Einfluß hatte auf den eigensinnigen Selbstherrscher nur sein dänischer Schwiegervater —, sondern weil dieses begrenzte Hirn begriff, daß Rußland ein Islam ist, den ganz allein die starre Glaubenseinheit zusammenhält und der mit religiöser Toleranz unvereinbar ist, und weil der Zar, wie er einmal war, mit duldsamer Milde sich eben so wenig abgeben konnte wie einst der Frankenkönig der Kreuzfahrer. Was der Verstorbene an Protestanten und Juden gethan hat, war, vom Standpunkt des Europäers gesehen, gewiß nicht schön; aber dieser Standpunkt ist eben falsch gewählt, denn Alexander wollte kein Europäer sein, sondern ein Russe, und er mußte, nach der Art, wie er die nationale Mission verstand, unbarmherzig alle Elemente niederhalten, die sich höher dünkten als die altgläubigen Moskowiter. Der Erfolg hat für ihn entschieden: sein Volk vergötterte den strengen Herrn, das Ausland sah den früher Verhaßten ungern aus der Zeitlichkeit scheiden, römische Priester und jüdische Rabbiner beteten für sein Leben und er hat es erreicht, daß Frankreich und England sich heute in wetteifernder Zärtlichkeit um die Freundschaft des Zarenreiches bewerben und daß der Papst den Ehebund seines Nachfolgers segnen ließ. Das sind noch ganz andere Erfolge, als Peter und Nikolaus sie erreichen konnten. Sogar mit den Nihilisten wurde der unermüdliche Bekämpfer der Korruption fertig: der Mordstahl traf den unbeträchtlichen Präsidenten der freien Republik und der Selbstherrscher aller Reußen starb friedlich, wie es ihm prophezeit worden war, im taurischen Gelände. Solche Erfolge aber waren nur möglich, weil dieser Instinktpolitiker dem seit zwei Jahrhunderten währenden Dualismus der slavischen Seele ein Ende gemacht hat. Ihm durfte man glauben, daß er in Europa keine gefährlichen Aspirationen hatte; er fühlte sich als Asiaten und das wichtigste Moment seiner Regirung, die noch den Beginn ausgreifender Sozialreformen sah, ist, daß sie dem Russenvolke die ungeheuere Kulturmission ins Bewußtsein brachte, die in Asien noch des Berufenen harrt.

Digitized by Google

Von dem neuen Zaren weiß, außer Herrn Gefficken und ähnlichen Spaßmachern, Niemand auch nur das Allergeringste. Er ist sorgfältig erzogen und, im Gegensatz zu seinem Vater, für den Thron vorbereitet, dem er, wenn Alexander dem Zweiten noch ein paar Jahre beschieden gewesen wären, doch sicher entsagt hätte. Alles, was bisher über ihn geschrieben wurde, ist frei erfunden und man kann zu seinem Ruhm einstweilen nur sagen, daß er schon fünf Wochen die Krone trägt und trotzdem noch keine Taktlosigkeit begangen hat. Auch die Folgerungen, die an sein Manifest geknüpft wurden, schweben in der Luft; er brauchte das selbstherrische Prinzip nicht ausdrücklich zu betonen, weil er nicht der Nachfolger eines Monarchen war, der liberale Reformen verheißen hatte. Für diese liberalen Reformen können politische Säuglinge bei uns sich begeistern, humane Leute, die Rußland nach der Schilderung in der Operette Fatinitza beurtheilen. Eine Verfassung nach europäischem Muster ist im Zarenreich heute noch fast genau so unmöglich wie in den Tagen Karamsins; politische Freiheiten werden auch von der erdrückenden Mehrheit des Hundertmillionenvolkes, das auf einem Gebiet von mehr als 22 Millionen Quadratkilometern lebt, gar nicht begehrt, die Muschiks würden, wenn sie Abgeordnete wählen sollten, zunächst in Petersburg anfragen, wen man gewählt zu sehen wünsche, — und mit dieser geistigen Disposition, die man belächeln oder bewundern mag, müßten doch gerade die Anbeter der Mehrheitbeschlüsse sich zufrieden geben. Goethe war kein schlechter Politiker, als er vor siebenzig Jahren zu Eckermann sagte: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift".

Es gehört zu dem Größenwahn der asiatischen Halbinsel, die sich Europa nennt, daß sie mit dem Maßstab ihrer kleinen Verhältnisse auch an die entlegensten Kulturen herantreten will. Deshalb wird der neue Nikolaus jetzt beschworen, nur ja recht liberal zu sein, und die Beschwörenden vergessen in unerbetenem Eifer ganz, daß sie selbst nicht das geringste Interesse daran haben, welche Kieselsteine das ruhelos umhergeworfene Russenvolk nun wieder verdauen und wie die drückende Last der Krone des Monomachen erleichtert werden soll.

Digitized by Google

Die sozialdemokratische Krisis.

Auf primitiver Wirthschaftstufe mußte Jeder danach trachten, seinen Güterbedarf durch die eigene Produktion zu befriedigen. Ein Tauschverkehr war so gut wie nicht vorhanden. Diese geschlossene Hauswirthschaft erfreute sich der denkbar größten Unabhängigkeit nach außen hin.

Die moderne Volkswirthschaft ist auf Sondereigenthum an Produktionmitteln, auf Theilung der Arbeit und auf Tauschverkehr gegründet. Die Zahl Derer, die noch wenigstens theilweise für den eigenen Bedarf produziren, nimmt rasch ab. Es ist geradezu eines der wesentlichsten Merkmale unserer Wirthschaftverfassung, daß der weitaus größte Theil der Produkte erst die Form der Waare annehmen muß, ehe er in den Besitz der Konsumenten übergeht. Die wachsende Produktion für den Markt hat in Verbindung mit der unermeßlichen Ausdehnung des Verkehrs nicht nur die Wirthschafteinheit des selben Landes, sondern sogar die des ganzen civilisirten Erdkreises miteinander verschlungen und in eine verhängnißvolle gegenseitige Abhängigkeit versetzt. Der bekannte Uebergang zum Großbetriebe, zur Maschinenproduktion, und die Anwendung der technischen Errungenschaften auf die Verkehrsmittel, sind Ursache und Folge dieser kritischen Wandelungen im Wirthschaftleben gewesen. Die klassische Nationalökonomie träumte davon, daß das aufgeklärte Selbstinteresse des Einzelnen, das Streben nach dem größten Gewinn, schon allein ausreichen würden, um die höchst verwickelten Beziehungen der modernen Volks- und Weltwirthschaft genügend zu regeln. Ich lasse es dahin gestellt sein, ob dieser Traum ein schöner war. Jedenfalls hat der thatsächliche Gang der Dinge ihn erbarmunglos vernichtet. Alle Parteien haben schließlich diesen „Racker von Staat" wieder um seinen Beistand angefleht. Und mit Hilfe der Verwaltung-Centralisation, wie sie durch den modernen Verkehr erst ermöglicht, aber auch theilweise nothwendig gemacht worden ist, hat der Staat heute sogar eine größere Machtfülle erreicht, als er sie je zuvor in der christlichen Kulturperiode besaß.

Die wirthschaftliche und politische Abhängigkeit des Einzelnen von dem Ganzen und seinem Organe, der Staatsgewalt, ist also gewachsen. Die allgemeine Schul- und Wehrpflicht, die größeren Steuerlasten, die zahlreichen Regulirungen des wirthschaftlichen und sozialen Daseins durch Staat und Gemeinde, das Alles bringt diese Abhängigkeit Jedermann mehr

Digitized by Google

und mehr zum Bewußtsein. Dieser drückenden Abhängigkeit des Einzelnen von Staat und Gesellschaft tritt das Streben nach voller, freier Entwickelung der Persönlichkeit entgegen. Seit Renaissance und Reformation, seit den großen Staatsumwälzungen in England, Amerika und Frankreich, hat sich die Herrschaft des individualistischen Geistes ja ständig erweitert. Je klarer der moderne Mensch seine wirthschaftliche und staatliche Gebundenheit erkennt und sie als unabwendbar begreift, desto entschiedener zwingt ihn die Rücksicht auf die Erhaltung seiner Persönlichkeit dazu, auf die ihn bestimmenden Mächte in Staat und Volkswirthschaft nun auch einen wirksamen Einfluß zu gewinnen. Diese Verhältnisse sind es, in denen die mächtige demokratische Bewegung unseres Zeitalters unausrottbar wurzelt. Sie ließe sich nur dann vernichten, wenn es gelänge, die Ereignisse der letzten Jahrhunderte ungeschehen zu machen. Ein demokratisches Staatswesen kann aber nicht gedeihen, wenn unter seinen Bürgern eine große Ungleichheit in Bezug auf Besitz und Bildung besteht. Das hat der alte Aristoteles schon gezeigt und der Verlauf der Weltgeschichte hat seine Lehren bestätigt.

Erzeugen nun die Kräfte, die zur Theilnahme der Volksmassen an der Regirung treiben, zu gleicher Zeit auch die nothwendigen Grundlagen für die segensreiche Wirksamkeit demokratischer Einrichtungen?

Nicht unmittelbar, und darin liegt die große Gefahr, mit der unsere Zeit zu kämpfen hat. Unsere Wirthschaftentwickelung hat einen Theil unseres gewerblichen Mittelstandes bereits vernichtet, sie bedroht seine Reste aufs Schwerste, sie rüttelt an den Grundlagen der bäuerlichen Existenzen und zielt auf eine Verschärfung der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Gegensätze ab. Die Armen werden nicht gerade ärmer, sie haben innerhalb gewisser Grenzen an der Steigerung des Volkseinkommens ihren Theil, aber in den obersten Einkommensklassen sind die Fortschritte unverhältnißmäßig größer ausgefallen. Nicht bei dem Mittelstande ist heute die stärkste Attraktionkraft zu finden, sondern wir haben zwei Attraktioncentren, von denen das eine ein wenig unter, das andere erheblich über dem Niveau der Mittelklasse gelegen ist. Zunehmende politische Gleichheit also neben wachsender wirthschaftlicher und sozialer Differenzirung; daraus kann unmöglich Gutes erblühen. „Politische Macht in die Hände hungriger, durch die Armuth verthierter und erniedrigter Leute zu legen," bemerkt Henry George ganz richtig, „heißt, den Füchsen Feuerbrände an die Schwänze binden und sie unter das wallende Korn loslassen, es heißt, einem Simson die Augen ausstechen und seine Arme um die Pfeiler des nationalen Lebens legen."

Von zwei Dingen eines: entweder die Massen knechten, ihnen die politischen Rechte entziehen, oder sie in eine Lage versetzen, die sie befähigt, ihre politische Macht in einer der Entwickelung des Ganzen nützlichen Art zu gebrauchen. Beides läßt sich denken.

Digitized by Google

Die letzten Zeiten haben Vorschläge zu Tage gefördert, die mehr oder weniger verhüllt auf das zuerst genannte Ziel lossteuern: auf eine von der Armee getragene Diktatur. Ueber die Folgen eines solchen Schrittes wird Niemand im Zweifel sein, der sich die Zeiten des ersten und zweiten Kaiserreiches in Frankreich oder das Säbelregiment der fünfziger Jahre in Preußen und Oesterreich vergegenwärtigt. Auch die Gründe einer solchen Entwickelung sind nicht schwer zu erkennen, wenn man sich an die früher angedeuteten Wandelungen des Wirthschaftlebens erinnert. Die ungeheuere Verwickelung und feine Gliederung der modernen Volkswirthschaft und der Verwaltungeinrichtungen machen, im Vereine mit der weitgehenden Abhängigkeit des Einzelnen vom allgemeinen Gange der Dinge, ein centralisirendes persönliches Regiment unausführbar. Im vorigen Jahrhundert vermochte noch Friedrich der Große, wenn er auch nur einige Stunden des Tages den Staatsgeschäften widmete, so ziemlich alle Zweige der Staatsthätigkeit leidlich selbst zu überwachen. Heute giebt es keinen Monarchen oder Staatsmann mehr, und kann es keinen mehr geben, der im Stande wäre, über die Beziehungen zum Auslande, die Verhälnisse der Armee und Flotte, die Aufgaben der inneren Verwaltung und die thatsächliche Entwickelung der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände insgesammt sich ein selbständiges, zutreffendes Urtheil zu bilden. Eben so wenig wird es noch Jemandem gelingen, den ganzen Verwaltungapparat ausschließlich seinen Absichten entsprechend funktioniren zu lassen. Das persönliche Regiment würde deshalb in vielen und wichtigen Beziehungen nur scheinbar ein persönliches sein. Es würde im besseren Falle in die Herrschaft der Bureaukratie, im schlimmeren in die einer Clique, einer Kamarilla, münden. Nun steht aber weder die Bureaukratie noch „eine kleine, aber mächtige Partei" außerhalb der Gesellschaft. Beide gehen aus gewissen gesellschaftlichen Schichten hervor und werden in ihrem ganzen Sinnen und Trachten unwillkürlich und unbewußt von den Interessen dieser Schichten in hohem Maße geleitet. Das persönliche Regiment würde also über kurz oder lang geradezu in eine einseitige Klassenherrschaft, vermuthlich eine solche des größten Grund- und industriellen Kapitalbesitzes, ausarten. „Die ehr- und habsüchtigen Bestrebungen der Reichen richten den Staat eher zu Grunde als die des Volkes," hat Aristoteles gesagt und auch darin hat ihm die Weltgeschichte Recht gegeben. Auf die Dauer würden die arbeitenden Klassen Westeuropas nirgends mehr das Joch der Besitzlosigkeit und politischen Ohnmacht zugleich ertragen. Mit dem Muth der Verzweifelung, der Diejenigen beseelt, die nichts mehr zu verlieren haben, würden sie sich erheben; und die Erhebung dieses durch die allgemeine Dienstpflicht in Wehr und Waffen geschulten Volkes würde ein soziales Erdbeben erregen, wie es die Weltgeschichte noch nicht erlebt hat.

Digitized by Google

Können also den Massen die politischen Rechte nicht entzogen werden, so steht nur der zweite Ausweg offen: eine aufrichtige soziale Reform hat die wirthschaftlichen, sozialen und sittlichen Grundlagen zu schaffen, die zum Bestande einer gesunden Demokratie nothwendig sind. Dieser Gedanke drängt sich um so mehr auf, als der fieberhafte Fortschritt der produktiven Technik nicht nur die Möglichkeit gewährt, die materielle Lage der arbeitenden Klassen wesentlich zu verbessern, sondern eine wirthschaftlich höhere Lebenserfüllung der Massen sogar im Interesse weiterer wirthschaftlicher Fortschritte selbst auf das Entschiedenste fordert.

Manche glauben aber nun gerade, daß diese nothwendige Reform am Besten auf dem Wege des Absolutismus erreicht werden könnte. Aus dem früher Gesagten geht hervor, warum ich diese Entwickelung für unmöglich erachte. Ich kann wohl auch auf die Darlegung der Gründe sittlicher, erzieherischer Art verzichten, aus denen die Lösung der sozialen Aufgaben ausschließlich von „oben", selbst wenn sie möglich wäre, nicht einmal als wünschenswerth bezeichnet werden dürfte. Schließen wir diese Möglichkeit aus, dann muß die soziale Reform auf Grund der überlieferten Verfassungverhältnisse angestrebt werden. In einem Lande des allgemeinen Stimmrechtes kann aber eine soziale Reform offenbar nur dann durchgesetzt werden, wenn eine große, einflußreiche politische Partei mit dem ganzen Gewichte ihrer Macht und ihres Ansehens für sie eintritt.

Besitzen wir im Deutschen Reiche eine derartige Partei? Oder dürfen wir erwarten, daß sie uns in naher Zukunft ersteht?

Unter den vorhandenen Parteien behauptet keine mit größerer Entschiedenheit, der Sache des arbeitenden Volkes ausschließlich zu dienen, als die Sozialdemokratie. Ohne Zweifel sind die bereits erfolgten sozialen Reformen mit als ein Verdienst der Sozialdemokratie anzusehen. Das hat Einer, der es wissen konnte, unumwunden anerkannt. Es kann nicht schaden, die betreffenden Worte des Fürsten Bismarck herzusetzen: „Denn die Sozialdemokratie ist so, wie sie ist, doch immer ein erhebliches Zeichen, ein Menetekel für die besitzenden Klassen dafür, daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, daß die Hand zum Bessern angelegt werden kann, und insofern ist ja die Opposition, wie der Herr Vorredner sagte, ganz außerordentlich nützlich. Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe, und wenn nicht eine Menge Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existiren, und insofern ist die Furcht vor der Sozialdemokratie in Bezug auf Denjenigen, der sonst kein Herz für seine armen Mitbürger hat, ein ganz nützliches Element." Allem Anscheine nach ist auch heute ein solches „Menetekel" noch durchaus nicht entbehrlich. Die Sozialdemokratie hat

Digitized by Google

genützt und nützt noch. Hat sie aber auch alles zu Gunsten des arbeitenden Volkes überhaupt Mögliche geleistet? Hätte sie bei einer anderen Taktik nicht vielleicht noch weit mehr erzielen können? Man hat sich gewöhnt, die Taktik der Sozialdemokratie zu bewundern, weil sie ihr so viele Stimmen zugeführt hat. Ich kann diese Auffassung nicht theilen. Mir erscheint es immer viel bewunderungwürdiger, wenn Parteien, die ihrer Masse nach — einzelne Ausnahmen zugegeben — sich so wenig um das Volk kümmern, wie die Nationalliberalen, die Freikonservativen und Konservativen, zusammen noch nahezu 2½ Millionen Stimmen erlangt haben. Die Partei hat ihre großen äußeren Erfolge meines Erachtens nicht wegen ihrer Taktik, sondern trotz ihrer Taktik erreicht. Die Vertretung der Interessen des arbeitenden Volkes ist eine so unendlich gute und herrliche Sache, daß eine Partei, die sich diese Aufgabe stellt, selbst bei einer noch viel schlechteren Taktik, als sie die Sozialdemokratie befolgt hat, unter dem allgemeinen Stimmrechte vorwärts kommen muß.

Bei den letzten Wahlen hat die Sozialdemokratie 1 786 738 Stimmen geerntet und so alle anderen Parteien überholt. Dieses Ereigniß hat hier jähen Schrecken, dort enthusiastische Bewunderung und Begeisterung für das sozialdemokratische Generalkommando hervorgerufen. Wir kommen aber zu einer anderen und, wie ich meine, den Thatsachen besser entsprechenden Auffassung, wenn wir uns Folgendes vergegenwärtigen: Im Deutschen Reiche wurden 1893 10 628 292 Wahlberechtigte gezählt. Von ihnen gehören mindestens drei Viertel, oder rund 8 Millionen, entweder der Arbeiterklasse selbst an oder stehen dieser wenigstens in ihren Einkommens- und Lebensverhältnissen überaus nahe. Es hat also die sozialdemokratische Partei noch nicht einmal den vierten Theil der Wähler aus den niederen Einkommensklassen auch nur zur Abgabe eines Stimmzettels für den sozialdemokratischen Kandidaten zu bewegen vermocht. Nun besteht aber zwischen dem sozialdemokratischen Wähler und dem „zielbewußten Genossen" ein gewaltiger Unterschied. Und dieser Unterschied ist gerade innerhalb der Sozialdemokratie selbst in den letzten Zeiten aufs Nachdrücklichste betont worden. Bebel wünscht sich an Stelle des jetzt vorhandenen großen Haufens lieber eine kleine, aber wohldisziplinirte Partei. Hans Müller hat früher einmal ungefähr ein Zehntel der Wähler als wirkliche Sozialdemokraten bezeichnet. Ein sozialdemokratischer Führer äußerte mir gegenüber in einer Stadt, die 2000 sozialdemokratische Stimmen geliefert hatte, einmal die Ansicht, daß unter dieser Masse kaum 30 richtige Sozialdemokraten sich befänden. Alle Uebrigen seien bloße „Egoischte", die innerhalb der bestehenden Ordnung nach einer Besserung strebten. Und in der vielgenannten Versammlung des zweiten Berliner Wahlkreises behauptete, wenigstens nach dem Berichte der „Frankfurter Zeitung", der Badener Schöpflin: „Wollte

Digitized by Google

man in Baden die Böcke von den Schafen sondern, so würde ein Resultat zum Weinen herauskommen". Unter diesen Umständen erscheinen mir die Erfolge der orthodoxen Sozialdemokratie nicht als besonders glänzende. Diese Erfolge schrumpfen noch mehr zusammen, wenn man bedenkt, wie sehr die Sozialdemokratie durch äußere Ereignisse gefördert worden ist.

Die kapitalistische Entwickelung hat in den letzten drei Jahrzehnten die größten Fortschritte gemacht und breite Volksschichten in der That schwer bedrängt. Keine der übrigen Parteien hat sich aber rückhaltlos der Volksinteressen angenommen. Der Leitstern des Centrums war die Förderung der Kirche und der päpstlichen Macht, das Ideal der Konservativen das Gedeihen der Rittergüter und die Erhaltung der adeligen Hegemonie in Heer und Verwaltung, die Nationalliberalen dachten an Kohlensyndikate, an Floriren der Fabriken, und dem Freisinn lag Handel und Wandel an der Börse und anderswo am Herzen. Marx, Engels und Lassalle hatten der Sozialdemokratie ein glänzendes wissenschaftliches Rüstzeug geschenkt. Ausgezeichnete agitatorische Kräfte stellten sich ihr zur Verfügung. „Und wenn unsere Sozialdemokratie ein Heer von Hunderttausenden repräsentirt, das mit Präzision, gehorsam den Winken der Centralleitung, seine Bewegungen vollzieht, so darf man nicht vergessen, daß Deutschland auch das klassische Land der Kasernen ist" (Georg Adler). Zudem liebt der Deutsche das Doktrinäre, er liebt, nach Friedrich Nietzsche, „die Wolken und Alles, was unklar, werdend, dämmernd, feucht und verhängt ist". Was aber ist unklarer, dämmernder und verhängter als der Zukunftstaat, trotz Bebel und Kautsky? Und welche fruchtbare Propaganda haben erst die Märtyrer des Sozialistengesetzes ausgeübt? Mußte nicht in den arbeitenden Klassen die Ueberzeugung Boden gewinnen, daß eine Partei, deren Lebensregungen so ängstlich überwacht und unterdrückt wurden, im Stande wäre, Außerordentliches zu vollbringen?

Wenn trotz Alledem und Alledem von der Sozialdemokratie nicht mehr erreicht worden ist, so liegt die Erklärung hierfür wohl in der Thatsache, daß die sozialdemokratischen Häupter außer der Vertretung konkreter Volksinteressen noch vieles Andere, und Dieses zum Theil noch eifriger, betrieben haben. Ich habe hier die antireligiösen, antinationalen, die antimonarchischen, die revolutionären und utopistisch-kommunistischen Bestrebungen, die sogenannte „prinzipielle" Seite der Agitation, im Auge. Noch heute sind diese Tendenzen bei der Masse der sozialdemokratischen Wählerschaften durchaus nicht populär und sie haben einen großen Theil derjenigen Kreise von der Sozialdemokratie ferngehalten, die ihrer wirthschaftlichen Stellung nach dieser Partei hätten zufallen müssen. Durch diese verfehlte Taktik ist aber nicht nur die ganz überwiegende Mehrheit des arbeitenden Volkes abgestoßen, sondern auch der Widerstand gegen alle

Digitized by Google

sozialreformatorischen Maßregeln auf der Seite der Besitzenden außerordentlich verstärkt worden. Anstatt die vorhandenen Interessengegensätze zwischen den übrigen Parteien klug zu benutzen, hat man es glücklich dahin gebracht, daß sie der Sozialdemokratie, d. h. der Arbeiterpartei, gegenüber immer geschlossener auftreten. Man hat es ferner den Gegnern der Reform möglich gemacht, dort, wo allein deren Geldsackinteressen in Gefahr stehen, Religion, Monarchie, Vaterland und Familie als gefährdet hinzustellen. Die größten Sünden in dieser Beziehung hat wohl August Bebel auf dem Gewissen. Meinem Empfinden nach hat wenig der deutschen Arbeitersache so geschadet wie sein Buch „Die Frau und der Sozialismus". Nichts kann verhängnißvoller sein für jede ernste, vernünftige Arbeit auf sozialpolitischem Gebiete als sein lächerliches Prophezeien des „großen Kladderadatsches" für die nächsten Jahre, ohne das seiner Meinung nach der „denkende Geist" nicht auszukommen vermöge. Begegneten doch sächsische Textilarbeiter der Aufforderung, sich gewerkschaftlich zu organisiren, allen Ernstes mit dem Hinweis darauf, daß man ja in ein paar Jahren ohnehin aller Segnungen des Zukunftstaates theilhaftig sein werde; es verlohne also nicht mehr, sich jetzt noch zu bemühen. Gewiß sind alle diese unglückseligen Tendenzen in früheren Zeiten ungleich mehr hervorgetreten als in den letzten Jahren. Und gerade seitdem die „prinzipiellen" Forderungen bei der Propaganda und der Wahlagitation gar häufig in die Rocktasche gesteckt worden sind, hat die Partei ungemein an Ausdehnung gewonnen.

Georg von Vollmar war es bekanntlich, der in seinen Eldorado-Reden sich für die thatsächlich immer mehr befolgte, offiziell aber noch immer nicht anerkannte, klügere und vernünftigere Taktik offen aussprach. Darob große Entrüstung im sozialdemokratischen Hauptquartier. In Erfurt sollte Vollmar der Prozeß gemacht werden. Da zeigte sich zum hellen Erstaunen der Partei-Inquisitoren, daß Vollmar durchaus nicht allein dastand. Das Kongreß-Protokoll verzeichnet bei der Vollmarschen Rede wiederholte „Bravos", „Sehr richtig", und „Lebhaften Beifall" am Schlusse. Bebel klagte, „daß ein Standpunkt, wie ihn Vollmar vertrete, bei einem nicht unerheblichen Theile der Genossen, theils aus mangelnder Einsicht, theils aus einem ganz natürlichen Trägheit- und Bequemlichkeitgefühl Anklang gefunden hätte". Nach Bebels Ansicht ist es also bequemer, eine sachliche Rede als eine Brandrede zu halten, positiv sozialpolitisch zu arbeiten, als in radikalen Phrasen und chiliastischen Hoffnungen zu schwelgen. Der ganze große Prozeß wurde schließlich mit einer Kompromiß-Resolution niedergeschlagen. Mit Argusaugen bewachten die Censoren der Partei fürderhin jede Regung, die als Fortschritt der Vollmarschen Strömung gedeutet werden konnte. Und richtig, es währte nicht lange, so ließ sich Vollmar neuerdings auf verbotenen Wegen ertappen. In der Pariser „Revue bleue" hatte er einen Aufsatz veröffentlicht

Digitized by Google

und darin erklärt, er sei der Meinung, daß die Sozialdemokratie keinen Grund habe, den Gedanken des Staatssozialismus an sich mit besonderem Eifer zu bekämpfen. „Werden doch im Gegentheil eine Reihe von Maßregeln zur stufenweise fortschreitenden Anbahnung einer besseren Gesellschaftorganisation von uns angestrebt und schließlich mit beschlossen werden, die man als staatssozialistische bezeichnen kann." Aber wieder wurde man nicht mit Vollmar fertig. Es stellte sich heraus, daß er Das, was ihm in den Mund gelegt worden war, gar nicht gesagt hatte. Der berliner Parteitag nahm einfach eine auch von Vollmar unterzeichnete Resolution an, die die Unterschiede zwischen Staatssozialismus und Sozialdemokratie kennzeichnete. Vollmar ließ es sich aber nicht nehmen, die illoyale Art zu schildern, deren sich die Staatsanwälte der Partei gegen ihn schuldig gemacht hatten.

Indessen, kein Parteitag ohne Anklage. In Köln waren es die Leiter der Gewerkschaftbewegung, gegen die Bebel die Wachsamkeit der Konsuln aufrief und denen er mit dem Gericht der Parteigenossen drohte. Hamburger, Frankfurter und Stuttgarter Gewerkschaftmänner hatten sich erlaubt, mit Angehörigen der bürgerlichen Parteien einen Kongreß zur Diskussion über die Fragen der Arbeitlosigkeit und der Organisation des Arbeitnachweises einzuberufen. Trotzdem die bürgerlichen Mitglieder des Organisation-Comités einer sozialpolitisch sehr fortschrittlichen Richtung huldigten und die Gewerkschaftbewegung doch als unpolitisch angesehen werden will — wenigstens wird es von der Sozialdemokratie stark gerügt, wenn Polizeibehörden Gewerkschaften als politische Verbindungen bezeichnen —, erklärte Bebel: „Der Kanossagang eines Theils der Gewerkschaftführer nach Frankfurt muß im Gegentheil nothwendig dazu beitragen, auch noch die politische Bewegung zu Grunde zu richten. Wenn man es für ein Bedürfniß hält, mit Herren aus den Reihen unserer wüthendsten politischen Gegner sich dort ein paar Tage lang in voller Freundschaft über gleichgiltige Dinge zu unterhalten, so ist Das sozialdemokratische Wadelstrümpfelei."

Es ist übrigens bemerkenswerth, daß Bebel ungeachtet seiner tiefen Entrüstung über diesen „Kanossagang" es doch nicht wagte, einen direkten Tadel des Parteitages gegen die Frevler zu beantragen.

Indessen, der Geist der „Reformsimpelei", der „Verflachung", des „allerschlimmsten Opportunismus", der „Kleinbürgerei", und wie die geschmackvollen Bezeichnungen alle lauten mögen, dieser böse Geist ist trotz aller Wachsamkeit nicht auszurotten. Die sozialdemokratische Fraktion des bayerischen Landtages hat in diesem Jahre sogar das Budget bewilligt. Sie hat übrigens noch ein Vergehen begangen, über das aus mir unbekannten Gründen auf dem Frankfurter Parteitage allerdings nicht gesprochen worden ist: Vollmar und sein Fähnlein sind nebst den übrigen Landboten einer Einladung des Ministers ins Hofbräuhaus gefolgt.

Digitized by Google

Ehe die Bayern zum hochnothpeinlichen Halsgericht nach Frankfurt zogen, waren sie so klug, mit ihren Parteigenossen im Lande Fühlung zu nehmen. Auf dem Parteitage der bayerischen Sozialdemokratie in München setzte Vollmar in vortrefflicher Weise die Gründe auseinander, aus denen man für das Budget gestimmt hatte. In ihm spielten die Kulturaufgaben aller Art eine große Rolle: Schulen, Wissenschaft, Kunst, Verkehr, Eisenbahnen, Post, Bauten, Straßen, Kanäle, Staatsbetriebe aller Art, Landwirthschaft, Forstwesen, Gewerbeinspektion u. s. w., — kurz lauter Dinge, mit deren jetziger Organisation die Sozialdemokratie wenig einverstanden sei, die aber in ihrem Kerne doch für die Gesellschaft als förderlich und nothwendig angesehen werden müßten. „Wir haben schließlich von den 328 Millionen des Budgets höchstens 15 Millionen verwerfen können, das Uebrige aber bewilligen müssen. Da hätte es offenbar kein Mensch begreifen können, wenn wir schließlich alles dies einzeln Bewilligte wieder verworfen hätten. . . . Wir wollen das Gemeinwesen nicht verfallen lassen, sondern es unseren Grundsätzen gemäß organisch umgestalten und fortentwickeln; wir wollen das Gemeinwesen nicht zerstören, sondern es uns und dem Volke erobern." Der münchener Parteitag gab dieser Haltung seine volle Zustimmung.

In Frankfurt stellte Bebel den Antrag, die Vertreter der Partei in den Landtagen hätten in der Gesammtabstimmung gegen das Budget ihre Stimmen abzugeben. Natürlich erklärten sich die Bayern gegen diesen sie direkt angreifenden Antrag. Vollmar führte ihre Sache in der überzeugenden, eindrucksvollen, geschickten und taktvollen Art, die man an ihm gewohnt ist. Der Gegenantrag, die Gesammtabstimmung lediglich als Zweckmäßigkeitfrage anzusehen, erlangte 93 Stimmen, also ungefähr die Billigung von drei Achteln der Versammlung. Dieses Ergebniß war für Bebel, wie er eben erklärt, „von niederschmetterndem Eindrucke". Aber auch der Antrag Bebel blieb in der Minorität. Somit hat der Parteitag über die angeregte Frage keine positive Entscheidung gefällt. Es bleibt der status quo erhalten, jede Landtagsfraktion kann thun, was sie will. In praktischer Hinsicht haben also die Bayern und die mit ihnen übereinstimmenden Genossen gesiegt.

Nicht genug daran: in der Debatte über die Agitation unter der ländlichen Bevölkerung entwickelte Vollmar Ansichten, die einen Hohenpriester des dogmatischen Sozialismus wie Bebel allerdings aus der Fassung bringen mußten. „Was die Art der Agitation anlangt, so muß der Städter, der aufs Land gehen will, zunächst all' seine alten Agitation-Hefte verbrennen und vor Allem lernen, sich in die ländlichen Produktionverhältnisse, in das ganze bäuerliche Denken und Fühlen, hineinzudenken. Der städtische Arbeiter betritt eine neue Welt, die er nicht geringschätzen, sondern verstehen soll; sonst ist jedes Wort zu den Bauern so werthlos, wie wenn ein Bauer eine Vorlesung über Industrie hielte. Er lege den

Digitized by Google

städtischen Hochmuth ab, daß der Bauer dumm sei, während er nur ungeschult ist. Gewiß sollen wir den Bauern aufklären; aber auch wir können von ihm Vieles lernen. Alle hergebrachte Schablone und bloße Analogie, das mechanische Uebertragen der industriellen Thatsachen auf die Landwirthschaft, ist unzulässig. Nur ein liebevolles Eingehen giebt die nothwendige Einsicht in die landwirthschaftliche Betriebs- und Lebensweise." Solche Zumuthungen einer Partei zu machen, deren Führer sich doch schon längst im Besitze von der Weisheit letztem Schlusse wähnen! Aber es kam noch schlimmer. „Dennoch erweist sich der Großbetrieb in der heutigen Landwirthschaft — wo nicht Ausnahme-Verhältnisse vorhanden sind — im Wettbewerbe keineswegs als so überlegen, und Das trotz aller ihm so reichlich zugeschanzten Vortheile auf Kosten der Allgemeinheit. . . . . Und wie es eine zweifellose Thatsache ist, daß Klein- und Mittelbetrieb, das selbständige Bauernthum, in vielen Gegenden in einer wachsenden Bedrückung und Verdrängung begriffen ist und auch dem künftigen Untergange verfallen erscheint, wenn ihm der Staat keine Hilfe leistet, — so ist es nicht minder eine Thatsache, daß dieses Bauernthum heute noch vorhanden ist und auf absehbare Zeit wirthschaftlich lebensfähig, d. h. dem Betriebe gewachsen ist." Das Erfurter Programm läßt dagegen die Bauern insgesammt und bedingungslos in die Knechtung, in das Elend und die Ausbeutung versinken. Und auch diese Rede Vollmars fand großen Beifall. Ja gerade die „bedenklichsten Stellen" wurden, wie Bebel jammert, „von einem erheblichen Theile der Delegirten am Lebhaftesten beklatscht".

So wird es begreiflich, daß Bebel, wie er in der Versammlung des zweiten berliner Wahlkreises gestand, noch von keinem Parteitage so enttäuscht heimgekehrt ist wie von Frankfurt.

Kein Zweifel: die Schaar Derjenigen wächst von Tag zu Tag, die den gesammten traditionellen Ballast antireligiöser, revolutionärer und utopistischer Art, der bei der aufrichtigen Wahrnehmung wirklicher Volksinteressen nur Hindernisse schafft, zu versenken trachtet; man ist des „alten Agitationsklopfes" herzlich müde und satt; man will keine neue Kirche mit Inquisition, unfehlbaren Päpsten und Kirchenvätern; man will den Sektencharakter abstreifen und eine große politische Partei, nicht nur dem Namen nach, sondern auch der That nach werden; man ist der radikalen Phrase überdrüssig und sehnt sich danach, positiv für das Volkswohl zu schaffen; man will einen wachsenden Einfluß auf das gesammte staatliche Leben gewinnen und die Interessen der breiten arbeitenden Volksmassen, mögen die Leidenden nun gewerbliche Arbeiter, Handwerker oder Bauern sein, wirksam fördern. Das Volk wird durch die Prophezeiungen und die Vertröstungen auf den baldigen Eintritt des tausendjährigen Reiches nicht satt. Es hat bereits genug gelitten durch den doktrinären Starrsinn seiner Führer.

Digitized by Google

So hat denn endlich auch im Deutschen Reiche das allgemeine Stimmrecht die Partei geboren, die nothwendig ist, um die Gefahren, die es unter Umständen in sich bergen könnte, im Keime zu ersticken.

Das ist für kommunistische und revolutionäre Prinzipienreiter eben so schmerzlich wie für Diejenigen, die wünschen, daß Alles beim Alten bleiben oder gar eine Konzentration nach rückwärts erfolgen möchte. Es ist durchaus zutreffend, wenn die „National-Zeitung" und andere Organe verwandter Richtung von ihrem Standpunkte aus Vollmar für viel gefährlicher ansehen als Bebel. Wer aber eine fortschreitende wirthschaftliche, geistige und moralische Erhebung des arbeitenden Volkes als nothwendig begreift, Der wird diese Wandlung mit froher Genugthuung begrüßen.

Mit welchem Rechte nun gegen eine Partei, in der die umsturzlerischen Neigungen so offenbar auf dem Aussterbe-Etat stehen, mit der Parole „Bekämpfung des Umsturzes" zu Felde gezogen werden kann, Das bedarf nach dem Dargelegten keiner weiteren Auseinandersetzung mehr. Die Anhänger der Bekämpfung des Umsturzes durch Ausnahmegesetze sehen sich auch jetzt schon genöthigt, zu den lächerlichsten Ausflüchten zu greifen, die man sich denken kann. Der ganze Zwist in der Sozialdemokratie soll eine zwischen deren Führern abgekartete Komoedie sein, um die bürgerlichen Parteien zu verwirren. Man könnte über diese groteske Hypothese lachen wenn es nicht allzu traurig wäre, daß, bona fides angenommen, Leute, die „öffentliche Meinung" machen, in solch' haarsträubender Unwissenheit über die Zustände der größten Partei Deutschlands befangen sind, oder, im Falle der mala fides, daß der politische Kampf bei uns bereits mit so erbärmlichen Mitteln ausgefochten wird.

Die große Zahl Derer, die sozialdemokratischen Kandidaten bei den Wahlen ihre Stimme geben, einfach, weil sie nach manchen bitteren Enttäuschungen zu den Vertretern der überlieferten bürgerlichen Parteien kein Vertrauen mehr zu fassen vermögen, wird jeden gegen die Sozialdemokratie unternommenen Schritt nur als eine Maßregel zur Benachtheiligung der Volksinteressen betrachten. Der schlichte Verstand wird nie begreifen, warum sie für die That des italienischen Bäckergehilfen oder für den berliner Bierboykott büßen sollen. Die herrschenden Kreise aber würden die schlimmsten Beschuldigungen der sozialdemokratischen Fanatiker zu rechtfertigen scheinen, wenn sie angesichts der unverkennbaren Wendung zum Besseren, die in der deutschen Arbeiterpartei sich eben vollzieht, ohne Ausnahmegesetze und Polizeimaßregeln nicht auszukommen wüßten.

Die nationale Einigung des deutschen Volkes ist dem Norden zu verdanken gewesen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird die soziale Wiedergeburt vom Süden und Westen her erfolgen.

Karlsruhe. Professor Dr. Heinrich Herkner.

Digitized by Google

Die geistliche Oper.*)

Was die bildenden Künste sich stets als höchste Aufgabe gestellt und worin sie das Größte und Schönste geleistet haben: die Darstellung der erhabensten Momente und Gestalten aus dem alten und neuen Testament, Das hat die Dichtung, und insbesondere das Drama und die Oper, bisher fast ganz vernachlässigt oder nur hier und da in vereinzelten Schöpfungen, nicht der allerbesten Art — „Joseph und seine Brüder" von Méhul ausgenommen — geliefert. Woher kommt Das? Fürchtet man eine Entweihung des Stoffes? Ist es anzunehmen, daß die stumme und unbewegliche Darstellung nicht entweiht, während die bewegliche Darstellung, unterstützt durch Wort und Ton, die Weihe zerstört?

In katholischen Ländern wurden zwar seit langer Zeit, und an einigen Orten bis auf den heutigen Tag, Mysterien-Stoffe aus dem neuen Testament dramatisirt und aufgeführt. Doch da es sich hierbei nicht um Kunstwerke handelt, die aus dem Bereiche der naivsten Volksanschauung herauswuchsen, sondern um eine vom Klerus als ein Mittel zu religiösen, nicht künstlerischen Zwecken gewählte Form, so gehört diese Gattung nicht in das hier zu betrachtende Gebiet.

Die Erklärung dafür, daß die Urquelle aller poetischen Stoffe von den Kunstheroen so lange vernachlässigt wurde, liegt wohl darin, daß seit jeher das Theater als ein Ort und eine Art der sinnlichen Belustigung angesehen wurde; daher kommt auch die Anschauung, daß heilige Stoffe auf diesem Boden entheiligt werden. So ist in England die Aufführung von Rossinis „Moses" und selbst Méhuls „Joseph" von der Censur nicht gestattet worden.

Doch gänzlich konnte sich die Kunst, namentlich die musikalische, nicht den schönsten Ausdruck, der ihr zu Gebote steht, vorenthalten lassen, und so entstand eine neue Kunstform: das „Oratorium", — die erzählende, also die kälteste Form. Wie stark aber der Zauber der biblischen Stoffe ist, Das

*) Aus einem Brief, den Anton Rubinstein seinem Freunde und Lehrer Rudolf Loewenstein vor vier Jahren schrieb, hat Fräulein Margarethe Toeppe mit dankenswerthem und liebevollem Bemühen die hier folgende — bisher nicht veröffentlichte — Skizze herausgearbeitet. Das Wirken des uns plötzlich geraubten Meisters ist vor einigen Monaten (S. „Zukunft" v. 18. August 1894) in diesen Blättern gewürdigt worden. Der kleine Aufsatz bringt Rubinsteins Lieblingsgedanken, der gewiß ernste Beachtung verdient, klarer und eindringlicher zum Ausdruck als ein anderer Artikel, den der starke Künstler und gütige Mensch über diesen Gegenstand einmal in den achtziger Jahren veröffentlicht hat.

Digitized by Google

beweist die Erscheinung, daß in einem Oratorium zu uns Gestalten wie die eines Moses, Elias, David oder Christus einen ganzen Abend im schwarzen Frack, weißer Halsbinde, gelben Handschuhen, mit einem Notenhefte vor dem Gesichte, singen und wir uns diese Ungeheuerlichkeit nicht nur gefallen lassen, sondern schließlich noch Genuß davon haben. Das ist nur mit dem Gehalt des musikalischen Theiles zu erklären. Die größten musikalischen Meisterwerke sind in dieser traurigen Gattung geschaffen worden, — und deshalb wird diese Form bis auf unsere Tage fortgepflanzt; ich glaube aber, daß, obwohl sie sich Bürgerrechte in der Kunst und beim Publikum erworben hat, obwohl Kunstinstitute der besten Art sie mit Vorliebe und großem Erfolge pflegen, sie nicht von Dauer sein wird und auch nicht sein soll. Diese Stoffe, diese Gestalten gehören auf die Bühne, von der herab sie hundertfach mehr wirken müssen, durch das Zusammenwirken aller Künste, durch Dekorationen, Plastik, Bewegung, Poesie, Musik. Zwei Bedingungen freilich müssen erfüllt sein, ehe das Oratorium „Geistliche Oper" werden kann: die gänzliche Trennung des biblischen Theaters vom weltlichen — durch ein eigens zu diesem Zwecke gebautes Bühnenhaus — und eine andere, besondere Art der Behandlung des musikalischen Dramas.

Man würde mich sehr mißverstehen, wollte man aus diesen Andeutungen schließen, daß ich die weltliche Oper verdamme. Sie hat ihre volle Berechtigung und ich werde immer bestrebt sein, mein Möglichstes aufzubieten, um in dieser Gattung etwas Bleibendes zu schaffen. Nur möchte ich neben dem prunkenden Palast, den die weltliche Oper bewohnt, auch eine Kunstkirche für die geistliche Oper erbaut sehen. Ich theile nicht die Meinung Derer, die da sagen, daß in einem Gebäude, wo man heute tanzt und schmaust, man morgen einen Gottesdienst abhalten kann; in freier Natur, unter offenem Himmel, geht Das: man versammelt sich auf einem Wiesenplatz, kniet nieder und hält einen Gottesdienst ab, dann wird die Kanzel fortgenommen und auf dem selben Platz werden Tische gedeckt und es wird geschmaust und getanzt. Aus einem geschlossenen Raum aber sind die Dünste und Düfte der sinnlichen Freuden nicht so leicht zu vertreiben.

Das Textbuch zur geistlichen Oper braucht sich nicht an die in der weltlichen Oper geltenden Gesetze einer Exposition, Entwickelung, Peripetie und Katastrophe zu halten; auch sind für die geistliche Oper die Bedingungen des Erfolges des weltlichen Operntextes — spannende Handlung, effektvolle Situationen u. s. w. — nicht durchaus nothwendig; außerdem ist der Schwerpunkt der weltlichen Oper, das lyrische Moment einer Liebesgeschichte zweier Hauptpersonen, sofern es nicht im Stoffe selbst liegt, gänzlich fortzulassen, und wenn es dem Stoffe selbst innewohnt, sowohl literarisch wie musikalisch nicht mit der sinnlichen Leidenschaftlichkeit wie in

Digitized by Google

der weltlichen Oper, sondern ruhiger, ernster und auch episodischer zu behandeln. Im Ganzen, scheint mir, muß ein zur weltlichen Oper geeignetes Drama mehr einen beschaulichen Charakter haben, gleichsam eine Art lebender Bilder bringen und an Beschreibungen der Zeit oder des Orts sich nicht binden; es kann jeder Motivirung der auf einander folgenden Situationen entbehren, kann ganze Epochen an einem Abend vorführen und Hauptpersonen von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode begleiten. Der Komponist darf ruhig diese Person im ersten Theile als Kind von einem Sopran, im zweiten als Jüngling von einem Tenor, im dritten als Greis von einem Baß singen lassen.

Der Komposition der geistlichen Oper möchte ich den Charakter des bisherigen Oratorienstils wahren. Die Chöre wären polyphon zu halten, die Recitative nicht secco, sondern melodisch zu behandeln, die Arien dem Sinne der Worte nach, jedoch immer in gehobener Stimmung, zu halten, — kurzum, der Musik müßte die sinnliche Leidenschaftlichkeit der weltlichen Oper genommen und an ihrer Stelle der ernste Charakter der sogenannten Kirchenkomposition verliehen werden.

Ueber die Inszenirung und Regie will ich auch — so weit ich mich darauf verstehe — hier einige Andeutungen geben. Gott-Vater ist nicht darzustellen (hat ihn ja auch die bildende Kunst nicht würdig nachschaffen können); ich nehme an, er ist nie sichtbar, er wird geahnt, gehört, aber nicht gesehen; die höchste Höhe der Bühne rechts oder links wird als sein Thronsitz angenommen, hell erleuchtet, so daß die Bühne von seinen Strahlen erglänzt. Jede andere Persönlichkeit kann dargestellt werden. Die schwersten Aufgaben der Darstellung sind jedenfalls: die Schöpfung, die Sintfluth, die Völkerwanderung; auch liegt eine große Schwierigkeit in der Darstellung Adams und Evas vor ihrem Sündenfall, — wegen der Nacktheit. Zur Hebung dieser Schwierigkeiten glaube ich das Mittel der Nebelbilder (dissolving views) vorschlagen zu können. Während ein solches Bild aufgezogen wird, singt der Chor oder die betreffende Persönlichkeit hinter der Bühne und das Bild stellt die Handlung vor. So z. B. spricht der Herr: „Es werden die Thiere" und nach und nach stellt das Nebelbild alle möglichen Thiere vor. So werden auch Adam und Eva gezeigt, da ja im Bild die Nacktheit der Menschen nicht stört. Noch leichter ist die Sintfluth in verschiedenen Bildern darzustellen, während hinter der Bühne der Chor die Weh- und Angstrufe der Menschen singt. Um ein klares Bild meiner Anschauung zu geben, will ich hier kurz das ganze Szenarium meines „Verlorenen Paradieses" skizziren.

Erster Theil. Die Bühne stellt das Empyreum vor; rechts in den höchsten Höhen der Thron Gottes, unsichtbar, nur durch Lichtstrahlen angedeutet; verschiedene Gruppen von Engeln, oben zum Thron Kinder fliegend; Männer und Frauen, liegend und stehend, füllen die Bühne; rechts vorn die drei Erzengel,

Digitized by Google

links im Vordergrund Lucifer; immer neue Gruppen kommen während des ersten Chores heran, den Gottesthron begrüßend. Recitativ, Gottes Stimme von oben, die Engel beugen sich zustimmend, Lucifers Empörung, es bildet sich für ihn eine Partei, Männer und Frauen gruppiren sich um ihn, Gottes Stimme fordert die Erzengel auf, Lucifer zu strafen. Aufruf der Erzengel zum Himmelskriege. Verschiedene Bewegungen der vereinigten Engelschaaren während des Kampfes. Lucifers Kampfmittel sind „Feuersprühen und Rauchwolken". Die Mittel der guten Engel sind Lichtstrahlen u. s. w. Diese Nummer, die musikalisch sehr schwer ist, kann so einstudirt werden, daß der Kampf durch Balletstatisten ausgeführt wird, während der singende Chor nur hier und da von einer Seite zur anderen Bewegungen macht. Die guten Engel treten immer weiter zurück, die kleinen fliegen immer höher hinauf, es öffnet sich der Himmel, und Lucifer und seine Partei stürzen jammernd in die Versenkung. Die Bühne ist leer, ganz in Wolken gehüllt; auf einer Wolke (von der linken Seite) liegend, singt ein Engel die Klage über die Empörung und fliegt dann hinauf zum Gottesthron.

Die Bühne stellt das Pandämonium vor. Die nächsten Nummern, bis zum Schluß des Aktes ganz durch den Text erklärt, können leicht in gewöhnlicher Weise inszenirt werden. Der Theaterbau, das Maschinenwesen, die dekorative Kunst haben in letzter Zeit große Fortschritte gemacht; es ist jedoch anzunehmen, daß sie nicht dabei stehen bleiben werden und daß man so bald wie möglich das Problem lösen wird, das Orchester und den Kapellmeister vom Zuschauerraum zu entfernen, ohne dadurch der Klangwirkung und dem guten Zusammengehen Abbruch zu thun. Wenn Das ermöglicht werden sollte, dann denke ich mir die Bühne in drei Theile getheilt: „der Himmel" (die Höhen der Bühne), „die Erde" (die Bühne selbst) und „die Hölle" (der Raum der Versenkung). Von den ersten zwei Theilen brauche ich nicht weiter zu sprechen, da sich das Resultat von selbst ergiebt. Den dritten — unteren — Theil denke ich mir folgendermaßen: der untere Vorhang wird aufgezogen, der innere Raum der unteren Bühne ist ganz finster, nur durch Feuergluthen von verschiedenen Seiten beleuchtet, im Hintergrunde „Satans Thron". Die Bühne ist gefüllt von Frauen und Männern, die zu beiden Seiten in verschiedenen Gruppirungen liegen und stehen. Satan ist nicht eine häßliche Fratze, sondern eine schöne, aber finstere Männergestalt; er sitzt auf dem Thron, in nachdenkender Stellung. Auch die übrigen Dämonen sind nicht Fratzen, sondern gefallene Engel. Also bei Allen darf nur durch das Kostüm der finstere Charakter angedeutet werden. Hie und da können freilich auch monströse Gestalten vorkommen.

Dieses Bild ist aber erst im dritten Theile des Werkes vorzuführen, d. h. nach der Konstituirung eines Höllenreiches mit Satan als Höllengott. In der eben erwähnten Nummer des ersten Theiles fangen die Gefallenen erst an, sich vom Sturze allmählich zu erholen; da ist noch kein Thron und keine hierarchische Gruppirung möglich, die Bühne ist noch ganz leer und finster, in wilden Schaaren drängt sich der Chor, Satan um Hilfe anrufend. Die Veränderung des Kostümes — schwarz statt licht — ist unbedingt nothwendig.

Zweiter Theil. Nebelbilder: 1) Das Chaos. 2) Erschaffung des Lichtes. 3) Erschaffung des Firmamentes. 4) Erschaffung des Wassers und der Erde. 5) Erschaffung der Sonne, des Mondes und der Gestirne. 6) Erschaffung der Thiere. 7) Erschaffung des Menschen. 8) Gottes Gebote für den Menschen; das Paradies und der Baum der Erkenntniß. 9) Schlußchor der Engel.

Digitized by Google

Hymne. — Diesen ganzen zweiten Theil singt der Chor, eben so wie die Solostimmen, hinter der Bühne.

Dritter Theil: Der Sündenfall ist durch einen Instrumentalsatz angegeben als Zwischenaktsmusik. Der Vorhang wird danach aufgezogen, die Bühne stellt einen Theil des Paradieses vor, in der Mitte der Baum der Erkenntniß mit der glänzenden Schlange daran; die Bühne ist leer. Wenn dem Stoffe gemäß Himmel und Hölle, wie bei dieser Nummer, oder Himmel, Erde und Hölle, wie bei dem Schlußchor des dritten Theiles, zugleich betheiligt sind, so ist oben, also im Himmel, die hellste Erleuchtung, in der Mitte, also auf der Erde, eine milde, matte Beleuchtung und unten, also in der Hölle, Finsterniß, nur hie und da ein glühender Feuerschein. (So lange dieser Theatereffekt der Dreitheilung der Bühne nicht ermöglicht ist und das Orchester mit dem Kapellmeister den unteren Theil der Bühne verdeckt, müssen die höllischen Chöre immer unsichtbar sein und im Versenkungraum singen, ausgenommen in der zweiten Hälfte des ersten Theiles des Werkes, wo die Hölle dem Stoffe nach ganz allein figurirt, also in dem oberen Raume der Bühne dargestellt werden kann.) Jubeln der Hölle und Klagen der Himmelsschaaren; beide Chöre unsichtbar. Hierauf erscheinen die drei Erzengel von verschiedenen Seiten der Bühne und stellen sich im Hintergrunde auf drei Bergspitzen, hell erleuchtet, auf. Gottes Stimme erschallt, Engelschaaren werden oben sichtbar und bilden eine Gruppe, so daß man das Herannahen Gottes ahnt. Dialog des Herrn (unsichtbar) mit Adam und Eva (sichtbar). Das Menschenpaar erscheint in einer aus Blättern und Zweigen gemachten Kleidung. Hierauf fliegen die Engelschaaren nach oben, Adam und Eva bleiben allein in Angst zurück, nach und nach verfinstert sich die Bühne, dräuende Gestalten werden sichtbar. Schlußchor der Höllengeister; Himmelsschaaren mit Adam und Eva; der Erzengel Michael weist sie zum Paradiese hinaus; drei Engel von oben, ganz vom Licht bestrahlt, verkünden ihnen die Möglichkeit, das Paradies zurückzugewinnen, und verschwinden. Nachdem Adam und Eva die Bühne verlassen haben, schließen die Erzengel die Pforten des Paradieses und ein Engel fliegt von oben herab und stellt sich als Hüter der Pforten auf. Der Vorhang fällt.

Wenn das biblische Theater, sei es durch eine Aktiengesellschaft oder durch ein von der Regirung neugegründetes Kunstinstitut, zu Stande käme, so könnte man ein Repertoire auf zweierlei Arten zusammenstellen. Entweder man wagte es, alle Oratorien, die biblische Stoffe behandeln, Händel, Mendelssohn u. A., bühnengerecht zu bearbeiten, oder man betraute die besseren Komponisten mit der Aufgabe, je einen Stoff aus der Bibel in dieser Weise zu gestalten. So würde man nach einem gewissen Zeitraum die Hauptmomente des alten und neuen Testamentes dramatisch-musikalisch bearbeitet haben und könnte sie in chronologischer Reihenfolge dem Publikum vorführen. Die Bearbeitung eines Stoffes durch einen Komponisten hindert selbstverständlich nicht, daß der selbe Stoff auch von einem anderen Komponisten benutzt werden darf; beide Werke könnten dann ja abwechselnd aufgeführt werden. Da die Stoffe im biblischen Theater immer die selben bleiben werden, wird das Interesse des Publikums sich ohnehin nur auf die Art der Behandlung des Stoffes richten können.

Digitized by Google

Ist es zweifelhaft, ob sich das Publikum für ein derartiges Institut interessiren wird? Ich bin dieses Interesses so vollständig gewiß, daß ich glaube, mit der Zeit wird es dazu kommen, und in jeder Stadt, wo ein weltliches Theater existirt, wird auch ein geistliches Theater entstehen, und gewiß nicht zum Nachtheil der Kunst, jedenfalls aber zur Hebung des Kunstgefühles und Kunstgeschmackes des Publikums.

Auf das Verhalten des Publikums bei der Aufführung müßte auch die Leitung so weit einwirken, daß es nicht gestattet sein dürfte, Zeichen des Beifalls oder Mißfallens zu geben, sondern es zugehe wie in einer Kirche der Kunst. Bei der Vertheilung der Rollen dürfte die äußere Erscheinung der Künstler nicht außer Acht gelassen werden. Eine Mosesgestalt darf nicht durch einen kleinen, untersetzten Künstler dem Publikum vorgeführt werden. Auf die Einstudirung, die kein scheinbar geringes Detail des Spieles und der Aktion vernachlässigen dürfte, müßte die größte Sorgfalt verwendet werden und die Ausstattung müßte den strengsten Anforderungen der Geschichtkunde und Aesthetik entsprechen.

Wenn ich diese Sätze schreibe, so geschieht es nicht, um eine Polemik heraufzubeschwören; im Gegentheil, ich nehme mir vor, mich in keine weiteren Erörterungen über diesen Gegengestand einzulassen; es geschieht auch nicht, um eine religiöse Frage aufs Tapet zu bringen, ja nicht einmal aus persönlichem religiösen Drange, sondern einzig und allein, um für die Erschaffung einer Kunstform, die gänzlich fehlt und die doch von großer Wichtigkeit und von großer künstlerischer Tragweite sein könnte, eine Anregung zu geben. Ich trage mich mit diesem Gedanken seit langen Jahren, ich habe mit vielen Kunstgenossen und hervorragenden Persönlichkeiten darüber gesprochen; sie Alle haben mir gerathen, meine Gedanken schriftlich zu fixiren. Ich habe mich aber früher nicht dazu entschließen können, aus Furcht, es möchte als Utopie angesehen werden. Jetzt, wo zu meiner Verwunderung und Freude bereits große religiöse Aufführungen im Theater stattfinden, wo in Düsseldorf die Künstler den Paulus von Mendelssohn szenisch dargestellt haben, wo in vielen Städten von namhaften Musikern biblische Stoffe zu Opern benutzt werden, jetzt fühle ich mich doch gedrungen, meine intimste Lieblingsidee öffentlich auszusprechen. Wenn später einmal diese Idee, in dem von mir angedeuteten Sinn oder von besseren Leuten in anderer Weise verarbeitet, zur Wirklichkeit wird, dann wird man nun wenigstens wissen, daß ich auch daran gedacht und mich nach meinen geringen Kräften bemüht habe, einen Stein für den herrlichen Bau herbeizutragen, zu dessen Vollendung ich vielleicht nicht berufen war.

Peterhof. Anton Rubinstein.

Digitized by Google

Eine neue Geschichte Israels.

Israel und Juda: die ersten Erinnerungen des Jugendunterrichtes sind mit ihren Geschicken verknüpft und besser als in der Geschichte des eigenen Vaterlandes oder Vaterländchens weiß der Mensch des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts Bescheid in Allem, was Israels heilige Bücher über das Werden und Vergehen des auserwählten Volkes berichten, und zwar meist um so besser, je weniger ihm sonst von den aufgespeicherten Wissensschätzen als Wucherpfund auf den Lebensweg mitgegeben ist, der Volksschüler meist mehr als der Gymnasiast. Die höchste Meinung von sich selbst zeichnet sehr häufig die Sprößlinge Judäas aus, die unserem Gemeinleben als Sauerteig beigemischt sind, der ingrimmigste Haß und ein schüttelnder Widerwille bewegt das Gemüth des christlichen Antisemiten beim Gedanken an Alles, was mit dem Volke zu thun hat, das ihm doch seinen Heiland gegeben hat.

Daß das Problem, das Juda uns zu lösen aufgiebt, kein kleines und nicht wenig reizvoll ist, hat wohl schon Jeder einmal gedacht, und wenn auch im Alterthum das gewaltige Weltreich der Römer mit seinen bis in unsere Zeit hinein wirkenden Errungenschaften, und das Ideal des Künstlers, das herrliche Hellas, das Interesse der heutigen Menschen mehr in Anspruch nehmen, so hat doch auch Juda seine Geschichtschreiber gefunden, die gesucht haben, aus der frommen Ueberlieferung herauszuschälen, was an wahrem historischen Gehalt darin ist, und aus dem heiligen Volke der Religiongeschichte ein geschichtliches Volk in seinem Entstehen und Vergehen nach den allgemeinen Gesetzen der Völkerentwickelung uns zu schildern. So lange das Christenthum in unser öffentliches Leben eingreift, wird man auch genöthigt sein, die Frage seines Werdens zu studiren und sich mit der geistigen und politischen Entwickelung Judas zu befassen, aus der diese nachhaltigste aller geistigen Bewegungen ihren Ursprung nahm oder doch genommen haben soll. Als geistige Bewegung erklärt sie sich zwar zunächst aus dem geistigen Leben Israels, und dieses Leben ist in erster Linie seine Religion, aber ein wahrhaftes Verständniß läßt sich doch erst durch die Berücksichtigung der Gesammtgeschichte des Volkes gewinnen, durch welche die geistige Bewegung, die zur Entwickelung der jüdischen Religion führte, hervorgerufen und bei ihrer Weiterbildung hemmend und drängend in ihrer Bahn bestimmt wurde. Jede größere geistige Bewegung hat schließlich ihren Ursprung im Gesammtleben eines Volkes.

Von Darstellungen der Geschichte Israels, welche die Neuzeit uns gebracht hat, sind vor allen anderen zwei zu nennen, die des Franzosen Renan und die des Deutschen Stade. Eine andere deutsche, von Kittel, ist mehr ein Handbuch, das die quellengemäße Forschung für den Gelehrten erleichtern soll, auf den Charakter einer Geschichtdarstellung kann sie keinen Anspruch machen. Dagegen hat Stade zuerst versucht, auf Grund der neueren Ergebnisse der Quellenforschung das Bild der israelitischen Geschichte frei von der Zwangsjacke der Tradition zu zeichnen und Renan hat in dem letzten größeren Werke seines fruchtbaren Lebens eine manchmal allerdings zu sehr durch seine Phantasie und durch das Hineinziehen moderner Ideen beeinflußte Darstellung gegeben, die aber zweifellos die anschaulichste und lesbarste der bisher erschienenen ist.

Digitized by Google

Wenn wir kurz den Gegensatz zwischen Stade und Renan bezeichnen wollen, so können wir ihn am Besten als den zwischen Schaffen und Kritik bezeichnen: wer sich durch Stade hindurch arbeitet, wird von vielen falschen Vorstellungen befreit werden, er wird Vieles als irrig erkennen und von Vielem erfahren, das nicht war; eine einigermaßen zusammenhängende Vorstellung von Dem, was war und wie es war, wird er kaum mitnehmen. Dagegen hat es Renan verstanden, eine auch dem Nichtfachmann verständliche, lebendige und anschauliche Darstellung zu geben, an der freilich die ins Einzelne gehende Kritik Manches auszusetzen findet. Als Kritiker wird man daher Stade den Vorzug geben müssen, als Geschichtschreiber Renan.

Zu diesen gesellt sich jetzt eine kürzlich erschienene „Israelitische und Jüdische Geschichte" von dem Manne, der unter den Fachleuten als Bahnbrecher auf dem Gebiete der biblischen Quellenforschung und Geschichtdarstellung gilt, dem Professor Julius Wellhausen. Ehe wir dieses neue Werk aber näher betrachten, wird eine Verständigung über Aufgaben und Ziele einer Geschichte Israels nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft nöthig sein.

Die wichtigste und nächstliegende Quelle bieten selbstverständlich die eigenen Nachrichten Israels über seine Vergangenheit: die biblischen Schriften. In deren Betrachtung und Schätzung hat sich nun in der letzten Zeit eine deutlich erkennbare Umwälzung vollzogen. Seit Astruc vor jetzt mehr als einem Jahrhundert zuerst auf die lose Zusammenfügung der sogenannten historischen Bücher der Bibel und auf ihre Zerlegbarkeit in ihre Urbestandtheile hingewiesen hat, ist eine neue biblische Wissenschaft, die „Quellenkritik", entstanden, die nach manchen heftigen und weit auseinandergehenden Kontroversen zu jetzt ziemlich allgemein anerkannten Ergebnissen über das Verhältniß der einzelnen Urschriften zu einander, ihre Tendenz und Zuverlässigkeit, gelangt ist. Die dadurch gewonnenen Anschauungen konnte man dann für eine Kritik der prophetischen Schriften, dieser lebensvollen gleichzeitigen Zeugnisse der bedeutungvollsten geschichtlichen Ereignisse, erwecken, um aus diesen die zahlreichen Interpolationen, Ueberarbeitungen und Fälschungen späterer Zeit, welche die alten Aussprüche berühmter Männer für ihre Zwecke gemodelt und zurechtgestutzt hatte, auszuscheiden. Dadurch erst ist es möglich geworden, sich von der tendenziösen Darstellung der biblischen Bücher in ihrer jetzigen, hierarchischen Zwecken dienenden Gestalt frei zu machen und die alten unbefangenen Zeugen selbst zu verhören und gegen einander abzuwägen. In der Geschichte dieser Wissenschaft gebührt Wellhausen kein geringer Platz, denn er ist es gewesen, der der jetzt allgemein angenommenen Ansicht zur Anerkennung verholfen hat, indem er zwar nicht zuerst erkannte, wohl aber die von Graf erkannte Thatsache aufs Neue überzeugungvoll darlegte, daß die eine Quelle, der sogenannte Priesterkodex, die man bis dahin allgemein als die älteste angesehen hatte, im Gegentheil die jüngste und nur künstlich archaistisch zurechtgestutzt sei, — eine Erkenntniß, die auf die ganze Anschauung der Entwickelung Israels in politischer und geistiger Beziehung umstürzend wirken mußte. Durch ihn erst wurde der Unterschied zwischen Israel als Volk und dem Judenthum als religiöser Sekte, wie sie sich im babylonischen Exil zu entwickeln begann und unter dem Einfluß des „Priesterkodex" und des in seinem Sinne redigirten biblischen Kanons weiter bildete, klar und einleuchtend dargelegt. Insofern also die biblischen Quellen in Betracht kommen, gebührt Wellhausen hohes Lob für seine Verdienste, um so

Digitized by Google

mehr, als er durch Zelotismus und hämisches oder unthätiges Zuschauen von wissenschaftlichen Gegnern zum Märtyrer seiner Ueberzeugung gemacht wurde.

Mit Benutzung dieser Ergebnisse haben Stade und Renan geschrieben und es ist begreiflich, daß Wellhausen das Bedürfniß fühlt, einen einst für die „Encyclopaedia Britannica" geschriebenen kurzen Abriß der Geschichte Israels jetzt in erweiterter Form zu bieten, um die von ihm so klar erwiesenen Grundsätze selbst anzuwenden. Die Wissenschaft ist aber nicht stehen geblieben und hat sich nicht darauf beschränkt, das Gebäude, dessen Fundament Graf und Wellhausen so fest gelegt hatten, auszubauen, — nein, andere Paläste, nicht minder prächtig und oft geräumiger, sind an seiner Seite entstanden.

Das kleine Israel kann als politisches Gemeinwesen allein keinen Anspruch auf besondere Beachtung machen. Es hat nie eine hervorragende Rolle im Völkergetriebe gespielt, nie — immer politisch gesprochen — seine Herrschaft Anderen aufgedrängt; von einigen kleinen und nicht dauernden Eroberungen in der Nachbarschaft abgesehen, ist es ein winziges, im großen Orient kaum bekanntes Völkchen geblieben, nicht bedeutsamer für den Gang der Weltgeschichte als seine Brüder Ammon, Moab, Edom u. a. Die Geschichte eines solchen Völkchens steht daher naturgemäß unter dem Einfluß der größeren, es einschließenden Staaten, deren Blühen es erstickt, deren Vergehen es sich freier entwickeln läßt. Durch ihr Geschick wird auch seines bestimmt. Israel war im vorderen Orient nichts Anderes als etwa ein deutscher Kleinstaat im Verhältniß zum ganzen Deutschen Reich oder gar im europäischen Völkerleben. Wenn man daher die israelitische Geschichte politisch verstehen will, so kann man Das nur durch ein fortwährendes Vergleichen der gleichzeitigen Ereignisse in den benachbarten Großstaaten, Das heißt in ältester Zeit: Egypten und Babylonien, später Egypten und Assyrien. Wie alle palästinensischen und syrischen Völkerschaften war Israel zwischen diese beiden Staaten geklemmt und von der Natur als ein Ziel für beiderseitige Eroberergelüste hingestellt. Seine Entwickelung mußte daher von dem fortwährenden Herüber und Hinüber der Reibereien und Kriege bestimmt werden und ist auch durch sie bestimmt worden. Nur im Zusammenhange der Geschichte dieser beiden Großstaaten kann daher die israelitische betrachtet und verstanden werden, wenn sie nicht ein willkürliches und zusammenhangloses Ungefähr sein soll, wie es die eines thüringischen Staates sein würde, wenn man sie ohne jeden Zusammenhang mit der deutschen und europäischen Entwickelung betrachten wollte.

Die Wissenschaft, die sich mit der Erforschung des alten Orients beschäftigt, ist nun noch sehr jung, eine stärkere Entwickelung haben ihr erst die letzten zwanzig bis dreißig Jahre gebracht, die auch auf dem Gebiete der „Quellenkritik", wie erwähnt, ebenfalls einen so großen Umsturz herbeiführten. Um so mehr sollte man erwarten, daß bei der Beschränktheit des biblischen Materials und bei der Aussichtlosigkeit, es je vermehrt zu sehen, man nach den neu erstandenen Stützen gegriffen hätte, um an den unanzweifelbaren gleichzeitigen Zeugnissen die auf anderem Wege erhaltenen Resultate zu prüfen, die vorhandenen Lücken auszufüllen und der ganzen Darstellung erst den richtigen historischen Hintergrund zu verleihen. Am Meisten hat das Das noch Renan gethan, dem wir, trotz allen seinen Schwächen in der Kritik der Einzelnheiten, als historischem Darsteller auch sonst den Vorzug geben mußten. Vollkommen vermißt man aber schon eine gebührende Benutzung

Digitized by Google

des nichtbiblischen Materials in dem Buch von Stade, das durchweg auf eine selbständige Verwerthung egyptischer und keilinschriftlicher Quellen verzichtet und sich mit ein paar widerwilligen Hinweisen auf längst nicht mehr maßgebende Werke begnügt. Nun sind gerade seit dem Erscheinen des Stadeschen Buches, also in den letzten zehn Jahren, eine Reihe von bedeutungvollen Entdeckungen gemacht, reiches und werthvolles Material in ungeahnter Weise erschlossen und neue Untersuchungen und Lösungen schon früher aufgeworfener Probleme gegeben worden, die einem Historiker Israels ein reiches und lohnendes Material für eine große Erweiterung des Gesichtsfeldes und für eine richtigere Fassung vieler Einzelnheiten lieferten. Besonders die Briefe von Tel-Amarna, die in Verbindung mit den egyptischen Inschriften uns Palästina im fünfzehnten Jahrhundert schildern, mußten für jeden Historiker Israels ein Material liefern, das seiner ernstesten Aufmerksamkeit und seiner Bemühungen nicht weniger würdig war als irgend ein biblisches Buch.

Sehen wir uns das Werk der größten Autorität auf dem Gebiete der israelitischen Geschichte nun einmal an, um die Verwerthung der monumentalen Quellen, deren Benutzung neuerdings durch zahlreiche Arbeiten so bequem gemacht worden ist, zu kontroliren.

Auf den ersten fünf Seiten giebt Wellhausen eine kurze Schilderung der physischen Beschaffenheit des Landes, dann folgt auf vier Seiten ein kurzer Abschnitt „Ethnologie". Gleich die Anfangssätze machen uns stutzig: „Kanaan ist kein Landes-, sondern ein Volksname, eigentlich ein Sammelname einer bunten Menge verschiedener Völkerschaften ꝛc. Die palästinischen Kanaaniter heißen im alten Testamente Amoriter, jedoch nur sofern sie den Hebräern unterlegen und vor ihnen verschwunden sind" ꝛc. Das ist doch eine etwas merkwürdige Auffassung gegenüber der Thatsache, daß in den egyptischen Inschriften und in den Tel-Amarnabriefen Kanaan die südliche Küste (mit Hinterland?), entsprechend der Ausdehnung Palästinas, Acharru, das Wellhausen überhaupt nicht erwähnt, die nördliche Küste (etwa Phönizien entsprechend) und Amuri das Hinterland im Wesentlichen dieser Gebiete ist. Statt dieses oft genug dargelegte einfache Verhältniß kurzweg mitzutheilen, giebt Wellhausen Das, was das Alte Testament sich vorstellt, in einem als Schilderung der wirklichen Ethnologie des Landes und nicht der falschen biblischen Vorstellungen gemeinten Abschnitt und verdeutlicht es noch durch folgende Anmerkung: „Von Nord nach Süd entspricht der Erstreckung der Kanaaniter die der Phönizier von der cilicischen bis zur egyptischen Grenze". Also besitzen bei ihm die Phönizier die Küste und die Kanaanäer das gesammte Hinterland von Syrien bis zur Südgrenze Palästinas. Nun läßt ein Tel-Amarnabrief Akko, die „phönizische" Küstenstadt, in — Kinachi-Kanaan liegen, wie seit dem Jahre 1888 bekannt ist.

Die ganzen weiteren Mittheilungen über „Ethnologie" erstrecken sich auf eine kurze Erwähnung der Hethiter, Aramäer, Ammoniter, Moabiter, Edomiter. Von dem reichen ethnologischen Material der egyptischen Inschriften, wie es Max Müller zusammengestellt hat, wird überhaupt nichts erwähnt, wie denn auch der Tel-Amarnatafeln mit keinem Worte gedacht wird. Die Ausbreitung der Aramäer kann aus den assyrischen Inschriften ziemlich genau verfolgt werden, — was Wellhausen davon weiß, ist die — übrigens recht zweifelhaft überlieferte — Notiz bei Amos, daß sie aus Kir stammten. Der Schafzüchter von Thekoa als Autorität für ethnologische Fragen —: Das heißt ungefähr einen heutigen pommerschen Bauern nach der Herkunft der Slaven fragen.

Digitized by Google

Wir brauchen nicht weiter Versteckens zu spielen: die vollkommene Ignorirung des inschriftlichen Materials, von dem doch allein eine Erweiterung unseres Gesichtskreises zu erhoffen ist, ist Prinzip bei Wellhausen und wir können daher von vorn herein annehmen, daß er überhaupt nicht die Absicht gehabt hat, sich inschriftlicher Angaben zu bedienen. Daß er dann aber überhaupt darauf hätte verzichten müssen, eine Geschichte Israels zu schreiben, habe ich bereits angedeutet, und Das hat er selbst gefühlt, denn gelegentlich muß er doch auf solche Angaben zurückgreifen. So giebt er selbst einmal zu, daß die paar festen Punkte der israelitischen Chronologie, die wir haben, nur durch die Angaben der Assyrer gewonnen wurden, und daraus allein würde sich für einen gewissenhaften Historiker die Nothwendigkeit der selbständigen Durchforschung dieses Materials ergeben, während Wellhausen durchgehends aus sekundären Quellen schöpft und von den Fortschritten der letzten Jahre nichts ahnt. Wir haben demnach eigentlich nur noch zu prüfen, von welchem Einfluß dieses Verfahren auf seine Darstellung gewesen ist.

Am egyptischen Exil wird festgehalten und an Moses als dem Propheten Jahwes, der den Jahwekult und den Glauben an Jahwe zum „Fundament der Nation und Geschichte" machte. Auch die Ethnologie mit ihren Ergebnissen existirt nicht für diesen Historiker. Hierin war Stade ihm bereits weit voraus. Nicht der geringste Versuch wird gemacht, das Emporkommen der israelitischen Macht unter Saul und David und die Gründung des Reiches im Zusammenhang der politischen Zustände des Orients zu erklären. Wie stellten sich denn die beiden benachbarten Großstaaten dazu und mit welchen Faktoren mußten die Begründer von Israels Einigung rechnen? Wenn es etwa dem modernen Historiker gleichgiltig ist, — jene alten Juden verstanden zweifellos dann mehr von der Geschichte und den in ihr wirkenden Kräften. Auch wird wieder der alte Fehler aufgewärmt, daß die Bedeutung Omris aus der assyrischen Bezeichnung Israels als „Reich Omris" folge, während eine solche Benennungweise ganz gewöhnlicher assyrischer Brauch ist und nichts weiter bedeutet, als daß in dem betreffenden Lande, zur Zeit, wo man mit ihm zu thun hatte, die Dynastie regirte, deren Stammvater so hieß. Ferner sind es bei Wellhausen immer noch „Egypter und Hethiter", deren Herannahen die Aramäer zur Aufhebung der Belagerung Jerusalems (unter Joram) veranlassen. Man denke: ein damaszenisches Heer vor Jerusalem und ein vereinigtes Heer von Egyptern und Hethitern (Syrern) seinen Rücken bedrohend! Nach der Annahme bewährter Geographen lag zwischen beiden gerade das streitige Gebiet und das ganze Reich von Damaskus! Es ist längst bekannt, daß statt Miçrijim zu lesen ist Muçrijim, eine Bezeichnung der Cilicier. Auf Seite 80 ist es Tiglat Pileser II, dem sich Menahem unterwirft, während seit acht Jahren bekannt ist, daß dieser König der Dritte seines Namens war. Bereits auf der nächsten Seite ist Seve, mit dem es Hosea gegen Assyrien hielt, immer noch der äthiopische Oberkönig von Egypten, während wir aus den assyrischen Inschriften längst wissen, daß diese alte Annahme irrig war. Ebenda wird Samaria 721 erobert, während es nach den Angaben Sargons, des Eroberers der Stadt, bereits 722 geschah. Wenige Zeilen darauf werden die gefangenen Israeliten „jenseits des Tigris, in Kalachene, Gozanitis und Armenien" angesiedelt. Hier wird sogar die Bibel falsch wiedergegeben, denn danach werden sie „in Chalach und am Chabor, dem Flusse der Gozanitis, und den Bergen Mediens" untergebracht.

Digitized by Google

Die Identifizirung von Chalach und Kelach, der assyrischen Hauptstadt, ist eine längst aufgegebene, ernsthaft gar nicht zu besprechende Kombination. Etwas weiter werden die Ereignisse des Jahres 701 nach den Angaben der Bibel und den Inschriften Sanheribs in Eins zusammengerührt, wobei nicht einmal ein Versuch gemacht wird, die Ergebnisse der Quellenkritik, wie sie sich schon bei Stade finden, zu verwerthen.

Den schlimmsten Fehler des Werkes sehe ich aber in dem vollkommenen Mangel jeder Beziehung auf den übrigen Orient. Eine Geschichte Israels, die Das versäumt, ist ein Gemälde ohne Hintergrund und eine Wirkung ohne Ursache. Einen grundsätzlichen Fehler wird man aber auch in Wellhausens ängstlichem Haften an dem zufällig auf uns Gekommenen erblicken müssen. Immer und immer wieder begegnet der alte Fehler, Das, was in der uns vorliegenden Ueberlieferung das Erste ist, auch als erste Phase der Entwickelung, und was in ihr zufällig auf einander folgt, nun auch als ursächlich mit einander verknüpft anzusehen. So sagt Wellhausen: „Amos war der Anfänger (sic!) und der reinste Ausdruck einer neuen Phase der Prophetie.“ Das ist er für uns, weil er der älteste Prophet ist, dessen Schriften auf uns gekommen sind; nichts, rein gar nichts, berechtigt uns aber, anzunehmen, daß seinem Denken und seinem Wirken nicht durch Vorgänger die Bahn geebnet worden wäre. Höchstens einen besonders ausgezeichneten Vertreter einer bestimmten Entwickelungstufe der Prophetie können wir in ihm sehen; woraus aber könnten wir entnehmen, daß nicht auch vorher weise Männer den politischen Vorgängen mit Verständniß gegenüber gestanden und vor etwa drohenden Gefahren gewarnt hätten? Allerdings waren die Gefahren, die zu Amos' Zeit von Assyrien her drohten, besonders groß und fanden darum bei Amos einen lebhafteren Ausdruck; aber ohne Vorgänger und in ähnlicher Weise wirkende Männer wird er für seine Zeit nicht dagestanden haben. Woher wissen wir, daß die früheren Propheten, „die alten Seher“, mehr Wahrsagern zu vergleichen waren, während die neuen Propheten, deren Wirksamkeit Amos einleitet, in dem Weltlauf „das Wirken moralischer Gesetze sahen“, die Dinge also in ihrem ursächlichen Zusammenhange verstanden?

Das gleiche Verfahren könnte noch an vielen Beispielen nachgewiesen werden; es ist im Grunde der selbe Fehler, der uns schon in der Vernachlässigung der monumentalen Quellen entgegentrat: der Mangel an Fähigkeit oder Willen, sich von dem Zufall der Ueberlieferung frei zu machen und die Dinge in ihrem wirklichen Zusammenhange zu erfassen oder doch wenigstens das vorläufige Fehlen eines solchen festzustellen, wie es die Aufgabe des Historikers ist.

Vollkommen mißverstanden dürfte von Wellhausen, wie von allen seinen Vorgängern, die wahre Denkweise und die Absicht nicht der Propheten überhaupt, wohl aber eines Amos und Hosea sein, denn in den späten Propheten liegen uns theilweise Glieder einer ganz anderen Entwickelungreihe vor. Man merkt allen Historikern Israels den Theologen an und so haben sie es nicht über sich vermocht, von dem Wortlaut der theologischen Einkleidungen sich frei zu machen und in der Geschichte das Wirken realer Machtfaktoren zu erkennen. Da waren Amos und Hosea bessere Kenner des menschlichen Lebens. Freilich, sie konnten eben so wenig aus den Anschauungen ihrer Zeit wie aus ihrer Haut heraus, und was uns Wirken von Naturgesetzen, Das war ihnen das Walten Jahwes; aber die Ursachen menschlichen Elends fanden sie nicht in einem „Abfall von Jahwe“ im theologischen Sinne, sondern in Mißbräuchen und Uebelständen,

Digitized by Google

wie sie durch menschliches Verschulden eingerissen waren und durch menschliche Nachlässigkeit oder Blindheit nicht beseitigt wurden. Das Verlassen der einfachen Wege der Väter, korrekter und in heutiger Ausdrucksweise gesprochen: die Aufhäufung des Reichthums in den Händen Weniger, die Enterbung einer Mehrheit, der Mißbrauch der geistlichen und weltlichen Exekutive zu Gunsten der Besitzenden, Das ist ihnen der „Abfall von Jahwe", der Israel seinem Untergang entgegenführen muß. Den Gedanken haben sie klar erfaßt, der Ausdruck ist nichts als Einkleidungform, wie sie im Denken ihrer Zeit begründet ist; statt Jahwe setzen wir Natur: Das ist der ganze Unterschied. Und klar genug haben sie auch ihrer Erkenntniß Ausdruck gegeben, und wenn nicht alle Historiker Israels Theologen gewesen wären und alles Augenmerk auf die ins Juden, und Christenthum auslaufende Entwickelung des Gottesbegriffes gerichtet hätten, statt auf die wirkliche, aus ihrer Zeit heraus zu begreifende Meinung der Schriften, dann brauchte es überhaupt nicht erst betont zu werden. Es ist doch nicht mißverständlich, sondern zur Zeit aller Bauernaufstände mit den Worten eines jeden Volkes wiederholt worden, was Amos sagt: (2, 6 ff.) „Weil sie für Geld den Rechtschaffenen verkaufen und den Dürftigen um eines Paares Schuhe willen, sie, die nach Erdkrümchen auf den Köpfen der Geringen gieren und das Recht der Nothleidenden beugen; die sich, Vater und Sohn, zur Metze begeben, um meinen heiligen Namen zu entweihen, die sich neben jedem Altar auf geschändete Gewänder strecken ꝛc. . . . . Aber Ihr gebt den Nasiräern Wein zu trinken und den Propheten befehlt Ihr, nicht zu weissagen." Mehr als bei dem aus dem praktischen Leben hervorgegangenen Heerdenbesitzer Amos macht sich die theologische Einkleidung bei Hosea geltend, dem Berufspropheten. Seine Ausdrucksweise ist daher auch für die spätere Prophetie Muster geworden, die allmählich die recht reale Bedeutung, die der „Abfall von Jahwe" hat, vergißt und mehr auf das geistige Gebiet hinüberspielt —: die Entwickelung aller Religionen Sehr klar aber spricht sich doch noch Jesaia (5, 8 ff.) aus: „Wehe Denen, die Haus an Haus rücken, Feld an Feld reihen, bis kein Raum mehr ist. . . . Drum geht in Verbannung mein Volk aus Mangel an Einsicht, sein Adel ausgesogen vor Hunger und die Masse brennend vor Durst." Was macht Wellhausen aus diesen einfachen Thatsachen? Man müßte die ganzen Abschnitte hersetzen, um einen dem Nichttheologen verständlichen Gedankengang aus seinen Ausführungen herauszufinden; nur mit einigen Sätzen kann hier belegt werden daß ihm die realen Politiker Amos und Jesaja die Theologen sind, wie sie sich das Juden- und Christenthum konstruirte und zusammeninterpolirte: „Die Propheten sehen in dem Weltlauf das Wirken der moralischen (!) Gesetze, die allem Handeln die Schranken vorschreiben, in denen es sich halten muß, möge das Ziel sein, wie es wolle. Sie gehen zwar durchaus von der Zeit aus, erheben sich aber zu ewig giltigem Gedanken . . . . sie wissen, daß sie nicht für die Gegenwart arbeiten". Die ganze weitere Auseinandersetzung ist dem Zwecke gewidmet, der Propheten Auffassung von Jahwe zu erklären. Abgesehen davon, ob die gegebene Erklärung richtig ist, so ist Das Sache einer Religionsgeschichte, nicht aber einer Geschichte Israels, wo günstigsten Falls die realen Ursachen der Entstehung einer solchen Idee auseinanderzusetzen waren; und auch Das nur, wenn diese Idee und ihre Ursachen von Einfluß auf die Gestaltung der Geschichte Israels als Volk gewesen sind.

Das theologische Interesse hindert Wellhausen denn auch bei Allem, was

Digitized by Google

Geschehnisse und Einrichtungen im Volksleben Israels betrifft, die eigentlichen natürlichen Ursachen zu erkennen. Wie dem biblischen Autor oder dem im Sinne einer späteren Zeit interpolirten Propheten, so ist auch ihm Jahwe etwas Anderes als der Gott eines anderen Volkes unter entsprechenden Verhältnissen, er vermag sich in der Praxis nicht über den Standpunkt seiner Quellen zu erheben und nicht sich vollkommen von der Tradition des auserwählten Volkes freizumachen. „Man sah das Wirken Jahwes in Allem, was geschah auf dem Gebiete der Natur, wo es sich im Gewitter offenbarte, und vorzugsweise auf dem Gebiete der Geschichte. Selten hat die Geschichte der Seele eines Volkes so an die Saiten gegriffen, selten ist sie in dieser Weise empfunden worden, als Produkt göttlichen Handelns" 2c. Selten? Im Gegentheil: stets auf gleicher Kulturstufe. König Mesa von Moab redet nicht anders in seiner Inschrift als ein Israelit der gleichen Zeit — statt Jahwe setzt er nur Kamosch, und für Panammu von Jädi ist sein Gott das Selbe, was Jahwe für Israel; die mexikanischen Priester haben von Vitzilopuochtli gerade so gesprochen, und die babylonischen und egyptischen Priester nicht anders von ihren Göttern; auch „Propheten" hat es sicher eben so bei den anderen Völkern wie in Israel gegeben. Die Machthaber aber, die Männer der That, haben sie zu allen Zeiten reden lassen oder für ihre Zwecke benutzt. Es ist der alte Irrthum, daß Israels Geschichte und Ideen vor denen andrer Völker sich ausgezeichnet hätten. Nein, sie sind allzumal gleich, und nicht einmal der Glaube an seine Auserwähltheit zeichnet Israel vor anderen aus, der schmutzigste Kalmük glaubt Grund zur Ueberhebung gegenüber seinem Nachbar zu haben.

Aber nicht einmal auf dem Gebiet, wo Wellhausen selbst Hervorragendes geleistet hat, benutzt sein Buch die Ergebnisse der neuen Forschung; die Quellenkritik scheint bisweilen für ihn gar nicht zu existiren und meist begnügt er sich damit, der Bibel nachzuerzählen. So beim Feldzuge Sanheribs vom Jahre 701, wo Stades kritische Untersuchungen und die zahlreichen Kontroversen, die sich an diesen Gegenstand knüpfen, mit keiner Silbe berücksichtigt werden, sondern trotz dem klaffenden Wiederspruch, der zwischen Keilinschriften und Bibel einerseits und den biblischen Berichten auf der andern Seite besteht, Alles in der Art eines biblischen Redaktors erzählt wird. Wodurch unterscheidet sich denn hier der moderne Historiker von dem alten Priester, der in den Königsbüchern, im deuteronomischen und dem Leviten, der in der Chronik im Sinne des Priesterkodex eine Zurechtmachung der israelitischen Geschichte bot, die als das non plus ultra tendenziöser Mache gelten darf?

Für den Fachmann bietet Wellhausens Buch, trotz allen Ausstellungen, die zu machen waren und noch gemacht werden könnten, immerhin vieles Neue und Beachtenswerthe. So sehr vom Standpunkte des Historikers gegen sein Verfahren protestirt werden mußte, so wird doch Das, worauf das Hauptaugenmerk gerichtet ist, seine Darlegung der Entwickelung der Religion, stets für den Forscher anregend sein. Wenn trotzdem hier gegen das Buch Front gemacht werden mußte, so sind es namentlich zwei Erwägungen, die dazu führten und auf die einmal auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise gelenkt werden kann, weil sie symptomatisch auch für andere Wissenschaften sind. Das Buch Wellhausens wird von der gesamten Fachpresse gelobt und den ferner Stehenden als Meisterwerk empfohlen werden. An ein offenes und wahres Wort darüber ist nicht zu denken. Die Wissenschaft wird in Deutschland, wie die Dinge nun einmal

Digitized by Google

liegen, zum größten Theil an Universitäten und von Professoren gemacht. Wellhausen ist aber selbst ein Professor und genießt in seinen Fachkreisen kein geringes Ansehen. Wo wäre da der tollkühne Jünger, der es wagen dürfte, sein Urtheil frei herauszusagen? Der Entrüstungsturm, der sich sofort erheben würde, könnte den Frevler von allen deutschen Universitäten wegwehen. Keiner darf es wagen, er wird einfach ökonomisch ruinirt; nicht von dem Angegriffenen selbst, nein, so plump wird es nicht gemacht, aber vor einem Ketzer bekreuzigt sich überhaupt die ganze Interessengemeinschaft.

Aber wenn es kein Jüngerer wagen darf, warum nicht die Alten? Das ist sehr einfach, und bringt mich auf den zweiten Punkt. Die älteren Autoritäten sind ja eins mit dem Verfasser unserer Geschichte. Es sollen eben die Wissenschaften, die eine Erweiterung unseres Gesichtskreises über das biblische Material hinaus ermöglichen, nicht aufkommen. Die Alten fühlen es nur zu gut, daß ihnen da etwas Wichtiges fehlt, das sich anzueignen sie bei der schnellen Entwickelung dieser Wissenschaften versäumt haben. Das einzugestehen, dazu sind sie als ehrliche Gelehrte meist muthig genug; aber die Konsequenz daraus ziehen, hieße ja vom allein innegehabten Katheder herabsteigen oder doch es — horribile dictu — mit „jungen Leuten" theilen. Wo bliebe da die Würde der Wissenschaft? Da bleibt also nur übrig, von den Jüngeren zu lernen meint der naive Leser, dem so etwas Dunkles von Idealen der Wissenschaft vorschwebt, — aber fehlgeschossen, es giebt ein viel einfacheres Mittel. Wozu hätte man denn den Namen und die Autorität? Wozu wäre man Professor und hätte die offiziellen Gutachten abzugeben? Das Einfachste ist: man leugnet einfach den Werth der betreffenden Wissenschaften. Ehe solche abstrusen Dinge so bekannt werden, daß die feste Mauer wohlverstandener Sonderinteressen von dem Sturme einer öffentlichen Meinung umgeworfen wird, da ist man längst zu den Vätern versammelt. „Uns trägt es noch." Es ist eine eigenartige Malice der Nemesis, daß der selbe Wellhausen, dem ich vorhin den Schnitzer nachgewiesen habe, noch von Tiglat-Pileser dem Zweiten, statt vom Dritten zu sprechen, der verantwortliche Referent der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen ist, der etwa um die selbe Zeit, wo er diesen Schnitzer drucken ließ, einen jungen Mann von der Habilitation an der Universität Göttingen zurückwies, dessen Hauptarbeit eine Herausgabe der Inschriften eben dieses Tiglat-Pileser des Dritten war. Man wird danach ermessen können, wie berufen das Urtheil war, das Wellhausen über diesen Mann aussprechen konnte, und aus den früheren Ausführungen sich eine Meinung darüber bilden, ob nicht doch neben die anderen Leuchten der Georgia-Augusta auch noch ein kleines Flämmchen hätte treten können, das den Orient, den wirklichen und wahren wie er in seinen eigenen Zeugnissen täglich uns deutlicher ersteht, hätte erhellen können. Es war ja wohl Wellhausen selbst, der einmal schrieb, die Theologie scheine ihre Aufgabe darin zu sehen, Thatsachen fünfzig Jahre lang zu bekämpfen, um sie dann als gegebene hinzunehmen. Sollte Das etwa nicht ein Fehler der Theologie, sondern nur ihrer berufsmäßigen Vertreter an deutschen Hochschulen sein? Sollte gar dieser Fehler auch für die Vertreter anderer Wissenschaften gelten? Wäre es möglich, daß ein Mann, dem als einem ehemaligen Märtyrer seiner Ueberzeugung die Sympathien aller ehrlichen Forscher gehören mußten, daß der Unterdrückte von vor zwanzig Jahren jetzt selbst unter die Unterdrücker gegangen wäre?

***

Digitized by Google

Waaren und Aktien.

Der Börsenaufschwung von heute beleuchtet die Lage des Waarengeschäftes sehr eigenthümlich. In jenen stolzen Säulenhallen ein Vorwärtsstürmen, scheinbar ohne Ziel, auf fast allen Gebieten des Kaufmannes ein schwerer Druck; für Effekten in Deutschland, England und Frankreich eine unerhörte Geldbilligkeit, im Waarenhandel, selbst von sonst guten Kunden, die man nur im äußersten Falle mahnt, kein Geld zu haben. Diese völlige Verschiedenheit zwischen Aktien und Waaren war in fetten Jahren bisher noch nicht beobachtet worden. Es ist neu, daß Papiere anders als gleichzeitig mit den Rohprodukten und den Fabrikaten steigen, und man schließt hieraus vielfach schon ohne Weiteres auf ein rasches Zusammenbrechen der ganzen Aufwärtsbewegung. Vielleicht unterliegt aber das Waarengeschäft überhaupt nicht mehr dem einfachen Gesetze von Ueber- oder Unterproduktion. Vielleicht ist diese einst regelmäßige Wiederkehr von Ebbe und Fluth überhaupt im Abnehmen begriffen. Unter den Kaufleuten selbst giebt es in dieser Beziehung Sachkenner, die behaupten, daß sie keineswegs an zu reichlich kreditirter Waare herunterkommen, sondern an dem Verschleppen der Zahlung für Lieferungen von durchaus mäßigem Umfange. Diese Verlegenheiten haben aber keine Aussicht auf ein rasches Ende, denn ihre Ursachen sind in den bestehenden Verhältnissen begründet.

Fabrikanten und Großhändler geben an ihre Kunden gegen Dreimonatswechsel ab. Diese Mittleren und Kleineren aber sehen sich vor einer solchen Konkurrenz, daß, nachdem sie am Preise bereits das Mögliche zugestanden haben, nur noch eine Erweiterung der Zahlungfristen als Wettkampfmittel dienen kann. In Folge Dessen ist auch eine ganz neue Art von Kundschaft hinzugetreten. Diese bezahlt ganz regelmäßig, da die Vereinbarung doch erst das Reguläre ergiebt und die längsten Verfalltage oft über fünf Monate hinaus gewährt sind. Da nun hier kein Geld so leicht flott wird, so können auch Fabrikanten und Großhändler keines erhalten und der Mißmuth frißt um sich. Wie viele Ladenbesitzer giebt es z. B. heute, die wegen ihrer theuren Miethen als in bester Vermögenslage befindlich gelten, und wie viele unter ihnen bezahlen ihre Miethe gar nicht! Das besorgt dann der Fabrikant, der ihnen die gesammte Waare liefert. In dem Augenblicke nun, wo auch diese schlecht geht, beginnt der Fabrikant sich zurückzuziehen, und der Detailist sieht sich nach neuen Krediten um, die ihm bei etwas weniger starker Konkurrenz kaum zufließen würden. Dann ist es eben ein großer Ladenbesitzer, der viele Waare gebraucht. Es scheint auch ganz unnöthig, daß die Initiative zu derartigen von vorn herein schon schiefen Miethsverhältnissen der Geschäftsgier der Fabrikanten entspringt. Man kommt ihnen ganz von selbst. Unternehmungslustige überlaufen die Besitzer großer Etablissements förmlich mit allen nur möglichen Offerten; sie verweisen auf

Digitized by Google

ein prächtiges Gewölbe,' das gerade jetzt ausgebaut ist, und verlangen Miethe, während sie den Kredit als selbstverständlich ansehen. Sie sind auch gar nicht beleidigt im Falle einer Ablehnung, denn sie könnten mit Fug und Recht Andere anführen, die so weit ausschauenden Operationen durchaus geneigt wären. Die Ablehnenden verschweigen ihrem Projektanten natürlich noch einen besonderen Gedankengang —: wer nämlich die Sicherheit für die gelieferte Waare übernehme. Dieses Zahlen der Miethe kann doch den Kreditor nur unfrei machen in dem Moment, wo er sich auf irgend eine Weise zu seinem Gelde für die Waare verhelfen muß. Und dennoch die dem Allen entgegenstehende Thatsache von dem verdeckten Eigenthumsanspruch, der an vielen Läden haftet! Man weiß eben nicht, wohin die Fabrik noch verborgen soll, und borgt schließlich unter der Bedingung, daß der Verkäufer, der dann sein Publikum offenbar doch nur höchst einseitig bedienen kann und schließlich auch oft an diesem Umstande scheitert, nur die eine Bezugsquelle benutzen darf. Wer Gelegenheit hat, diese Personen näher anzusehen, würde bald herausfinden, daß sie mitunter in ihrem heutigen Fache gar keine ordentliche Lehrzeit durchgemacht haben, sondern häufig auf ein Leben voll bunter Zufälle zurückblicken.

Das Geheimniß des Bauschwindels hängt mit diesen Erscheinungen nicht zum Wenigsten zusammen. In jeder Großstadt entstehen jetzt wie im Handumdrehen neue Straßen und Passagen. Die Straße ist noch nicht eröffnet und schon sieht man alle Spiegelscheiben mit den Namen der glücklich-unglücklichen Miether markirt. Ein paar Wochen später erscheinen die Staunen erregenden Auslagen, bei denen man sich unwillkürlich fragt, wer dies Alles kaufen solle, da doch die Zahl der alten Läden gar nicht verringert ist. Aber geht es dann so zu Weihnachten, so hat sich oft ein Wunder vollzogen; in den Lokalen, wo sonst Seide oder Uhrketten lockten, wird nun Konfekt oder Pfefferkuchen verkauft. Es ist charakteristisch, daß Dies gerade zu einer Zeit geschieht, wo auch Geschenke in anderer Gestalt gekauft werden; aber es ist nun einmal so. Süßigkeiten oder Fünfzig Pfennig-Artikel, oder, nach der neuesten Mode, Auktionen —: damit schließt oft das Schicksal der schönsten Läden. Noch auffallender drängen sich die geringeren Waaren in die elegantesten Straßen ein. Wenn man so in Ballen die fertigen Anzüge zu Schleuderpreisen ausliegen sieht, so ziehen an unseren Gedanken auch die Hungerlöhne vorüber, die dafür bezahlt worden sind, und die Schundwaare, die in gar manchen Fällen dazu genommen wurde.

Die einzelnen Gewerbe aufzuzählen, in denen die Konkurrenten einander totmachen, wäre entschieden zu weitläufig; viel kürzer kann man die wenigen nennen, die noch in ruhigen Bahnen wandeln. Unsere Cigarrenhändler, unter Hinweis auf die zahllosen Verkaufspaläste, behaupten: ihre Branche sei die ausgebeutetste; die Formenstecher, stolz auf ihre Kunst, die kein gewöhnliches Gewerbe sei, sehen sich immer mehr zu Dienstleuten eines einzigen mächtigen Konkurrenten herabgedrückt; die Brauer aber, die Pferde und Menschen abhetzen, um ihren Genossen jeden Profit zu entziehen, erklären, daß ein so schändlicher Wettbewerb wie auf ihrem Gebiete nirgends mehr vorkomme. Es ist richtig, daß das Brauwesen auf seiner Jagd nach Dividende sehr häufig die kleinen Wirthschaften verdirbt, indem es sie ankauft und frühere Zapfjungen miethfrei hineinsetzt; allein die erbarmungslose Sucht, auf Kosten einer schier unübersehbaren Zahl von kleineren Selbständigkeiten zu Macht und Ansehen zu gelangen, ist auch auf anderen Gebieten reichlich vorhanden.

Ausschließlich den Erwerbssinn hierfür verantwortlich zu machen, wäre

Digitized by Google

unrichtig. Auch im Händler und Handwerker erhält oft ein leidenschaftlicher Ehrgeiz die Oberhand. Die noch ungeschriebenen Dorftragoedien, wo etwa ein Bäcker den anderen auswuchert, finden auch nicht immer der Zinsen halber statt, sondern oft nur, weil Hans der einzige Brotverkäufer im Orte sein will. Auch im Großhandel haben sich die Zeiten geändert. Früher schlug ein unternehmender Kopf die Landkarte von Afrika auf und war dann der Erste, der die Straußenfedern nach Europa brachte oder der seine Leinenpäckchen im dunkeln Erdtheil absetzte. Heute aber schlägt man die Landkarte von Deutschland auf, richtet die Blicke nach Berlin, und dieses Sichanschließen ans Vaterland, ans theure, ist nachgerade sehr zweischneidig geworden. Die an sich ganz richtige Spekulation auf die einheimische Kaufkraft hat den selben Bruch, den etwa ein Steuersystem hätte, das auf die Mittelklasse baute: bei Beiden kann es nur die Masse bringen und diese Masse wird unter den Segnungen der heutigen Gesellschaftform wirklich kaufkräftig nur schwer werden können. Deshalb ist es auch so verhängnißvoll, immer auf das selbe Publikum abzielen zu wollen. Da steigt immer nur der Eine in das Arbeitbett des Andern, er zaubert keine neuen Abnehmer hervor, sondern er zieht die vorhandenen nur dem Nachbarn weg. Eine Frage der Intelligenz ist damit kaum verbunden, sondern nur eine Frage des Kapitals und der Rücksichtlosigkeit. Wenn ich heute z. B. den Fastenfisch von Norwegen bis nach Italien hinunter verschicke, so habe ich zunächst einen gesunden Handelsgedanken und nehme darauf hin auch Geld auf; wenn ich aber so und so viele Läden zusammenmiethe, so ist Das eine reine — oder auch unreine — Sache des Kapitalismus oder der Kunst der Kapitalsvereinigung, auch Sache einer geschäftlichen Eigenart, die noch vor Dezennien nicht als billig und gerecht gegolten hätte. Wie sich die Dinge aber heute entwickelt haben, findet kein Mensch einen Spahn darin. Die Monopolisirung von städtischem Grund und Boden, die ja auch kein Zug unseres Ostens nach dem Westen ist, sondern eine längst bekannte Yankee-Tendenz, hat natürlich ungleich schlimmere Folgen als die einfache Waarenverbilligung. Mit niedrigeren Preisen können die Verkäufer unter Umständen nachkommen, aber, sobald man ihnen die Entfaltungfähigkeit nimmt, erstickt man sie. Es giebt heute kaum noch gute Lagen für nicht ganz große Ladenbesitzer oder solche, die wenigstens großthun. Die direkt oder indirekt Exmitirten werden in die Versteigerungslokale gedrängt, in die Meßbuden, in den Hausirhandel, und dann haben sie die Ehre, in Gesetzentwürfen und Zeitungen die bekannten schädlichen Elemente vorzustellen. Indessen, das Netz des Großkapitalismus reicht noch viel weiter. Denn wie wenige Großstädte giebt es, wo nicht Luxusstraßen improvisirt werden, die schließlich keinen anderen Zweck haben, als die altbestehende recht gute Parallelstraße zum Nebenweg zu machen. Was im Namen der Verbreiterung und Verkehrsentlastung an Schädigung zahlreicher Existenzen gesündigt wird, lohnte schon einmal die Mühe des Feststellens. London und Paris zeigen sich in dieser Art von Thätigkeit durchaus nicht so rastlos wie gerade die Brennpunkte unserer deutschen Intelligenz.

Ein Wettringen, das weniger ins Auge fällt, aber darum nicht minder alle Kräfte des Feilschens und des Abjagens anspannt, tritt auf den technischen Gebieten hervor. Nehmen wir nur einmal die Installationen. Bei Anlage von elektrischen Hausbeleuchtungen, für welche die bescheidenen Installateure völlig ausreichen, konkurriren die allerersten Elektrizitätfirmen; wo diese gar Filialen haben, geht die Sucht, „sich einzuführen", so weit, daß, sobald die eine Firma hört, die andere verlange 1000 Mark, sie selbst

Digitized by Google

ohne Weiteres nur 500 Mk. fordert; mitunter werden die Einrichtungen nahezu halb umsonst besorgt. Die achtungwerthen Selbständigkeiten auf den meisten technischen Gebieten werden nicht allein von dem Großkapitalismus aufgesogen, sondern auch deren Arbeitkräfte werden durch die sodann eintretende Konzentration unausbleiblich verringert. Die Zahl unserer Techniker nimmt verhältnißmäßig zu und aus diesem Drang nach Bethätigung und höherer Lebensführung, keineswegs aus dem allgemeinen Bedürfniß, entspringen zahlreiche neue Projekte. Die äußerste Reibung der Kräfte ruft dann die Täuschung einer sehr lohnenden Arbeit hervor, während es doch genau wie in der Chemie ist, wo die ersten Kräfte glänzend bezahlt sind, die anderen aber, sobald sie nicht das Glück haben, sich in Farben versuchen zu dürfen, auf jede erdenkliche Art ihren Gewinn suchen müssen. Manchmal wird dann Mineralwasser fabrizirt.

Zeiten entschwinden und kehren wieder! so wird der Optimist sagen, der an einen Niedergang des Handels, resp. des Zwischengeschäfts dabei, nicht endgiltig glauben möchte. Gewiß! es hat Dezennien bei uns gegeben, wo der Monsieur Jean de Paris seinen Hoteldiener in alle seinen Läden mit dem Avis sandte: er sei soeben mit neuen Mustern aus Frankreich angelangt und werde unerbittlich nur bis morgen Mittag hier anwesend bleiben. Das hat sich geändert und die Welt ist nicht untergegangen. Indessen, der heutige struggle for business war im gesammten Geschäftsleben noch niemals da. Es beginnt eine vollständige Umwandelung, und was schließlich wird, weiß kein Mensch.

Und neben diesem Schierke und Elend das Kursparadies an der Börse! Die Seehandlung weiß bis März hinaus mit ihrem Geld effektiv nichts Anderes zu beginnen, als es an der Börse auszuleihen. Die Millionen und Millionen, die für Unfallversicherung angelegt werden müssen, nehmen so viele Konsols und auch Spareinlagen vorweg, daß das Publikum mit seinen eigenen Ersparnissen in Verlegenheit geräth, — denn im Geschäft scheinen Baarmittel doch nicht so ohne Weiteres mehr verwendbar zu sein. Da aber Aladins Wunderlampe wahrscheinlich noch nicht hell genug leuchtete, so begann auch der russische Finanzminister sein „Häuschen zu vermiethen" mit einigen hübschen Klümpchen von gleißendem Gold. Sechsunddreißig Millionen gelben Metalles schickt man für einige Zeit in die europäischen Banken, und sobald dann der Geldmarkt in die richtige Pumpschstimmung geräth, leiht man sich vierhundert Millionen. Bis vor wenigen Tagen irrten alle Depeschen, da sie nicht müde wurden, von dem Bau der sibirischen Bahnen als Anleihezweck zu sprechen. Heute wissen wir, daß Eisenbahnen mit jener ungeheueren Summe nichts zu thun haben, aber wir wissen nicht, was mit dem Gelde geschieht. Denn für den jetzt angegebenen Zweck sind doch sicherlich nicht vierhundert Millionen nöthig. „Sie gebrauchens!" So lautet die tiefsinnige Redewendung, wenn die Geheimen Kommerzienräthe unter sich sind, wo doch schon eine Andeutung genügt. Aber die sibirische Bahn? So wird man fragen. Geduld! Diese Riesenanleihe wird ebenfalls schon von langer Hand vorbereitet. Pluto.

Digitized by Google

Theater.

Ein Aſſeſſor, hübſch, ſchlank, keck und nicht zu dumm, um Geheimrath werden zu können, wird von Berlin nach Königsberg verſetzt, wo er „auf der Regirung“ arbeiten ſoll. Da langweilt er ſich. Zu Hauſe wars viel netter, denn Papa, Generallieutenant a. D., hat mit einer Amerikanerin viel Geld geheirathet, iſt kein Knicker und läßt Sidney, unſeren Aſſeſſor, und Töchterchen Harriet, ein forſches Edelfräulein, ganz nach ihrem Gefallen luſtig dahinleben. Unter ſolchen Verhältniſſen lebt ſichs, für jugendlich anſpruchsloſe Gemüther, leidlich angenehm in Berlin; Reitpartien, Tennis, ein Bischen Flirt und ein Bischen Hofklatſch, abends Theater, wo man mit kleinen Damen in dunkelen Logen charmirt, manchmal auch Wintergarten, mit kräftigen Zoten für die germaniſche Volksſeele, und ſchließlich, wenn die Laune danach iſt, Blumenſäle nebſt Zubehör. Von Alledem giebts in Königsberg ſo gut wie gar nichts und obendrein muß ein Regirungsaſſeſſor, den da Jeder kennt, vorſichtig ſein und bedenkliche Geſellſchaften meiden. Furchtbar langweilig. Zuerſt ſpielt man den müden Großſtädter, raucht immerfort Cigaretten und verzieht nur die Mundwinkel zu einem ſpitzen Lächeln, wenn von Amuſements geſprochen wird; nur hier keinen „Verkehr“, nur reſervirte Ruhe. Am Ende aber ſieht man ſich um, ob nicht doch irgendwo Etwas zu machen iſt. Und Herr Sidney von Veldegg entdeckt Frau Daniela Weert, die Gattin eines Profeſſors. Beide ſuchen: er einen unauffälligen Zeitvertreib, ſie die eine große Leidenſchaft, die das Leben erſt lebenswerth machen ſoll. Das hat er noch nicht gehabt: eine Frau, die Ibſen und Bourget beſchnüffelt hat und in beinahe ſo geſchwollenen Sätzen redet wie der junge Mann fürs Theater im Berliner Tageblatt, — da lohnt es ſchon, ſich in Unkoſten zu ſtürzen. Herr Sidney ſpielt den Edlen, Stillen und Tiefernſten, der ſelig berauſcht iſt, da er endlich verſtanden wird. Frau Daniela braucht nicht erſt zu ſpielen, denn ſie hat ſich in ihre Rolle ſchon ganz hübſch eingelebt und muß nur das andere Regiſter ziehen: früher unverſtanden, jetzt verſtanden. Sie verſtehen alſo einander, und Das war nicht ſchwer, weil Keines dem Anderen Etwas zu ſagen hatte und weil Beide von gar nicht geheimnißvollen Trieben, die man vor keuſchen Ohren nur nicht gern nennt, auf die Suche gejagt waren. Als der Moment eintritt, den man beim Findeſpiel durch den Feuerruf ankündigt, kommt der Profeſſor Weert dazwiſchen, ein poſſenſtaubiger Philologe, und mit dem Spaß iſt es aus. Mindeſtens halbjährige Trennung, ohne Briefwechſel, dann würde man weiter ſehen. Frau Daniela markirt den Beginn eines unendlichen Wehes und Herr Sidney kehrt nach Berlin zurück.

Mit angenehm kitzelnden Erinnerungen. Eine verheirathete Frau

Digitized by Google

rieſig gebildet, aus der guten Geſellſchaft, auf Anhieb verliebt, beinahe Ehe gebrochen: für Königsberg alles Mögliche. Um dieſe Erinnerung täglich ſtreicheln zu können, ſtellt der Miniſterialaſſeſſor die Photographie der Dame Daniela auf ſeinen Paradeſchreibtiſch; man ſoll ſie nur ſehen, er braucht ſich nicht zu ſchämen, — und überhaupt dieſe Frau! Sonſt lebt er, wie er früher gelebt hat; nur irgend eine adelige Waiſe iſt hinzugekommen, die er vielleicht heirathen wird und die er vorläufig jedenfalls abküßt. Da erſcheint die Profeſſorin — ſie iſt wirklich eine, denn ſie lieſt Privatiſſima über alle möglichen Dinge —; ſie kommt direkt von der Bahn, iſt dem Manne davongelaufen und will nun das Wunderbare erleben, das natürlich bis mindeſtens übers Grab hinaus dauern ſoll. Die Sache iſt für den Beglückten um ſo peinlicher, als er mit der adeligen Waiſe gerade ein Stelldichein in ſeiner Junggeſellenwohnung verabredet hat — adelige Waiſen kommen, wie es ſcheint, auf Wunſch zu allein ſtehenden Herren ins Haus — und er mit zwei Huldinnen in drei Zimmern nun doch etwas beſchwert iſt. Das giebt ein Verſteckenſpiel mit vergeſſenen Hüten und Umhängen, an denen verborgener Damenbeſuch erkannt wird, und es dauert recht lange, bis Sidney mit Daniela ſo ungeſtört iſt, daß er da wieder anfangen kann, wo ihn in Königsberg der Profeſſor unterbrach. Er fordert das bekannte „Aeußerſte“ und Frau Weert ſcheint nach den Reiſeſtrapazen und dem Verſteckenſpiel nicht mehr in der Lage, die Geſchmackloſigkeit dieſer Forderung begreifen zu können. In Kolportageromanen heißt es an dieſer Stelle etwa: „Und der Engel der Unſchuld flog weinend von dannen.“ Der Miniſterialaſſeſſor aber, der weder Engel noch Unſchuld iſt, weint nicht, ſondern frühſtückt, nach vollbrachter That, — und als er gefrühſtückt und von Vater und Schweſter vernommen hat, daß eine Ehe mit der entlaufenen Frau ein Unſinn ſein würde und ein Skandal, der ihm alle Karrierehoffnungen vernichten müßte, da merkt er, daß er eigentlich auch ſchon ſatt iſt, ſchickt den Beſuch wieder heim an den Pregel und wird nun doch vielleicht noch die adelige Waiſe heirathen und in geneſſenen Abſtänden Miniſterialdirektor und, man denke, Staatsſekretär werden.

Das iſt ein Vaudeville, nicht wahr? Nein: ein Schauſpiel, ein bitter ernſtes; Herr Ernſt von Wolzogen hat es verfaßt und im Deutſchen Theater iſt es, mehr ſchlecht als recht, vor leeren Bänken aufgeführt worden. Das Stück iſt leider ganz werthlos; es iſt techniſch ſo ungeſchickt gemacht, daß es auf der Bühne, wo die Routine immer mehr gilt als das Talent, niemals durchgreifend wirken könnte. Aber der Verfaſſer ſchien einmal Einer zu ſein; er hat, nach Romanen, die nicht ganz geſchmacklos und nicht ganz langweilig, nur eben unerheblich waren, „Lumpengeſindel“ geſchrieben, das beſte deutſche Luſtſpiel ſeit langen Jahren; es war eine ſchlimme Ent-

Digitized by Google

täuschung, daß er jetzt mit einer so armen und leeren Arbeit erschien, die eben so gut von einer verärgerten Frau zurechtgehäkelt sein könnte, und ein paar hübsche und kluge Worte boten dafür nur karge Entschädigung. Und weil die Fehler des Schauspieles typische sind, die in fast allen sogenannten modernen Stücken uns wiederkehren, mag es erlaubt sein, der Frage nachzudenken: wie kommt es, daß ein begabter und ernsthaft arbeitender Mann ein so schlechtes Theaterstück schreiben kann? Um so besser, wenn wir dabei auch noch auf die beträchtlichere Frage eine Antwort finden: wie kommt es, daß in unseren Theatern eigentlich nichts Neues mehr gefällt, außer dem Sensationellen — siehe das Webermelodram — und dem absichtlich Ganzschlechten — siehe „Halali" —, und daß die Schablone für den anständigen Durchschnittserfolg verloren zu sein scheint?

Herr von Wolzogen, so denke ich mir, sah im Residenztheater einmal einen französischen Schwank; da kam ein Mann, um den zwei Frauen warben, in arge Verlegenheiten, mußte sich drehen und winden und zu dummen Lügen erniedrigen, bis er endlich, in Schweiß gebadet, eine der beiden Bedrängerinnen abgeschüttelt hatte; im Grunde handeln davon ja alle französischen Schwänke. Das Publikum lachte unbändig; Herrn von Wolzogen aber kam der Gedanke: eigentlich ist das Alles doch furchtbar traurig; dieser Mann ist kein komischer Kauz, sondern ein soignirter Lump; und diese Frau ist keine brünstige Katze, die man verlachen, sondern eine unglückliche Liebesucherin, die man bedauern soll. Der Gedanke war nicht so übel, denn an und für sich ist nichts tragisch oder komisch, die Art der Betrachtung macht es erst dazu. Und auf dem Heimweg überlegte Herr von Wolzogen, ob es nicht möglich sein möchte, mit Vaudevillemitteln tragische Wirkungen hervorzurufen. So, denke ich mir, ist das Schauspiel „Daniela Weert" entstanden; ob es wirklich so entstanden ist, davon weiß ich nicht das Allergeringste; aber Das ist auch ganz gleichgiltig.

Früher hätte man ein Charakterstück, wie man es damals nannte, daraus gemacht. Wenig Handlung, nur gerade genug, um die Charaktere daran zu entwickeln, Etwas von einem umgekehrten Misanthropen; Frau Daniela hätte in sorgfältig stilisirten allgemeinen Sentenzen geschwelgt und der Verlogenheit einer übertünchten Kultur geflucht, und Herr von Velbegg hätte ihr mit dem Grafen Almavira geantwortet: Was wollen Sie eigentlich, Madame? L'amour n'est que le roman du coeur; c'est le plaisir qui en est l'histoire; wir haben uns vor dem Frühstück amusirt, jetzt will ich ein neues Kapitel meiner Herzensgeschichte aufschlagen. Aber Das wäre kein Bisson gewesen; und außerdem langweilen Charakterstücke im Sinne Molières und Pirons ein modern zerstreutes Publikum, das eine spannende Intrigue verlangt, eine Handlung mit reichlich abwechselnden

Digitized by Google

Zwischenfällen. Besonders in deutschen Schauspielhäusern hört man schon längst nicht mehr gern zu; Charakterentwickelung: langweilig; Sittenschilderung: langweilig; ein sauber gepflegter Dialog, mit Gedanken, am Ende gar mit Tiraden: langweilig; Bauernfeld: zum Einschlafen; Tasso: zum Sterben. Man will tragische Sensationen oder komische Situationen, so derb und so falsch wie möglich, Gewitzel oder Gebrüll; die Familie Polonius sitzt im Theater und schläft ein, wenn sie nicht ein kapitales Kalb abschlachten sieht oder ein Zotengedicht hört. Es scheint beschlossen, daß mit steigender Kultur die Künste immer komplizirter werden müssen; Musik soll philosophiren, Bilder sollen Gedanken ausdrücken, Schauspiele eine bunte und wilde Hetzjagd von Zufälligkeiten bieten. Also Handlung, Intrigue, und damit: erste Gefahr. Bisson und Valabrègue finden für ihr ewiges Thema immer neue lustige Variationen; aber in Deutschland, wo in der Behandlung sexueller Dinge nur der Ausländer sich weit vorwagen darf, ist in der grauen Monotonie der sorgsam überwachten bürgerlichen Welt ein illuminirt in die Augen springender Konflikt nicht ganz leicht mehr zu finden. Alles soll doch natürlich zugehen, wollens die Kritiker, die ganz modernen, die keuchend auf der Bildungstufe der Frau Weert angelangt sind; und Alles soll aufregend sein, spannend, und nicht erst lange ernste Aufmerksamkeit fordern, so will es das Publikum, das an das emsige Knacken der preisgekrönten Witznähmaschine von Blumenthal & Kadelburg gewöhnt ist. In der Noth greift der — leider — denkende Dichter nach dem Erstbesten, dem angeblich immer Bewährten. Herr von Wolzogen, dessen starke Seite nicht die Erfindung ist — auch darin ist er ein typisch Moderner —, greift nach Ordensaussichten und Karrierehoffnungen. Und nun sieht die Sache gleich ganz anders aus. Es handelt sich nicht mehr darum, die seelische Reibung zweier Menschen zu zeigen, allenfalls noch die Wirkung, die dieses Verhältniß auf einen Dritten übt, sondern der uralte Konflikt ist wieder da: Herz oder Welt, Leidenschaft oder Sitte, ein heißes Glück oder eine glänzende Existenz. Das Ziel ist verrückt, weil für die ursprüngliche Absicht nicht die entsprechende Handlung gefunden wurde. Und das Resultat ist: Unsicherheit und Unbehagen des Publikums, das nicht mehr genau weiß, wofür sein Interesse erschmeichelt wird.

Wenn der Verfasser nun klug ist, merkt er rechtzeitig die Gefahr und sorgt für stimulirende Mittel; am Bequemsten ist für diesen Zweck immer soziale Satire, die ein Klassenbewußtsein erfreut, ein anderes ärgert und im schlimmsten Fall den Tod mit literarischen Ehren verbürgt. Herr von Wolzogen war klug. Seine Vaudevillehandlung war ohnehin schon mit einem gesellschaftlichen Konfliktchen verknotet, — warum sollte er anstatt eines bestimmten Menschen nicht „den" adeligen Streber vorführen und

Digitized by Google

in ihm und neben ihm eine ganze fossile Schicht satirisch beleuchten? Das wirkt auf ein bourgeoises Publikum immer, besonders, wenn der Beleuchter selbst ein Adeliger ist. Also Klassengegensätze, und damit: zweite Gefahr. Die Sache ist interessanter geworden, aber auch stacheliger. Ich will bei den persönlichen Fehlern des Herrn von Wolzogen nicht verweilen und mich nicht darüber aufhalten, daß er einen Oberkammerherrn auf die Bühne stellt, der ganz so fratzenhaft und unmöglich ist, wie er von einem aufgelobten Routinier gespielt wurde. Aber die ganze Art, wie er die Adelsschicht schildert, ist typisch für moderne Stückemacher, die den sozialen Zusammenhängen und den Lebensbedingungen der einzelnen Klassen niemals ernstlich nachgesonnen haben und mit armsäligen Leitartikelwerkzeugen auskommen möchten. In den politischen Komoedien, die jetzt in Deutschland geschrieben werden, findet man von ruhig abwägender Gerechtigkeit keine Spur; da sind alle Unternehmer nach Gewinn geilende Ausbeuter, alle Adeligen beschränkte und gewissenlose Streber, und in der Gloriole steht ihnen gegenüber, je nach dem Standpunkte des Erdichters, das kernhafte Bürgerthum oder das unendlich edle Proletariat. Auf der ersten Seite der Zeitungen machen sich solche spottbillige Verallgemeinerungen ganz gut und auch auf der Bühne kann es mitunter wirken, wenn man „die" Reservelieutenants verhöhnt oder „die" Parchendfabrikanten verdammt; aber: es kann, die Wirkung hängt eben von Zufälligkeiten ab und der allerkleinste Rechenfehler wirft dann leicht das ganze Exempel um.

Das ist der Fall des Herrn von Wolzogen. Er konnte ein Vaudeville machen, ein Charakterstück, einen spannenden Theatervorgang oder eine soziale Satire; in allen vier Gattungen wäre der Erfolg zunächst von dem Maß der aufgewendeten Geschicklichkeit abhängig gewesen. Aber er durfte nicht alle vier Genres durch einander quirlen, nicht in einer Vaudevillehandlung komplizirte Charaktere entwickeln und während eines spannenden Theatervorganges die Stellung des Adels und der geschiedenen Frauen in der modernen Gesellschaft verallgemeinernd abhandeln wollen, um mit dem Beifall des Publikums auch die Lobsprüche der putzigen Mitternachtgelehrten einzuheimsen. Die persönlichen Mängel seiner Arbeit, die schreiende Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit fast jedes Wortes und jeder Situation, lasse ich immer bei Seite und ich will auch nicht darüber mit ihm rechten, daß er, um eine Sensation mehr zu ergattern, zum Ueberfluß noch den sexuellen Reiz zur Hilfe ruft und uns damit plötzlich vor die ganz neue Frage stellt, ob ein Mann unter allen Umständen eine Frau, deren Leib ihm angehört hat, vor der herrschenden Sitte ehrlich machen muß. Das Typische ist, daß sein Stück einem schlecht gepackten Koffer gleicht, in den hastig, damit ja nichts auf der Reise nach dem Erfolg fehle, noch alles nur irgend Erreichbare

Digitized by Google

hineingestopft worden ist, kunterbunt, ohne Ordnung und Disposition. Schließlich findet man in dem Wirrwar dann gar nichts mehr: die Allgemeinheiten sind von der vorigen Woche und müßten, um frisch zu erscheinen, mindestens erst gewaschen und „auf neu" gebügelt werden, die Heldin muß sich mit abgetragenen Phrasenumhängen begnügen und der Held wird ein Streber, wie er in verschlissenen Hintertreppengeschichten steht. Herr von Wolzogen hat ein schlechtes Stück geschrieben, weil er ein ganz besonders gutes Stück schreiben wollte. Früher gelang ihm der derbe Theaterschwank von den Kindern der Excellenz; der brachte Geld, aber keine literarische Hochachtung; beim Lumpengesindel blieb das Geld aus und die Hochachtung stellte sich ein. Nun sollte Beides zugleich erhascht werden, Geld und Ehre, und deshalb mußten alle erdenklichen Reizungen herbei: Raffinement für die Feinschmecker, Ehebruchsparfum für die Pikanten, handfeste Moral für die Sittlichen, Adelsverspottung für die voll und ganz Steifnackigen, derbe Trivialitäten für das Gewimmel. Unter uns gesagt: ist bei solchem Bemühen wirklich weniger und weniger gefährliche Streberei im Spiel als bei dem hitzigen Wettlauf nach Orden und Titeln?

Der Fall ist, ich muß es zum Ueberdruß wiederholen, typisch und deshalb haben nur Die noch Erfolge, die sich ganz ihrer Natur überlassen, wie Herr Hauptmann und Herr von Schönthan, oder die absichtlich ihr Schlechtestes bieten, wie Herr Skowronek. Das Theater ist eine Stätte der Kunst und ein Lokal für Vergnüglichkeiten mit Bedienung von zarter Hand. Die Ueberhebung kleiner Gesetzgeber aus Königsberg oder Stallupönen hat dekretirt, das Vergnügunglokal solle geschlossen werden und in der Kunststätte solle fürderhin Alles hübsch natürlich zugehen, ohne Aufregungen, mit Seelenanalyse und Dialektgestammel. Den Segen dieser Pfaffen des Naturalismus möchten die gierigen Theaterlinge nicht entbehren, daneben aber auch den klingenden Lohn von der Menge einsammeln, die ganz andere Dinge verlangt, — und der nach zwei verschiedenen Richtungen schielende Wunsch hat die neue Schablone noch nicht gefunden. Ob er sie jemals finden wird? Den Ganzgroßen ist solche Synthese gelungen und bei Hamlet und Faust finden die Reichsten wie die Aermsten im Geist ihre Rechnung. Schmächtigere Herren, die so furchtbar viel wollen, weil sie so erschrecklich wenig können, vergessen allzu leicht, daß man den Erfolg, wie die Liebe, meistens nur dann findet, wenn man ihn nicht gesucht hat. Das Schicksal des Herrn Sidney von Veldegg könnte sie warnend belehren. Da er nur einen Zeitvertreib suchte, fand er eine mit heißen Flammen beglückende Leidenschaft; und als er um jeden Preis Karriere machen wollte, gabs einen rettunglos kompromittirenden Skandal, weil das Liebchen, das er weggejagt hatte, aus seiner Wohnung geraden Weges ins Wasser gegangen war. M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Dezember 1894.

Umsturz.

Mittwoch, am fünften Dezember, sah der ruhig dahinwandelnde Betrachter am Königsplatze ein buntes Bild. Um einen hellgrauen Palast, aus dessen etwas gedrückten Fenstern der Schein elektrischer Lampen fiel, drängten in dichten Gliedern Soldaten sich, Fußvolk und Berittene, Lanzenfähnchen flatterten in der frostklaren Luft und Kriegsmusik schmetterte über das freie Gelände. Galakutschen und Herrschaftwagen hielten vor den Portalen und ein Hoflakai führte einen Rappen mit prachtvoller Decke, purpurroth mit Goldstickerei, am Zügel. Die Feierlichkeit mußte wohl beendet sein, denn Kommandorufe ertönten, die Fähnchen ordneten sich, das Musikcorps nahm die Spitze und aus den Portalen strömte die Menge: Generäle, Obristen und Adjutanten, Minister, Bundesräthe und andere Excellenzen; Uniformen von jeder Art und von jedem Schnitt, eine Symphonie laut leuchtender Farben, mit einem gellenden Leitmotiv in Roth und Gold. Rings herum standen bürgerlich gekleidete Leute; hier und da ein gut Genährter, meist Arme: Arbeitlose, die mit Gaffen die Zeit vertreiben wollten, großstädtischer Pöbel, der immer, wenn Etwas zu sehen ist, hervorkriecht, Frauen und Kinder, die dem Mann und Vater sein Bischen Essen zugetragen und unterwegs vor dem bunten Bilde verweilt hatten. Was man aus dem Gemurmel da vernahm, klang nicht angenehm; die Leute wußten, daß eben der Schlußstein zu dem Gebäude gelegt worden war, in dem künftig über ihr Geschick die Entscheidung fallen soll; und weil das

Digitized by Google

Volksempfinden immer nach äußeren Symbolen haſcht, nach einfachen, die es begreifen kann, deshalb verkörperte ſich der Geiſt der zu erwartenden Geſetzgebung den Gaffern in dem Prunk und der Pracht, die hier ihren Blick blendeten, und aus den Augen las man hundertfach den Gedanken: So ſehen Die alſo aus, die unſer Schickſal beſtimmen, — dieſe ganz fremden, geputzten Menſchen aus einer ganz anderen Welt. Und der ruhig dahinwandelnde Betrachter mußte ſich zwar ſagen: Die Leute haben Unrecht, im neuen Reichstag werden von Bürgern Erwählte die Intereſſen der Bürger wahrnehmen; aber er mußte auch hinzufügen: Dieſe Leute erwartet nicht, wie Dich, ein gutes Mittagseſſen, ſie haben nicht, wie Du, in behaglicher Muße eine Bildung erworben, die ſie ruhiges Unterſcheiden und gelaſſenes Abwägen lehrte, ſie werden von dumpfen Inſtinkten geleitet und klammern ihr irrendes Urtheil an ſichtbare und greifbare Erſcheinungen. Was ſehen ſie aber? Wenn eine Kaſerne eingeweiht wird, iſt kein Civiliſt zu der Feier geladen; wird aber ein Haus, das nicht für die Fürſten, nicht für das Heer, nicht für die Beamten, ſondern für die Berathungen der Vertreter des Volkes erbaut wurde, ſeiner Beſtimmung übergeben, dann fehlen die Repräſentanten der Bürgerſchaft, des Gewerbefleißes, der Intelligenz, dann ſieht man nicht große Gelehrte, Künſtler, geiſtliche und weltliche Lehrer des Volkes, tüchtige Landwirthe und nützlich wirkende Unternehmer, ſondern abhängige Männer in glänzenden Livreen. Die Das geſehen haben, kehren in ihre engen Heimſtätten zurück und glauben gern, was in ihrem Blättchen ſteht, daß ſie einer Geſellſchaft von mitleidloſen Ausbeutern verſklavt ſind, die ſich nur durch einen vom Volke bezahlten Militärpomp aufrecht erhalten kann. Und der ruhige Betrachter wandelt weiter und denkt ſo etwa fort: Muß wirklich der blinkende Prunk der alten Kaiſerei, vor dem Guſtav Freytag ſo eindringlich gewarnt hat, immer wieder entfaltet werden, auch da, wo bürgerliche Einfachheit dringend geboten erſcheint, und iſt die Pflicht gar ſo ſchwer, dem höchſten Vertreter der Nation ehrerbietig zu ſagen: Herr Kaiſer, Sie ſcheuen die Mühe nicht, die Uniform zu wechſeln, wenn Sie in einem Kaſino frühſtücken, wenn Sie engliſche Dragoner oder einen italieniſchen Opernmacher empfangen; zeigen Sie nun einmal ſich auch im Bürgerkleid, da ein Bürgerhaus geweiht werden ſoll, und verbieten Sie jeden Glanz einer prächtigen Inſzenirung; für die Oberſchicht mag

Digitized by Google

Das wenig bedeuten, sehr viel aber für die Masse, die zwischen dem Sein und dem Schein nicht in behaglicher Ruhe unterscheiden kann.

Ist es denn aber auch nur der Schein, der in dem bunten Bilde vom fünften Dezember den Ausdruck fand? An dem selben Tage konnte man in den Zeitungen eine Rede lesen, die der Kaiser in Kiel gehalten hatte. Wenn der mitgetheilte Wortlaut, wie es scheint, richtig ist, dann muß jeder aufrichtige Patriot diese Rede schmerzlich empfinden; nicht nur, weil sie offenbare Irrthümer enthält — der cimbrische Schrecken wirkte nicht durch die Macht der Disziplin, sondern durch die Ueberlegenheit eines von keinem sittlichen Vorurtheil gehemmten Barbarenhaufens über ein kulturschwaches und verfeinertes Volk, er fand in der Niederlage der bei Vercellae völlig vernichteten Cimbern sein Ende und die barbarischen Sieger von Noreja und Arausio hatten nicht „Gott die Ehre gegeben", sondern höchstens zu Heidengöttern um Glück auf dem Beutezuge gebrüllt —, nein, weil sie von einer übelwollenden Interpretation sehr leicht dazu benutzt werden kann, die Unzufriedenheit mit den geltenden Staatseinrichtungen zu schüren und zwischen den einzelnen Klassen der Bevölkerung den Haß anzufachen. Der Kaiser sagt zu den Marinerekruten: „Ihr tragt des Kaisers Rock und seid dadurch den anderen Menschen vorgezogen". Er kann ernstlich nicht meinen, daß die jungen Leute durch den bunten Rock, den das Volk für sie bezahlt, plötzlich mehr geworden sind als ihre Väter und Brüder, die sich vom Ertrag der eigenen Arbeit einen eigenen Rock gekauft haben, oder daß ein Marinerekrut sich nun über den Reichskanzler erhaben dünken dürfe, der im schwarzen Anzug der Vereidigung zusah. Aber das Volk erinnert sich ähnlicher Reden aus früherer Zeit und argumentirt so: Jeder Rekrut ist also mehr als wir Arbeiter und Handwerker; jeder Offizier ist wieder mehr als der Rekrut; folglich sind wir Bürger zweiter oder dritter Klasse und folglich ist es wahr, was immer in unserem Blättchen steht, daß der gefräßige Moloch des Militarismus herrscht und daß für uns dann erst bessere Zeiten tagen können, wenn diese Herrschaft gebrochen ist. Auch diese Auffassung haftet an Aeußerlichkeiten, gewiß, und eine ruhige Logik könnte sie an mancher Stelle berichtigen; aber wenn an einem Tage so die Eindrücke zusammentreffen, wenn das Auge Das bestätigt sieht, was mit zähem Eifer täglich in den kaum geweckten Verstand eingehämmert wird, — ist es dann gar so wunderbar, daß

Digitized by Google

dieſe Menſchen, denen zu logiſcher Prüfung die Gelaſſenheit und die geiſtige Schulung fehlt, ſich am Ende wie Parias in einer fremden, hochmüthigen und grauſamen Welt fühlen, an deren Erhaltung ſie nicht das allergeringſte Intereſſe mehr haben? Das Heer iſt eine nöthige und nützliche Sache und die im Heer Bedienſteten, die ein ſtraffer Ehrenkodex bindet, haben auf Achtung, und ſogar auf Dankbarkeit, jeden Anſpruch; aber der bunte Rock darf keinen Vorzug verleihen, nicht Dem, der ihn augenblicklich gerade trägt, nicht vor Dem, den ſeine Körperverhältniſſe zwingen, dem Wehrdienſt fern zu bleiben und auf einem anderen Gebiet dem Vaterlande ſich nützlich zu machen. Weil man dieſe gaſſenläufige Wahrheit bei uns noch mit allem Nachdruck betonen muß, deshalb iſt der preußiſche Geiſt jenſeits des Mains ſo unbeliebt geblieben und deshalb bricht aus den demokratiſirten Maſſen immer ein Triumphgeheul hervor, ſo oft ſich im Heeresorganismus ein Krankheitkeim zeigt. Gegen dieſen heimlich fortwühlenden Haß iſt die Disziplin, deren Wirkung der Kaiſer rühmt, doch nur ein betäubendes Zwangsmittel, das im gefährlichſten Augenblick mitunter verſagt; disziplinirt waren auch die Praetorianer, aber das Kaiſerthum, das ſich auf ſie ſtützen wollte, brach unter Barbarenſtreichen zuſammen. Im alten Preußen war ein Soldatenkönig möglich; ein Deutſcher Kaiſer, der im Reich kein Monarch iſt, kann nur der Repräſentant und der Vertrauensmann des ganzen Volkes ſein und er muß den für die Stimmung der Maſſen bedrohlichen Schein vermeiden, als könne im neuen Deutſchland der alte Uniformenprunk wieder lebendig werden, der noch jeder Kaiſerei zum Fluch geworden iſt.

Man hatte gehofft, ſo traurige Betrachtungen würden nach dem Kanzlerwechſel überflüſſig werden. Fürſt Chlodwig zu Hohenlohe hat auch die beſcheidenen Hoffnungen, die ihn begrüßten, in kurzen Wochen raſch eingeſargt. Es machte ſchon einen unangenehmen Eindruck, als er, der niemals zu den näheren Freunden des Fürſten Bismarck gehört hatte und der ſeit Jahren dem Hauſe des früheren Kanzlers fern geblieben war, nun plötzlich das Bedürfniß empfand, bei einer Trauerfeier anweſend zu ſein, die im allerengſten Kreiſe der Familie Bismarck vollzogen wurde; vielleicht hatte ihn nur ein menſchliches Gefühl geleitet, aber als ein Mann von reicher geſellſchaftlicher Erfahrung mußte er ſich doch ſagen, welche Laſten und Unbequemlichkeiten der Beſuch eines hohen Würdenträgers dem abgelegenen Landhauſe

Digitized by Google

bringen müßte, in das eben die tiefste Trauer eingekehrt war, und als Politiker durfte er nicht übersehen, welchen Eindruck es machen würde, wenn er gerade in diesem Augenblicke da Anschluß suchte, wo heute leichter als jemals zuvor das politische Prestige zu holen ist. Dann kamen andere Vorgänge. Der Kanzler, der als Greis zu einer ihm ganz neuen Thätigkeit berufen worden und der eben erst von langwierigen Reisen zurückgekehrt war, fuhr nach Kiel, schritt im Gefolge des Kaisers Ehrencompagnien ab und vernahm die viel besprochene Rekrutenrede. Zweierlei war damit bewiesen: erstens, daß der oberste politische Beamte, in einem Lebensalter, das dem Hünen Bismarck nur bei äußerster Anspannung aller Körperkräfte die Möglichkeit gab, sein Amt ausfüllen zu können, sich den Zeit raubenden Pflichten der Repräsentation und des Hofdienstes nicht zu entziehen gedenkt; zweitens, daß auch der dritte Reichskanzler darauf verzichtet, zur Berathung über den Inhalt öffentlicher Reden des Kaisers herangezogen zu werden. Gleich danach wurde das neue Reichstagshaus eingeweiht, das von dem Urtheil aller Sachverständigen für ein Meisterwerk erklärt wird und das, trotz manchen Mängeln, unzweifelhaft der großartigste Bau im jungen Reich genannt werden muß. Es war kein Geheimniß, daß der Kaiser an dem Bau kein Gefallen fand und daß er ihn in einem fremden Lande öffentlich als den Gipfel der Geschmacklosigkeit bezeichnet hatte. Dem Reichskanzler, der für die Regirungmaßregeln des Kaisers die Verantwortung trägt, war damit die Aufgabe gestellt: er mußte vor den Kaiser hintreten und sagen: Eurer Majestät Privatgeschmack habe ich so wenig wie irgend ein Anderer zu kritisiren; hier aber handelt es sich um einen von mir zu verantwortenden Regirungakt im Namen des Reiches und für den darf kein Privatgeschmack maßgebend sein, sondern die Entschließung muß im Einklang mit dem Urtheil der Sachverständigen und mit dem Empfinden der Mehrheit der Gebildeten stehen. Nichts davon ist geschehen; in der Thronrede wurde das Haus ein Denkmal vaterländischen Fleißes genannt, also mit einem Lobspruch abgefertigt, der auch für jede Miethskaserne zutreffend wäre, und in der Urkunde, die in den Schlußstein eingefügt wurde, ist der Name des genialen Baumeisters überhaupt nicht erwähnt worden. Für beide Aktenstücke ist Fürst Hohenlohe verantwortlich. Wir wünschen Alle von Herzen, daß es dem Kaiser gelingen möge, als Regent sich ein Denkmal zu setzen, wie Paul Wallot

Digitized by Google

es als selbständig schaffender Künstler sich errichtet hat; dieser Erfolg wird aber bedenklich gefährdet, wenn die Berather den Monarchen im Stiche lassen. Ein Reichskanzler hat heute, wie die Dinge nun einmal liegen, keine wichtigere Aufgabe zu erfüllen als die, rückhaltlos über alle Vorgänge und Stimmungen dem Kaiser die Wahrheit zu sagen. Wenn er diese Aufgabe nicht mit der äußersten Unerschrockenheit bewältigt, ist jeder Reichskanzler, mag er auch ein leidlich geschickter Diplomat, ein liebenswürdiger Routinier und ein Freund der Landwirthschaft sein, für sein Amt absolut untauglich. Und was haben wir seit dem Amtsantritt des Fürsten Hohenlohe, außer den schon aufgezählten Vorgängen, erlebt? Den Wienern wird der Sang an Aegir vorgeführt, der den Byzantinismus ganz außerordentlich, aber die Kunst und den Kunstgeschmack nicht im Allergeringsten gefördert hat, und das Publikum bleibt kühl und in den Zeitungen liest man höchst unerfreuliche Dinge; bald darauf wird ein Brief des Kaisers veröffentlicht, der die Freude darüber ausspricht, daß auch in Wien das Lied „guten Erfolg" gehabt habe. Wer war der Berichterstatter? Dem Reichstagspräsidium sagt der Kaiser, die russischen Landwirthe klagten lebhaft über die Wirkungen des Handelsvertrages, der also doch für uns vortheilhaft sein müsse; nun können die russischen Landwirthe höchstens darüber klagen, daß die reiche Ernte in Deutschland sie vorläufig noch nicht alle Vortheile des Vertrages genießen lasse, der ihnen erlaubt, Deutschland in schlechten Erntejahren mit Korn zu überschwemmen; ganz unmöglich aber ist es, daß sie über einen Vertrag klagen, der ihnen in jedem Falle, ohne irgend eine Gegenleistung, ausschließlich Vortheil gebracht hat. Wer war der Berichterstatter? Und endlich kommt das Telegramm des Kaisers an die Wittwe des Herrn von Lesseps, vielleicht das betrübendste Dokument seit Bismarcks Entlassung. Man darf die Frage bei Seite lassen, wie gehäufte Liebenswürdigkeiten, die ohne jede Erwiderung bleiben, auf den französischen Nationalcharakter wirken, ob sie nicht sehr merkwürdig gedeutet werden und die Eitelkeit des gallischen Hahnes bis zu tollstem Uebermuth aufstacheln. In diesem besonderen Falle aber hat jeder Deutsche die traurige Pflicht, Widerspruch gegen die Ansicht zu erheben, die der Vertreter des Reiches als Imperator und Rex verkündet hat. Herr Lesseps war ein ungewöhnlich begabter, praktischer und lange vom Glück begünstigter Ingenieur; für die Wissenschaft hat er kaum Etwas geleistet und er war weder „einer der größten Geister" noch

Digitized by Google

gar „ein weltumfassendes Genie"; aber er war ganz sicher einer der ruchlosesten Schurken, die je durch eine entartende Kultur geschritten sind, Einer von Denen, die Revolutionen herbeiführen und rechtfertigen; dieser frivole Betrüger war der Nährvater der Cornelius Herz, Arton und Genossen und nur seine Hinfälligkeit hat ihn vor dem Zuchthaus bewahrt, das er durch seine skrupellosen Gaunereien reichlich verdient hatte; er hat mehr als irgend ein Anderer die kapitalistische Gesellschaftordnung geschädigt und in das Grab gellen ihm die Flüche der Hunderttausende nach, die er hingeschlachtet und ausgeraubt hat. Wenn der Deutsche Kaiser für diesen Mann, dessen gelungenes Werk in erster Linie auch nur ein einträgliches Handelsunternehmen war, jetzt nahezu begeisterte Sympathien äußert, so ist Das, wie alles Uebrige, nur durch unzureichende Informationen zu erklären. Die Herren, deren vornehmste Pflicht es ist, diese Informationen zu liefern, scheinen sich über die wirkliche Situation noch immer zu täuschen; die Dinge sind, und nicht nur im Süden des Reiches, unendlich viel weiter gediehen, als die feige Verlogenheit, die öffentlich zum Ausdruck kommt, es erkennen läßt, — so weit, daß selbst ein Greis mit geschwächtem Gehör von allen Ecken und Enden den Wiederhall der Stimmung noch vernehmen müßte.

Den Kaiser selbst trifft kein Vorwurf; er kann nicht Alles verfolgen, die wiener Zeitungen, die russische Agrarpolitik, den Panamaprozeß und die Kunstgeschichte, und er handelt sicherlich stets nach bester Einsicht und Ueberzeugung. Er erfährt nicht, daß sein Reden und Handeln fast ausnahmelos von einer beständig anschwellenden Mißbilligung begleitet wird und daß wir uns in beschleunigtem Tempo dem Punkte nähern, den alle ernsten und uneigennützigen Anhänger der Monarchie fürchten müssen. In abgeschlossenen Zimmern wird Das von verständigen Leuten aus allen Parteien bereitwillig zugegeben und von den überzeugtesten Monarchisten schmerzlich beseufzt; in der Oeffentlichkeit aber schwelgt man in einer erbärmlichen Devotion und erlustigt sich damit, Die zu verleumden und zu denunziren, die den Muth haben, offen auszusprechen, was die Anderen nur flüstern und raunen. Daß dabei unaufhörlich von deutschem Pflichtgefühl, deutscher Mannhaftigkeit und derb deutschem Biedersinn gesprochen und eine Selbstvergötterung getrieben wird, die an die schlimmsten Empirezeiten Frankreichs gemahnt, — Das gehört mit zum lieblichen Heuchelspiel.

Digitized by Google

Es giebt eine Stätte, wo die schwere Besorgniß den offensten Ausdruck finden könnte und müßte: den Reichstag. Da vereinen sich die Verwalter des Reiches mit den Vertretern des Volkes, um für die ruhige Entwickelung des Landes die richtigen Wege zu suchen, da ist jeder Aeußerung, die in den Grenzen des Anstandes bleibt, volle Freiheit gesichert, da sollte, ohne ängstliche Scheu vor unberechenbaren Eingriffen der Strafgewalt, rückhaltlos vorgebracht werden, was Alle bewegt. Es wird nöthig sein, die Vorgänge zu betrachten, die sich an dieser Stätte gleich nach dem fünften Dezember abgespielt haben.

Zuerst wurde eine Thronrede verlesen, die — in etwas besserem Stil als zur Zeit der arlosen Ritterlichkeit, aber noch immer mit dem gemeingefährlichen Komparativ „die Ersteren" — eine neue Steuer, eine Erweiterung der Strafvorschriften und eine Aenderung der Strafprozeßordnung ankündigt und die Börsenreform und das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb in eine einigermaßen vage Aussicht stellt. Für die soziale und die internationale Politik hatte man in den von Bismarck verfaßten Thronreden paßliche Sätze gesucht und gefunden; ein vortreffliches Muster, — aber diese nicht ungeschickten Modernisirungen aus einer großen Zeit hätten besser gewirkt, wenn sie sich nicht im Gebiet unverbindlicher Allgemeinheiten hielten. Braucht das Deutsche Reich nichts Anderes als neue Strafgesetze und neue Steuern? Fand man keine einzige Aufgabe, die eine frische Begeisterung wecken und wieder Freude an der Arbeit fürs Vaterland verbreiten könnte? Soll man sich für die Tabaksteuer begeistern, für ein völlig unwirksames und außerordentlich gefährliches Gesetz gegen Umsturzpläne oder für den fast unglaublichen Ausspruch des Fürsten Hohenlohe, die soziale Gesetzgebung müsse verlangsamt werden? Einerlei: die Thronrede, die kein Wort über die fast verzweifelte Nothlage der wichtigsten Produktivstände sagt, wurde mit lebhaftem Beifall von den selben Herren aufgenommen, die sie mit eisigem Schweigen begrüßt hätten, wenn Graf Caprivi noch Kanzler wäre. Dann wurde zum Präsidenten der ganz unbedeutende und dienstlich abhängige Mann wiedergewählt, der es gewagt hatte, in einem Rückblick auf das im alten Reichstagshause erlebte Vierteljahrhundert den Schöpfer des Reiches und des Reichstages nicht zu erwähnen; die konservative Partei, die große Traditionen doch erhalten sollte, glaubte, ihrer Verpflichtung ledig zu sein, als sie für eine Mark und zwanzig Pfennige ein konventionelles Begrüßungtelegramm an den Fürsten

Digitized by Google

Bismarck abgesandt hatte. Einige Stunden später wurde auf Unkosten freundlich ermunterter Wohlthäter im hellgrauen Palast gekneipt und gequalmt; eingegangen waren, außer einigen Gesetzentwürfen, zehn Hektoliter Löwenbräu, sechshundert Flaschen Schaumwein, zweitausend Havannacigarren und ähnliche schöne und schmackhafte Dinge; weitere Sendungen sind angekündigt und es wird sich, wenn die eben so neue wie würdige Sitte sich einbürgern sollte, empfehlen, künftig vor dem Beginn der Sitzungen anzuzeigen, wann die eingelaufenen Spenden zur Veressung und Vertrinkung gelangen, damit ein saftiger Rehrücken nicht etwa so alt wird wie der Versuch einer Börsenreform. Vorläufig war achtundvierzig Stunden nach der Eröffnung noch kein irgendwie beträchtliches Wort gesprochen worden. Aber nach dem Abschiedsjammer und der Bierfidelität mußten schließlich die Berathungen doch einmal beginnen.

Am ersten Tag gabs einen Skandal. Ein paar Sozialdemokraten blieben sitzen, als das Hoch auf den Kaiser ausgebracht wurde. Das war eine plumpe Geschmacklosigkeit, denn in einer anständigen Gesellschaft ist Jeder verpflichtet, Alles zu meiden, was den Empfindungen der Anderen ein Aergerniß geben könnte. Aber die versammelte Intelligenz stand durchaus nicht vor einer neuen Erscheinung: die Sozialdemokraten haben nie verhehlt, daß sie Gegner der Monarchie sind, sie haben regelmäßig vor dem Hoch auf den Kaiser den Saal verlassen und sachlich besteht zwischen der früher und der jetzt beliebten Demonstration nicht der geringste Unterschied. Keine ehrlich bekannte Ueberzeugung schändet den Bekenner; sie mag unklug, lächerlich, gefährlich sein: sie entehrt Den nicht, der sie offen zur Schau trägt. Niemand ist ehrlos, weil er ein Gegner der Monarchie oder des Christenthums ist; viel eher kann man Den ehrlos nennen, der in verschwiegener Kumpanei die schnödesten Bemerkungen über die Person des Monarchen macht und öffentlich in submissester Ehrfurcht erstirbt. Es handelte sich also nur um eine grobe Taktlosigkeit und die hätte man am Wirksamsten mit Nichtachtung bestraft, vielleicht mit Hinzufügung des Bedauerns für die Herren, die das Applausbedürfniß zu solchen Geschmacklosigkeiten zwingt. Anstatt so die Episode unter lächelnde Geringschätzung zu begraben, wurde ein Lärm verübt, als hätte sich etwas ganz Neues und Ungeahntes ereignet, und die Entrüsteten bedachten nicht, daß es auch taktlos ist, Takt-

Digitized by Google

losigkeiten aufzubauschen, und daß ihr Wuthgeheul sehr unerwünschte Wirkungen haben könnte. Die ganze Staatsaktion, die jetzt sogar noch vor das Strafgericht geschleppt werden soll, wird Herrn Singer und seinen Leuten in den Kreisen, auf deren Beifall sie rechnen, ganz sicherlich nützen, denn da schätzt man Rückgrat und Brutalität höher als die anmuthigen Zeichen guter Gesittung. Und wäre sachlich denn irgend Etwas gebessert, wenn die Sozialdemokraten ihre wahre Meinung verbürgen und, mit verständnißinnigem Blinzeln an die Genossen, in das Kaiserhoch einstimmten? Geheuchelt und gelogen wird heutzutage ja wohl schon genug. Gegen jede ehrlich bekannte Ueberzeugung kann man kämpfen, — aber nur, wenn man selbst ehrlich ist. Können alle Parteien im Reichstag Das von sich behaupten? Bevor sie darauf die Antwort geben, müssen sie sorgfältig prüfen, was öffentlich und was in Privatgesprächen über den Skandal gesagt worden ist. In Parenthese muß man noch einen Augenblick bei dem Ausspruch des Führers der konservativen Partei verweilen, für ihn und seine Freunde stehe die Majestätbeleidigung „hors ligne"; Das klingt schön, namentlich den Leuten, die während der letzten Jahre Gelegenheit hatten, sich mit konservativen Abgeordneten zu unterhalten, aber christlich ist diese Anschauung gerade nicht. Ein gebildeter Mensch, der in der monarchischen Staatsform die beste und für bestimmte Verhältnisse geeignetste Staatsform sieht, wird, selbst wenn er nach innerster Ueberzeugung mit dem Monarchen unzufrieden ist, sich vor einer Majestätbeleidigung hüten, — nicht aus Furcht vor Bestrafung, sondern weil die Beschimpfung des Fahnenträgers auch die nationale Fahne beschmutzt Aber die Beleidigung des Mächtigsten, die doch fast nie persönlich gemeinen Motiven entstammt, darf gewiß nicht als schlimmer und verwerflicher betrachtet werden als die Verleumdung der Schwachen, denen die Staatsanwälte nicht zur Verfügung stehen. Der konservative Führer sollte streng darauf achten, daß solche Verleumdungen in der konservativen Presse niemals verübt werden; dann könnte er mit ganz anderem Nachdruck als jetzt für den Schutz der Majestät eintreten. Aber auch dann noch müßte er bedenken, daß die Monarchie nicht um ihres eigenen Werthes willen erhalten werden muß, sondern als ein Mittel zum Zweck des Wohlergehens der Völker, und daß man sie am Wirksamsten schützt, wenn man ihre Vortheile deutlich zeigt und ihre Nachtheile mit der Wurzel beseitigt.

Digitized by Google

Martin Luther, der als Christ und als Monarchist sich wohl dem Freiherrn von Manteuffel vergleichen darf, hat, als er untersuchte, wann man der weltlichen Obrigkeit gehorchen müsse, gesagt: „Und sollst wissen, daß von Anbeginn der Welt gar ein seltsamer Vogel ist um einen klugen Fürsten, noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten. Sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden; darum man sich allzeit bei ihnen des Aergsten versehen und wenig Gutes von ihnen erwarten muß." Eine Partei, die stets im Gewande der Unterthänigkeit paradirt, wenn ihr eigener Vortheil nicht auf dem Spiele steht, mag sich wahren, daß nicht auf sie eines Tages das Wort angewendet werde, das Luther in der selben Abhandlung über die Reichsfürsten sprach: „Sie schreiben und lassen Zettel ausgehen, der Kaiser hats geboten und sie wollten christlich gehorsame Fürsten sein; gerade, als wäre es ihr Ernst und man merkte den Schalk hinter ihren Ohren nicht. Denn wir sollten wohl sehen, wenn ihnen der Kaiser ein Schloß oder Stadt nähme oder sonst etwas Unrechtes geböte, wie fein sie finden sollten, daß sie dem Kaiser widerständen und nicht gehorsam sein müßten."

Aber freilich: Luther würde, sammt Goethe, Schiller und allen Großen, unter das neue Gesetz gegen den Umsturz fallen; er zuerst, denn er hat sich über die Staatsreligion, die Monarchen und die Kapitalisten mit allerderbster Respektlosigkeit geäußert. Dieses Gesetz, das jeden Dichter und jeden Publizisten von selbständiger Prägung vor die Frage stellt, ob er auswandern oder sich in der Heimath zum Vivisektionobjekt für staatsanwaltliche Irrthümer hergeben soll, und an dem nur Sozialdemokraten und Anarchisten mit vollem Recht eine innige Herzensfreude haben, darf man einstweilen seinem Schicksal überlassen. Bevor man die Chancen eines Kampfes gegen den Umsturz erwägt, muß die Rüstung und die Wehrfähigkeit der Kämpfer gemustert werden. Die nüchterne Betrachtung der Vorgänge, die sich zwischen dem fünften und dem elften Dezember abgespielt haben, hat gezeigt, wie die berufenen Hüter von Thron und Altar ihre Pflichten verstehen und üben. Für die Untersuchung des Morphiumpulvers, mit dem das Deutsche Reich nun in holde Träume gelullt werden soll, wird die Stille der Weihnachtzeit wohl die richtige Stimmung bringen.

Digitized by Google

Aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten.

VI.*) Des Königs Reise in die Rheinlande.

Elberfeld, den 12. August 1845.

— — — Daß Sie nicht mitgekommen, thut mir sehr leid. Warum Sie nicht dazu aufgefordert worden sind, weiß ich nicht. Ich könnte vielleicht vom Grafen v. d. Gröben, den ich für meinen hohen Gönner halten darf und der mich mit seinem Vertrauen zu beehren scheint, Etwas erfahren, aber ich wage Ihren Namen auch gegen ihn nicht zu nennen, aus Furcht, Vermuthungen zu erregen, die Ihnen unangenehm und Ihrer Wirksamkeit nachtheilig sein möchten. Mit großem Leidwesen erkenne ich in Ihrem lieben Schreiben den durchgehenden Ausdruck von Schmerz und Bekümmerniß. Sofern Beides die Eindrücke von der rauhen Berührung der Welt sind, die keinem armen Adamskind erlassen wird, sofern körperliches Leiden und inneres Zagen über das erträgliche Maß anwuchsen, kann ich nur unseren lieben Herrn bitten, Sie zu erleichtern, was ich denn auch mit ganzer Seele thue. Drückt Sie aber die schwere Wolke, welche die Zukunft unseres Vaterlandes nicht sowohl verbirgt, als in trüber Gestalt zu zeigen scheint, so muß ich Ihnen außer dem besten Trost, der in Gewißheit göttlicher weiser Lenkung besteht, auch einen guten Trost von ganz irdischem Inhalte zurufen: Vertrauen Sie auf das Preußenglück! Wahrlich, nicht besondere Klugheit hat Preußen so groß gemacht, sondern der höchst merkwürdige Umstand, daß gerade Das, was am Verkehrtesten angefangen ward, was zuerst den widrigsten Gang nahm, zuletzt doch mit dem glücklichsten Ausgange für Preußen endigte. Durch Leiden — ja gerade durch selbst verschuldete Leiden — hindurch ging bisher der Weg unseres wahren Fortschritts. Nach allen Anzeichen sind wir auf der Bahn zu irdischer Bedeutung noch nicht am Ziele, und wenn daher freilich Manches dafür spricht, daß wir den alten Weg nicht verlassen werden, so haben wir doch die tröstliche Aussicht, daß es besser gehen wird, als wir verdienen. Dann wäre es wohl am Besten, recht viel dummes Zeug zu machen? Nein, Das nicht! Ein solcher Rath wäre dem Vorwurf verwandt, welchen eine gemeine Betrachtungweise dem Glauben an die Prädestination macht. Darauf lossündigen, weil ich weiß, daß mir die Sünden vergeben sind, kann ich um so weniger, je mehr ich mit der Gewißheit der Sündenvergebung das

*) Siehe „Zukunft" vom 24. November und 1. Dezember.

Digitized by Google

davon unzertrennliche Wissen erhalte, was die Sünde ist. Die Sünde vermeiden, soweit ich kann, aber wenn ich dennoch in menschlicher Schwachheit sündige, mich nicht übermäßig darüber grämen —: so äußert sich wenigstens mein Bischen Christenthum. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß die Regirung Preußens, insbesondere sein König, recht klug und vorsichtig verfahre, um sich so viel wie möglich vor politischen Sünden zu hüten; ich möchte, so lange der mir bedenklich scheinende Schritt noch nicht gethan ist, mich selbst in den Weg werfen, aber ist er geschehen, so hat es wahrlich auch noch nicht viel zu sagen: man erwähnt den Fehler nur als eine Lehre für die Zukunft.

In diesem Sinne wollen Sie, hochgeehrter Freund, auch den Tadel verstehen, den ich nicht umhin kann auszusprechen, wo ich, wie gegen Sie, die Pflicht zu haben glaube, mein Urtheil, das allerdings kein Evangelium ist, unverhohlen zu sagen. Wenn ich mehr table als lobe, so halten Sie mich deshalb nicht für Einen, der gern tadelt oder Alles bekrittelt. Meine Umgebung wirft mir gerade das Gegegentheil vor und ich gelte sogar bei entfernter Stehenden für „servil". Seien Sie versichert, daß ich insbesondere den König, unseren Herrn, auch Ihnen gegenüber nur mit widerstrebendem Herzen table; es ist mir, als legte ich doch gewissermaßen frevelhafte Hände an den Gesalbten des Herrn. Um Ihrer Aufforderung völlig zu genügen, habe ich mich ein paar Tage freigemacht und bin am Rhein, besonders in Köln und Düsseldorf, den königlichen Schritten gefolgt, um die Eindrücke zu beobachten, die sie zurückgelassen haben. Im Ganzen war der Empfang des Königs gut und würdig. Den lauten Jubel, der bei der ersten Anwesenheit losgebrochen war, vermißte man zwar; aber was solches Uebermaß werth sei, hat die Zwischenzeit gelehrt. Freilich scheint eine eigentliche Sehnsucht nach dem Anblick des Königs fast allgemein zu fehlen. Man ist höchstens neugierig, seinen Aufzug zu sehn, wie jede andere außergewöhnliche Erscheinung. Das liegt zum Theil an der noch immer nicht ganz überwundenen Fremdheit der neuerworbenen Landestheile in Verbindung mit der überhaupt gesunkenen Fürstenverehrung; zum Theil mag es aber auch Se. Majestät selbst verschuldet haben. Er hat im Gegensatze zu Seinem hochseligen Vater mit einer gewiß höchst liebenswürdigen Menschlichkeit, aber wohl nicht mit fürstlicher Weisheit, den Purpur zu oft abgeworfen, ist zu oft vom Throne zu uns herabgestiegen, — kurz: er hat sich zu sehr den Blicken der Menge ausgesetzt, um noch jetzt eine königliche Erscheinung mit allem Reize festtäglicher Seltenheit zu sein. Se. Majestät ist, wonach Sie zu streben scheint, in den Augen Ihres Volkes geworden: ein Mensch, wie unser Einer, mit dem man dann auch, wie die Erfahrung leider genügend lehrt, umgehen zu können glaubt, wie mit seines Gleichen. Möge Er in dieser Hinsicht nicht noch bittere Erfahrungen machen!

Digitized by Google

Nach meiner Ansicht kann der König jetzt nur noch durch seine menschlich guten Eigenschaften heilsam einwirken, aber unter diesen wieder am Wenigsten durch seine glänzenden.

So hat namentlich in Köln das bürgerlich traute Verhältniß zwischen Ihm und Seiner Gemahlin besonders in höheren Kreisen sehr gefallen, und sogar die Herzen erwärmt; ferner ist Ihm bei dem Volk die Theilnahme günstig gewesen, die Er Einzelnen aus dem Volke zu beweisen Gelegenheit hatte, und die furchtlose Zutraulichkeit, mit welcher Er sich unbegleitet in die gedrängtesten Massen begab.

Sehr zu loben ist die weise Zurückhaltung im Reden, welche Se. Majestät auf dieser Reise Sich zum Gesetz gemacht zu haben scheint. Ich bangte in dieser Hinsicht um so mehr, als der gute König erst vor Kurzem Sich zu Königsberg in ganz entgegengesetzter Weise benommen hat. Nach meiner Ansicht darf der König, wenn er die Königswürde nicht auf das Spiel setzen will, überall, wo er nicht rein in dem Verhältnisse des Privatmannes steht, wie z. B. bei Gegenständen der Kunst und Wissenschaft, nicht als Privatmann sprechen. Das Königswort als solches darf nur ein Befehl sein. Wo vorauszusehen ist, daß es nicht die volle Wirkung des Befehls, unbedingter Befolgung, hervorbringt, da muß es, sollte ich meinen, unterbleiben. Ist denn nun nicht durch die — wahrhaftig so menschlich schöne — Vermittelung Sr. Majestät in der Königsberger Angelegenheit das Uebel ärger gemacht? Und wenn es weiter nichts wäre; aber die Opposition begrüßt überall mit Freude diesen Beweis der Machtlosigkeit eines Königswortes. Ach, und die letzte schriftliche Entgegnung hat mich und jeden wahren Königsfreund mit Schmerz erfüllt. Ich weiß überhaupt nicht, ob am Ende ein nicht gutes Verhältniß zwischen Militär und Bürgerschaft nicht wenigstens einem sehr guten Verhältnisse vorzuziehen sei, besonders, wo die Bürgerschaft auf der niedrigen Kulturstufe zu stehen scheint, die man gemeiniglich durch „politische Bildung" bezeichnet. Hat Graf Dohna wirklich gar keine Schuld? Ich kenne ihn nicht, und der Ruf bezeichnet ihn zwar als einen gottesfürchtigen Ehrenmann, legt ihm aber auch zugleich eine Schroffheit bei, die mit einem nicht übermäßig erweiterten geistigen Gesichtskreise Hand in Hand gehe. Bestand denn in Trier während seiner Anwesenheit daselbst nicht eine ähnliche Mißstimmung, die vor dem nicht genug anzuerkennenden General Hüser fast augenblicklich verschwand und einem fast idealen Verhältnisse Platz machte?

Wie ich durch eine gütige Zuschrift des Grafen v. d. Gröben erfahre, hat Se. Majestät bei der Grundsteinlegung zum Vinckeschen Denkmal kurz und köstlich gesprochen. Vortrefflich! Hier war ein Königswort geboten, gebotener selbst als bei der Grundsteinlegung des Kölner Domausbaues. Je kürzer die Anerkennung der Verdienste eines treuen Dieners gefaßt

Digitized by Google

wurde, um so königlicher war sie. Die gute Wirkung wird gewiß nicht ausbleiben.

Ich muß hieran einen Tadel reihen, der eine anscheinende Vernachlässigung des königlichen Vortheils durch eigene, zu geringe Schätzung der Königsworte seitens des Königs betrifft. Man hat mich besonders in Köln darauf aufmerksam gemacht. Se. Majestät erscheint im Kreise der Leute, die Sie Sich auf den verschiedenen Reisestationen vorstellen läßt, völlig unvorbereitet, was sich vornehmlich durch einen auffallenden Mangel an Personalkenntniß an den Tag legt. Ein verdienter Mann, der nicht gerade durch den höchsten Rang distinguirt ist, scheint Sr. Majestät ganz unbekannt zu sein, und so wird die königliche Anrede, die immer noch, Gott sei Dank, als eine Auszeichnung gilt, auf gut Glück und daher oft gerade dem Unrechten zugeworfen. In Köln sind außer den Präsidenten der Gerichtshöfe zufällig gerade die unbedeutendsten Mitglieder dieser Kollegien mit der königlichen Anrede beehrt worden. Abgesehen davon, daß eine richtige Personalkenntniß dem Volk Achtung vor dem Geiste und den Glauben an eindringendes Selbstbekümmern um die Regirung einflößt, weshalb bisher alle Monarchen wenigstens den Schein einer solchen Kenntniß zu erhalten strebten, kann sich das Königswort nur in seiner natürlichen Geltung erhalten dadurch, daß es so viel wie möglich nur dem Würdigsten zugewendet wird. Es gleicht der Ordensdekoration, ist aber als Sporn zu verdienstlichem Streben ungleich wichtiger, da es nicht wie diese ein für alle Mal gegeben, sondern in jedem Falle neu verliehen wird. Darum reist der König nicht unbegleitet, um die nöthigen Erkundigungen, die er nicht sogleich selbst anstellen kann, durch Mittelspersonen einzuziehen. So gut und besser als ich die bedeutendsten Leute der kölner Kollegien namhaft machen kann, sind diese auch bei Anderen zu erfragen. Und die Begleiter Sr. Majestät müssen die besten und zuverlässigsten Quellen in dieser Hinsicht kennen. Die Sache hat meiner innigsten Ueberzeugung nach mehr Wichtigkeit, als man auf den ersten Blick meinen sollte; darum habe ich es für nöthig gehalten, ihr so viele Worte zu widmen.

Hiermit schließen denn vor der Hand meine Mittheilungen über Se. Majestät selbst. Vielleicht giebt mir seine uns verheißene Anwesenheit in Elberfeld Gelegenheit zu weiteren Beobachtungen, die ich dann auch sofort melden werde.

Aber nun erlauben Sie mir noch einige Worte über die dem Könige zunächst Stehenden, sofern sich in hiesiger Provinz überhaupt und besonders bei der gegenwärtigen Anwesenheit Sr. Majestät ein Urtheil gebildet hat.

Herr von Bodelschwingh ist hier noch wie immer der eigentliche Mann des Volkes. Und glauben Sie ja nicht, daß er auf die klägliche Weise um

Digitized by Google

Volksgunst buhlt, wie Dies dem Herrn v. Schaper besonders in der letzten Zeit, wo er seine Rolle als königlicher Diener ganz zu vergessen schien, vorgeworfen wird. Damit wird auf die Länge nichts ausgerichtet. Das Volk, das namentlich hier Alles in das Rechtsverhältniß übersetzt, verlangt nur Gerechtigkeit. Derbe, ja recht grobe Zurechtweisungen, wo sie hingehören, kann es weit eher vertragen als Schmeicheleien am unrechten Orte oder überhaupt. Ich habe selbst diese Erfahrung vielfach gemacht und mich dadurch belehrt, meiner Natur zuwider mich an recht eindringliche Derbheit gewöhnt, die gelegentlich nur durch Thätlichkeiten überboten werden könnte, und dennoch bin ich vorzugsweise Derjenige, an den sich die Gerichtseingesessenen und Militärpflichtigen in ihren Angelegenheiten wenden und dessen Rath, soviel ich weiß, stets beachtet wird. Mit wahrer Wonne habe ich daher die klassisch derbe Weise vernommen, mit welcher Herr v. Bodelschwingh die Anmaßungen hiesiger Geldaristokraten zurückgewiesen hat. Er soll bei der Verarbeitung des Bankiers von der Heydt während der Cour in Düsseldorf fast den Königsfrieden gestört haben, wenigstens so laut geworden sein, daß Se. Majestät sich mehrmals umgesehen hat. Das geschieht nun Alles nicht leidenschaftlich, sondern in aller Ruhe, wie der Schmied seinen schweren Hammer führt. Schade, daß dieser wackere Mann neben seinem guten Verstande und schönen Kenntnissen, wie man sagt, nicht zugleich geistreich genug ist, um große Ideen zu fassen, deren wir nach meinem Bedenken gerade jetzt bedürften, um den falschen Ideen der Zeit, dem schlechten Zeitgeiste, erfolgreich zu begegnen. Mit bloßen Theorien ist die Sache freilich nicht abgethan, sondern nur verschlimmert.

Warum gehen nun die Herren, welche des Königs Wille in die Provinzen, und gerade in diese Provinz, schickt, nicht bei Solchen in die Schule? Der Regirungspräsident von Bonin soll die von dem Geheimen Rathe Ruppenthal erbetenen Rathschläge mit bestem Erfolg angewendet haben. Ueber den neuen Oberpräsidenten Eichmann höre ich von allen Seiten und ohne alle Ausnahme das gerade Gegentheil. Es kann für jetzt natürlich nur von dem ersten Eindrucke die Rede sein, der vielleicht und hoffentlich durch eine längere Wirksamkeit wieder völlig verwischt wird. Aber der erste Eindruck hat doch eine unberechenbare Wichtigkeit. Ich habe den Herrn Eichmann nie gesehen, und da ich mich seiner bekannten religiösen Grundsätze wegen an sich zu ihm hingezogen fühle, so wird um so weniger der Glaube ein ihm ungünstiges Vorurtheil von meiner Seite Platz greifen.

Sehr tüchtige, zuverlässige, wohlgesinnte Beamte schildern aber sein Auftreten als das des aigrirten Berliners, dem eigentlich nichts gefällt als Berlin (ausgesprochen: Behrlin), als das des bürgerlichen berliner Beamten, der die ihm fehlende echte Vornehmheit, wie sie z. B. unser Graf Stolberg

Digitized by Google

in so vorzüglichem Maße besitzt, durch Hochmuth ersetzen zu können glaubt. Man behauptet, ich weiß nicht ob mit Grund, daß er sich häufig der Anrede Er bedient; so soll er z. B. seinen Gastwirth in Köln, einen als Rittmeister verabschiedeten Offizier, auf dessen Frage, ob er noch Etwas zu befehlen habe, erwidert haben: „Frage Er meinen Kammerdiener". Wenn nun auch diese und die vielen ähnlichen Histörchen, welche man von ihm erzählt, erfunden sein mögen, so beweist doch auch die Erfindung selbst das Dasein ihres Grundes. Gewiß ist es, daß ihm die hier fast unentbehrliche Gabe der Rede abgeht und daß er bei seinem Sicheinführen in die Kollegien zu Köln und Düsseldorf durch unnöthiges Sprechen diesen Mangel recht geflissentlich in das vollste Licht gestellt hat. A. von Marées.

Munkaczy und Böcklin.

In Paris schwirrte mir in diesem Sommer der Rath, über das Wort „malerisch" zu schreiben, in den Ohren, wenn mich mein regelmäßiger Weg des Abends an einer bric-à-brac-Handlung vorüberführte. Hier lieh das Licht, im Hintergrunde auf einem braunen Tisch stehend, eine spärliche, „malerische" Beleuchtung den zusammengestellten Gegenständen: blinkenden gewundenen Leuchtern, eindringlich getönten chinesischen Porzellangefäßen, kleinen Tabaksdosen aus Silber, theils alten, theils neuen Möbeln, zum Theil zerrissenen, zum Theil geflickten Tapisserien, — und es durchzuckte mich dann jedesmal der Gedanke: Das ist ja malerisch. Wenn ich fleißig gewesen wäre, würde ich darauf nach Hause gegangen sein und hätte den Aufsatz geschrieben. Paris ist aber so schön, und noch genußreicher, wenn man keine Aufsätze schreibt. Und ich würde das Thema meines Freundes auch neulich*) kaum gestreift haben, wenn mir nicht eine Notiz im „Temps" das Thema und alle Erinnerungen an bric-à-brac nahe gebracht hätte: Munkaczy malt nämlich ein neues altes Bild.

Er ist, wie der „Temps" berichtete, in Luxemburg auf seinem Schlosse und er malt dort einen pariser Strike, den er aus etwa zwanzig Modellen zusammensetzen wird. Diese hat er unter den Landstreichern von Luxemburg ausgesucht, die er in ihren zerrissenen oder auch geflickten Anzügen (die

*) S. „Zukunft" vom ersten Dezember 1894.

Digitized by Google

maleriſch wie alte Tapiſſerien ſind) darzuſtellen gedenkt. Schon hat er auch einen Mittelpunkt für ſein Bild gefunden (auf den er einen Streifen ſtarken Lichtes fallen laſſen wird), eine Prachtgeſtalt, in einem Waldhüter des Regirungbezirks Redange. Und man kann ſich das Bild ſchon ganz gut vorſtellen: hei, wie dunkel wird der Hintergrund ſein, hei, wie bleich und weiß die Geſichter. Es wird Fäuſteballen, finſtere Augen, zornige Augenbrauen geben. Eine Art Klara Ziegler wird vielleicht im Vordergrunde die Volkswuth idealiſiren, ihr wird der Waldhüter gegenüberſtehen (und George Ohnet wird Beifall klatſchen). Es wird jedenfalls eine ſehr dramatiſche Szene ſein. In Parentheſe: es wundert mich, daß Klara Ziegler nicht oft genug erwähnt wird, mir kommt es vor, als träte ſie gleichwerthig mit der Pilotyſchule ein. Wie im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten ſich die Genien zuſammenfanden, wie in jeder blühenden Kunſtepoche es ſich immer wieder ereignet, daß nicht eine einzelne Kraft, ſondern daß mehrere gleichzeitige Kunſtkräfte neben einander auftauchen, ſo ſind die Pilotyſchule und Klara Ziegler ewig zuſammen zu nennen. Was wäre ohne Klara Ziegler die münchener Geſchichtmalerei? Und was wäre ohne Pilotys Faltenwürfe und Koſtüme Klara Ziegler? Sie iſt jede Perſon in Pilotys Triumphzug des Germanicus, wir erkennen Klara Zieglers Art nicht nur in der Thusnelda dieſes Gemäldes, wir erkennen ſie ſelbſt in allen Männerfiguren dieſes Bildes, das vollſtändig auf dem Theater ſpielt. Schade, daß Piloty es gemalt hat. Es hätte auf der Szene bleiben müſſen. Aber es wird nun immer in der münchener Pinakothek bleiben, und ſeine Hauptaufgabe wird ſein, auf Diejenigen einen Schein zu werfen, die dieſes Genus von Kunſt als Hiſtorienmalerei betrachtet haben. Nun kehrt dieſe Piloty-Malerei zu einem Genre-Gegenſtande zurück; ſobald eine Strikeſzene das Thema wird, nennt man einen Piloty-Aufbau ein Genrebild; und Herr von Munkaczy, der es malt, iſt, und wäre er ſelbſt durch Raum und Zeit von dem Meiſter geſchieden, jedenfalls in ſeiner kompoſitoriſchen Thätigkeit ein Piloty-Schüler.

Er wird die Anzüge der Armen von Luxemburg in ihrer ganzen Zerriſſenheit reſpektiren, ja ſteigern. Er wird, wenn das Antlitz des Landſtreichers, den er malt, in der Erwartung des Frühſtücks ſich erhellen ſollte, das ihm nachher zu Theil werden wird, zu ihm ſagen: Nein, anders bitte, — recht unglücklich, die Augenbrauen zuſammen . . . Er wird ein wunderbares Bild zuſammenſetzen, ein „maleriſches“ Stück Unglück, ein Kunſtwerk voll Glanz und Ton. Aber was er zeigen wird, wird kein echtes Unglück darſtellen. Die Bewunderer — es wird Bewunderer haben — werden doch nicht einen Augenblick daran glauben. Es wird ihnen ein Schauſpiel, eine Theatervorſtellung ſein. Und dann, wenn ſelbſt in Europa das Intereſſe an ſolchen Effekten abgenommen haben ſollte, bleibt Amerika.

Digitized by Google

In Frankreich vertritt dieſen Typ Roybet und für Deutſchland, Oeſterreich, Ungarn und den Export vertritt ihn Munkaczy.

Man muß gerecht gegen Munkaczy ſein. Man muß ſein großes Talent zugeben. Es gehört entſchieden Talent dazu, ſo reich zu ſehen; reich, — Das heißt hier: in der Farbe geſättigt. Er iſt ein viel reicherer Maler als Piloty. Und er iſt ein eben ſo guter „Metteur en scène". Die Volksmengen beherrſcht er wie ein verſtändiger Regiſſeur, ſie ſcheinen ſich zu bewegen, ſie ſcheinen zu ſchreien; man erinnere ſich nur des ſchreienden jungen Menſchen links im Vordergrund auf ſeinem Bild „Chriſtus vor Pilatus". In Anbetracht, daß er die Arme ſo lange hochhalten mußte, iſt er ſehr friſch und lebendig gemalt. Aber welch ein gemeines Bild in Bezug auf Beſeelung, in Bezug auf Erfaſſung. Es iſt eine ſolche Grobheit und Flachheit in dem Vorgeführten, wie ſie nicht ſchlechter ſein würde, ja, wie ſie ganz ganz ähnlich auftreten würde, wenn auf einer Meſſe Schauſpieler Chriſtus in ihrer Jahrmarktsbude darzuſtellen die unbegreifliche und traurige Erlaubniß bekämen. Der Charakterſpieler, der Chriſtus gäbe, würde ſich eine hohe Stirn machen und „bedeutend" ausſehen, ungefähr allen Tiefſinn zuſammenfaſſen, deſſen er fähig iſt, und viel Effekt in ſeinem weißen Kleide hervorrufen. Dieſe ordinären Eigenſchaften ſeines Bildes ſind bei Munkaczy durch glänzenden Vortrag freilich verhüllt.

Und eine Zeit lang ſprach man bei dieſem Chriſtus von Munkaczy den Namen Renans aus, ſo ſehr blendete der Entrepreneur dieſes Bildes. Er ſchien den Typus eines neuen Chriſtus gegeben zu haben. Er hatte indeſſen nichts gethan, als den reichen Reiz einer Antiquitätenhandlung, die Farben eines ſolchen von alten Stoffen erfüllten Magazins, als feſſelnden Hintergrund mit packend und plaſtiſch gemalten, wenn auch ordinären Geſtalten im erſten Plan zu verbinden. Wenn man ihm, ſobald er den Anſpruch erhebt, als Maler für die höchſten Aufgaben Beachtung zu finden, jedes Anrecht verweigert, wird man aber nicht anſtehen, in ihm die breite Vortragsweiſe, in ihm die glückliche Reminiszenz an alte Bilder, in ihm einen ziemlich guten Galeriegeſchmack anzuerkennen und ſeine Laufbahn einigermaßen zu entſchuldigen, weil ſie einer gewiſſen Tragik nicht entbehrt.

Denn er gehört zu jenen Malern, deren Wirken bei uns als ein vorzügliches hatte betrachtet werden können und die den Sinn für die Kunſt bei uns entwickelt und geſteigert haben. Während einer beſtimmten Epoche ſtand er im Vordergrund — neben mehreren Anderen — für unſer Intereſſe. Uns bot er, den wir nun als eine Piloty-Wiedergeburt zurückweiſen, in einer beſtimmten Phaſe ſeiner (und unſerer) Entwickelung Stoff zur Anerkennung. Er fand mit ſeinen Bildern bei uns eine warme Aufnahme, Vorzüge traten hervor, die kein anderer Maler uns zeigte: Leibl

Digitized by Google

überragte er in der Komposition, wenn er auch schwächer im Malen war. Eine sehr künstlerische Kraft schien aufgestanden. Doch wurde man mit der Zeit dieser etwas düsteren und summarischen Bilder satt, obwohl wir ihr koloristisches Verdienst, ihre Kraft, ihren Zuschnitt, preisen konnten und obwohl ein Maler wie Uhde sein Schüler ward, — was als ein sicheres Zeichen für die Begabung des Lehrers betrachtet werden kann. Seine Bauernbilder aus Ungarn begannen uns weniger zu fesseln: wohl, weil man in Paris wohin Munkaczy übergesiedelt war, Ungarn doch nur mit einer gewissen Schablone wiedergeben kann. Auch trat Munkaczy in die Welt der pariser Salons ein. Seine Bilder richteten sich danach. Sie lichteten sich auf, sie versuchten, eleganter zu werden. An dem Wendepunkt finden wir sein bestes Bild, auf dem er sich selbst darstellte, wie er zusammen mit seiner Frau ein angefangenes Bild betrachtet; das Modell, ein kleines Ungarmädchen, hat er nachher fortgeschickt.

Es begann nun die Serie seiner pariser Interieurbilder: eine Dame, die nur gemalt ist, sitzt in einem Salon, der zu voll ist und in dem sich die Blattpflanzen wiederholen, die Butzenscheiben eine vergangene Mode andeuten, die Möbel an das Talmi des Antiquitätenhändlers gemahnen, das Ensemble eine Rezeptmalerei mit malerischem Talent ist, — aber langweilig. Sie brachten Munkaczy kein Glück. Sie waren einerseits zu gut, zu künstlerisch; sie erzählten nicht, sie boten keinen Stoff. Aber andererseits waren sie nicht erlesen genug; jene Sammler, an die Munkaczy berechtigt war zu denken, konnten nicht dieses Ungefähr gut genug für ihre Sammlungen finden. Diese Bilder nahmen eine unglückliche Mittelstellung ein. Und nun kam eine ganz traurige Sache: das Munkaczyzimmer, die Munkaczykoje, um mich so auszudrücken, konnte auch von einem geringeren Maler gemalt werden, freilich ganz ohne Talent. Herr Brozik verhält sich zu Munkaczy wie Koppay zu Piglhein. Nachdem Brozik in Dürftigkeit Munkaczys satten Glanz der Zimmerfüllung kopirt hatte, konnte Munkaczy mit einigem Ekel das von ihm erfundene Gebiet verlassen.

Und nun, denke ich mir, kam der psychologische Moment. Munkaczy mußte weiter. Er mußte seine Anerkennung wachsen sehen, wenn er nicht zurückgehen wollte. Der erste Versuch gelang: „Milton" wurde ein glänzendes Bild. Nun weiter: noch größer, noch mehr Leinwand, noch mehr Geräusch, — auch durch den Inhalt. Christus. Ein gewaltiges Christusbild. Neues Atelier, altes zu klein, Mauern durchbrechen. Zwölf Berichterstatter von Ungarn über die Größe der Leinwand berichten lassen. Pesth war entzückt, Paris dachte einen Nachmittag daran, hinzugehen, Deutschland war, — sagen wir: voll Achtung.

Es folgte eine für Alle, die Munkaczys Talent hochhalten, nieder-

Digitized by Google

drückende Periode. Ein betrübenderes Reklameweſen hatte man nie erlebt. Ich glaube, eines Tags geleſen zu haben, daß er nach dem Ausgang eines Frühſtücks zu zwölf Gedecken an die Malerei einer Gewitterluft gehen werde, die ihn vierzehn Tage beſchäftigen ſollte; man konnte zuſehen, wie er anfing, wenn man an dem Frühſtück theilnahm. Man dachte voll Wehmuth: mußte ihm nicht die Zeit, da er ein geringes Männchen war, aber ſeine erſten Bauernbilder malte, glücklicher erſcheinen als dieſe Epoche der Aufgeregtheit, eines Glanzes für die Fremden und für die ferne Heimath, an dem Paris kalt vorüberging? Jedenfalls hat er ſich mit dieſen Senſationgemälden aufrecht erhalten; wenn auch den beſſeren Kunſtrichtern nicht, hat er damit doch den anderen und ſeinem ſehr erheblichen Theil des Publikums gefallen. Und auch ſein neues Bild wird, wenn man nach dem Titel ſchließen darf, ſehr wahrſcheinlich Erfolg haben.

Der Titel iſt, angeſichts der Entwickelung, die die moderne Malerei genommen hat, geſchickt genug gewählt. Als ein erfahrener Routinier verſucht Munkaczy nicht, gegen den Strom zu ſchwimmen, ſondern, ſo weit er es vermag, modern zu ſein. Ein Effektſtück aus der modernen Welt: Das iſt ſein Thema, nachdem wie mit einem Schwamm Alles, was „hiſtoriſch“ heißt, aus dem Intereſſe der Welt hinweggenommen iſt. Dieſen Stoff, der einem Maler wie J. F. Raffaelli liegt, wird Munkaczy mit den erſchöpften Mitteln ſeiner Siccative zu geſtalten ſuchen. Aber er iſt unfähig, den Geiſt der Sache zu erfaſſen, denn er ahnt nicht, daß ein Strike in Paris nicht in einem Schloß in Luxemburg nach Modellen dargeſtellt werden kann; er faßt eben dieſen Stoff äußerlich — wie bisher Alles — auf. Alles? ich glaube faſt. Mir ſcheint, daß er ſelbſt die Materie ſeiner erſten Bilder, der Bauernſzenen, nicht verſtanden hat. Er iſt ein Reflex des maleriſchen Scheins der Dinge. Je mehr freilich die Dinge uns intereſſiren, deſto mehr werden wir die Lücken ſeiner Darſtellungweiſe gewahr werden. Man konnte gleichgiltig bleiben, wenn die ungariſchen Bauern für ihn nur Stillleben mit weißen Hemdärmeln waren. Aber ſein Chriſtus geht nicht an. Und ſein ſoziales Bild wird eine Maſchinerie mit Drahtpuppen ſein, hell und dunkel beleuchtet, — und nun iſt man doch ſchon an Raffaelli gewöhnt.

Am Bezeichnendſten für ihn ſind vielleicht ſeine Landſchaften. Er hat in Paris ſehr ſchöne Bilder der Schule von Fontainebleau geſehen. Als er Landſchaften wiedergeben wollte, konnte er nicht ſie wiedergeben, ſondern gab Bilder der Schule von Fontainebleau wieder. Er iſt ein Reflex des Scheins der Dinge; und manchmal auch des Scheins von Gemälden. Er ſieht surface, er ſieht ſo ſehr Oberfläche, daß für ihn, dem die Natur Bilder gewährt, auch Bilder die Natur erſetzen.

Digitized by Google

In Basel habe ich ein Bild von Böcklin kennen gelernt, ein Freskobild im Hause Sarazin-Thurneysen, eine „Flucht nach Egypten". Böcklin hat es vor etwa zwanzig Jahren an die Wand gemalt. Die Komposition des landschaftlichen Theils entspricht fast völlig dem berühmten Bild „Italienische Villa" der Schackschen Galerie; nur sieht man in Basel zu dem Fond mit der Villa und den Bäumen die heiligen Figuren gesellt, die sich nicht über den Charakter von Staffagefiguren erheben, doch so, daß die Stimmung, die in Verbindung mit ihnen erwartet wird, nichts beeinträchtigt. Schaut man diese anspruchslosen, nicht sehr ausdrucksvollen, eher kindlichen und allgemeinen Figuren an, so bewegen sie die Herzen und geben, wenn nicht ein religiöses Bild, doch ein religiöses Idyll. Ohne Zwang, auch für Den, der die „Italienische Villa" gesehen hat und das Schackſche Bild als Ganzes in sich trägt, schließen sich die hier hinzugefügten Figuren mit dem bekannten Inhalt des Bildes zusammen. Das würde nicht sein können, wenn Böcklin nicht eine Aenderung in der Landschaft veranstaltet hätte; sie ist von leichteren Lüften durchzogen, eine zartere Atmosphäre erfüllt sie, alle Töne sind heiterer. Man hätte nie eine so glückliche Wiederkehr eines so schönen Bildes in ganz anderer Fassung für möglich gehalten. Und wie es in jeder Beziehung vollkommen ist, zeigt es die Forderungen des Stoffes gleichzeitig erfüllt. Es ist ein ideal schönes Bild des geschilderten Vorgangs, mit Luft und Bäumen, mit Sonne und kühlem Schatten, gelbe und weiße Blumen über das Gras, in einer wundersamen Weise, hingebreitet, und Rosen, himmlisch schöne Rosen in einem Busch.

Mir scheint, Böcklin geht auch von der Sache aus, wie die ganz Alten. Er liebt die Blumen, er liebt die Erzählungen, er liebt die Abenteuer. Man sagt, er ist ein Kolorist. Das ist gar nicht wahr, er liebt vielmehr die Farben, Das ist etwas Anderes. Er liebt sie naiv, er liebt sie wie ein Kind oder ein Naiver, — und er ist ein Künstler, der manchmal glorioſe Farbengedanken hat.

Böcklin, scheint mir, kann als ein strikteſtes Gegenüber zu Munkaczy aufgefaßt werden. Böcklins Kolorit wächst wild, Munkaczys Kolorit hat Kultur. Aus Kulturelementen ist es zusammengesetzt: folglich ist es ein Resultat. Bei Böcklin fängt eine neue Historia aber an. Nach ihm können ganz gut feingestimmte Koloristenseelen kommen, die sich in seine Bäume verlieben, seine Bäume wiederholen werden, und es wird sich wahrscheinlich bei ihnen auch jene Kultur zeigen, die wir bei Böcklin vermissen. Denn, gestehen wir es nur —: er erschreckt! Kommt ein Franzose vor eines seiner Bilder, wird er erschrecken. Wir in Deutschland erschrecken nur deshalb oder nur dann nicht, weil oder wenn wir weniger Kultur des Auges haben. Für kultivirte Augen kann Böcklin blendend, erschreckend, grell sein.

Digitized by Google

Dann kommt aber die Einsicht und das Entzücken. Das Auge gewöhnt sich, das Auge sieht etwas ganz Frisches und das Herz jubelt. Uns ist dann so zu Muthe wie Turgenjew, als er nach all den Verfeinerungen seiner modernen Literatur an ganz kurzen und nicht das Milieu mit gereifter Kunst schildernden alten italienischen Novellen ein Entzücken fand, das ihm Flaubert nicht mehr geben konnte.

Man kann sagen, Böcklin und Munkaczy sind wie Leben und Tod, so große Gegensätze; oder, wenn Das zu grell ist, wenigstens Gegensätze wie Werden und Vergehen. Bei Munkaczy lebt ja das Ganze nicht, es hat die Tonfeinheit eines Antiquitätenladens, ein gedämpftes Leuchten eine „Kunst-Schönheit", doch eine Kunstschönheit mit Tinten des Absterbenden, Verjährten, Verblaßten. Bei Böcklin dagegen fängt so sehr Alles an, daß man zuweilen (bei den nicht guten Bildern) das Gefühl hat, sagen zu können: was ist Das nun wieder, wie kann man Dergleichen wollen, Das kann ja nie Etwas werden, wie jung ist Böcklin, wie jung, wie jung, wie jung! . . Man kann Das auch manchmal bei seinen ganz späten Bildern denken. Das sind seine jüngsten. Es ist, als ob die Natur eine solche Anstrengung gehabt hätte, dies Exemplar eines frühen Menschen in unserer Epoche zu produziren, daß sie ihn nur allmählich hervorbringen konnte. Auch bestätigt sich Das durch manche seiner Jugendwerke; von denen sind einige tonfein wie von Corot. Aber die prächtigsten seiner Arbeiten sind Die, in denen er ganz er selbst ist, wo die Jugend, die Frische vorhanden ist, die Rücksichtlosigkeit, die Kühnheit, der Blitz — und wo eine heldenmäßige Kraft das Kolorit bezwungen hat und zusammenhielt. Böcklins autochthoner Kolorismus ist wie einer der frischen Bäche in seiner Heimath, die kalt und klar von den Gebirgen kommen. Es ist in seinen Farben etwas Unberührtes, in ihrer zuweilen stählernen Härte lebt Jugend.

Uebersieht man — ohne sich an die nicht gelungenen, ja an die wahrhaft und dauernd erschreckenden Werke zu kehren, an denen es in seiner kühnen, ja tollkühnen Produktion nicht fehlt — die Reihe seiner geglückten Werke in ihrer wirklichen Ursprünglichkeit und prachtvollen Phantasie: so hat man Etwas, das sich in unserer Epoche nicht bei anderen Nationen findet, wenn wir Böcklin als Deutschen nehmen, wie es uns bei seinem phantastischen Idealismus natürlich erscheint.

Aber er ist doch wohl genauer zu präzisiren. Man muß ihn wohl, nicht als Deutschen im Allgemeinen, sondern als Jemanden aus der deutschen Schweiz auffassen. Man begreift ihn, wenn man ihn sieht, wenn man ihn als unverfälschten Schweizer sieht, als den Ausdruck eines Volkes, das ganz ohne Maler und ohne Schule war. Er steht auf seinem Heimathboden, — der gar nicht mit Kunst beackert war. Es tritt in ihm ein Genie

Digitized by Google

vor die zuweilen erschreckte, häufiger entzückte Vorstellung, ein Genie, das ohne Umgebung war, ein Genie, das hingegen alle Volkskraft seiner Stammesgenossen in sich verkörpert. Denn je mehr man seine Werke studirt, desto unverkennbarer sieht man, wie er die Frucht dieses Bodens ist, und die Verwandtschaft mit der schweizer Derbheit — Prosa selbst in gewissem Sinne — fällt auf.

Dann aber rückte ihn seine Phantasie aus zu engen Grenzen. Er überfliegt Räume. Er findet sich in Italien wieder. Niemand malt wie er die Sonne. Er leiht dem Mystizismus Stimmen. Er drückt Liebe, reiches Sehnen, er drückt das Alterthum, er drückt Alles aus.

Seine Phantasie umspannte alle Gebiete. Sie ging vom Christlichen zum Heidnischen, sie entzückte sich am Meer; sie empfindet das Wildeste, sie erfaßt aber auch das Zarteste, sie schildert den panischen Schreck, sie vertieft sich in das Sinnen der Hirtin, sie zeigt in der einzelnen Figur aus dem Alterthum die packendste Erfindung, in der Landschaft beherrscht sie Frieden und Wildheit, die lindesten Lüfte und die sonnigste Seligkeit, aber auch die Gewalt des tragischen Pathos.

Die diesjährige Sezessionisten-Ausstellung gab ihm eine „consécration", wie es die Franzosen nennen. Man hatte in München eine seiner bedeutendsten Arbeiten, vor langer Zeit entstanden, von Denen, die ihm am Nächsten stehen, als sein Hauptwerk erklärt, ausgestellt: eine „Grablegung", mit ihr mehrere andere Arbeiten des Künstlers, unter denen „Diana" die bedeutendste ist; und das Interesse, das diese Vereinigung erregte, zog Kreise, zog andere Bilder in die Nähe, so daß am Schlusse der Ausstellung eine ganze Kollektion Böcklin beisammen war. Nur von der Grablegung will ich hier sprechen. Von diesem Bild geben Photographien durchaus keine Vorstellung. Es will in seinen Farben gesehen sein. Zu Vorderfiguren, deren Farbengluht an die Pracht von Glasgemälden gemahnt, gesellt sich ein tragisch finsterer Hintergrund, von dem steile Bäume in die nächtliche Luft düster aufragen und in dem eine weiße Mauer unheimlich wirkt. Das Bild, für die Nationalgalerie gemalt, hat jetzt einen, noch unbekannten, Besitzer gefunden. Auch wenn man das Bild nicht wiedersehen wird, wird man es nicht vergessen. Man wird nicht den ungeheueren Klang vergessen, nicht die wunderschönen Farben, nicht die Intensität in der Erfassung des Momentes, nicht die Spannung, nicht den Ausdruck und nicht die Seitengruppe von Johannes und Magdalena; in ihr zeigte der Meister ein hehres Leben der Linie — einen Stil, so stolz, wie Melodien von Gluck.

Paris. Herman Helferich.

Digitized by Google

Arzt und Publikum.

Unsere Zeit ist im Ganzen recht ungläubig. Staat und Kirche müssen sich einen weit gehenden Skeptizismus gegenüber ihren Anordnungen gefallen lassen. Nur die Heilkunde besitzt noch jetzt ein bedeutendes Ansehen, wenngleich natürlich auch heute wie zu Molières Zeiten manche Schale Hohnes über sie ausgegossen wird. „So Viele", sagt Sonderegger treffend in seinen „Vorposten der Gesundheitpflege", „lachen über den Tetzel vom Jahre 1516, laufen aber schaarenweise dem Tetzel nach, der Absolution für alle Sünden wider die Gesundheit, für alle Folgen der Schwelgerei und des Müßigganges, des Hungers und der aufreibendsten Strapazen und für alle Wunden verspricht, welche je die Liebe und der Haß geschlagen haben, — verspricht, um den Preis eines bescheidenen oder unbescheidenen ärztlichen Honorars!" In dieser Beleuchtung muß man nun die folgenden Zahlen erblicken. In Halle studirten in dem Jahrzehnt von 1787 bis 1797 durchschnittlich 525 Theologen, 316 Juristen, 54 Mediziner; in den Jahren 1856/61 hörten auf den preußischen Universitäten durchschnittlich 2065 Theologen, 1862 Philosophen, 1232 Juristen und 1054 Mediziner; im Sommer 1893 waren auf den deutschen Universitäten eingeschrieben: 8961 Mediziner, 7441 Juristen, 7128 Angehörige der philosophischen Fakultät und 4986 Theologen. Offenbar ein erstaunliches Anwachsen der Mediziner. Wenn früher etwa auf 1000 Menschen ein Geistlicher und erst auf 10 000 ein Arzt kam, so ist es jetzt umgekehrt. In der That läßt sich nicht leugnen, daß die Predigt in unseren Tagen selten auf offene Ohren stößt, wogegen die Rathschläge des Arztes in der Regel ohne Vorurtheil angenommen werden. Selbst Derjenige, der in religiösen, politischen und pädagogischen Fragen seinen eigenen Kopf hat, fügt sich zunächst willig dem Besserwissen des „studirten" Mediziners; erst nach trüben Erfahrungen mit den „Doktors" schwenkt er ab und verzichtet entweder auf jegliche fremde Hilfe oder — was häufiger der Fall ist — wirft sich der Homöopathie oder der Naturheilkunde in die Arme. Die Wunderberichte über solche Kurmethoden bestechen ihn, der als Kranker sich in beeinflußbarster Stimmung, als Angehöriger von Kranken in wenig zuversichtlicher Laune befindet.

Diesen Vortheilen für den Arzt steht ein Nachtheil gegenüber. Der Arzt besitzt durchschnittlich keine engeren Beziehungen zum Staate, sondern hat ein freies Verhältniß zu seinen Patienten, das Verhältniß eines Gewerbetreibenden zur Kundschaft. Da er nicht im öffentlichen Dienste steht und kein festes Gehalt bezieht, so ist er auf den Ertrag seiner Praxis angewiesen und geradezu genöthigt, in der Behandlung zwischen Reichen und Armen

Digitized by Google

zu unterscheiden. Daß er auf jene mehr Zeit und Rücksicht verwendet als auf diese, wird man begreiflich finden. Indessen braucht auch der Arzt, der sich lediglich für einen Gewerbetreibenden hält, noch nicht zum „Geldmacher" zu werden; zwar ist jeder Arbeiter seines Lohnes werth, aber daraus folgt nicht nothwendig, daß ein Erwerbender das Geldinteresse als einziges auffaßt. In praxi geschieht Das freilich von vielen Doktoren, und schließlich kann es dahin kommen, daß der Arzt die Heilung eines reichen Patienten, der unter seiner Krankheit nicht besonders leidet, absichtlich verlangsamt, um ein größeres Honorar zu liquidiren; es kann sich ereignen, daß ein bestimmter Arzt für die Armen überhaupt nicht mehr zu sprechen ist.

Das Verhältniß zu unbemittelten Patienten ist in der Zeit der Polikliniken, Privatheilanstalten, Krankenkassen und Unfallversicherunggesetze besonders schwierig geworden, da die Vermuthung der Krankheitsimulation einerseits, der wissenschaftlichen Ausnutzung von Kranken andererseits an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat. Mancher Arzt läßt sich zu Roheiten hinreißen, um einen (wirklichen oder vermeintlichen) Simulanten zu entlarven. Der Besitzer einer Nervenheilanstalt wurde vor Jahr und Tag zu mehreren Monaten Gefängniß verurtheilt, weil er eine Patientin geschlagen hatte. Hätte er den faradischen Pinsel, ein Instrument stärkster Schmerzwirkung, angewendet, so wäre die entehrende Form des Schlages vermieden und zweifellos von den Sachverständigen die Freisprechung beantragt worden; vom moralischen Gesichtspunkt aus wäre er jedoch nicht ganz ohne Schuld gewesen. In einem anderen Falle, dessen Kenntniß ich der „Monatsschrift für Unfallheilkunde" verdanke, liegt das Unrecht auf Seiten der Patienten. Die sozialdemokratische Zeitung „Der Töpfer" giebt den „Genossen" folgenden guten Rath: „Wollen die Arbeiter mit einiger Aussicht auf Erfolg auf Grund eines Leistenbruches in den Besitz einer Rente kommen, so haben sie die Vorsicht zu gebrauchen, sich vorher der Klagen über Schmerzgefühl zu enthalten, bis bei einer außerordentlichen Kraftanstrengung die passende Gelegenheit geboten ist." Das heißt doch offenbar den Betrug predigen.

Man wird einwenden, daß in diesen Dingen, wie so oft, nicht nach abstrakten Grundsätzen, sondern von Fall zu Fall geurtheilt werden müsse. Wenn damit gemeint ist, daß die Besonderheiten des einzelnen Falles jedesmal genau zu berücksichtigen sind, so gebe ich es gern zu; falsch indessen ist es, jede allgemeine Urtheilsnorm überhaupt zu verwerfen. Die Individualität eines Vorkommnisses besteht in der Kreuzung vielfacher, auch anderwärts vorhandener Prozesse. Hierauf hat die Beurtheilung Rücksicht zu nehmen und Dem entsprechend die Elemente des einzelnen Ereignisses herauszupräpariren. Diese Elemente aber führen unmittelbar zu höchsten Prinzipien.

Digitized by Google

Da beispielsweise die moralische Eigenart einer Handlung in der Verknüpfung von mannichfaltigen Bestandtheilen beruht, so steigt das ethische Urtheil zu solchen Urbestandtheilen hinab, um auf sie die allgemeinen Normen anzuwenden. Deshalb erscheinen die sittlichen Gesetze immer als inhaltleer, und sogar unsere, keineswegs ganz allgemeinen Regeln werden einen etwas dürftigen Eindruck hervorrufen. Sie lauten in aller Kürze: die Simulation ist nur durch fortgesetzte Beobachtung und mit Vermeidung jeder Grausamkeit festzustellen; der unbemittelte Patient ist sorgsam, aber unter möglichst geringem Aufwand an Zeit und Kosten zu behandeln.

Polikliniken und Krankenhäuser erweisen sich bei der Durchführung dieser Anforderungen als besonders nützlich. Von den Polikliniken wollen wir schweigen, da ihre Vorzüge und Fehler in den letzten Jahren bis zum Ueberdruß durchgesprochen worden sind. In Betreff der Krankenhäuser*) ist die Stimmung des Publikums allmählich etwas günstiger geworden. Während früher selbst Arbeiter und Dienstboten nicht „ins Spital kommen" wollten, vertrauen sich jetzt vornehme und reiche Leute ohne Bedenken einem Krankenhause an. Nicht zum Wenigsten liegt Das daran, daß der Hausarzt durchschnittlich seine Rolle als ein in allen Lagen erprobter Arzt und als Freund der Familie ausgespielt hat. Hierzu tritt noch ein zweiter Grund: die Mangelhaftigkeit der häuslichen Krankenpflege. Sie ist zurückgeblieben, weil die Aerzte ihre soziale Aufgabe verkennen. Unablässig müßten die Aerzte darauf hinweisen, daß selbst weniger lästige Krankheiten sachverständige, gründlich zu erlernende Pflege erfordern, daß alle Störungen einer gewissen Zeit zu ihrem Ablauf bedürfen und daß der Körper während dieser Zeit richtig gewartet werden muß. Sie hätten ferner die Verpflichtung, auf die besondere Befähigung des weiblichen Geschlechtes für die Krankenpflege mit Nachdruck aufmerksam zu machen und die Ausbildung von Pflegerinnen sorgsam zu überwachen. Denn ob die Frauen als Aerzte nöthig und verwendbar sind, kann der Diskussion unterliegen, über ihre hervorragende Brauchbarkeit als Pflegerinnen aber besteht kein Zweifel.

Angenommen jedoch, alle diese Wünsche seien erfüllt, so würden die weniger bemittelten Patienten trotzdem die Hospitäler der häuslichen Wartung vorziehen. Denn dort werden sie ja von Spezialisten behandelt und Spezialisten können sie sich zu Hause nicht leisten. Wie viel Unheil mag das Spezialistenwesen schon angerichtet haben! Wenn heutzutage eine Dame an hartnäckigen Kopfschmerzen leidet, kann ihr Folgendes begegnen. Den

*) Ausgenommen die Privatirrenanstalten, gegen die im Publikum großes Mißtrauen vorhanden ist. Thatsächlich sind die Gutachten, auf Grund deren internirt wird, manchmal nicht sorgfältig genug motivirt und thatsächlich haben die Anstaltbesitzer und -leiter sehr oft ein materielles Interesse an der Zurückbehaltung eines Kranken.

Digitized by Google

Hausarzt fragt sie kaum, sondern sie geht vielleicht zum Gynäkologen, da sie einmal von hysterischen Kopfschmerzen und ihrem „Zusammenhang" mit den Geschlechtsorganen hat läuten hören. Der Frauenarzt behandelt nun dieses Leiden, als ob es vom Uterus ausgeht. Er schreitet möglicherweise sogar zur Ovariotomie, obwohl die Herausnahme eines zur Fortpflanzung des Geschlechtes unbedingt nöthigen Organes eine Verstümmelung schlimmster Art und noch dazu kaum je von therapeutischem Vortheil ist.*) Hat Das nicht geholfen, so wandert die Patientin zum Magenarzt, der sie „auf Magen" kurirt, von dort zum Rhinologen, der ihr die Nasenschleimhaut wegbrennt, und schließlich zum Nervenarzt, der sie wochenlang elektrisirt. Im günstigen Falle hören nun die Kopfschmerzen auf: die Heilung ist, nach Ansicht der Kranken, durch das zuletzt befolgte Verfahren eingetreten. Thatsächlich jedoch kehrt entweder die belästigende Erscheinung später wieder oder der krankhafte Vorgang war inzwischen von selber abgelaufen; nur in seltenen Fällen verfängt spezialistische Behandlung wirklich gegen solche Beschwerden.

Hier erhebt sich eine wichtige Frage. Wenn z. B. der Nervenarzt Das weiß, wenn er der ganzen Elektrotherapie nur eine gewisse psychische Wirkung zuerkennen kann: darf er dann eine solche Behandlung vornehmen und sich für jede Sitzung fünf Mark zahlen lassen? Der Arzt, der durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer Thatsachen bei einem Patienten einen Irrthum erregt und sich hierdurch rechtswidrigen Vermögensvortheil verschafft, verfällt dem § 263 des St. G. B. Ist Das nun der Fall, wenn ein Neuropathologe einem Tabiker Heilung durch elektrische Behandlung in Aussicht stellt und sich honoriren läßt? Ich glaube nicht, daß man hier von Betrug sprechen darf, es müßte denn die Absicht des Gelderwerbes durch Nebenumstände als einziges Motiv sich nachweisen lassen. Denn erstens würde bei Ablehnung seitens eines Arztes der Kranke einfach zu einem anderen gehen und zweitens würde die Mittheilung der Unheilbarkeit der Krankheit aller Humanität widersprechen.

Schwerer fällt die Entscheidung in Sachen des ärztlichen Geheimnisses. Nach dem § 300 des Reichsstrafgesetzbuches trifft die Aerzte, Wundärzte, Hebammen, Apotheker sowie die Gehilfen dieser Personen, wenn sie unbefugt Privatgeheimnisse der Kranken offenbaren, die ihnen kraft ihres Berufes anvertraut sind, eine Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder Gefängniß bis zu drei Monaten. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein. Dem Philosophen ist es wohl erlaubt, einige Erwägungen an diese rechtliche

*) In Amerika soll, wie mir Herr Dr. Albert Moll mittheilt, neuerdings bereits der Versuch gemacht werden, beim Manne in ähnlicher Weise durch Herausnahme der Hoden Nervenkrankheiten zu heilen.

Digitized by Google

Bestimmung und an die einschlägigen Bücher der Herren Liebmann, Placzek, Mendelssohn anzuknüpfen. Das Gesetz berührt nämlich die Ethik an zwei Punkten: erstens da, wo von der Kollision der Pflichten, zweitens da, wo von dem Recht des Schweigens die Rede ist. Dieses letzte Recht würde durch bedingungslosen Zeugnißzwang verletzt werden und deshalb erkennt das Gesetz, daß die allgemeine Verpflichtung zur Mittheilung der Wahrheit nicht mit dem Amtsgeheimniß in Konflikt kommen darf. Gleichzeitig wird dadurch erreicht, daß der Kranke unbedingtes Vertrauen zu dem Arzte gewinnt, wozu ihn sonst nichts zu zwingen vermag; der Kranke weiß, daß in der erdrückende Mehrzahl der Fälle das dem Arzte innerhalb seiner Thätigkeit Mitgetheilte nicht weiter gegeben wird. Aber eine Schwierigkeit liegt darin, festzustellen, was „kraft des Amtes, Standes und Gewerbes" anvertraut ist und was unter einer „unbefugten" Offenbarung zu verstehen ist.

Nach der in medizinischen Kreisen verbreiteten Auffassung muß eine im Hinblick auf die Wissenschaft erfolgte Mittheilung eines Krankengeheimnisses als erlaubt bezeichnet werden. Daher nimmt man keinen Anstand, in Krankengeschichten den vollen Namen des Patienten oder wenigstens die Anfangsbuchstaben mit einer Anzahl charakteristischer Einzelnheiten aus dem Vorleben zu veröffentlichen. Wie bedenklich dies Verfahren ist, namentlich wenn es sich um geschlechtliche Krankheiten und Geistesstörungen handelt, erhellt auf den ersten Blick. In den Charité-Annalen von 1889 berichtete ein Professor von dem syphilitischen Leiden eines Mannes, der H. v. Schr. heißt und 36 Jahre alt war. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß Jemand, der den Patienten persönlich oder dem Namen nach kennt und von ihm weiß, daß er eine Zeit lang in der Charité war, ihn sofort herauserkennt. Frerichs erzählt in seiner Klinik der Leberkrankheiten (II, 186, Braunschweig, 1861) von einem Breslauer Bäcker David Janitz, der im dreiundfünfzigsten Lebensjahre wegen Knochensyphilis und syphilitischer Geschwüre der Nasenschleimhaut in Behandlung kam. Man denke nun, daß der Mann vor seiner Erkrankung Kinder gezeugt haben mag, die bei der Veröffentlichung des Buches im heirathsfähigen Alter stehen konnten. Man braucht wahrlich nicht über die Phantasie eines Romanschreibers zu verfügen, um sich die Folgen einer derartigen literarischen Leichtfertigkeit auszumalen. Dazu kommt noch in neuester Zeit der Abdruck von Photographien solcher Patienten, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob die Reproduktion des ganzen Kopfes wirklich nöthig ist. Eben so unverantwortlich ist die Art, wie in Irrenanstalten den medizinisch gebildeten Besuchern oft ohne jede dringliche Veranlassung Name und Stand von Patienten mitgetheilt wird. Das kann den Kranken, die später als geheilt entlassen werden, und in allen Fällen den Angehörigen nicht gleichgiltig

Digitized by Google

sein. Natürlich liegt bei diesen und ähnlichen Fällen von Mißachtung des unter dem Siegel der Geheimhaltung Anvertrauten keine rechtswidrige Absicht vor; aber die Culpa der Unvorsichtigkeit und eine Verletzung unseres moralischen Gefühles sind zweifellos gegeben.

Haben wir bisher den Begriff des Unbefugten nach einer Richtung hin erweitert, so müssen wir ihn nun nach einer anderen hin einschränken. Insoweit nämlich die soziale Seite des ärztlichen Berufes in Betracht kommt, ist häufig die Mittheilung der Krankheit des Einzelnen nöthig, weil dadurch das Interesse des Gemeinschaftverbandes gefördert wird. Der Arzt ist für das Wohlbefinden der Gesammtheit da und steht in gewisser Beziehung den Staatsbeamten gleich. Daher setzt der Staat ein Vertrauen in den praktischen Arzt, das er sonst nur seinen Beamten schenkt: er mißt seinen sachgemäß ausgestellten Attesten (z. B. Totenscheinen) eine erhöhte Glaubwürdigkeit bei, er verstattet ihm ohne Weiteres die gesetzmäßig vorgeschriebene Impfung und er entbindet ihn andererseits von einzelnen Verpflichtungen wie vom Geschworenen- und Schöffendienst. Dem entsprechend und im Hinblick auf den moralischen Grundsatz von der salus publica muß der Arzt die Heilung des einzelnen Kranken als eine Verpflichtung gegen die Gesellschaft auffassen und von dieser Sachlage die Geheimhaltung abhängig machen. Hieraus folgt unmittelbar, daß die Bewahrung des Geheimnisses eines bestimmten Patienten dann nicht gefordert sein kann, wenn dadurch der Gesellschaft Schaden erwächst. Handelt es sich also um ansteckende Krankheiten und liegt die Gefahr vor, daß durch Verschweigen die Ansteckung Anderer gefördert wird, so hat der behandelnde Arzt dem Kranken, seinen Angehörigen und den Behörden Mittheilung zu machen. Uebrigens stimmen mit dieser Deduktion der Hauptsache nach die positiven gesetzlichen Vorschriften über Meldepflicht überein.

In allen solchen Fällen verletzt — und darauf lege ich den Nachdruck — der Arzt keineswegs seine moralischen Verpflichtungen. Er ist im Gegentheil in ihrer Erfüllung begriffen, wenn er so handelt. Ja sogar wenn der Kranke ausdrücklich um Verschwiegenheit gebeten hat, wird er nicht immer diesen Wunsch erfüllen können. Eben so wenig maßgebend ist die Abgrenzung unbedeutender von wichtigen Krankheiten; kann doch ein einfacher Katarrh, der dem Arzte zur Behandlung anvertraut war, der Polizei auf die Spur eines Verbrechers helfen. Leider sind die Thatsachen des wirklichen Lebens so unendlich verwickelt und Schuld und Verdienst so häufig durch einen unklaren Zwischenzustand mit einander verbunden, daß einfache, begrifflich fixirbare Regeln blutwenig ausrichten. Ich erinnere an das Paradebeispiel: ob der sterbenskranken Frau der Tod ihres Kindes verheimlicht oder abgeleugnet werden darf, damit sie nicht zu Grunde gehe?

Digitized by Google

Fichte — obwohl, nebenbei bemerkt, nicht unglücklich verheirathet — entschied in seiner großbrockigen Weise: „Wenn meine Frau in einer Gemüthslage ist, wo sie keine Wahrheit verträgt, so verdient sie, zu sterben, und also soll sie sterben.“ Er vergaß aber offenbar, daß man sowohl einer Kranken als auch seiner Frau gegenüber Pflichten hat, die bei den nun einmal sehr komplizirten Lebensverhältnissen nicht ohne Verletzung anderer Pflichten erfüllt werden können. Nicht die Personen verschulden den Streit der Pflichten, wie man behauptet hat, sondern die unvermeidlichen Bedingungen jeder gesellschaftlichen Ordnung, insofern sie den Einzelnen zu vielen anderen Menschen und zu mehreren Interessenkreisen in Beziehung setzen. Mit dem schablonenhaften Grundverbote der Lüge beispielsweise kommt man nicht aus. Es giebt ganz zweifellos Lebenslagen, in denen das absichtliche Unwahrheitsagen Recht und Pflicht ist. So selten vielleicht der Laie in solche Lagen gerathen wird, so häufig stellen sie sich beim Arzte ein. Der Selbstsüchtige wird schon deshalb dem Kranken sagen, daß er ihn für verloren hält, damit der Ruhm seiner Voraussicht sich verbreite. Der charaktervolle Arzt dagegen wird gern ein Fädchen aus seiner Ruhmesfahne preisgeben, wenn er dem Leidenden die letzten Wochen erleichtern kann. Handelt es sich um einen dem Tode Verfallenen, der als Familienvater oder Vorstand eines Geschäftes wichtige Bestimmungen zu treffen hat, so kann er in schonender Weise zur letztwilligen Verfügung veranlaßt werden; den allein Stehenden soll man damit nicht behelligen, selbst auf die Gefahr hin, daß er einige unbehauene Bausteine auf Erden zurückläßt. Unbeholfene Härte kann die bedauerlichsten Folgen nach sich ziehen. Ein bezeichnendes Beispiel berichtet Professor Georg von Gizycki in einem mir gütigst zur Verfügung gestellten Manuskript.

„Eine Kranke, welche ein Magenleiden hatte, konsultirte einen Arzt; der verschrieb ihr eine Medizin und antwortete auf ihre Frage, was ihr denn eigentlich fehle: ‚Wenn ich es Ihnen sagte, Sie würden es doch nicht verstehen.‘ Der Zustand der Kranken verschlimmerte sich, sie wurde bettlägerig, und ein anderer Arzt ward gerufen. Dieser erkannte sogleich die Natur ihres Leidens — es war ein Magenkrebs —, äußerte sich ihr gegenüber aber nicht über die Art ihrer Krankheit, sondern theilte nur ihrem Sohne seine Wahrnehmung mit. Wenige Tage darauf mußte dieser Arzt verreisen und er schickte einen Vertreter. Nachdem dieser seinen ersten Besuch gemacht hatte, sagte die Kranke ihrem Sohne: ‚Nun weiß ich doch endlich, woran ich leide; die Anderen haben mir gar nichts darüber gesagt. Dr. M. hat es mir gesagt: es ist ein Darmkatarrh mit einem Entzündungszustand.‘ Diese Angabe trug sehr zu ihrer Beruhigung bei; als später die charakteristischsten Krebssymptome zu Tage traten, tröstete sie sich mit der Bemerkung: ‚Das wird wohl mit dem Entzündungszustand zusammenhängen und vielleicht ist es ganz gut so.‘ Sie hat nie erfahren, daß sie an jener

Digitized by Google

unheilbaren Krankheit litt. Ihr Sohn aber wird jenem Arzte stets dankbar sein. Jener erste Arzt aber, der auf die Frage der Kranken die ausweichende Antwort gab, beging ein böses Versehen: er schrieb das Rezept auf den Zettel, auf welchem er sich seine Notizen über den Fall gemacht hatte. Zu Hause angekommen, sah sich die Kranke das Rezept an und bemerkte auch die Notiz auf der Rückseite. Da sie kleine Schrift nicht gut lesen konnte, so gab sie den Zettel ihrem Sohne mit der Aufforderung, ihr die Notiz vorzulesen. Diese schloß mit den Worten: ‚tumor in abdomine, carcinoma.' Glücklicherweise war die Schrift so undeutlich, daß ihr Sohn sie nicht entziffern konnte. Da er noch nicht ahnte, welches schreckliche Leiden seine Mutter hatte, so wäre es, hätte er die Worte gelesen, leicht möglich gewesen, daß er bei dieser erschütternden Eröffnung die Fassung verloren und die Kranke Dies bemerkt hätte."

Hufeland erwähnt zwei Fälle, wo sich zwei treffliche Aerzte durch dringendes Bitten der Kranken bewegen ließen, ihnen die Unheilbarkeit des Uebels zu offenbaren, und die unmittelbare Folge war, daß sich beide Kranke töteten. In solcher Lage muß der Arzt zur „Lüge" greifen. Vielleicht aber liegt der Knotenpunkt des ganzen Problems in der Verwendung des Wortes „Lüge": es fragt sich nämlich, ob man mit diesem Wort (mendacium) eine aus Zartgefühl begangene Täuschung (falsiloquium) oder Verschweigung bezeichnen darf. Mit einer jetzt üblichen Theorie kann man auch folgendermaßen argumentiren. „Sobald Normen verschiedener Gattung in Widerstreit treten, ist der Vorzug jener zu geben, die dem umfassendsten Zweck dient: dem individuellen geht der soziale, dem sozialen der humane Zweck vor." (Wundt). Die Wahrheit ist — mag man nun fortfahren — ein individuelles, allenfalls soziales, kaum je aber humanes Ideal; sie kann und soll daher hinter der Wohlfahrt der Menschheit, hinter dem Geiste sittlicher Gemeinschaft, der „Liebe" des Evangelium, zurücktreten. Ins Praktische übersetzt würde die Vorschrift lauten: muß schon eine Pflicht verletzt werden, so erwäge man, wo am Wenigsten Schaden angerichtet wird.

Diesen wohlgemeinten und oft wiederholten Rath vergleicht einmal Johann Eduard Erdmann witzig mit jenem, gewiß auch in guter Absicht gedichteten Lied von zwölf Strophen, das zum Singen für den Dachdecker bestimmt ist, wenn er das Unglück haben sollte, vom Thurm zu fallen. Wer vom Thurm fällt, hat keine Zeit zum Singen, und wer in der drängenden Eile des Lebens handeln soll, kann unmöglich alle Eventualitäten gegen einander abwägen oder sich die individuelle, soziale, humane Bedeutung widerstreitender Pflichten klarmachen. Selbst in dem seltenen Falle, daß die Entscheidung in einem Widerstreit von Pflichten nachträglich durch den Verstand gebilligt wird, läßt die Vernachlässigung der weniger werthvollen Pflicht ein Gefühl von

Digitized by Google

sittlicher Schuld zurück. Dazu kommt ein anderes Bedenken, das neuerdings Simmel geistreich und scharf hervorgehoben hat. Eine bestimmte ärztliche Handlung möge ihrem Inhalte nach von einem sittlichen Interesse geboten, von einem anderen verboten sein. Das bejahende Pflichtgebot möge eine allgemeinere Norm zum Ausdruck bringen, also nach den früheren Auseinandersetzungen den Ausschlag geben. Wie nun, wenn die Ausführung der betreffenden ärztlichen Handlung auf Viele, aber auf Jeden von ihnen sehr schwach wirkt, während die Unterlassung zwar nur auf den Kranken und seine Angehörigen, aber auf diese sehr stark wirken würde? Mit dem quantitativen Gesichtspunkt der Pflichtgebiete verschiedener Ausdehnung vermischt sich eben in Wirklichkeit das Intensitätmoment. Alsdann jedoch reicht die Nebeneinanderstellung individueller, sozialer und humaner Pflichtenkreise offenbar nicht mehr aus; der Arzt hat auch die Effektstärke seiner Handlungweise in Rechnung zu setzen.

Um aus dieser Wirrniß herauszukommen, wissen wir blos ein Mittel. Jeglicher Konflikt der Pflichten entsteht dadurch, daß es für einen Menschen eine Mehrheit sittlicher Beziehungen giebt, die ursprünglich von einander abhängig, aber so zu sagen durch Personalunion in dem Individuum verbunden sind. Je mehr der Einzelne solche Beziehungen abstoßen kann, desto seltener wird ein Konflikt in ihm zu Stande kommen. Das Mittel hierzu nun ist das rückhaltlose Aufgehen in einen Beruf. Ohne der Einseitigkeit das Wort reden zu wollen, behaupte ich: wer in seinen ärztlichen Maßnahmen nur und ganz Arzt ist, hat verhältnißmäßig selten einen Streit der Pflichten durchzuleben. Gesetzt den Fall, ein Arzt habe die Möglichkeit, durch Ankündigung des nahen Todes einem Kranken die letzten Tröstungen seiner Religion zu verschaffen, müsse aber in Folge seiner Mittheilung eine Verkürzung der Lebensdauer befürchten. Wollte er sich nun fragen: welche Pflichtenkreise kreuzen sich hier und was ist diesem Menschen dem Grade nach werthvoller, was seinen Angehörigen, — er würde so lange grübeln, bis der Kranke tot ist. Es bleibt ihm nichts übrig, als sich ganz auf den Standpunkt des Arztes zu stellen. Dann unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß das Leben möglichst lange erhalten werden muß, selbst wenn diese Verlängerung mit dem Verzicht auf Beichte und letzte Oelung theuer erkauft wird. Jeder Arzt wird die Beruhigung haben, so seinem Berufe und seiner Hauptpflicht gemäß gehandelt zu haben. Bleibt ein Stachel in seiner Seele zurück, so tröste er sich: nicht leicht werden die Menschen von den Wogen des Lebens dahingetragen, und wo Versöhnung unmöglich ist, da muß Kompromiß oder Selbstbeschränkung an ihre Stelle treten.

Max Dessoir.

Digitized by Google

Friede auf Erden.

„Réconcilier deux ennemis est une des plus douces et des plus nobles actions qui soient au monde." François Coppée.

Die Verse, in denen der Dichter „an des Jahrhunderts Neige" dem Menschen den symbolischen Palmenzweig in die Hand giebt und die hohen Errungenschaften unserer Kultur besingt, sind heute wieder in hohem Grade „aktuell". Im waffenstarrenden Europa ist das Wort „Friede" zu hohen Ehren gekommen. Unzählige Artikel werden zu Gunsten der Friedensbestrebungen geschrieben, Meetings werden abgehalten und endlose Debatten führen die froh erstaunte Welt dem goldenen Zeitalter entgegen; Tendenzromane und populäre Vorträge befehden den Krieg, im Bilde predigt der Maler mit breit aufgetragenen Gräueln der Vernichtung den Nationen Versöhnlichkeit. Alle diese Bestrebungen finden thätige Mitarbeiter und gläubige Bekenner, sie fordern Widerspruch heraus und Niemand ist, der sich dem bedeutenden Gedanken ganz entzöge. Jedermann erklärt sich für friedliebend. Entrüstet weisen die Monarchen den Gedanken an einen Krieg von sich und durch die Völker geht eine tiefe Friedenssehnsucht. Dem entsprechen denn auch allerhand Akte internationaler Höflichkeit, Beglückwünschungen und Beileidsbezeugungen, Begnadigungen und Dekorirungen, Lebensmittelaustausch zwischen Grenzsoldaten und Weltkorrespondenzen der Anhänger des Friedensreiches der Zukunft. Von der Annahme, daß alle Völker und vor Allem das Volk, das uns in vielen Kriegen gegenüber gestanden hat, bis in seine tiefsten Schichten den Frühlingshauch einer neuen Aera verspüre, die in weitestem Sinne den Menschen zum Menschen gesellt, geben wir Deutschen aus, wenn wir in freundnachbarlichen Handlungen uns gar nicht genug thun können.

Wie empfinden nun unsere Nachbarn im Westen? Durchwittert wirklich die im alten Haß Erstarrten der Zauberhauch völkerverbrüdernder Liebe? Gewiß eine wichtige Frage.

Die Antwort darauf wird uns der Schriftsteller geben, dessen Ausspruch diesem Aufsatz vorangestellt ist. Gewiß, er ist nur ein Einzelner. Aber er gehört einer Auswahl seines Volkes an. Er ist außerdem auch nicht etwa ein leidenschaftlicher junger Thor, sondern ein Mann im Herbst des Lebens; er ist kein streberischer Kaffeehaus-Tribun, sondern frei von jedem politischen Ehrgeiz; kein persönliches Interesse kann ihn zu säbelrasselnden Rodomontaden verleiten; sein ganzes Leben war literarischen Studien gewidmet. Er ist von zarter Gesundheit, eine kontemplative, sinnige Natur, die sich vor allem Häßlichen und

Digitized by Google

Rohen instinktiv und doch ohne Prüderie abwendet, er besitzt die regste Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, für seine Mitmenschen hat er ein warmes Herz, dessen Fülle bisweilen in utopistischen Hoffnungen und Vorschlägen überfluthet. Ich glaube, wir können diesen Dichter als einen Sprecher seines Volkes gelten lassen. Wir sind sicher, aus seinem Munde nur Worte der Liebe und des Friedens zu hören. Wie herrlich klingt es: „Zwei Feinde zu versöhnen, ist wohl eine der vornehmsten und edelsten Handlungen, die es giebt." In diesem Herzen muß die Sehnsucht nach Frieden, die ja wie alle anderen Völker so gewiß auch die Franzosen beseelt, tiefe Wurzeln geschlagen haben; in versöhnlichen, herzlichen Worten wird sie sich äußern; gewiß, der Dichter streckt uns die Hand zu ehrlichem Frieden und enger Verbrüderung entgegen.

Vor Kurzem ist nun die zweite Serie eines Buches erschienen (Mon franc-parler, Octobre 1893 — Juin 1894), worin Coppée seine innerste Meinung mit liebenswürdigem Freimuth ausplaudert. Politische und soziale Fragen, wissenschaftliche und künstlerische Interessen werden berührt. Immer anmuthig und reizvoll, bald pathetisch und rührend, bald ironisch und lächelnd, vor allen Dingen niemals langweilig, so durchwandert der Dichter mit uns alle möglichen Gebiete. Gewiß, so denkt der entzückte Begleiter, in diesem reichen Geiste muß das Wort des Friedens frohen Wiederhall gefunden haben. Allein vergebens erwartet man eine „sympathische Kundgebung". Der Vorschlag zu einer Verbrüderung der romanischen Völker in dem Kapitel „Pour les Latins", dem die vorhin angeführten Worte des Verfassers entnommen sind, vermag uns noch nicht bedenklich zu stimmen. Da, mit einem Male, verwandelt sich der harmlose Spaziergänger in einen brüllenden Löwen, dem wir nicht einmal immer das Zeugniß ausstellen können, daß er gut gebrüllt habe.

Ich will hier nur einige der überraschendsten Ausführungen wiedergeben, die geeignet sind, uns über die „Friedenssehnsucht" unserer Nachbarn aufzuklären.

Das Kapitel „Devant de vieilles estampes" schildert die Entwürdigung der royalistischen Partei im Jahre 1814 in den düstersten Farben. Der Autor betrachtet einen alten Kupferstich: zwei Frauen aus dem vornehmsten Adel, nach Männerart auf Kosakenpferden, geben dem als Sieger einziehenden Zaren das Geleit. Mit patriotischem Schmerz sinnt er über die geschichtlich beglaubigte Thatsache und die tiefe Erniedrigung jener Zeiten nach; dann aber lenkt er den Blick, des Vergleiches froh, auf die Gegenwart. Wieder — und diesmal als Gäste und Bundesgenossen — ziehen die Russen ein und Coppée feiert die Verbrüderung der beiden Völker und tröstet sich in dem Gedanken, daß Frankreich sich jetzt bei großem Anlaß groß und würdig benehme. Dann theilt er dem Leser mit, daß die französische Nation unmittelbar nach den Festlichkeiten fortfahren werde, Panzerschiffe zu bauen und Geschütze zu gießen. Mit Kautelen in der Form, doch in der Sache völlig unzweideutig, spricht er seine Hoffnungen aus: „... nous voulons la paix. Mais nul n'est maitre des événements", und diese Hoffnungen läßt er schließlich in der Frage gipfeln: „Nous ne serons plus seuls? Ce sera la victoire?"

Ein anderes Kapitel „Et Bismarck?" bildet ebenfalls ein interessantes Dokument zur Völkerpsychologie.

Ich brauche Niemand auf die dramatische Fragestellung der Ueberschrift aufmerksam zu machen; sie ist für den ganzen Artikel bezeichnend. Aber es fängt nicht gleich dramatisch an. Beileibe nicht. Der berühmte Dichter beherrscht

Digitized by Google

das Technische zu sicher, als daß er gleich mit der Thür ins Haus fallen sollte. Nein, er erzählt mit unheimlicher Selbstbeherrschung, wie er auf der Rückreise aus Ungarn im Jahre 1885, als noch Kaiser Wilhelm und seine Paladine „auf Europa lasteten“ (pesaient si lourdement sur l'Europe), der Noth und gar nicht dem eigenen Triebe gehorchend, München passiren mußte. Er thut denn auch, was jeder Reisende in München thut: er trinkt viel Bier und bewundert „pas mal de chefs-d'œuvre“ und die achtundvierzig Stunden Aufenthalt lassen ihm noch sehr viel Zeit zu werthvollen Betrachtungen. Dieses quantitative pas mal ist übrigens köstlich und erinnert etwas an den kunstverständigen Tambourmajor im „Großen Plötz“ unserer Schuljugend, an den Braven, der die Säle des Louvre durcheilt und auf die Frage, ob er den Apoll von Belvedere gesehen habe, prompt antwortet: „Natürlich, wenn er drin ist, habe ich ihn gesehen“. Das Bier erkennt Herr Coppée an, aber ich fürchte, er ist kein Kenner, denn nach den Ausführungen, die nun folgen, muß man bezweifeln, daß er Geschmack besitzt. Er sieht in einem Schaufenster Bismarcks Photographie. Bismarck ist nicht allein, seine beiden Hunde liegen zu seinen Füßen. Herr Coppée hat Münchener Bier getrunken, es ist sehr heiß, kein Wunder, daß ihm die beiden Hunde (les deux molosses, les deux bêtes de combat), die selbstverständlich eine ins Auge springende Aehnlichkeit mit Bismarck haben, als Ungeheuer, dieser selbst in stummer Unerbittlichkeit als eine Art Moloch, alle Drei aber als eine „geheimnißvolle Dreieinigkeit“ erscheinen. Der Dichter ist zuerst, frei und vulgär übersetzt, „baff“, bald aber erholt er sich von seinem ersten Eindruck. Mit seltener Geistesgegenwart nimmt er sich den unbehilflichen Götzen vor, er spricht ihn ohne Menschenfurcht bald mit Excellence, bald mit Prince de Bismarck an, wie es die stilistische Harmonie gerade gebietet. Triumphirend hält er ihm vor, wie es jetzt Frankreich, im November Dreiundneunzig, mit Hilfe eines „edlen und friedliebenden Souverains, der Herr und Schiedsrichter der alten Welt ist“, so herrlich weit gebracht habe.

Einige Redeblumen sind zu köstlich, als daß man sie übergehen könnte. „Elle (Deutschland) se dressait, forte, et haute, entre ses deux alliés, comme vous-même entre vos deux chiens“. Die Plumpheit dieses zoologischen Vergleiches läßt die Wahl des Titels Mon franc-parler als „précaution inutile“ erscheinen. Herr Coppée hält es aber augenscheinlich für nothwendig, sich der höflichen Gewohnheiten des Franzosen zu entäußern und mit der barbarischen Nation deutsch zu reden. Wir sind dem französischen Autor dankbar dafür, wenn er offen spricht (auch wenn er faselt) und rückhaltlos Anschauungen kundgiebt, mit denen er doch bei seinem Leserkreise nicht anzustoßen scheint. Wir lassen ihm gern sein „freies Wort“, möge es deutschem Langmuth, deutscher Nachsicht zur Aufklärung dienen.

Herr Coppée meint, Fürst Bismarck sei jetzt in den Jahren, wo man sich sammelt und seine Handlungen vor den Richterstuhl des eigenen Gewissens zieht. Unzweifelhaft hat er Recht und ich wünsche Herrn Coppée nur, daß er das hohe Lebensalter des Fürsten erreichen und in der angedeuteten Weise benutzen möge; er hat es jedenfalls recht nöthig.

Der geistreiche Plauderer theilt uns noch mit, daß es „bisweilen schon auf Erden eine Gerechtigkeit gebe, und schließt seinen Artikel mit den Worten „Tout se paye“. Auch darin hat er Recht und es ist wahrscheinlich, daß man ihm seinen Artikel bezahlt hat; aber ein Beweis für eine den Dingen innewohnende Gerechtigkeit ist Das nicht, denn der Artikel taugt nichts.

Digitized by Google

Wenn Coppée Bismarck zum Zweikampf herausfordert, so nehmen wir ihm Das nicht übel. David hat Goliath geschlagen, Perkeo den Riesen Durst bezwungen und an Beispielen von Zwergenkeckheit fehlt es nicht. (Wie sollte sonst der unterzeichnete bescheidene Sterbliche es wagen, gegen einen „Immortel“ in die Schranken zu treten?) Wenn Coppée sich aufs hohe Pferd setzt, um den Größenunterschied auszugleichen, so haben wir den seltenen Genuß einer humorvollen Situation und seine pathetische Rednerei ruft uns die köstlichen Verse ins Gedächtniß, mit denen Uhlands Riese die Ausrüstung des jungen Roland schildert:

„Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken“.

Gewiß glaubt der neue Roland, den Riesen im Sachsenwalde erschlagen zu haben, und Das erhöht den Humor der Sache.

Schon in der ersten Serie der gekennzeichneten Aufsätze befindet sich ein Artikel „Cosmopolitisme“, in dem der Dichter in einen eigenthümlichen Zustand chauvinistischen Verfolgungwahns verfällt. Er speist in einem der ersten pariser Hotels und einer der Kellner spricht die Sprache der großen Nation mit unverkennbar deutschem Accent. „Dies deutsche Dienerpack (valetaille germanique)“ sagt Coppée „ist mir immer verdächtig und bisweilen denke ich, die Kerle bereiten, unter dem Vorwand, uns die Stiefel zu putzen und die Teller zu wechseln, Alles für die Invasion und Plünderung vor und suchen sich jetzt schon ihre Wanduhren aus“. Ein anderer Kellner ist nun gar blaß mit kakerlakigem Haar (blafard aux cheveux d'albinos) und nach Coppées Ansicht verwirklicht er mit diesen Kennzeichen derartig den Typus des preußischen Offiziers, daß der delirirende Schriftsteller versucht ist, ihn plötzlich mit „Herr Hauptmann“ anzureden, „um zu sehen, ob er nicht zusammenschrickt“.

Dies also sind die Anschauungen, die einer der ersten Schriftsteller Frankreichs, der sich eines großen Leserkreises erfreut, ausspricht. Ich habe im Eingange dieses Aufsatzes die sympathischen Eigenschaften des Menschen und Schriftstellers betont und beabsichtige nur, ein neues Beispiel für die alte Thatsache anzuführen, daß die geistreichsten, liebenswürdigsten und vorurtheilsfreiesten Franzosen alle diese Eigenschaften einbüßen, wenn sie auf gewisse Perioden ihrer Geschichte zu sprechen kommen.

Ich begreife, daß man sich für Friedensbestrebungen umfassender Art erwärmen und an ihnen Antheil nehmen kann, ich halte sie aber für utopistisch und sehe in den Ausführungen François Coppées einen neuen Beweis dafür, daß wir von einer jede Kluft überbrückenden Friedenssehnsucht noch weit entfernt sind. Und ferner: ich begreife, daß Jemand sein Vaterland liebt, es sogar mit der eifersüchtigen Empfindlichkeit des Besiegten liebt, aber ich begreife nicht, daß er bei jeder Erinnerung an erlittene Niederlagen und bei jedem Hoffnungschimmer künftigen Sieges sofort den Verstand verliert, den berühmten bon sens, auf den sich die Franzosen sonst so viel zu Gute thun.

Und daraus schließe ich: wir wollen fortfahren, die nationale Empfindlichkeit zu schonen, aber ohne uns selbst unser franc-parler zu versagen; und wir wollen uns jeder Besserung in den Beziehungen beider Länder versöhnlich freuen, ohne aber auf Unmögliches zu hoffen. Eduard Goldbeck.

Digitized by Google

Gerichtspraxis.

Eine verbrecherische Studie.

Der Tischler Schlupfke in Berlin N. ist eine in den weitesten Verbrecherkreisen bekannte und hochgeachtete Persönlichkeit. Er verdankt diese Berühmtheit weniger seiner Geschicklichkeit im Ein- und Ausbrechen — im letzten Punkte ist ihm der rothe Ede (Pankow) sogar entschieden über — als vielmehr seiner vorzüglichen Kenntniß der Gerichtspraxis, die er sich durch langjähriges gründliches Studium erworben hat. Seitdem er, durch eine bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre ausgedehnte Zwangserziehung genügend vorbereitet — er gedenkt jetzt noch gern und oft seiner damaligen Lehrmeister —, in das kriminalistische Leben eingetreten ist, hat er sich nicht damit begnügt, nur den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen, bei denen seine Anwesenheit von maßgebender Seite gewünscht wurde, obwohl schon diese, wie er ohne Ueberhebung sagen kann, recht zahlreich waren, sondern er ist auch sonst in den Zuhörerräumen der Gerichtssäle ein viel und von gewisser Seite sogar gern gesehener Gast. Die Ausdauer, mit der er bei den längsten Sitzungen bis zum Schlusse auf seinem Stammplatz aushält, hat schon die neidische Bewunderung manches übermüdeten und nach dem Dämmerschoppen lechzenden Referendars erregt. Auch den Verkehr mit erfahrenen Kollegen in unseren die Geselligkeit so sehr fördernden stark besetzten Gefängnissen erklärt er für eine nicht zu unterschätzende Quelle der praktischen Ausbildung. Er ist deshalb durchaus kein prinzipieller Gegner der gelegentlichen Verbüßung kleinerer Freiheitstrafen, erachtet vielmehr eine „Winter-Villegiatur in einem gut verwalteten Gefängniß“ unter Umständen geradezu für empfehlenswerth. Nur vom Zuchthaus hält er nicht viel, wegen der darin herrschenden nicht ganz würdigen Behandlung und auch wegen der Einförmigkeit der Kost — „toujours perdrix“, sagt er gebildet, meint aber damit dicke Erbsen —, und verwendet daher seine eingehende Kenntniß der kriminalistischen Gesetzgebung und Judikatur hauptsächlich zur Umgehung dieser Strafe. Hören wir einmal, wie er hierbei zu Werke geht; ein Journalist, der kürzlich sein Preßdelikt in unmittelbarer Nachbarschaft der Zelle sühnen durfte, in der Schlupfke einen regelmäßigen Kursus für jüngere Kollegen abhielt, hat mir das Wesentlichste daraus übermittelt. Ich will bei der Wiedergabe zur Orientirung des Lesers die einschlagigen Präjudizien unseres höchsten Gerichtshofs nach Band und Blatt der Urtheilssammlung genau bezeichnen, obwohl Schlupfke als Praktiker natürlich diese Urtheile nicht nachzuschlagen pflegt, sondern, was mehr werth ist, nach ihnen zu handeln versteht.

* * *

Digitized by Google

Am Größten ist er in der Vermeidung des sogenannten „schweren" Diebstahls, den das Gesetz in Ermangelung mildernder Umstände mit Zuchthaus bestraft. Er bricht z. B. niemals in ein Haus ein, um zu stehlen, sondern entweder, um darin zu nächtigen — Entscheidungen des Reichsgerichts, Band 3, S. 440 — oder um „Nahrungs- oder Genußmittel von unbedeutendem Werth oder in geringer Menge zum alsbaldigen Gebrauch" daraus zu entwenden — Rechtsprechung des Reichsgerichts, Band 8, S. 525. Erst, wenn er sich ausgeschlafen und alles Eß- und Trinkbare gewissenhaft in sich aufgenommen hat, erwacht beim Anblick der ihn umgebenden Herrlichkeiten die diebische Absicht in ihm. Der Einbruch kann alsdann seinem Diebstahl nach den angeführten Entscheidungen nicht zugerechnet werden; er bleibt für sich und schrumpft dadurch zu einem spärlichen Hausfriedensbruch — allenfalls noch mit etwas Sachbeschädigung — zusammen. Wählt Schlupfke statt des Einbruchs das Einschleichen, so bedarf es kaum der Erwähnung, daß er auch mit diesem niemals eine diebische Absicht verbindet, sondern seinen verbrecherischen Instinkten bis zum Verlassen des Schlupfwinkels unbedingte Ruhe gebietet; selbst ein gelegentlicher Gedanke: „man könnte eigentlich nebenbei noch Etwas mitnehmen" — wird nicht geduldet, dazu ist ihm die Entscheidung Band 8, S. 119, der Annalen des Reichsgerichts eine viel zu ernste Warnung! Daß er freilich in diesem Falle nicht einmal dem Appetit nach Nahrungs- und Genußmitteln nachgeben darf, der doch beim Einbruch so menschliche Berücksichtigung findet, hat ihm sein bei aller Schärfe schlichter Verstand leider nicht von selbst gesagt; Das hat er erst zu seinem Schaden am eigenen Leibe durch die Entscheidung Band 9, S. 217, verspüren müssen! Seitdem ißt er sich stets vor dem Einschleichen satt und gebraucht außerdem die Vorsicht, nicht die Zeit nach Sonnenuntergang — die „Nachtzeit" im technischen Sinne — zu wählen, sondern die weit günstigere Stunde vorher, wenn auf den dunkelnden Hausfluren das Licht noch nicht angezündet ist. So ist er gegen die Schrecken des § 243 Nr. 7 des Strafgesetzbuchs ein für alle Mal gefeit (Entscheidungen 3, 209; Rechtsprechung 2, 667).

Ein wahrer Virtuose ist er gegenüber dem dritten Erschwerungmoment, dem Einsteigen; hier kommt es darauf an, daß der Körper des Diebes nie ganz in dem „umschlossenen Raum" verschwindet, sondern ein Theil außerhalb bleibt, wodurch das Einsteigen zu einem bloßen „Hineinlangen" wird (Entscheidungen 4, 175). Dem entsprechend konnte man bei Schlupfke stets einen Arm oder ein Bein, oft in den wunderbarsten Verdrehungen, zum Fenster hinauspendeln sehen. Seit er in Folge eines hierdurch verursachten Sturzes ein Bein verloren hat, läßt er einfach seinen Stelzfuß draußen stehen; doch hat das Reichsgericht einstweilen noch nicht darüber entschieden, ob auf diese Weise wirklich der Begriff des Einsteigens ausgeschlossen wird. Ist Schlupfke einmal in das Innere des Gebäudes gelangt, so hütet er sich wohl, aus den Behältnissen der Werthsachen nur einzelne Gegenstände herauszunehmen, wozu er die Behältnisse an Ort und Stelle erbrechen müßte; nein, er nimmt alles Transportable gleich im Ramsch mit und erbricht es draußen in aller Ruhe. Er erleichtert sich hierdurch die Arbeit, vermindert die Gefahr der Entdeckung, vergrößert die Beute und hat schließlich noch die wohlverdiente Freude, einem Erschwerungsgrund des § 243 Nr. 2 Str. G. B. aus dem Wege gegangen zu sein! (Entscheidungen 7, 419; Rechtsprechung 5, 31).

Schwieriger als die Vermeidung des „schweren" Diebstahls gestaltet sich für Schlupfke die Umgehung der Rückfallsstrafe, die § 244 Str. G. B. wiederum

Digitized by Google

auf Zuchthaus festsetzt; denn die langjährige und wiederholte Uebung, die sich dort so förderlich zeigt, ist hier gerade das gefährlichste Moment. Aber Schlupfke weiß sich zu helfen: er bricht regelmäßig am Tage vor Eintritt der Rechtskraft seines Urtheils aus, mag es ihm in der betreffenden Strafanstalt auch noch so gut gefallen, und verhindert so, daß die Strafe als „angetreten" gerechnet werden kann. (Entscheidungen 4, 230). Nur für den äußersten Fall hat er einen prozessualischen Rechtsbehelf zur sicheren Erwirkung mildernder Umstände in Bereitschaft, auf den ich noch später zu sprechen komme.

Da der Hehler bekanntlich nicht besser zu sein braucht als der Stehler, so kann Schlupfke ohne Erröthen auch in diesem Erwerbszweige thätig sein, und er thut es um so lieber, als er dabei in Folge konsequenter Durchführung zweier Prinzipien stets völlig straflos bleibt. Abgesehen davon, daß er von dem unredlichen Erwerbe der gehehlten Sachen niemals überzeugt ist, sondern ihn immer nur „vermuthet" (Annalen 2, 521), nimmt er auch von den Dieben keinesfalls die unmittelbar gestohlenen Sachen an, sondern nur solche, welche durch Rechtsgeschäft (Kauf, Tausch u. s. w.) an deren Stelle getreten sind (Urtheil der vereinigten Strafsenate, Entscheidungen 6, 218). Ein einfaches Tauschgeschäft zwischen den Dieben, das dann seiner Hehlerei vorhergehen muß, genügt, um in diesem Sinne jeden an den Sachen haftenden Makel vollständig abzuwaschen und sie zum Gegenstande seines redlichen Erwerbes zu machen; schlimmsten Falls läßt er den Dieb die Sachen erst versetzen und hehlt dann den Pfandschein (Entscheidungen 20, 369). Auch der Erlös gestohlener Banknoten findet bei ihm eine sichere Freistatt, (Entsch. 8, 433), während er allerdings mit dem auf ein gemaustes Sparkassenbuch abgehobenen Betrage ganz wider Erwarten üble Erfahrungen gemacht hat (Rechtsprechung 2, 72) — die Logik des Reichsgerichtes war ihm hier wieder einmal überlegen — und sich seitdem von dieser Gattung von Werthobjekten instinktiv fernhält. Unmittelbar gestohlene Sachen nimmt er nur dann, wenn er sie sofort mit dem Diebe zusammen verzehren kann; denn diese gründlichste aller Einverleibungen ist im Sinne des Gesetzes kein „An-sich-bringen" — (Rechtsprechung 5, 609) —, eine Auffassung, die z. B. den Kannibalen Neu-Guineas unter Umständen sehr zu Statten kommen könnte, wenn sie sich an gestohlenen Europäer-Kindern delektirt haben. Diese Entscheidung erklärt er für eine der glücklichsten; schon manches Glas funkelnden Prozentweines hat er deshalb nach vollbrachter That mit dem Diebe auf das Wohl des hohen Reichsgerichtes geleert.

Gewaltthätigen Verbrechen von der Art des Raubes ist Schlupfke als feiner angelegte Natur im Allgemeinen abgeneigt. Da indessen bei einer vielseitigen Geschäftspraxis ein gelegentliches Hinübergreifen in dieses Gebiet nicht ganz zu vermeiden ist, so hat er sich auch hier mit dem Wissenswerthesten vertraut gemacht. Er weiß z. B., daß man dem Ueberfallenen die begehrte Sache so schnell wegreißen muß, daß er gar nicht die Zeit hat, sich zu wehren — „Ueberwindung eines Widerstandes" ist nämlich für den Begriff des Raubes wesentlich, weshalb man es nicht erst zu einem solchen Widerstande kommen lassen darf —, und daß man gut thut, auf einem Wege nur zu rauben, wenn man sich vorher überzeugt hat, daß es ein Privatweg ist (Rechtsprechung 6, 149), weil sonst das Erschwerungmoment des „Straßenraubes" vorliegt. Schlupfke pflegt, wenn er über diese Rechtsverhältnisse nicht ganz im Klaren ist, das Opfer vorher zur Sicherheit einige Schritte vom Wege abzulocken.

Es würde uns zu weit führen, die Praktiken Schlupfkes auch bei den

Digitized by Google

kleinen Hilfsdelikten — Widerstand gegen die Staatsgewalt, Beilegung falscher Namen u. s. w. — bis ins Einzelne zu verfolgen. Es genügt, zu konstatiren, daß er auch hier mit der Rechtsprechung im Allgemeinen wohl zufrieden ist, auf die er überhaupt nichts kommen läßt. Selbst die vielbesprochene Härte des Reichsgerichtes, den „Versuch mit untauglichen Mitteln" zu bestrafen — (Entscheidungen 1, 439) —, findet in ihm ihren Vertheidiger, da er viel zu gewandt ist, um je mit untauglichen Mitteln zu operiren, und eine „Dummheitstrafe" deshalb für sehr wohl angebracht hält. „Wers nicht kann, bleibe ehrlich", — sagt er in seiner geistreich aphoristischen Weise.

* * *

Schlupfkes Benehmen vor Gericht ist ein streng nach den Bestimmungen der Strafprozeßordnung geregeltes und stets korrektes, wenn auch nach den Umständen des Falles verschieden. Alte, verbrauchte Universalmittel, wie das „Wilde-Mann-Spielen" — (Heucheln von Geistesstörung, Krämpfen u. s. w.) — oder das Vorschützen des „großen Unbekannten", von dem die Diebe die bei ihnen gefundenen Sachen zu beziehen pflegen, verwendet er höchstens noch vor ganz kleinen Provinzialgerichten, und ein trotziges oder weinerliches Betheuern der Unschuld, das nur verstimmend wirken kann, giebt es bei ihm überhaupt nicht. In allen für ihn „kippelich" stehenden Sachen — und bei kleineren Sachen grundsätzlich — ist er von einer fast rückhaltlosen Offenheit und Freimüthigkeit; sein psychologisch tiefer Ausspruch: „Es giebt nichts Dummeres als ein halbes Geständniß" ist bei den Fachgenossen nahezu sprichwörtlich geworden. Wenn er eine Anzahl schwerer Diebstähle „im Ramsch" gestanden hat, so pflegt er sogar noch freiwillig eine kleine Sachbeschädigung oder Beamtenbeleidigung, die gar nicht in der Anklage steht — und er hat deren stets in Bereitschaft — mit „zuzugeben"; Das macht einen guten Eindruck und zählt bei Berechnung der Gesammtstrafe kaum mit. Nur für gewisse schwere Fälle, in denen die Vermeidung der Zuchthausstrafe eine besondere Virtuosität erfordert, behält er sich ein ganz entgegengesetztes Verfahren vor. Er weiß nämlich — was den meisten Angeklagten unbekannt ist — daß er nach § 136 der Strafprozeßordnung überhaupt keine Erklärung auf die Beschuldigung abzugeben braucht, und spielt deshalb geeigneten Falls die Rolle eines Trappisten. Weder der Polizeikommissar, der doch gewiß nachdrücklich zu fragen versteht, noch der Untersuchungrichter vermag dann Etwas über ihn; er lehnt jede Auslassung über den Gegenstand der Anschuldigung höflich, aber bestimmt ab. Eben so hüllt er sich in der Hauptversammlung allen Anzapfungen des Vorsitzenden und des Staatsanwalts gegenüber in diplomatisches Schweigen. Erst am Schluß der Verhandlung, wenn er nach § 257 St. Pr. O. das „letzte Wort" haben soll, spricht er auf einmal sein erstes Wort und stellt zum Entsetzen aller Betheiligten einen ungeheuren Beweisantrag. Umsonst bemüht sich der Gerichtshof, den ihm zwischen die Beine geworfenen Knüppel zu entfernen: eine von Schlupfke behauptete Thatsache ist zwar meist unwahr, aber niemals unerheblich. So muß vertagt und zur Ladung von Schlupfkes Entlassungzeugen geschritten werden, was keine ganz leichte Aufgabe ist: denn die Genauigkeit seiner Adressen-Angaben läßt zu wünschen übrig und seine Gewährsmänner zeigen eine merkwürdige Neigung zu häufigem Domizil-Wechsel. In der zweiten Hauptverhandlung wiederholt sich das Spiel, und so fort, bis die anfänglich unscheinbare Sache zu einem Mon-

Digitized by Google

strum angeschwollen ist, für das ein eigener Sitzungtag reservirt werden muß. Noch einen Augenblick weidet sich Schlupfke an der dicht gedrängten Schaar seiner Zeugen, die der Sitzungsaal kaum zu fassen vermag, — dann bricht er plötzlich bei den ersten mahnenden Worten des Vorsitzenden unter der Qual seiner Gewissensbisse zusammen, gesteht Alles, ergiebt sich in Alles, verzichtet auf alle Beweismittel und hat nur noch einen Wunsch auf Erden: die Anrechnung der Untersuchunghaft. Der Erfolg ist großartig: mit Wohlwollen, ja, fast mit Rührung sehen die Richter auf den Geständigen und kein Staatsanwalt ist verhärtet genug, um in einem solchen Moment nicht mildernde Umstände zu beantragen. Mit edlem Anstand nimmt Schlupfke die mäßige Strafe entgegen und giebt der Sache einen würdigen Abschluß, indem er sofort auf jedes Rechtsmittel verzichtet, — das schönste Vertrauensvotum, das er seinen Richtern noch geben kann. Selbstverständlich wird ein Drama dieser Art von Schlupfke nur ganz selten und im äußersten Nothfall inszenirt; mitunter kommt es auch nicht voll zur Entwickelung, weil er zwischendurch schon ausgebrochen ist.

* * *

So genügen zwei kleine und von den Kommentatoren wenig beachtete Paragraphen einem feinen Kopfe, um ein ganzes (allerdings etwas luftiges) Schutzgebäude der Vertheidigung darauf zu errichten. Wir müssen es uns leider versagen, die Finessen der Schlupfkeschen Prozeßpraxis auch an den übrigen 504 Paragraphen der Strafprozeßordnung — er kennt sie alle und schätzt sie alle! — zu zeigen, wobei namentlich seine Meisterschaft in der Schaffung von Revisiongründen verschiedentlich vom Reichsgericht anerkannt worden ist. Auch im Wiederaufnahmeverfahren, für das er sich stets einige Beweismittel reservirt, ist er sehr bewandert; ja, die Stellung von Wiederaufnahme-Anträgen bildet sogar in der Strafhaft seine Lieblingsbeschäftigung, die er dem Wolle-Zupfen entschieden vorzieht. Er interessirt sich deshalb lebhaft für die in Aussicht stehende Entschädigung unschuldig Verurtheilter und setzt neuerdings seinen ganzen Ehrgeiz darein, auch einmal unschuldig verurtheilt zu werden. Bisher ist ihm Dies noch nicht gelungen, da er schließlich doch immer mehr oder weniger „dabei gewesen" war, wenn man die Sache ganz bei Lichte besah. Hoffen wir indessen, daß sein Herzenswunsch noch einmal erfüllt werde, damit der „Fall Schlupfke" der Presse einen erwünschten Gegenstand zu Leitartikeln über die Nothwendigkeit einer Justizreform gebe und die erschlaffenden Bestrebungen auf diesem Gebiete wieder neu belebe! Denn das Lieblingswort Schlupfkes, dessen Richtigkeit er gerade durch eine solche Verurtheilung darthun will: „Was nützt mir die Unschuld, wenn ich sie nicht beweisen kann?" — verdient gewiß ernstliche Beherzigung.

Otto Reinhold.

Digitized by Google

Schweizerpillen.

Wenn erst die Schweizer Plätze anfangen, Angst zu bekommen, dann wird die Sache ernst. Es ist möglich, daß man finanziell in Berlin, Frankfurt und Wien die eidgenössischen Bahnen besser versteht, allein in Zürich, Basel und Genf versteht man das Schweizer Volk besser. Und dieses wird hinter seinem Bundesrath nicht allein mit jenem schwer faßbaren Ding stehen, das man öffentliche Meinung nennt, sondern nöthigenfalls auch mit dem nur zu greifbaren Referendum.

Von dem Zusammentreten des Bundesrathes haben vorsichtigere Männer keinen Augenblick etwas Gutes für die Aktionäre erwartet; indessen die Vorschläge zur Eisenbahnreform, die nunmehr bekannt geworden sind, haben doch selbst die Aengstlichsten überrascht. Es kann gar keine Frage sein, daß jedes Land auch über seine Privatbahnen die Hand zu halten hat; es fragt sich nur, ob gerade eine Bedrückung der Aktionäre dazu nöthig ist. Die Großen sind es, die sich dort leicht zu Machthabern auswachsen und dann einen Staat im Staate bilden, und wenn das freie Land der Schweiz, das politische Vordringlichkeit so gar nicht verträgt, schon eine ganze Reihe von Eisenbahnkönigen bei sich gesehen hat, so waren daran eben die dortigen Gesetze schuldig. Nun naht die Rache und glaubt, mit strengen Vorschriften die Großen treffen zu können, während doch, wie in den meisten ähnlichen Fällen, hauptsächlich die Kleinen dabei zu leiden haben werden.

Der Mann, der als Chef des Eisenbahndepartements die ganze Aktion mit seinem Namen zu decken hat, ist Dr. Zemp. Es dürfte im Auslande wenig bekannt sein, daß mit ihm, was seit langen Jahren nicht der Fall war, der erste konservativ-katholische Schweizer wieder in den Bundesrath eingezogen ist. Bisher wurde diese oberste Behörde aus Liberalen und Radikalen gebildet, und wo es nicht anders ging, nannten sich einige Eisenbahnmachthaber auch konservativ-liberal. Herr Zemp geht bei den nunmehr als nothwendig vorgeschlagenen Reformen von dem letzten Gewaltstreich bei der Nordostbahn aus, gegen den keine staatliche Einmischung angängig gewesen sei. An dieser Stelle wurde vor einigen Monaten der Ueberfall des Herrn Guyer-Zeller mit allen seinen Chicanen geschildert; allein es ist doch ein starkes Stück, uns jetzt zu erzählen, daß der Bundesrath dabei zu ohnmächtigem Zusehen verurtheilt war. Falls wirklich alle sonstigen gesetzlichen Handhaben fortfielen, so blieb doch noch diejenige, welche in allen civilisirten Staaten gar keines Gesetzes, sondern nur der Verordnung bedarf: die Berufung auf die Gefährdung der öffentlichen Sicherheit. Diese war, angesichts der Absetzung fast aller leitenden Persönlichkeiten bei der Nordostbahn, unbedingt gegeben. Ja, die schrecklichen Eisenbahnunfälle der letzten Jahre bedingten sogar die Pflicht zu einem staatlichen Einschreiten. Doch was half damals alles Mühen, besonders der von Herrn Guyer Unterdrückten? Nichts! Der Bundesrath freute sich, daß eine derartige Zersprengung gerade einem ihm antipathischen Aufsichtrathe zugedacht war, er erinnerte sich der Ablehnung des Rückkaufes der Centralbahn durch das souveraine Volk und hoffte, in dessen Stiernacken mit dem neuen Coup eine warnende Wunde zu bohren. Das ist in der That gelungen und heute sind die Schweizer zu jedem Gesetze gegen die Privatbahnen mit Vergnügen bereit. Ja noch mehr: es braucht dabei möglicher Weise noch gar nicht zu einem Referendum zu kommen,

Digitized by Google

da außer Genf und Waadt, wo die Kantone selbst Aktionäre sind, wohl kaum eine regere Opposition zu bemerken sein wird.

Weshalb hängt hier nun der Bundesrath seinen Reformanträgen das Mäntelchen des Auslandshasses um? Alle Eisenbahntyrannen, die man in jener Republik jemals, der Freiheit zum Hohn, ruhig gewähren lassen mußte, waren doch Kernschweizer; selbst der letztberühmte, Guyer-Zeller. Allein man muß gerecht sein und zugeben, daß Herr Guyer ohne das ausländische Kapital seinen Plan nicht ausführen konnte. Das war allerdings in den Comptoiren einiger deutschen Financiers eine verhängnißvolle Augenblickspolitik, als sie nur des Geschäfts halber auf den Feldzugsplan eines Mannes eingingen, mit dem sie nicht das Mindeste gemein hatten und vor dessen Rücksichtlosigkeit sie sich sogar scheuten. In solchen Fällen geben dann leider oft die Rechtskonsulenten den Ausschlag, die den Herren Bankiers betheuern, daß die Sache gesetzlich nicht anfechtbar sei, aber doch hinzuzusetzen vergessen, daß sie immerhin moralische Gefahren heraufbeschwören könne. Freilich müssen unsere Banken auch für Dividende sorgen, denn fällt das Erträgniß nicht sehr gut aus, so murren die selben Blätter, die nur um der Popularität willen keinen Augenblick anstehen, auch solche Betheiligungen wie die s. Zt. bei der Nordostbahn zu kritisiren. Die Zeit muß erst noch kommen, wo man den Muth hat, ein großes Institut nur deshalb zu loben, weil es außerordentliche Gewinne verschmäht hat.

Aber die Rache, wie sie sich Herr Zemp ersonnen hat, sieht einer Belohnung zum Verwechseln ähnlich. Es sollen auf den Generalversammlungen nur Diejenigen stimmen dürfen, die ihre Aktien mindestens sechs Monate vorher auf Namen haben eintragen lassen. Wer kann sich auf so lange Zeit festlegen? Doch offenbar nur das Großkapital! Während also bisher ein Faiseur wie Guyer-Zeller 40,000 Stück Aktien ankaufen, beleihen lassen mußte u. s. w., um sich eine Majorität zu sichern, kommt er von nun an vielleicht mit dem vierten Theil seiner bisherigen Uebermacht aus. Abgesehen von der Abstimmung, ist aber auch das Mundtotmachen erleichtert. Man muß entsetzlich nüchtern sein, um zu glauben, daß die lebhaften Reden der Minderheit gar keinen Nutzen brächten; bei der Nordostbahn haben sie wenigstens sehr viel zu Wege gebracht. Auch sonst wird der neue Vorschlag der Hochfinanz angenehm sein, denn ihr werden plötzlich alle Aktien zurollen, die nöthig sind, um schließlich dem Bundesrathe eine bestimmte Ablösungsofferte vorzulegen, und diese Aktien sind schon heute beträchtlich billiger zu haben, weil gerade die Masse der soliden Besitzer solche Zwangsbestimmungen, wie sie jetzt geplant werden, absolut nicht erträgt.

Das Schlimmste dabei ist indessen das Unrecht. Wie kann man einen Aktionär so seines wichtigsten Rechtes berauben, daß er während der vollen Hälfte des Geschäftsjahrs seine Aktien einschreiben, also gleichsam unverkäuflich lassen muß? Und mit welcher Spur von Billigkeit kann man ferner dem Stimmrecht der Aktionäre solche Hebebäume in den Weg legen? Läßt sich denn im Ernst ein ganzes Semester lang jedes wichtigere Ereigniß voraussehen? Gerade dieser Paragraph steht dem praktischen Leben so fremd, ja feindlich gegenüber, daß seine Annahme unmöglich erschiene, hätten wir es hier nicht mit der Schweiz zu thun.

Es ist auch höchst ungeschickt, jetzt als Hauptargument mit dem Selbstlob aufzutreten, daß die Schweizer ihre Bahnen dem Auslande überhaupt verdanken. Das ist ein berliner Zeitungirrthum. Fast alle Schweizer Bahnen sind mit

Digitized by Google

Schweizer Geld gebaut, nur die Centralbahn zog auch französische Finanzleute an. Es gab früher Jahre, wo z. B. Nordostbahn-Aktien in der Schweiz als prima Anlage galten. Erst in den achtziger Jahren, wo das Eisenbahndepartement mit seiner mehr rücksichtslosen als strengen Kontrole erschien, begann der große Auszug der Aktien nach Deutschland. Von da an beginnt allerdings ein Verdienst des Auslandes um die Eidgenossenschaft, das unter Hinweis auf Kursgewinne nicht so einfach wegzufingern ist.

Ein weiterer Vorschlag geht dahin, die Aufsichtsräthe aus der Kantonalvertretung heraus stärker zu vermehren. Das sieht höchst grauslich aus, aber was kann denn noch Strengeres geschehen, als bisher das Eisenbahndepartement bereits alljährlich bei Revision der Abschlüsse gethan hat? Sind doch Jahre lang bei einzelnen Bahnen sogar die Dividenden inhibirt worden. Der majorisirte Vorstand, so meinen Einige, könnte nun zum Bau von kostspieligen Nebenlinien oder zum Einlegen unrentabler Züge zu veranlassen sein. In Wirklichkeit sieht aber die ganze Eisenbahnpolitik der Schweiz die Bahnen bereits als Staatseigenthum an, sie spart deshalb, wo sie kann, und nur aus diesem Grunde hütet sie sich, z. B. die Nordostbahn zum Bau der einst so vielbesprochenen Moratoriumslinien zu zwingen. Die Frage ist nur, wie sich die Gotthardbahn zu einem solchen Vorschlage verhalten würde. In den Verwaltungrath dieses doch internationalen Unternehmens haben Deutschland und Italien ihre Delegirten zu entsenden und diese Länder werden sich keineswegs so leicht majorisiren lassen. Ich erinnere nur daran, daß vor einigen Jahren das zweite Geleise der Gotthardbahn auf die Forderung des deutschen Reichsvertreters hin gebaut wurde, während der Verwaltungrath und der Schweizer Bundesrath es durchaus bei dem einen Geleise lassen wollten. Die staatlichen Subventionen bei der Gotthardlinie betragen für Deutschland 30 Millionen, für die Schweiz 31 Millionen, für Italien 58 Millionen Francs.

Höchst wahrscheinlich wird aber jetzt der Plan gelingen, alle fremden Financiers aus den verschiedenen Verwaltungräthen zu entfernen. Dies wäre selbst den Statuten der Gotthardbahn nicht ausdrücklich zuwider. Nun wäre ja eine solche Austreibung dadurch zu umgehen, daß man das altbewährte System der Vorder- und Vertrauensmänner von Neuem aufleben läßt. Warum soll nicht Herr Reitzer in Wien oder Herr von Bleichröder in Berlin einen Intimen nach der Schweiz setzen, nur um einen Eingeborenen im Verwaltungrath zu haben? Herr Reitzer, der heute z. B. bei der Gotthardbahn der weitaus Aktienmächtigste ist, sitzt ja überhaupt nicht sichtbar in der Leitung, sondern überläßt Dies seinem Geschäftsfreund Herrn Figdor. Etwas Anderes wäre es freilich um die Einführung solcher Scheinwürden vermittels Schweizer Bankiers. Das ist in jener scharfen Luft, die dort die öffentliche Meinung nun einmal durchzieht, nahezu unmöglich. Man würde sich zu sehr damit herabsetzen.

Das größte Schreckenswort wurde aber unter die Kapitalisten mit dem Antrage auf eventuelle Expropriation geworfen. Das war eine Parole, bei deren erstem Laut die einheimischen Besitzer ihre Papiere verkauften, und der Nationalrath Curti, der mit seiner darauf bezüglichen Rede gewiß etwas Anderes bezwecken wollte als das Aufnehmen der momentan billig gewordenen Aktien durch die deutschen Börsen, hat zunächst doch nichts Besseres erreicht. Die kühlen Denker, die gegenüber einer Expropriation behaupten, daß in solchem Falle von beiden Seiten eben Experten ernannt werden, die das Bahnwesen

Digitized by Google

nach seinem vollen Werth abschätzen, wischen das Wichtigste aus ihrem Gedächtniß aus. Es giebt Verträge über das Rückkaufsrecht, dessen rechnerische Basis in den Konzessionen genau vorgeschrieben ist, und wenn nunmehr geplant wird, statt des fünfundzwanzigfachen Betrages des Reinerträgnisses von so und so vielen Jahren nur die zweiundzwanzig- oder gar nur zwanzigfache Summe festzusetzen, so werden die alten Verträge eben hinfällig. Das mag, sozialpolitisch genommen, von jenem Rechte aus, das mit uns geboren wird, durchaus billig sein, aber es ist kaum glaubhaft, daß so Etwas außerhalb von Revolutionzeiten geschieht. Man kann nicht mitten im tiefsten Frieden freiwillig vereinbarte Abmachungen brechen, ohne sich um seinen geschäftlichen Kredit zu bringen. Wenn die Schweiz die Bahnen kauft, so sind dazu, ohne die Gotthardbahn, deren Konzession erst 99 Jahre nach Eröffnung des großen Tunnels abläuft, nahe an 300 Millionen Frcs. nöthig. Da ein beträchtlicher Theil der Aktionäre nicht die Rente, sondern Geld nehmen wird, so muß der Staat eben ein Anlehen aufnehmen. Wer wird aber das Anlehen zeichnen, wenn kurz vorher die Konzessionverträge gebrochen worden sind? Bemerkt sei hier noch, daß die Vorzugsaktien der Jura-Simplonbahn vollzählig im Besitz des Bundesrathes resp. der Eidgenossenschaft sind und daß mit den Obligationen mindestens eine Milliarde zur Ablösung der Bahnen erforderlich bleibt. Die Obligationen könnten, wie es ja auch Preußen that, nach und nach umgetauscht werden.

Eine ungleich wichtigere Frage bleibt aber die Vermehrung der Schweizer Rente selbst. Hier in Deutschland werden schon für ca. 125 Millionen davon notirt. 3 proz. Eisenbahnrente steht heute pari. Nun erwidern Leute, die gern jedes Bedenken zerstreuen, daß bei einer ungeheuren Vermehrung der Schweizer Staatsschuld die 3 proz. Rente von pari auf 95 zurückgehen würde. Eine solche Kursverminderung ist aber keineswegs so einfach. Bei der öffentlichen — d. h. marktgängigen — Bewerthung eines Papiers kommt es nicht allein darauf an, daß, wie z. B. in diesem besonderen Falle, ein völlig hinreichendes Aktivum da ist, sondern daß der Vorrath nicht größer als die normale Nachfrage bleibt. Wir haben gesehen, wie lange selbst unsere Konsols in Folge der vielen Bahnankäufe zurückbleiben mußten, und bei einem so kleinen Lande wie die Schweiz wird Das noch weit schärfer fühlbar werden. Der dortige Sparer hat aber ein gewisses Recht darauf, sich den Werth seiner Anlage nicht verwässern zu lassen, denn für ihn ist es ein reeller Schaden, wenn er von nun an ein Papier hat, daß er Jahre lang nur fünf Prozent billiger verkaufen kann.

Im Jahre 1897 hat sich die Eidgenossenschaft zu erklären, ob sie im Jahre 1903 den Rückkauf ihrer Privatbahnen vornehmen will. Die Zeit zu den finanziellen Vorstudien und den politischen Erwägungen ist also allzu reichlich gar nicht bemessen. Vielleicht kommen noch zwei Projekte in Betracht, von denen in der Heimlichkeit einiger Bankbureaux gesprochen wird; erstens: man läßt den Bahnen, natürlich unter der gegenwärtigen strengen Oberaufsicht, noch weitere 65 Jahre ihre Selbständigkeit, aber unter der Bedingung, daß binnen dieser Zeit Alles amortisirt werde, so daß der Bund die Bahnen umsonst übernimmt; oder zweitens: der Bund übernimmt schon jetzt den Betrieb sämmtlicher Privatbahnen, garantirt den Aktionären ein gewisses Erträgniß für eine stattliche Anzahl von Jahren und amortisirt während dieser Zeit ebenfalls alle Anlagen. Das sind immerhin Vorschläge, über die sich reden läßt, da auf diese Weise keine Rentenausgabe zu erfolgen hätte. Pluto.

Digitized by Google

Notizbuch.

Der General der Infanterie Graf von Caprivi, der in Montreux jetzt seine Civilkleider aufträgt, wird am Donnerstag, als die berliner Zeitungen angekommen waren, eine rechte Herzensfreude erlebt haben. Nicht nur, weil Herr Eugen Richter ihn im Reichstag gelobt und damit bewiesen hatte, daß er muthiger und dankbarer ist als die schlotternde Schaar, die über Bismarcks Entlassung einst kein armes Wörtchen fand, sondern weil er sich in die behaglichste Zeit seiner Amtsthätigkeit zurückversetzt fühlte. Der General der Infanterie las gewiß **die erste Rede des Fürsten Hohenlohe**, den der Volksmund seit der berühmten kaiserlichen Depesche jovial Onkel Chlodwig nennt; er las dann wohl auch die sogenannten Preßstimmen über diese Rede und er mag schließlich vielleicht in den vergnügten Ruf ausgebrochen sein: Aufs Haar so wie damals, wo ich in die erste Zwangslage kam. Damit hätte er diesmal nicht Unrecht. Fürst Hohenlohe wirkt dekorativ nicht so gut wie sein Vorgänger. Er ist klein, sieht fast noch älter aus, als er ist, und hat eine müde, gebrochene Stimme. Den Fürsten Bismarck hätte in jeder Versammlung Jeder sofort als den Ersten erkannt. Den General von Caprivi hätte ein Neuling wohl für einen wackeren Kriegsminister gehalten. Fürst Hohenlohe sitzt am Bundesrathstisch wie ein vornehmer alter Herr, der eigentlich nicht dazu gehört und nur pro informatione anwesend ist; man könnte ihn für einen Geheimen Kabinetsrath halten, der im Auftrage des Monarchen den Verhandlungen folgt, ohne persönlich irgendwie daran interessirt zu sein. Bismarck war nie ein Redner im Schulsinne, also ein Mann, der nach fleißiger Vorbereitung über alle möglichen und unmöglichen Dinge schöne Worte machen kann; er war und ist immer am Stärksten als Improvisator und hatte, nach eigenem Geständniß, seine glücklichsten Parlamentstage, wenn er sich auf nüchternen Magen geärgert und dann die halbe Flasche Sect zu sich genommen hatte, die nach seiner Behauptung dem deutschen Temperament fehlt; dann trieb und stieß die Gedankenfülle die Sätze hervor, die Wirkung war bezwingend, wenn die hohe, sanfte Stimme so das Letzte Aeußerste sprach, und da im Gehirn kein trivialer Gedanke wohnte, kam auch kein triviales Wort über die Lippen. Der General von Caprivi war ein guter Redner, ein Bischen im Stil des Herrn von Bennigsen, ein Sammelbecken öffentlicher Meinungen; Dinge, die Andere längst schon belächeln, nahm er noch ganz ernst und wußte eine sorgsam vorbereitete und nach der Kunst gegliederte Durchschnittsrede fließend und wirksam vorzutragen. Fürst Hohenlohe scheint seiner redneriſchen Begabung selbst nicht zu vertrauen; er las seine erste Erklärung fast völlig ab, improvisirte, unter dem Eindruck der Aufnahme, die sie fand, dazwischen Einiges, nicht allzu glücklich, und blieb der Mehrheit der Anwesenden beinahe ganz unverständlich. Die äußere Wirkung war beim Debut des Herrn von Caprivi entschieden stärker. Sonst aber war wirklich aufs Haar Alles wie damals. Die selben liebenswürdigen Verbeugungen nach allen Seiten des Hauses — ich werde natürlich, aber ich werde natürlich nicht —, die selbe Zurückweisung jedes Gedankens an einen Systemwechsel — wir werden fortfahren, aber wir werden nicht unterlassen —, die selben sittlichen, kulturellen und patriotischen Allgemeinheiten und leider auch bei den meisten Parteien das selbe kindische Bemühen, aus dem großen Wörter-

Digitized by Google

haufen die schmackhaftesten Körner herauszupicken. Jeder neue Minister, der nicht eine starke, das Herkommen durchbrechende Persönlichkeit ist, erklärt prompt und pünktlich, er werde nur das allgemeine Interesse zur Richtschnur nehmen, den Parteien ohne Vorurtheile entgegenkommen, jeden berechtigten Wunsch in ernste Erwägung ziehen und überhaupt ein ganz ungemein vortrefflicher Mensch und Staatsdiener sein, — nach Maßgabe der Kräfte, die in solchen Mementen gern, mit einem stillen Lächeln kleidsamer Bescheidenheit, schwach genannt werden. So hat es der General von Caprivi geübt, so hat es Fürst Hohenlohe gethan. Es wäre unbillig, wenn man die parlamentarische oder gar die politische Geschicklichkeit des dritten Kanzlers nach dieser Vorlesung von Allgemeinheiten beurtheilen wollte. Was er verlas, Das erinnerte einigermaßen an die ewigen Wahrheiten, die man während der Sommerferien in den Zeitungen findet. Das Debut verlief wie ein totes Rennen. Aber wenn man dem Manne in Montreux gern eine vergnügte Stunde gönnt, so braucht er doch nicht die Genugthuung zu erleben, daß durch die Strebsamkeit der Fraktionen und ihrer Presse abermals eine Komoedie der Irrungen herbeigeführt wird. Abwarten können: Das ist in der Politik wie in allen anderen Geschäften eine große und nützliche Kunst, deren Bedeutung während der letzten vier Jahre doch selbst dem Kurzsichtigsten klar geworden sein sollte.

* * *

Einfach entzückend ist **Herr von Boetticher**. Jeder Lage gewachsen. Als Stellvertreter des zweiten Kanzlers mild, allversöhnlich, mit Herrn Bebel scherzend, mit Herrn Sigl schäkernd, immer biervergnügt und zu Witzen bereit und deshalb auch so beliebt, daß ihm sogar die Sozialdemokraten gern den neuen Direktor bewilligen. Als Stellvertreter des dritten Kanzlers ernst, würdig, straff, ganz Mann der scharfen Tonart, ganz Schützer von Thron und Altar. Am Dienstag hatte Herr Richter, der in heiterster Sparagnes-Stimmung war, ihn ein Bischen gekitzelt. Sofort erhob der Staatssekretär sich zu einer kraftvollen Entgegnung, die mit schönem sittlichen Ernst Eugens Scherzhaftigkeit rügte und daneben noch allerlei interessante Mittheilungen brachte. Erstens: Graf Eulenburg hat nie einen Verfassungbruch empfohlen; Das war ihm, wie hier schon früher erwähnt wurde, auch nicht zuzutrauen, aber es ist gut, daß die Legende nun endlich zerstört worden ist. Zweitens: die Entlassung des Fürsten Bismarck hat der General von Caprivi gegengezeichnet; auch Das war bekannt, aber es bleibt immer merkwürdig, daß es am zwanzigsten März 1890 ein Weilchen, wie später für Kamerun zwei Gouverneure, für das Deutsche Reich zwei Kanzler gab, einen, der schon ernannt, und einen, der noch nicht entlassen war. Drittens: Herr von Boetticher, der eigentlich die Entlassung Bismarcks gegenzeichnen sollte, ist von dieser Verpflichtung aus besonderen Gründen entbunden worden. Diese besonderen Gründe stammten wahrscheinlich aus den Gefühlen inniger Dankbarkeit, die der Staatssekretär für den Kanzler hegte. Fürst Bismarck hatte, um Herrn von Boetticher aus einer lästigen Verschuldung an große Bankiers zu retten, für seinen Gehilfen, der selbst nie im Stande gewesen wäre, diese Schuld zu tilgen, vom alten Kaiser eine Unterstützung aus dem Welfenfonds erwirkt und diese Wohlthat konnte ein edles Herz natürlich niemals vergessen. Hoffentlich bleibt Herr von Boetticher uns noch recht lange erhalten; er darf im Kampfe für Sitte und Ordnung nicht fehlen.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von C. Haring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Dezember 1894.

Herodias.

Ganz still wird es sonst, wenn der Ring eines Jahres sich schließt, in den christlichen Ländern. Noch ein hitziges Hasten, ein Schieben und Stoßen, um geschwind noch den Nebenmann zu überholen und einen letzten Gewinn zu erraffen, dann tiefe Ruhe, die Ruhe der Weihnacht. Nicht eine heitere Ruhe, die zu banaler Vergnüglichkeit stimmt; eher eine wehmüthige Rückschau, ein leises Erinnern an Das, was war und was durch einen äußerlichen Kalendereinschnitt nun abgeschlossen erscheint: an Schmerz und an Unbill, die man erlitten oder auch bereitet hat, an Erfolge und Fehlschläge der Arbeit und an die unzähligen Zufälligkeiten, die ein Menschenschicksal bestimmen und wandeln. Wenigen nur ist solches Verweilen willkommen, weil fast immer das Erinnern auch ein Bereuen vor den ruhenden Blick führt und weil mancher ungetreue Haushalter sich die Pein des Gedankens ersparen möchte, wie er abermals eifriger mit den Kindern der Welt als mit den Kindern des Lichts es gehalten hat. Deshalb währt auch die Pause gewöhnlich nicht lange; mit Wein und Braten, mit fettem Kuchen und heißen Tränken betäubt man den quälenden Geist, schafft die wohlige Stimmung satten Behagens und taumelt berauscht in das neue Jahr. Bevor aber so das Fleisch wieder erwacht, wieder wünscht, wieder herrscht, senkt für einen kurzen Abend nur, der die Weihnacht einläutet, milde, von stillen Thränen feuchte Ruhe sich auf jedes Gelände, wo Christen wohnen, — nicht Kirchenchristen nur und eigentlich Wortgläubige, nein, Alle, die je einen Hauch des Christengeistes verspürt haben. Denen bedeutet die

Digitized by Google

Stunde ein Besonderes, ein Heiliges, und der Stern, der vom Morg
lande die Weisen einst nach Bethlehem wies, leuchtet durch den dic
Nebel der Alltäglichkeit ihnen den Weg zur Rast und zur Sammlu
Langsam stockt die wilde Betriebsamkeit, die das Jahr hindurch
vorwärts Strebenden dem Innersten entfremdet hatte, mählich erlöscl
die Lichter, eines nach dem anderen, die so lange nur auf ein Sorg
und Rechnen und Feilschen herniedersahen, und ein letztes Licht nur erhe
noch das emsige Mühen, das nun nicht mehr dem eigenen Vorthe
sondern der Freude des Nächsten gilt. Die Spannung der Jag
weicht, die Gier und die List rasten vom eiligen Lauf und aus d
Höhe des Christbaumes winkt ein Weihnachtengel in weißem Gewand
friedlichen Menschen friedliche Grüße herab.

Ganz still wird es diesmal nicht werden. Der Geist der Unrast
der ein langes Lustrum nun schon durch die deutschen Länder keucht, hat der
Frieden verjagt, Alles aufgerüttelt und durchgeschüttelt, was ruhig lag,
und eine wirre Erregung geschaffen, die in jähen Stößen und krampfigen
Zuckungen sich fieberhaft äußert. Jeder fühlt es, aber Keiner weiß,
was es eigentlich ist. Es huscht wie ein Gespenst durch die Gruppen der
Handelnden, durch die Reihen der Tafelnden, es höhnt und droht in
die Kaufmannsstuben und in die Gelage hinein, es schreckt den be-
dächtigen Landmann am Pflug, den Unternehmer bei seinen Plänen,
und Niemand kann den schlimmen Spuk uns enthüllen. Vielleicht ists
die ewige Angst vor dem kommenden Tag, die Unsicherheit, ob morgen
die Sonne scheinen, ob Regen oder Schnee fallen wird, die Wahn-
gebilde erzeugt und den Wunsch walten läßt: nur das Heute ausnützen,
und eilig zusammenraffen, was zu erhaschen ist, nur nicht warten,
nicht prüfen, nicht wägen, — das Wetter könnte sich ändern. Ein
hastiger Raubbau, ohne zärtliche Sorge um den Erben, eine Ausver-
kaufsstimmung, die nicht fragt, wie in dem leeren Lager der nächste
Besitzer sich nähren soll. Ueberraschungen, auch angenehme, erschüttern,
wenn sie gehäuft erscheinen, das ruhige Gleichmaß des Organismus
und ein kluger Arzt sucht jeden nicht ganz Kerngesunden sorgsam vor
ihnen zu hüten. Die Kerngesundheit aber hält der Komplizirung der
Lebensbedingungen nicht Stand; deshalb sind moderne Völker niemals
kerngesund und deshalb sind ihnen Ueberraschungen besonders gefährlich;
sie vermögen die unklügste Stetigkeit, an die sie sich gewöhnen, nach der
sie sich einrichten können, leichter zu ertragen als einen überraschen

Digitized by Google

Wechsel und die Laune des Aprilwetters schadet ihnen mehr als ein harter und strenger Winter. Im Winter wickelt man sich warm ein, heizt tüchtig und freut sich der Eisblumen am Fenster; in einem rechten April weiß man nicht, wie man es halten soll, und darum giebts, nach dem bequemen Volksausdruck, Erkältungen, Fröfteln und Fieberschauer. Vielleicht liegt da die tiefste Wurzel des Zustandes, den heute Jeder schmerzlich empfindet und dessen Diagnose doch immer noch nicht gestellt ist, — nicht öffentlich wenigstens. Allerlei Kurpfuscher drängen heran und jeder Quacksalber preist sein spezifisches Mittel; Einer will die Verfassung ändern, ein Zweiter will sie lieber gleich ganz beseitigen, ein Dritter empfiehlt ein Seuchengesetz, das die Störenfriede unschädlich machen soll; um die Diagnose bemüht sich kein Einziger. Und die berufenen Aerzte, ein ganzes Kollegium von Autoritäten, rezeptiren und ordiniren recht nach der Kunst, erzählen, in schreckender Ausführlichkeit, wie schlimm die Krankheit noch werden kann, und verschreiben schließlich ein Schlafpulver. Wird es helfen? Mit so kleinlichen Fragen mag ihre Weisheit sich nicht abgeben. Aber der Patient ist allgemach doch ein Bischen mißtrauisch geworden; die Rezeptirer haben ihm nicht genützt, sogar die Schlafmittel haben versagt und der nur halb Betäubte hat sich, wie Dantes schwerkranker Florentiner, ruhelos nur von einer auf die andere Seite des Pfühles gewälzt. Sonst wirkte der Anblick des Rezeptes schon beruhigend: es war ein Ablaßzettel, in dessen Besitz man immerhin eine Weile lustig weiter sündigen konnte; jetzt ist der Zauber gebrochen: man ängstet sich vor der unheilvollen Nebenwirkung des angepriesenen Mittels und mit dem Glauben ist auch der wichtigste Theil der Heilkraft dahin. Der ganze Aufwand von Vorschlägen und Indikationen beweist nur, daß Jeder die organische Erkrankung spürt und daß die Weihnachtglocken diesmal einem Leidenden läuten.

Ein Kranker wird selten gestehen, daß er selbst sein Leiden verschuldet hat; wenn man ihn hört, wars immer ein äußerer Krankheiterreger, Zugluft bei den Alten, ein Bacillus bei den Neuen; vielleicht wurzelt da der rasche Erfolg der Bakterienlehre. Daß im Organismus erst Etwas faul geworden sein muß, bevor der Bacillus sein arges Werk beginnen kann, daß Tausende Zugluft und Bakterien ohne Schaden ertragen, weil ihre Konstitution der Fäulniß keinen Raum läßt: darüber geht die Trägheit hinweg und ist schon dankbar, wenn ihr nur der böse Feind deutlich bezeichnet wird. Wir erleben es heute wieder.

Digitized by Google

Seit ein paar Monaten hat die Unruhe ihren Ausdruck in dem Schrei gefunden: Von den sozialen Friedensstörern kommt alles Uebel; bringt sie zum Schweigen und wir werden sofort wieder gesund sein. Nicht Viele glauben daran; die Klügsten sagen: Wir brauchen das Mene Tekel der Friedensstörer, denn unser Friede ist faul; Andere bezweifeln den Nutzen des neuen Mittels und denken höchstens: wenns nicht nütze, so könne es doch auch nicht schaden; und nur die Interessirten, die um jeden Preis Ruhe haben wollen, begeistern sich. Diese Interessirten scheiden sich in zwei Hälften: die Einen wünschen, daß Alles so bleibt, wie es ist, und daß jede ärgerliche Kritik ihnen erspart wird; die Anderen ersehnen eine Umgestaltung und fürchten, das dafür günstige Wetter könne über Nacht umschlagen, wenn sie auf einem Gebiet, dem ihr Lebensinteresse zunächst scheinbar noch fern bleibt, den Vorschlägen der Staatswächter Widerstand leisten. Beide Gruppen sind mächtig; sie haben Geld und sie verfügen über einen großen Theil der Presse, deshalb wird ihre Ansicht verbreitet. Sie haben vor vier Jahren die Friedensstörer entfesselt, sie wollen sie jetzt wieder binden und halten sich bei der Frage nicht auf, ob vielleicht auch ein paar Nützliche mit an die Kette kommen. Das allgemeine Interesse rechtfertigt Alles; ein wundervolles Wort, das sich immer einstellt, wo Begriffe fehlen. Dabei ist dieses allgemeine Interesse nicht einmal stark genug, um die Begeisterten zu einer Kraftanstrengung zu vermögen; sie schwänzen wichtige Berathungen und sind vollzählig nur zur Stelle, wenn Löwenbräu, Schaumwein und Havannacigarren locken; sie legen die Hände in den Schoß und erwarten das Heilmittel aus der Staatsapotheke. Tüchtig abführen, zur Ader lassen, eine süße Narkose: dann wird schon Alles gut werden. Noch niemals aber ist ein kranker Organismus geheilt worden, ohne daß er selbst sich regte, die Kräfte übte, den Weg bis zur Wurzel des Uebels zurückging und mit äußerster Anstrengung den Krankheitstoff ausstieß. Ist die Stille der Weihnacht nicht dazu angethan, dieser alten und einfachen Erfahrung ernstlich nachzudenken, ehe die große Paragraphenkur beginnt?

Eben ist ein berühmter Bekämpfer revolutionärer Pläne entgleist: Herr Crispi, der Mann mit dem weiten Advokatengewissen. Vom Bombenfabrikanten hatte er sich recht hübsch zum Staatserhalter herausgemausert und es so glücklich getroffen, daß er, wie weiland Figaro, immer auf der Höhe der Ereignisse blieb. Nun liegt er am Boden und wird sich

Digitized by Google

zur alten Höhe nicht wieder erheben, selbst wenns seiner Pfiffigkeit noch einmal gelingt, einen Theil der mit glaubwürdigen Dokumenten belegten Anklagen aus der Welt zu schaffen; und wären neun Zehntel davon gefälscht: Signor Francesco wird nie mehr als ein Mann mit reinen Händen erscheinen. Wie herrlich hatte er für alles Gute und Wahre und Schöne gewettert, wie mannhaft die Sittlichkeit als höchsten Staatsgrundsatz proklamirt, — und nun folgt er den Lesseps und Freycinet. Er ist nicht der Erste und wird nicht der Letzte sein. Aber die Mehrheit der bürgerlichen Gesellschaft wird immer wieder den Maulhelden vertrauen, den Wortemachern, die so großartig über die Schäden der Zeit zu donnern wissen, und sie wird nicht bedenken, daß ein Crispi nicht nur seinem Vaterlande, nein, der ganzen Menschheit, die unter ähnlichen Kulturbedingungen lebt, mehr Unheil stiftet als eine ganze Verschwörerrotte. Warum auch? Schöne Reden sind unterhaltsam und regen angenehm auf. Ein gesinnungtüchtiger Staatsanwalt, der einen Schuldigen beim Kragen packt und ihn der Menge als den feisten Sündenbock zeigt, hat immer ein leichtes Spiel und der Redner nur mag sich wahren, der die ganze Zuhörerschaft für mitschuldig erklärt und mit rauher Mahnung die verzärtelten Gewissen aus träger Ruhe schreckt. Von dieser Art war Herr Crispi, seit er ein großer Staatsmann und Gesellschaftretter wurde, nie; er hatte immer den Anderen, den ganz allein Schuldigen, und tönende Strafreden trugen ihn zu billigen Prokuratorenerfolgen.

Auch bei uns ist diese Gattung reichlich vertreten, wenn auch vielleicht in achtbareren Exemplaren, und sie hat eben erst ein großes Redeschlachtfest gefeiert. Keine Spur von tieferem Verständniß für die sozialen Zusammenhänge, für die besonderen Bedürfnisse der deutschen Volkheit, nicht die geringste Einsicht in die Summe von Ereignissen, die dem Kurzsichtigsten doch beweisen müßten, daß die schrankenlose Kapitalistenherrschaft einem Neuen, noch Unbekannten, Platz machen will, nicht die gelindeste Rüge bourgeoiser Fehler. Es war ein Anblick zum Entsetzen. Diese Nichtsalsredner bemühen sich nicht einmal mehr, die mangelhafte Begründung der sozialistischen Lehre zu zeigen, die morsche Basis, auf der sie beruht, und nachzuweisen, daß der Charakter dieser Bewegung deshalb revolutionär ist, weil für die Möglichkeit ihres Erfolges die Lebensbedingungen gar nicht vorhanden sind und auch dann nicht vorhanden wären, wenn es ge-

Digitized by Google

länge, die Widerstandskraft der herrschenden Klassen zu brechen. Und dennoch wäre gerade damit der einzige Beweis erbracht, der wirksam sein könnte, denn so lange das Dogma Glauben findet, Allen sei hienieden eine lichte Glückseligkeit zu bereiten, wird zum Kampf gegen den Sozialismus immer nur die kleine Schaar der jetzt schon Satten gerüstet sein. Aber freilich: dieser Beweis ist mit Phrasen nicht zu erbringen; um ihn zu finden, muß man Fleiß aufwenden, in einen fremden Gedankenkreis sich einbohren und eine ganze Entwickelung nachfühlend durchleben. Viel bequemer ists, die bourgeoise Gesellschaft als die beste der Welten zu verkünden und die Sozialdemokraten als Mörder und Räuber an den Pranger zu stellen. Was aber will man mit zwei Millionen Räubern und Mördern anfangen, mit ihren Weibern und Kindern? Sie in die Gefängnisse werfen oder aufknüpfen lassen? Der Raum, die Wächter und Henker möchten fehlen. Sie ins Dunkel zurückdrängen und aus den öffentlichen Vertretungen des Volkes verjagen? Es giebt in der ganzen Menschheitgeschichte kein Beispiel dafür, daß solche Mittel geholfen hätten. Die einzige Möglichkeit ist immer, einen Feind, den man nicht vertilgen kann, zu entwaffnen und ihm zu zeigen, daß man der Stärkere ist. Diese Stärke äußert sich nicht in lauten Renommistereien und brüllenden Brutalitäten, sondern in ruhiger Zuversicht, die ein sicheres Selbstvertrauen verleiht, und in dem ernsten Willen, sich selbst von Sünde zu reinigen, bevor man die Sünden ringsum bekämpft. Ein Heer, das mit schlechtem Gewissen in den Krieg zieht, kann Augenblickserfolge erringen, nicht aber, mag es selbst ein Napoleon führen, dauernde Siege.

Die bürgerliche Gesellschaft, so viele ehrenwerthe Elemente sie auch umschließt, hat als Gesammtheit heute kein gutes Gewissen. Sie predigt einen Glauben, der für breite Schichten längst leider nicht mehr lebendig ist, sie verkündet eine Sittlichkeit, deren Gesetze sie täglich bricht, sie fordert eine Gerechtigkeit, der sie selbst allzu häufig sofort den Gehorsam versagt, wenn der Vortheil es heischt. Deshalb ist sie zum Kampf untüchtig, deshalb sieht sie schlaff und träg zu, wie die Gegner an Boden gewinnen, und fristet ihr Leben mit kleinen Mitteln aus der Staatsapotheke. Sie hat das Geld und sie hat die Macht. Warum thut sie nichts? Wenn die Feinde sie durch die Presse verleumden, — warum gründet sie nicht eine besondere Presse, eigens zu dem Zweck, diese Verleumdungen zu widerlegen? Warum liefert sie ihre

Digitized by Google

Blätter, für die sie die besten Federn miethen könnte, nicht billiger als die Sozialdemokratie ihre Zeitungen? Warum überläßt sie den Gegnern die Sorge, Volkstheater und Volksunterhaltungen zu schaffen? Warum, wenn der Feind sich zu einem Bierboykott vereinigt, schaart sie sich nicht dicht zusammen und hilft den Bedrohten? Sie brauchte nur ein paar Monate auf Wein und Sect und echte Biere zu verzichten, dann würde der Schaden so vertheilt, daß von den Betroffenen ihn Keiner allzu schwer empfände, und dann erst wäre von einer wirklichen Kraftprobe zu sprechen. Warum bekümmert sie sich nicht um das Leben der bei ihr Bediensteten? Warum bringt sie es dahin, daß die Armen und Elenden Die allein ihre Freunde nennen, die den Satten und Reichen Räuber und Mörder sind? Warum? Weil sie kein Opfer bringen mag, weil ihr das Behagen über Alles geht, weil sie geheilt sein will, ohne die Kräfte zu regen, und weil Kurpfuscher ihr unermüdlich die Möglichkeit solcher bequemen Heilung verheißen. Von den ihr Angehörenden steht Keiner auf und sagt offen und muthig: Macht Euch immun gegen das Gift, zeigt, daß Ihr keine unbarmherzigen Ausbeuter seid, dann könnt Ihr kämpfen, dann werdet Ihr siegen. Dafür aber erhebt sich ein großes Beifallsgetöse, wenn ein beredter Herr pathetisch betheuert, ein paar Empörerköpfe müßten fallen, auf daß die Gesammtheit des Volkes vor dem Verderben bewahrt bleibe. Eine angenehme, echt christliche Weihnachtbotschaft. Der beredte Herr war ein Antisemit, der bei Juden eigentlich keine Anleihe machen sollte; leider aber hat ganz das Selbe mit genau den selben Worten schon Kaiphas einst in Jerusalem gesagt.

Das geschah in einer Zeit, die den größten Umsturz der Weltgeschichte erlebte. Die herrschende Gesellschaft hatte ein schlechtes Gewissen. Sie wollte Ruhe haben, jeden Tadel zum Schweigen bringen. Vor den Vierfürsten Antipas trat damals ein Mann und sprach: Du bist schlimm gepaart, denn Du hast Deines Bruders Philippi Weib zur Ehe; Du mußt Dich von ihr scheiden, wenn Du des Heiles theilhaftig werden willst. Der Mann wurde in das Gefängniß gelegt und die Dame Herodias ruhte nicht eher, als bis der Frevler, der ihre Ehe, also einen Grundpfeiler der staatlichen Ordnung, gelästert hatte, enthauptet war. Der Mann ist gestorben, aber sein Tod hat die Gesellschaft, die sein Tadel geärgert hatte, nicht vor dem Umsturz bewahrt.

Digitized by Google

Die Feinde des Oberhauses.

Das jetzige liberale Kabinet Großbritanniens hat in die englische Politik einen verhängnißvollen Grundsatz eingeführt, der, wenn er weiterer Entwickelung überlassen wird, mit Nothwendigkeit den glatten Strom von Englands politischem Leben in seinen Tiefen aufwühlen muß. Meines Wissens zum ersten Male in der Geschichte der englischen Parteipolitik hat jetzt ein Premierminister die öffentliche Aufmerksamkeit der Reihe nach großen Institutionen und großen Interessen zugewandt und dem Lande klar gemacht, daß gegen sie die ganze gesetzgeberische Gewalt mobil gemacht werden muß, weil sie der Parteiorganisation, deren Haupt er ist, lästig sind. Sie sollen fallen, weil sie die Stützpunkte der Macht der Konservativen und Unionisten sind. Erst sechs oder acht Monate ist Lord Rosebery Premierminister und in dieser Zeit hat er seinen Landsleuten Folgendes eröffnet: die schottische Kirche soll entstaatlicht werden, zum großen Theil, weil sie seiner Partei in Schottland feindlich ist; das Interesse der großen Brauer soll geschädigt werden, weil diese in Wahlzeiten seiner Meinung nach einen Toryklub bilden; und das Oberhaus soll abgeschafft werden, weil es den Separatisten im Wege steht. Die drei verschiedenen Gelegenheiten, bei denen Lord Rosebery sich derartig geäußert hat, und die drei verschiedenen Institutionen, in Bezug auf die er es gethan hat, beweisen wohl genugsam, daß es sich hier um einen neuen Grundsatz handelt, um den Grundsatz, daß Einrichtungen nicht mehr nach ihrem Nutzen, sondern nach ihrer Bedeutung für die Partei zu beurtheilen sind, die gerade am Ruder ist.

Man kann dem liberalen Ministerium nicht gerade bösen Willen vorwerfen; es hat sich vielmehr selbst in den Glauben hineingeredet, daß die Regirung, die die liberale Partei repräsentirt — oder doch einen Theil der augenblicklichen liberalen Partei —, darum nun für alle Zeiten die Gesammtheit der Briten hinter sich habe. Das Kabinet ist der Ansicht, jedes Interesse, das sich ihm widersetzt, sei unbedingt antinational und antisozial. Die Kabinetsmitglieder meinen, sie repräsentiren das Leben des englischen Volkes, und darum müsse Alles, was sie verabscheuen, was ihre Pläne kreuzt und ihrem Ehrgeiz im Wege steht, nicht in ihrem Interesse, sondern im Interesse des ganzen Landes, bei Seite geschoben und vernichtet werden. Aber die liberale Partei ist niemals identisch mit der Gesammtheit der Bewohner Englands gewesen, sie ist es nicht und wird es auch niemals sein. Eben so wenig allerdings die Torypartei. Die Gesammtheit des Volkes steht vielmehr über den Parteien, jenseits von ihnen, und weder die Liberalen noch die Konservativen noch die Unionistenpartei hat das Recht,

Digitized by Google

aufzutreten und zu sagen: „Wir halten jetzt und für alle Zukunft die Interessen des englischen Volkes in unserer Hand. Wir repräsentiren sie; wir haben das Recht, unsere Interessen mit ihnen zu identifiziren, und darum ist Alles, was sich gegen uns richtet, auch gegen das Volk gerichtet." Das ist vielmehr die alte Politik der liberalen Partei, die alte Täuschung, in der sie befangen ist. Sie haben beharrlich Reformbills unterstützt und selbst eine nach der anderen eingebracht, in der Hoffnung, dadurch zu dem englischen Volke vorzudringen. Dabei haben sie unter dem englischen Volke immer die Mehrheit verstanden, die sie beharrlich in der Regirung erhalten soll. Sie haben sich schließlich aber doch stets getäuscht.

In der Geschichte Englands hat es lange Perioden gegeben, in denen sich die Regirung, und wahrscheinlich ganz mit Recht, Whig oder Liberal genannt hat, aber es hat keine Zeiten gegeben, wo die Regirung des Tages oder die Partei am Ruder sich in solchen revolutionären Maßnahmen versucht hätte. Eine revolutionäre Regirung ist der Natur der Sache nach eine kurzlebige Regirung, und ein Volk, das es dulden würde, an der Spitze seiner Geschäfte eine Körperschaft zu erblicken, die es für ihre Hauptfunktion hielte, die Institutionen des Landes zu zerstören oder zu unterwühlen, würde sich sehr bald alles politisch Werthvollen beraubt sehen und würde sich einer Richtung zuwenden, die andere Ideen und andere Ziele hätte, wie sie sich auch nennen möchte, und würde ihr die Wahrung ihrer Interessen anvertrauen, sie zu Trägern der politischen Macht erhöhen. Für Jemand, der da denkt, die Verfassung seines Landes ist Etwas, das sich so behandeln läßt wie die Organisation einer Aktiengesellschaft, habe ich nicht nur keine Theilnahme, sondern ein Gefühl, das der Verachtung nahe kommt. Wie die Vaterlandsliebe an der Wurzel des nationalen Lebens liegt, so liegt die Loyalität gegen die Verfassung allem gesunden politischen Dasein zu Grunde. Unter der britischen Verfassung mit allen ihren Fehlern — wer leugnet denn, daß sie Fehler hat, und welche Verfassung hätte keine schweren Mängel? — sind die englischen Freiheiten groß geworden und das Gedeihen Englands hat sich gemehrt von Geschlecht zu Geschlecht und von Jahrhundert zu Jahrhundert. Großbritannien ist unter ihr das größte Weltreich geworden, von dem die Geschichte zu berichten weiß; und die individuelle Freiheit, deren sich der Brite bei der Ruhe vor allen destruktiven politischen Stürmen erfreut hat, haben den Neid und die Bewunderung aller anderen Völker erregt. Soll mit der Verfassung, unter der diese Ergebnisse erzielt worden sind, nun umgesprungen werden, als wäre sie eine Sache, die sich von ein paar spekulativen Pedanten oder von ein paar interessirten Ränkeschmieden regeln ließe?

Reform ist ja ganz und gar nicht unmöglich und meiner Meinung

Digitized by Google

nach soll sie auch durchaus nicht unterbleiben, aber wer sie unternimmt und die Verfassung eines Landes wie Englands umstürzt, Der sollte Das ehrfürchtigen Geistes thun, im Geiste behutsamer Vorsicht, und jeden Schritt, den er thut, der sorgsamsten Prüfung unterziehen; er sollte von vorn herein entschlossen sein, keinen Stein niederzureißen, ohne daß er Etwas an seine Stelle zu setzen hat, das den betreffenden Zweck besser erfüllen wird. Die Stellung der Krone und des englischen Oberhauses hat in den letzten dreihundert Jahren Veränderungen durchgemacht, die sie den immer wechselnden Umständen angepaßt haben und die, so weit ich sehen kann, sie noch in den Stand setzen werden, auf unbestimmte Zeit hinaus den Bedürfnissen eines großen und freien Volkes zu genügen. Ich brauche mich dabei nicht aufzuhalten, aber ich frage den Unionisten so gut wie den Separatisten: hat der Brite nicht, ehe er einem grundlegenden und revolutionären Wechsel in seinen altheimischen Einrichtungen näher tritt, das Recht, vor Allem den klaren Nachweis zu verlangen, in welchen Punkten das herrschende System sich als ungenügend erwiesen hat; ferner, um welchen Zieles willen die Aenderung vorgenommen werden soll, und drittens, Aufschluß darüber zu erwarten, welche Einrichtung denn an die Stelle der zu zerstörenden gesetzt werden soll? Grundsätzlich wird wohl Niemand die Berechtigung dieser drei Fragen bestreiten, zu welcher Partei er sich auch bekenne. Sind sie aber beantwortet worden? Vom englischen Premierminister, dem Minister des Innern oder einem anderen Mitgliede des Kabinets, das öffentlich über diese Frage gesprochen hat? Vielleicht die erste Frage noch am Klarsten. An sie haben sie sich am Hartnäckigsten gehängt und haben eine Antwort auf den Satz zu geben versucht: was sind die Irrthümer, Fehler und Mängel an der bestehenden Verfassung? Aber welcher Art ist diese Antwort? Da stehen alle diese bedeutenden Männer, die Geschichte Englands liegt hinter ihnen, und nun versuchen sie, dem Lande klar zu machen, worin das Oberhaus denn eigentlich so pflichtvergessen gehandelt habe, daß es die Zerstörung verdiene. Haben sie diesen Nachweis nun klar erbracht?

Ich habe ihre Kundgebungen mit all der Aufmerksamkeit gelesen, die sie verdienen. Nach Lord Tweedmouth, einem Mitglied der Regirung und sogar einem Mitglied des Kabinets, sind es nicht die Verbrechen des Oberhauses in den letzten acht bis neun Jahren, sondern diejenigen von 1830 bis 1885, die nun diese lange aufgeschobene — man möchte beinahe sagen: nachträgliche — Bestrafung verdienen. Nach Dem, was der Minister des Innern, Mr. Asquith, eine große Autorität über diesen Gegenstand, in Birmingham von sich gegeben hat, sind die Verbrechen, deren er das House of Lords anklagt, mindestens in weitem Maße, wenn nicht völlig, Verbrechen der Zukunft. Die Regirung scheint die Absicht zu haben, eine Reihe Bills einzubringen

Digitized by Google

— sie nennt Das ihre „wohlthätige Gesetzgebung“ —, die nach der ihr zu Gebote stehenden Information sicher vom Oberhaus verworfen werden. Und weil die Herren die Zeit des Unterhauses damit zu verschwenden gesonnen sind, daß sie Anträge einbringen, denen nach ihren Worten sich das Oberhaus widersetzen wird, deshalb muß es rasch abgeschafft werden. Daneben verweist dieser Minister freilich auch auf die Vergangenheit, aber was leistet dieser Appell an die Geschichte? Mit betrübter Miene blickt der Herr auf die Leichtigkeit, mit der das Oberhaus die konservative Reform-Bill 1867 annahm. Er sagt, es sei eine gute Bill gewesen, aber er fährt fort: „Wenn diese Bill von den Liberalen eingebracht worden wäre, so würde sich das House of Lords ihr widersetzt haben.“ Er gründet seinen Angriff gegen das Oberhaus also auf hypothetische Geschichte und auf Prophezeiungen, aber er hat noch ein anderes schweres Bedenken. Er sagt, das House of Lords habe 1880 eine Bill verworfen, — und Das ist ganz richtig. Es war die Bill der Compensation for disturbance. Es war eine irische Landbill. Wäre sie damals nicht abgelehnt worden, so wären nach der Meinung des Ministers des Innern die folgenden irischen Unruhen zum größten Theile zu vermeiden gewesen. Wiederum hypothetische Geschichte, und zwar auf die Phantasie begründete Geschichte, über die beiläufig doch wohl ein Mitglied der Separatisten-Partei zu allerletzt ein Recht hat, zu urtheilen. Asquith spricht es aus: wäre die Umuhenakte bei den Lords durchgegangen, so würde die irische Frage mindestens gemildert, wenn nicht gelöst worden sein. Aber die Partei, zu der Asquith gehört, versichert seit nahezu 26 Jahren von Zeit zu Zeit, sie habe die Lösung der irischen Frage gefunden, das eine Mittel, das diese Frage aus der Welt schaffen werde. Eine große Anzahl solcher Allheilmittel hat sie versucht; manche zu versuchen, ist ihr freilich noch nicht gestattet worden, und ohne sich einer harten Kritik schuldig zu machen, kann man sagen: eine Partei, die durch die Ereignisse ihrer Vergangenheit sich weniger als die Separatisten-Partei dazu eignet, eine Meinung darüber abzugeben, was die irische Frage lösen oder nicht lösen wird, kann man sich schwerlich denken. Ein so ausgezeichneter Politiker wie Asquith hat aber natürlich noch andere Dinge für sich und seine Sache anzuführen als einen Appell an seinen prophetischen Instinkt oder seine Einbildungskraft. Er hat gegen das Oberhaus einen völlig gerechten und berechtigten Einwand erhoben. Er hat Denen gegenüber, die mit ihm der Ansicht sind, daß das Haus der Lords, obgleich die Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen theilend, doch im Ganzen seine Pflicht thut, den Satz ausgesprochen: „Versucht doch, die Frage zu beantworten: ist das Oberhaus etwas Zweckwidriges gewesen?“ Ich möchte nicht in die Fußtapfen des Großsiegelbewahrers treten und meine Antwort auf diesen Einwand auf die

Digitized by Google

alte englische Geschichte beschränken. Ich will die letzten Jahre hernehmen, während deren die gegenwärtige Regirung im Amte ist. Wenn man einzig und allein diese Zeit prüft, wenn man nichts von Dem wüßte, was das House of Lords in der Vergangenheit gethan hat, wenn man auch nicht, wie die Regirung, im Voraus wüßte, was das Haus in Zukunft thun wird, so wäre doch zu zeigen: erstens, daß eine zweite Kammer unumgänglich nothwendig ist, und zweitens, daß das House of Lords die Funktionen einer solchen ganz entsprechend erfüllt hat.

Eine zweite Kammer hat vorzugsweise drei Pflichten. Ihre wichtigste, fundamentalste und wesentlichste Pflicht ist, die Verfassung ihres Landes zu beschützen vor unüberlegter und hastiger Neuerung. Ihre zweite wichtige — wenn auch nicht gleich wichtige — Pflicht ist, gesetzgeberische Versehen zu verbessern; die Uebereilungen und Nachlässigkeiten zu verbessern, die den gesetzgeberischen Bemühungen einer tief in der Arbeit steckenden ersten Kammer, der die gesetzgeberische Initiative naturgemäß zufällt, gelegentlich anhaften müssen. Ihre dritte Pflicht ist, Das zu verhindern, was man kurz als gesetzgeberische Winkelzüge bezeichnen kann.

Aus der Thätigkeit des englischen Oberhauses lassen sich Beispiele für jede dieser drei Kategorien geben. Bei dem ersten Punkte brauche ich mich nicht aufzuhalten. Wenn ich von der Pflicht sprach, zu verhüten, daß eine große Verfassungänderung hastig ins Werk gesetzt werde, so dachte ich natürlich an Home Rule. Jeder Unionist betrachtet die Handlungweise des Oberhauses in der Frage der Selbstregirung für Irland mit natürlicher Zustimmung, aber auch wer abweichender Meinung ist, wer da meint, Irland solle sein Home Rule haben, auch Der ist zu überzeugen. Selbst ein so bedeutender Politiker wie der jetzige britische Minister des Innern weiß die Bedeutung dieser Frage nicht zu würdigen. Wenn ich ihn recht verstehe, würde er schwerlich zugeben, daß es eine große grundlegende Verfassungänderung bedeutet. Er hat neulich ausgesprochen, das ganze Home Rule sei nur die Anwendung des Grundsatzes lokaler Selbstregirung, den die liberale Partei insbesondere — und er hätte auch hinzufügen können: das Land im Allgemeinen, die angelsächsische Rasse in der ganzen Welt — als politischen Glaubenssatz angenommen habe, auf einen besonderen Fall. Ist es Das wirklich? Es kommt mir vor, als wenn mir Jemand sagte, das Abschneiden meiner Hand sei nur die Anwendung des Prinzipes des Nägelabschneidens auf einen besonderen Fall. Aber wenn man der Ansicht ist, daß Home Rule für Irland, obgleich sehr löblich, doch eine tief einschneidende Verfassungänderung ist, — hätte es dann das Parlament annehmen dürfen, gegenüber einer ungeheuren englischen Mehrheit, und nachdem die Durchberathung im House of Commons geknebelt worden war? Man mag sich ein Bild

Digitized by Google

von der zweiten Kammer machen, wie immer man es will, und seine Einbildungskraft umherschweifen lassen unter den zwanzig verschiedenen zweiten Kammern, die Lord Rosebery neulich seiner unglückseligen Zuhörerschaft in Glasgow aufgezählt hat, — wird man darunter auch nur eine einzige finden, die in ihrem Lande nicht jeden Fluch auf sich gezogen hätte, wenn sie eine Bill angenommen haben würde, die eine solche Tragweite und so grundlegende Bedeutung besaß wie die irische Home Rule-Bill, und noch dazu unter den Umständen, unter denen die Bill im englischen Oberhaus abgelehnt worden ist? Und so behaupte ich denn, daß das Haus der Lords sich hinsichtlich der ersten Pflicht, die eine zweite Kammer zu erfüllen hat, durchaus seiner Aufgabe gewachsen gezeigt hat.

Zu dem zweiten Punkte will ich nur ein Beispiel dafür geben, wie das englische Oberhaus wohlthätig eingegriffen hat, um übereilte, thörichte und unüberlegte Gesetzgebung im House of Commons zu vereiteln. Der Fall betrifft meine schottischen Landsleute und es handelte sich um ein Fischereigesetz für Schottland, das um ein Uhr früh vom House of Commons angenommen worden war, — wohl an irgend einem glücklichen, ereignißreichen Tage. Es war niemals richtig zur Diskussion gekommen, niemals kritisirt worden, kein Parteiumtrieb knüpfte sich daran, sein genauerer Inhalt war kaum bekannt und wurde in dem Lande, auf das es sich bezog, nicht verstanden. Trotzdem ward es im Unterhaus angenommen und kam ans Oberhaus. Da lief Petition über Petition ein, von radikalen Stadträthen, von Landschaftvorständen und Lokalvorständen aller Art, und sie alle protestirten gegen die ersten und obersten Grundsätze der Maßnahme. Das Oberhaus stellte sich auf die Seite der Betroffenen, sandte die Bill mit einem Amendement an das Unterhaus zurück und es wurde ganz allgemein empfunden, daß die Bill, die schließlich ganz fallen gelassen wurde, in ihren Einzelnheiten so absurd war und so wenig geeignet, den besonderen Schwierigkeiten zu begegnen, auf die sie gemünzt war, daß, wäre das House of Lords nicht dazwischen getreten, den meisten großen steuerzahlenden Gemeinwesen Schottlands damit eine schwere Ungerechtigkeit zugefügt worden wäre, die sich ohne neue Gesetzgebung nicht hätte wieder gut machen lassen. Wie läßt sich ein derartiger wohlthätiger Eingriff unternehmen ohne eine zweite Kammer, ohne ein Haus der Lords? Man macht den Einwand, auch dieses solle vom Volke gewählt werden. Aber da kommt man sofort dem Minister Asquith ins Gehege. Er hat offen erklärt, nichts werde ihn oder seine Partei dazu bringen, irgend eine Modifikation oder Reform des House of Lords anzunehmen. Damit erledigt sich dieser Punkt, mindestens für jetzt, von selbst.

Die dritte Funktion einer zweiten Kammer ist, gesetzgeberische

Digitized by Google

Winkelzüge zu hintertreiben. Der Winkelzug, den ich augenblicklich im Sinne habe, ist die Evicted Tenants Bill für Irland. Ihre Maßnahmen waren — ohne Parteivoreingenommenheit gesprochen — schlechterdings nicht zu vertheidigen. Aber wie konnte sie da überhaupt vorgebracht werden? Wie kam es, daß britische Staatsmänner und das House of Commons dem Vorschlag zustimmten, Geld aus Staatsmitteln verbrecherischen Verschwörern zu geben, die den ehrlichen, loyalen Landbesitzern mit Vertreibung, ja mit Schlimmerem als Vertreibung gedroht hatten? Wie kam es, daß das House of Commons ihn annahm? Ganz einfach: es geschah durch den Schluß der Debatte. Es war ein Beispiel politischen Kartellwesens. Für die loyalste Abtheilung der Unterstützer der Regirung mußte Etwas geschehen. Wie sollte man sich diese treue und nothwendige Phalanx der Separatisten-Partei erhalten? Durch eine Laune des Schicksals wurde die Sache dieser unglücklichen Pächter, die an der politischen Verschwörung theilgenommen hatten, vor ein Parlament geworfen, das von achtzehnmonatlicher Anstrengung absolut erschöpft und ermattet war. Sie wurde ohne Diskussion angenommen, unter Zuhilfenahme des Debattenschlusses, — ohne daß das Volk die mindeste Idee davon hatte, was da geschah, und ohne daß es die geringste Macht hatte, mit seiner Stimme in diese unselige Verhandlung einzugreifen. Da that das House of Lords, was jede zweite Kammer, die ihrer Pflicht eingedenk wäre, thun würde, was aber keine Macht im Staate thun kann, wo es keine zweite Kammer giebt, die den Staatssäckel und die Rechte und das Leben der auf dem Boden des Rechtes stehenden Bürger zu beschützen weiß.

Wenn man diese drei Beispiele frisch im Gedächtniß hat, dann soll man sich sagen lassen, das Haus der Lords sei, nach dem Ausdruck des Ministers des Innern, an allen Maßstäben gemessen worden, mit denen man zweite Kammern und ihre Verfechter messen könne, und es habe sich dabei als unwürdig der Stellung erwiesen, die es in der Verfassung Großbritanniens einnimmt? Selbst wer kein überzeugter Konservativer ist, muß fühlen, daß es illoyal gegen die Verfassung gehandelt ist — was kein Bürger thun sollte —, wenn man die alte Verfassung niederreißt, umstürzt, ohne auch nur zu wissen, was man an ihre Stelle zu setzen habe. Selbst in den Augen seiner größten Feinde ist das House of Lords eine ehrwürdige Einrichtung; es hat eine große geschichtliche Vergangenheit hinter sich, es hat dazu beigetragen, das Gebäude der englischen Freiheit aufzubauen, es hat keinen geringen Platz unter den Mächten eingenommen, die England zu Dem gemacht haben, was es heute ist, und das Mindeste, was man verlangen kann, ist Aufklärung darüber, was, nachdem das alte Haus niedergerissen ist, an seine Stelle gesetzt werden soll, und die Sicherheit, daß auf dem leer gewordenen Bauplatz nicht einfach Unfug getrieben werde. Die Regirung hat auch nicht

Digitized by Google

den kleinsten Wink gegeben, was sie auf der leeren Stelle nun aufbauen will, und sie kann es offenbar nicht; denn sie ist selbst nicht einig darüber. Drei verschiedene Denkrichtungen — oder auch drei verschiedene Richtungen der Gedankenlosigkeit — herrschen in ihren Reihen. Da ist zuerst Lord Rosebery, der eine zweite Kammer wünscht, ja sogar den festen Entschluß ausgesprochen hat, daß, so weit es auf ihn ankommt, es stets eine zweite Kammer geben soll. Dann sind da seine Kollegen vom Kabinet, von denen bis jetzt erst der Minister des Inneren sich deutlich ausgesprochen hat. Er wünscht offenbar keine zweite Kammer, aber er und seine Freunde geben zu, daß irgend ein Dämpfer auf gelegentliche Abstimmungen und gesetzgeberische Verirrungen des Hauses der Gemeinen gehört. Endlich ist da noch die öffentliche Meinung der Separatisten, die weder eine zweite Kammer noch solch einen Dämpfer auf das Haus der Gemeinen wünscht, sondern die Geschicke Englands ohne Kontrole in die Hand Derer gelegt wissen will, die für eine kurze Wahlperiode zu den Vertrauensmännern und Trägern der politischen Traditionen des Landes gemacht werden. Ist es nun nicht ein Skandal und fast entehrend für die englische Staatskunst, daß diese Umsturzpläne dem Lande von Männern unterbreitet werden, die sich nicht einmal über die Aufbaupläne einig sind, die dann vorgenommen werden sollen? Es ist etwas ganz Gewöhnliches bei Revolutionen, daß Die, welche eine Revolution beginnen, den geringsten Nutzen von ihr haben und sich sehr bald außer Stande sehen, die Mächte, die sie ins Leben gerufen haben, in der Hand zu behalten. Sie werden meistens ersetzt durch entschiedenere, stärkere, vielleicht auch skrupellosere Charaktere. Dagegen kommt es sonst doch wohl nicht vor, daß ein revolutionärer Führer sich, wie jetzt Lord Rosebery, bereits im Frühling und Honigmond der Revolution aus der Leitung der Weiterentwickelung verdrängt und Männer an seine Stelle treten sieht, die der Bewegung eine ganz andere Richtung geben, als er ihr zu geben wünschte. Soll das englische Volk erlauben, daß seine Institutionen so das Spielzeug der Männer werden, die augenblicklich gerade die Fäden in der Hand halten? Eine Regirung stellt die Vertrauensmänner der Generation dar, die sie repräsentirt, und die Generationen hinwiederum sind die Vertrauensmänner für die Institutionen, die sie von ihren Vorfahren überkommen haben, und darum sind sie für diese verantwortlich. Eine Regirung besteht aus Vertrauensmännern von Vertrauensmännern; und es wäre unerträglich, wenn das britische Volk seiner Regirung gestattete, mit dem anvertrauten Pfunde in der Weise umzugehen, wie sie jetzt vorhat, daß es ihr gestattete, die Erbschaft zu vergeuden, die dem Volke nicht einmal allein gehört, sondern die es nur für seine Kinder verwaltet.

London. Arthur James Balfour.

Digitized by Google

Wintersonnenwende.

Wenn im deutschen Urwald sich gemach herbstlich rauhe Winde einstellten und die Tage sichtlich kürzer wurden, wenn die Flocken durch die kahlen Eichbäume tobten und die Eisriesen die Ströme in feste Haft legten, dann rüstete man allenthalben in deutschen Gauen für das Hauptfest des Winters, für das Fest der Wintersonnenwende, das Julfest, das zwölf Tage und zwölf Nächte dauerte. Da ward dann zur Wintersonnwendfeier ein mächtiger Holzstoß auf Bergeshöhe geschichtet, da wurde die Sonne in hundert Rädern abgebildet, die dann brennend über die Flur gejagt wurden; da wurde feierlichst der Jul-Eber, ein anderes Sinnbild der Sonne, getötet und am Julfeuer gebraten. Da saßen die Recken und schmausten und die Methkrüge schäumten, und wenn Einer, der dem Wein hold war, einen Schlauch des südlichen Trankes erbeutet hatte und zum Besten gab, dann gings erst hoch her. Und dabei ward der Julbaum, mit Bändern geschmückt, aufgerichtet und den Göttern manch kostbares Stück Braten zum Opfer gespendet, und feierliche Gelübde wurden gethan und manch ein Horn über den Durst getrunken. Und so gings bei Meth und Eberbraten all die zwölf Nächte hindurch, bis die heilige Zeit um war und der Germane wieder den gesitteteren Beschäftigungen der Jagd und des Schlafes nachgehen konnte, weil die Götter seiner nicht länger bei ihren Opferschmäusen bedurften. Während der zwölf Nächte kamen nämlich die Gottheiten des Himmels: Wuotan Hruodperaht, der Ruhmglänzende, Donar, der Gott der Wetter, und Ziu, der Schlachtengott, Holda, die Freundliche, und Perchta, die Strahlende, herniedergestiegen zu den Menschen, kehrten fremd und unerkannt in die Hütten ein und brachten Segen und Gedeihen mit sich; oder sie zogen in Sturmesbraus über Fluren und Wälder, Berge und Schluchten, Ströme und Weltmeer dahin als wilde Jagd, als Wuotans Gejaid, als wüthendes Heer. Alles, was in den zwölf Nächten geschah, ward darum vorbedeutend für die Zukunft, für Wetter und Traum und all das kleine Geschehen des täglichen Lebens. Darum durfte sich keine Hacke heben und kein Spinnrad drehen, kein Arthieb schallen und keine Hirschfährte verfolgt werden, darum ruhten alle Fehden und es war Friede ringsum über die Lande. Ueber Alles heilig aber war die erste Nacht, die Sonnenwendnacht, in der sich das Wunderbare vollzog, daß die Sonne umkehrte auf ihrer Bahn, um einen neuen Jahreslauf zu beginnen. Mitten in der Weihnacht, wenn das neue Jahr geboren ward und die Wintersonnenwende sich vollzog, stand die Zeit auf eine Weile still, wie die im Bogen geworfene Rakete innezuhalten scheint, ehe sie, die bisher noch stieg, sich nun allmählich zu sinken anschickt. Es war gleichsam

Digitized by Google

ein Riß, eine Spalte in der Zeit, durch welche die Ewigkeit mit ihren Entzückungen und Wundern hineinschaute. Darum ward jetzt das Wasser zu Wein, darum konnten die Thiere reden und weissagen, darum wachten die Toten auf in ihren Grabhügeln, waren alle Dämonen frei, stiegen versunkene Städte und Reiche empor, blühten und reiften die Bäume in einer Stunde, darum regten sich die Steine und öffneten sich die Pforten der Unterwelt: wer hinein trat, kam vielleicht nach dreißig Jahren wieder heraus und meinte, nur eine kurze Stunde verlebt zu haben.

Selbst das Christenthum hat diese altgermanischen Anschauungen in den deutschen Köpfen nicht auszurotten vermocht und noch heute leben im Volke Reste altgermanischer, altarischer Religion fort. Noch heute flammt das Julfeuer in Gestalt des Weihnachtfeuers. Aus dem Julbaum ist ein Weihnachtbaum geworden, aus dem Jul-Eber ein weihnachtlicher Wildschweinskopf. Noch heute harren wir sehnsüchtig der wiederkehrenden Sonne und schmausen festlich an den Weihnachtfeiertagen; noch heute darf sich in den heiligen zwölf Nächten beim Landvolk keine Spindel drehen und keine Art heben. Noch heute zieht der Gott Wuotan Hruodperaht als Knecht Ruprecht durch die Hütten und noch heute sagt das Volk, wenn die Eichen knarren im Eissturm und die Dachbalken stöhnen unter der Schneelast: die wilde Jagd geht um. Noch heute geht Alles in Erfüllung, was man in den zwölf Nächten träumt, noch heute ist jede dieser Nächte vorbedeutend für die Witterung eines Monats im kommenden Jahre. Und noch heute gehen die Mädchen hinaus, um aus dem Strom das Wasser zu schöpfen, das zu Wein geworden ist; noch heute knien im Volksglauben um die zwölfte Stunde die Thiere im Walde und die Thiere im Stalle nieder und beten ein Vaterunser; noch heute keimen für eine Stunde dann die Krautköpfe im Keller und die Kartoffeln unter der Feimdecke; noch heute spuken draußen im Walde dann allerhand unholde Geister und die Zeit steht einen Augenblick still in ihrem Gange.

Noch heute?

Wenn heute ein alter Germane wiederkäme und die Einleitung zu Karl Weinholds „Weihnacht-Spielen und -Liedern aus Süddeutschland und Schlesien" läse, dann würde er die Augen bei jeder Seite weiter aufreißen; denn er würde von all den Dingen, die da erzählt werden, keine Silbe wissen, weder von einem Wintersonnwendfest, noch von umziehenden Göttern, noch von den zwölf Nächten, weder von einem Julrad, noch von all den Wundern der Christnacht, noch vom Jul-Eber, — und er könnte von Alledem nichts wissen; denn alle diese Dinge haben in den Zeiten germanischer Religion niemals existirt und sind sammt und sonders das Erzeugniß der Phantasie einiger obskurer Gelehrten des siebenzehnten Jahr-

Digitized by Google

hunderts und einiger moderner Mythologen aus Grimms Schule, vor Allem Wolfs, Simrocks und Karls Weinhold. Aus deren Büchern sind sie in die populären Darstellungen der deutschen Götterlehre und Volkskunde übergegangen und von da in die Weihnachtfeuilletons unserer Tageszeitungen. Aus der populären Literatur und der Presse aber sind sie ins Volk gedrungen und so ist heute thatsächlich die Vorstellung verbreitet, als ob es ein deutsches Wintersonnwendfest in vorchristlicher Zeit jemals gegeben hätte, als ob das Fest des fünfundzwanzigsten Dezembers in Deutschland älter wäre als die Verchristlichung der Deutschen. Die jüngeren wissenschaftlichen Arbeiter auf dem Gebiete der Volkskunde haben diese Dinge denn auch neuerdings ganz aufgegeben. Schon 1891 schrieb Mogk im Grundriß der germanischen Philologie, es sei in nichts begründet, das deutsche Winterfest als Fest der wiederkehrenden Sonne aufzufassen. Nur ein paar Aeltere, die sich in das Aufgeben der ihnen liebgewordenen Phantasien noch nicht finden können, vor Allen Weinhold, halten noch an dem hergebrachten Irrthum fest und suchen ihn durch eine künstliche Jahreseintheilung zu stützen, die sie den alten Deutschen octroyiren und die nicht nur dem ausdrücklichen Zeugniß des Tacitus über die Dreitheilung des germanischen Jahres, sondern auch der Zahl und Vertheilung der ungebotenen Gerichte über das Jahr sowie den mittelalterlichen Termintagen zuwiderläuft. Ueberdies schreiben sie unseren biederen Vorfahren Aequinoktial- und Solstizkenntnisse zu, die diese nach Dem, was wir sonst über ihre Kultur und ihr Geistesleben wissen, sicherlich nicht gehabt haben, und ignoriren absichtlich die wirthschaftlichen Verhältnisse, durch die allein die primitive Jahreseintheilung bedingt sein kann. In naiver Weise werden heutige Kenntnisse, die sich vor dem fünfzehnten Jahrhundert im Volke überhaupt nicht nachweisen lassen, heutige Anschauungen und Auffassungen zurückdatirt und zur Grundlage des Bildes gemacht, das man sich von den altgermanischen Festzeiten entwirft. Die von Weinhold herausgegebene Zeitschrift des Vereins für Volkskunde ist der Mittelpunkt dieser gänzlich unwissenschaftlichen Richtung. Es handelt sich dabei, eben so wie um eine schiefe Auffassungweise, auch um einen verhängnißvollen Fehler der Methode. Es ist schwer abzusehen, wie ein Mann wieWeinhold, der auf anderen Gebieten Treffliches geleistet hat, hier so blind sein und nach Lachmannschem Muster einfach das Dasein von Dingen dekretiren kann, deren Nichteristenz jedem Unbefangenen klar sein muß. Wer heute noch von der Angabe der aus dem dreizehnten Jahrhundert aus der Feder eines Christen stammenden Ynglingasaga, die Skandinaven hätten im Winter (wahrscheinlich gegen Mitte Januar oder selbst später) große Fruchtbarkeitopfer gebracht, sagen kann, daß sie Echt- und Altheidnisches verbürge (was doch erst zu beweisen wäre), und wer diese

Digitized by Google

Stelle als Beleg dafür anführen kann, daß die Deutschen ein Wintersonnwendfest, das doch wohl nahezu einen Monat früher gefallen sein müßte, gehabt haben, für Den ist eben die ganze Entwickelung der germanischen Mythologie seit Grimm umsonst gewesen, Der ergänzt noch immer die Götter- und Kultuswelt unserer Vorfahren willkürlich und phantastisch aus spätnordischen Kunstdichtungen, mag er sich daneben auch auf „klar und sicher zeugende Volksgebräuche" berufen, die nicht existiren. Daß mit dem Wintersonnenwendtag „das Aufwachen des erstorbenen Naturlebens beginnt", ist eine überraschende Aufschneiderei. Ein Weihnachtspazirgang durch den Grunewald berichtigt solche Anschauungen wahrscheinlich gründlicher als lange Diskussionen. Wenn man dabei zufällig einem Paar Holz sammelnder Bauern begegnet, hat man auch gleich Gelegenheit, festzustellen, wie viel diese von „Symbolen des frischen Naturlebens" und ähnlichem modernen Schwindel wissen. Zieht man davon ab, was die Deutschen in den letzten anderthalb Jahrtausenden über Natur und Symbolik zugelernt haben, so hat man die Anschauung des deutschen Bauern vor Einführung des Christenthums. Der Abzug dürfte immerhin nicht unbeträchtlich sein.

Während uns ein großes Winteranfangsfest — nach dem deutschen Klima zu schließen, etwa Anfang November — bereits durch die Annalen des Tacitus, also im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, sicher bezeugt ist und damit völlig außer Zweifel steht, giebt es auch nicht eine einzige Quellenstelle aus vorchristlicher Zeit, die von einem deutschen Wintersonnwendfeste Etwas wüßte. Eben so fehlt eine solche in den ersten christlichen Jahrhunderten. Die germanische Religion weiß absolut nichts von Sonnenkultus. Sie kennt wohl einen Himmelsgott Tiwaz*, den nachher Wodan entthronte, aber keine Sonnengottheit; sie stand auf einer wesentlich höheren Stufe als der der Naturverehrung und war in dem Beginn geschichtlicher Zeit auf dem deutschen Sprachgebiet gar keine einheitliche. Das Wort Jul kommt auf deutschem Boden überhaupt nicht vor zur Bezeichnung der Winterzeit oder eines Winterfestes. Mit dem friesischen yule (gleich: Rad) es zusammenzubringen, ist eine etymologische Unmöglichkeit. Wenn die Gothen den römischen November fruma Jiuleis nannten, so beweist Das direkt, daß das Wort Jul sich *nicht* auf die Wintersonnenwende beziehen *kann*. Bugge stellt es denn auch zu lateinisch joculus, Scherz, Spaß, dem es lautlich genau entspricht, und deutet demgemäß die Julzeit allgemein als Festzeit, als Freudenzeit. Ein quellenmäßiger Beweis für die Existenz eines Wintersonnenwendfestes in Deutschland ist demnach überhaupt unerbringbar. Es läßt sich aber auch der positive Beweis führen, daß, falls es ein solches Fest gegeben haben sollte, von seinem Inhalt in unserem heutigen Weihnachtbrauch und Weihnachtglauben nichts erhalten

Digitized by Google

ein kann, denn für jeden einzelnen Zug läßt sich der geschichtliche Nachweis erbringen, daß er von außen her entlehnt ist. Dazu genügt es freilich nicht, ein paar moderne Sammlungen volksthümlicher Sitten und Sagen heranzuziehen, sondern dazu muß man eben volksthümliche Quellen lesen, vom neunten Jahrhundert bis zum neunzehnten, und mit einer bescheidenen Ausbeute zufrieden sein. Wir wissen aus einer Fülle von Zeugnissen, welche außerordentliche Mühe sich die christliche Kirche gegeben hat, um ihr Jesusgeburtfest, das 354 endgiltig auf den Tag invicti solis, den südfund-zwanzigsten Dezember, angesetzt worden war, volksthümlich zu machen. Ein solcher Einfluß, fast ein Jahrtausend lang mit der Zähigkeit und Hartnäckigkeit geübt, die der katholischen Priesterschaft noch heute eigen ist, muß zu einer enormen Beeinflussung der volksthümlichen Anschauung führen, und es ist nur natürlich, daß eine ganze Reihe von Zügen des volksthümlichen Weihnachtglaubens von heute aus kirchlichen Quellen stammt.

Da sind zuerst die heiligen zwölf Nächte. Nicht nur der altgermanische Volksglaube weiß nichts von ihnen, sondern auch der mittelalterliche nicht Die alte Kirche aber nannte die Zeit vom Jesusgeburtstag bis zum Epiphaniastag Dodeka-hemeron, die Zwölftagezeit. Schon der Syrer Ephraim bezeichnete sie als heilig (im vierten Jahrhundert) und die Synode von Tours (567) erkannte sie als besondere Festzeit an, als die Verchristlichung der Deutschen kaum begonnen hatte. Trotzdem wurde sie erst im sechzehnten Jahrhundert durch die gedruckten deutschen Bauernpraktiken und Kalender volksthümlich. So lange nicht der Nachweis geführt ist, daß die deutschen zwölf Nächte um Mittewinter älter sind als der Syrer Ephraim und die Synode von Tours, so lange haben sie als Entlehnung aus dem Anschauungskreis der christlichen Religion zu gelten. Dieser Nachweis ist übrigens unmöglich, denn wir können das Werden der Zwölften an der Hand volksthümlicher Quellen seit dem sechzehnten Jahrhundert, die Entstehung des Namens sowohl wie der Sache, ziemlich genau verfolgen. Erst die Kalenderliteratur des sechzehnten Jahrhunderts breitet den Glauben an die Vorbedeutung des Wetters und anderer Dinge in ihnen aus, erst in Prosa, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts dann auch in Verschen, aus denen dann die modernen Wetterreime entstanden. Aehnlich steht es mit dem Gebot, nicht zu arbeiten. Es ist als volksthümlicher Zug noch keine vierhundert Jahre alt. Der einheimisch deutsche Volksglaube kennt nur eine Förderung der Arbeit durch die heilige Zeit. Was man an einem heiligen Tage thut, unternimmt, geräth doppelt gut. Erst mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts beginnt die Kirche, die gegentheilige Ansicht zu begründen, indem sie die Feiertagsarbeit durch den Volksglauben selbst bekämpft. Langsam dringt das neue Gebot in den Volksglauben ein und um 1800 ist es zu

Digitized by Google

einer Macht angewachsen, die dem alten, das die Feiertagsarbeit heiligt, die Spitze bietet. Seit 1800 weicht dann der alte Glaube vor dem neuen sichtlich zurück, und je modernere Volksglaubenssammlungen wir hernehmen, desto mehr überwiegt das neue christliche Gebot: Du sollst den Feiertag durch Nichtsthun heiligen.

Das Weihnacht- oder Neujahrsfeuer findet sich über ganz Frankreich und Großbritannien verbreitet, namentlich in der Gestalt des Weihnachtklotzes, auf deutschem Boden jedoch nur bei den beiden Stämmen, die mit Kelten und Römern am Frühesten und am Meisten in Berührung gekommen sind: bei Allemannen und Franken. Das Verbreitunggebiet deutet zu sichtlich auf keltischen Ursprung, als daß man diesen ernstlich in Zweifel ziehen dürfte. Germanisches oder speziell deutsches Gut ist es sicher nicht, denn weder Bayern noch Sachsen kennen es. Ein Rad ist in irgend einem deutschen Weihnachtbrauche mit irgend welcher Beziehung auf die Sonne noch nicht nachgewiesen worden und von einem Weihnachteber weiß das deutsche Weihnachtmahl absolut nichts. Daß man ehedem im November und Anfang Dezember fleißig Schweine schlachtete und daß die Schlachtfrist mit der besseren Entwickelung des Futterbaues, des Kartoffelbaues und der Einführung eiserner Werkzeuge zur Ackerbestellung, die die Tragfähigkeit des Bodens wesentlich erhöhten, immer tiefer in den Winter rückte und schließlich sich in den Januar hinein verschob, ist allerdings Thatsache.

Und nun thut sich die Wunderwelt der Weihnacht, der Wintersonnenwendnacht, auf. Es muthet uns allerdings auf den ersten Blick wie ein Wunder an, aus wie vielen verschiedenen Quellen Anschauungen haben zusammen fließen müssen, um den modernen Weihnachtvolksglauben zu schaffen, und doch sind die einzelnen Thatsachen geschichtlich zu sicher bezeugt, als daß man sie in Frage stellen könnte.

Ein arabischer Geograph aus dem zehnten Jahrhundert erzählt gelegentlich, daß in der Nacht des fünfundzwanzigsten Dezembers draußen im Walde die Bäume blühen,*) und dieser Glaube wandert, von der christlichen Geistlichkeit getragen, vor unseren Augen über Spanien und Frankreich nach Deutschland. Hier bemächtigt sich seiner die Geistlichkeit zu dem Zwecke, in dem Volke die Weihnacht heilig zu machen und sie der volksthümlichen Phantasie mit Wundern auszugestalten. In einem Heiligenleben tritt uns der Zug zuerst entgegen; dann im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts mit stark tendenziöser Färbung in einem Bischofsbriefe. Ein Jahrhundert später ist er in die gedruckte deutsche volksthümliche Literatur eingedrungen

*) Georg Jacob. Studien in arabischen Geographen, Heft I, 5. 8/9 und Heft IV, 5, 171/72. Ich verdanke den Hinweis auf diese Stellen Herrn Dr. Jacob, Privatdozenten an der Universität Greifswald.

Digitized by Google

und lebt in ihr dreihundert Jahre fort, immer neue Sprößlinge ansetzend und neue Blüthen treibend. Vor unseren Blicken wird er immer volksthümlicher. Ist er doch eins von den Wundern, mit denen die Volksphantasie die Geburt des neuen Gottes im Stalle zu Bethlehem traditionell ausrüstet. Schon Epiphanius leitet aus dem kirchlichen Glauben, Jesus habe am sechsten Januar auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt, die Sitte her, an diesem Tage Wasser aus dem Flusse zu schöpfen und es fürs ganze Jahr aufzubewahren. Denn an diesem Tage wiederhole sich das Wunder von der Verwandlung des Wassers in Wein. Ein altes lateinisches Weihnachtlied läßt in der Geburtstunde in den Syrten Nektar fließen. Aus der gelehrten kirchlichen Literatur kommt der Glaube im siebenzehnten Jahrhundert in weitere Kreise. Einen anderen Zug entnimmt der Volksglaube der sogenannten kirchlichen Krippenfeier. Dort standen Ochs und Esel an der Krippe und erkundigten sich in rauhen Tönen nach der Geburt. Puer natus, ruft die Kuh. Da man Einem nicht glaubt, bestätigt der Esel mit einem Ita das Ereigniß. Mit einem Ubi? erkundigt sich der Hahn, und das Schaf blökt zur Antwort: In Betlem, In Betlem. Die Anregung dazu stammt ebenfalls aus dem lateinischen Kirchenlied. Das sind die Ahnen der redenden Thiere der Christnacht, die auf die Knie fallen und ein Vaterunser beten.

Als sich etwa seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der deutsche Spukglaube verdichtet und das Zauberwesen sich in raschem Zuge entwickelt, da wird auch die Weihnacht in das Reich des Spukes gezogen. Erst kommen heilige Erscheinungen in ihr vor, dann immer profanere und schließlich wird sie zur eigentlichen Spuknacht, in der den bösen Geistern freies Spiel bleibt. Die wilde Jagd freilich wird nur ganz selten auf sie übertragen. Eine einfache Statistik ihres Vorkommens lehrt, daß sie im Volksglauben das ganze Jahr über umzieht, an manchen Tagen allerdings besonders häufig; aber zu diesen gehört Weihnachten nicht. Auch die Siebenschläfersage wird gelegentlich auf das neue große Winterfest übertragen und fügt zu den sich an ihm sammelnden Wundern ein neues, das hie und da ganz volksthümliche Gestalt annimmt, so daß man es für altes Erbgut der Christnacht halten könnte, wenn nur nicht die Siebenschläfersage noch der Frühzeit des Christenthums angehörte und, wie nachgewiesen ist, eine weite Verbreitung über Deutschland gehabt hätte.

Aber wenn die Götter, die durch die Lüfte ziehen — das Verhältniß der wilden Jagd zu der deutschen Götterwelt ist übrigens noch nicht aufgeklärt —, erst seit jüngster Zeit sich die Weihnacht zur Umzugszeit erkiesen so ist doch wenigstens der Knecht Ruprecht alt und die direkte Fortsetzung, Wuotans des Ruhmglänzenden, des Hruodperacht? Bisher war man

allerdings dieser Ansicht. Die Sache konnte wenigstens zweifelhaft sein. Jetzt läßt auch sie sich entscheiden und jene Ansicht sich als falsch erweisen

Schon im Jahre 1832 wurde im Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit von H. Hoffmann ein Wechselgespräch zwischen Herr und Knecht veröffentlicht, in dem der Knecht den Namen Ruprecht führt. Es handelt sich darum, daß die Bauern nichts geben wollen und der Herr sich beklagt; der Knecht berichtet dagegen, sie hätten sich doch noch besonnen und lieferten allerlei Naturalien. Mit dem Weihnachtumzügen hat der Spruch nichts zu thun. Nun kennen wir aber noch einen zweiten ähnlichen Fall, in dem ein Knecht Ruprecht in ähnlicher Funktion erscheint. 1847 veröffentlichte J. Scheible im dritten Bande seines Schaltjahrs ein fliegendes Blatt in Quart, etwa um 1530 gedruckt. Es nennt sich „Ein Gespräch von dem gemeinen Schwabacher Kasten, als durch Bruder Heinrich, Knecht Ruprecht, Kämmerin, Spuler, und ihrem Meister, des Handwerks der wollen Tuchmacher". Der Knecht Ruprecht ist auch hier einfach der Knecht. Er hat keine darüber hinausgehende Funktion. Er könnte gerade so gut nur Knecht heißen. Daraus ergiebt sich seine Bedeutung sehr klar: er ist der volksthümliche Typus eines Knechts und hat genau so viel Standesindividualität und genau so wenig persönliche Individualität wie der Junker Hanns und der Bauer Michel. Der Reim Knecht auf Ruprecht hat wohl die Veranlassung zu dieser Namengebung gegeben. Noch für ein Jahrhundert und länger kommt der Knecht Ruprecht in den volksthümlichen Weihnachtumzügen nicht vor. Ich vermag ihn zuerst in einem Nürnberger Weihnachtumzugsspiel von 1668 nachzuweisen, in dem er als Knecht des Heiligen Christ erscheint. Das Personenverzeichniß führt ihn als „Kindleinfresser" auf und Jesus redet ihn Acesto an. Die Bühnenbemerkungen nennen ihn Ruprecht und er selbst sagt zu Jesus von den Kindern:

Christe, Du thust recht daran,
Daß Du keine Bitt nimmst an.
Ich Dein Knecht,
Der Ruprecht,
Will sie striegeln
Und zerprügeln . . . . . .

Dann aber wird der Knecht Ruprecht durch diese gedruckten Spiele so rasch volksthümlich, daß er bereits 1680 polizeilich verboten werden konnte und Rupert identisch wird mit Geistern aus der Hölle, so daß ein geistlicher Schriftsteller sagen kann, „etliche Rupert oder verdammte Geister" zögen im Gefolge des Heiligen Christ herum. Heute ist er über einen großen Theil des deutschen Sprachgebietes verbreitet und, obgleich stark im Rückgange begriffen, unstreitig noch immer eine der volksthümlichsten Figuren. Aber die Verbreitung in moderner Zeit, auch die größte, kann nichts für die

Digitized by Google

Abstammung einer Gestalt aus vorchristlich deutscher Zeit beweisen; alles Oertliche ist überhaupt von durchaus sekundärer Bedeutung gegenüber dem Zeitlichen. Allein die Folge zeitlichen Vorkommens vermag Ursprungsfragen zu entscheiden. Das Oertliche kommt immer erst an zweiter Stelle und ist dem Gesichtspunkt der Zeit in jeder Hinsicht unterzuordnen.

Die Weihnachtbescheerung entwickelt sich erst seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus den volksthümlichen Weihnachtumzügen, und zwar wiederum vor unseren Augen. In meiner „Geschichte der deutschen Weihnacht" (Leipzig 1893) habe ich in dem Kapitel „Weihnachtbescheerung" den Nachweis im Einzelnen geliefert. Erst gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hin wird sie zu einer Schaustellung der Geschenke auf Tafeln im Zimmer. Bis dahin finden die Kinder die Gaben, die ihnen der Heilige Christ gebracht hat, in Bündeln bei ihrem Bett, wenn sie morgens früh erwachen, oder in Schüsseln, die sie am Abend vorher zu diesem Zweck aufgestellt haben.

Ganz ähnlich ists mit dem Weihnachtbaum. In alten Umzügen führen der Heilige Martin und der Heilige Nikolaus einen geschmückten Zweig in der Hand, ein Segensbäumchen, wie es die Deutschen und wohl alle Arier in vielen Zeiten des Jahres zum Schutze von Haus und Hof, Menschen und Vieh, aufzurichten pflegten. Im Maibaum, im Erntemai und im Eierbäumchen der Osterzeit lebt es fort. Und ein Ableger vom ihm ist auch die Ruthe in der Hand des Heiligen Nikolaus. Zur Wintersonnenwende konnten es die Deutschen schon deswegen nicht aufrichten, weil sie von einer solchen nachweisbar nichts wußten.

Aber woher stammen denn dann jene Bräuche im Wesentlichen, die das kirchliche Jesusgeburtfest zur volksthümlich deutschen Weihnacht machen? Die Antwort ist nicht schwer: aus der Winteranfangszeit, vom zehnten November bis zum fünften Dezember. Kurioser Weise will Karl Weinhold die auffällige Uebereinstimmung, die zwischen Martinstags-, Andreastags- und Nikolaustagsbräuchen einerseits und Weihnachtbräuchen andererseits herrscht, dadurch erklären, daß sie „Vorzeichen der heiligen Zeit der Wintersonnenwende unter Einwirkung der kirchlichen Adventfeier" seien. Unklarer kann man nicht gut argumentiren. Schon die „Vorzeichen der heiligen Zeit" sind ein nettes Gelehrtenstubenprodukt, aber, wenn diese Meinung richtig wäre, so müßten wir doch vor Allem Heilige Christe in Martins- und Nikolausumzügen finden, und nicht Martine und Nikolause in alten Weihnachtumzügen! Außerdem können wir den geschichtlichen Nachweis führen, daß vielfach im siebenzehnten Jahrhundert von der Kirche mit großem Nachdruck versucht worden ist, die alte Nikolausfeier nach dem erst jetzt populär werdenden Weihnachtfest hinüber zu ziehen.

Digitized by Google

Im Jahre 1608 ſchrieb Martin Bohemus, Prediger zu Lauban, in ſeinem Kirchenkalender, der zu Wittenberg erſchien, von der Legende des Heiligen Nikolaus: „Dannenher der Brauch kömpt, daß etliche Eltern den Kindern Etwas aufs Bette legen vnnd ſagen: St. Niklaus hat es beſcheret, welches ein böſer Brauch iſt, weil dadurch die Kinder zum Heiligen gewiſen werden, da wir doch wiſſen, daß nicht St. Niklaus, ſondern das Heilige Chriſtkindlein vns alles Gutes an Leib und der Seelen beſcheeret, welches wir auch allein darumb anrufen ſollen.“ Ein halbes Jahrhundert ſpäter drückt ſich der Pfarrer Dilherr in Nürnberg noch deutlicher aus. 1657 ſchreibt er gegen die Nikolausbeſcherungen, man ſolle den Kindern lieber ſagen, das liebe Chriſtkindlein ſchickte ſolche Gaben voran; wenn ſie fromm ſein würden, ſo ſollten beſſere auf den Chriſttag hernach folgen.

Hier haben wir zweimal deutlich das Beſtreben, die Nikolausbeſcherung zu Gunſten der Weihnachtbeſcherung zu verdunkeln, zu verdrängen, den Heiligen vor dem Heiland in den Hintergrund treten zu laſſen. Es gehört die ganze Voreingenommenheit eines Fanatikers für ein von der Phantaſie erzeugtes Winterſonnwendfeſt dazu, um im Angeſicht ſolcher Stellen noch zu behaupten, bei der Entſtehung der Kinderbeſchenkungen am Nikolaustage habe „das junge Motiv der Bedeutung des Weihnachtfeſtes für die Jugend mitgewirkt“, während doch das Nikolausfeſt unzweifelhaft das ältere iſt. Weil ſich an die Zeit ſeines Feſtes die Sitte der Beſchenkung knüpfte, ward St. Nikolaus ſeit Ende des elften Jahrhunderts Patron der Schuljugend. Die Legende von der Ausſtattung der drei armen Mädchen durch ihn wird dann mit den Haaren herbeigezogen, um eine Begründung des Schenkbrauches abzugeben.

Der Kreis des Volksbrauches und Volksglaubens, der ſich um das moderne Weihnachtfeſt lagert, iſt keineswegs ſo bedeutend, wie gelegentlich Leute, die nie auf dieſem Gebiete gearbeitet haben, glauben machen wollen. Im Grunde wiederholen ſich nur ganz wenige Züge unaufhörlich mit ganz kleinen Variationen in all den Sammlungen und deren Volksüberlieferung. Daß ſich um das Feſt „eine ganze Wolke heidniſcher Mythen und Bräuche lagert“, kann nur behaupten, wer die Sache gar nicht kennt. Wenn man von dieſem Kreis des Brauches und Glaubens nun vollends in Abzug bringt, was in neueſter Zeit als aus der Fremde entlehnt oder erſt in moderner Zeit entſtanden nachgewieſen worden iſt, dann bleibt ſo wenig übrig, daß man thatſächlich auf Grund des vorhandenen Materials, d. h. ohne Zuhilfenahme abenteuerlicher mythologiſcher und aſtronomiſcher Spekulationen, gar nicht ſagen kann, worin der Kern dieſes imaginären Mittewinterfeſtes denn nun eigentlich beſtanden habe.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Digitized by Google

Das allerneueste Agrarprogramm.

Ein um die Landwirthschaft hochverdienter Verleger, Herr Paul Parey in Berlin, feierte am siebenten dieses Monats das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner selbständigen Thätigkeit und hat an diesem Tage, an dem ihn auch die philosophische Fakultät der Universität Halle zum Ehrendoktor ernannte, die Freunde seiner Verlagsbuchhandlung durch Herausgabe und Ueberreichung einer Jubiläumsnummer der „Deutschen Landwirthschaftlichen Presse" auf das Angenehmste überrascht. In dieser Nummer wird durch das dankenswerthe Zusammenwirken einer Reihe der bedeutendsten und bewährtesten Fachmänner ein höchst interessanter Rückblick auf die Entwickelung der deutschen Landwirthschaft in dem letzten Vierteljahrhundert dargeboten. Und an der Spitze dieser ganz ausgezeichneten Abhandlungen steht ein Artikel vom Professor Dr. Max Sering über „Fünfundzwanzig Jahre deutsche Landwirthschaftspolitik".

Sering, der bekanntlich aus der nordamerikanischen Konkurrenz seit Jahren ein Spezialstudium gemacht hat, nimmt dabei Stellung zu dem neuerdings immer ernster werdenden Problem von der Preisbildung für Getreide, und zwar in einer von seinen bisherigen Ausführungen wesentlich abweichenden Art. In dem Schlußkapitel seines großen Werkes über „Die nordamerkanische Konkurrenz" (1888) spielt die Sorge um die Vollendung des Panamakanals noch eine sehr große Rolle. Und deshalb namentlich sind dort die positiven Resultate in die Möglichkeit ausgeklungen, solchen plötzlich hereinbrechenden Ereignissen gegenüber auf das Mittel des Skalazolls zurückgreifen zu müssen. Der Panamakanal liegt heute in Schutt und Trümmern. Vor seiner weltwirthschaftlichen Bedeutung fürchtet sich jetzt Niemand mehr. Aber unsere Getreidepreise sind trotzdem so tief gesunken, daß es die deutsche Landwirthschaft schon als eine Erlösung betrachten würde, wenn es durch den Antrag des Grafen Kanitz gelänge, sie auch nur auf das Durchschnittsniveau der letzten vierzig Jahre zurückzubringen. Und was dabei unserer gegenwärtigen Situation noch ganz besonders einen geradezu unheimlichen Charakter verleiht, Das ist die nur zu wohl begründete Ueberzeugung, daß unsere Getreidepreise immer noch tiefer sinken können. So rückt denn eine der gewaltigsten Gefahren für Völker und Staaten in die uns unmittelbar bevorstehende Zukunft ein. Und wer davor sein Haus sichern will, Der muß sorgen und handeln, so lange es noch Zeit ist. In dieser ernsten Auffassung unserer heutigen Lage giebt es keine bessere Bestätigung als die Thatsache, daß ein sonst so vorsichtiger Agrarpolitiker wie Professor Sering, der früher nicht gegen die Handelsverträge Stellung genommen hatte, sich entschließt, zu dem Problem von den zu niedrigen Getreidepreisen mit positiven und durchgreifenden Vorschlägen hervorzutreten. Und wie lautet dieses neueste Seringsche Agrarprogramm? „Die einzige und letzte Hilfe ist die vertragsmäßige internationale Doppelwährung."

Es war nicht meine Absicht, jetzt und in der nächsten Zeit zu der bimetallistischen Forderung mich zu äußern, — aus verschiedenen Gründen. Da

Digitized by Google

nun aber bei Sering die Ueberzeugung durchblickt, die Einführung des Bimetallismus sei ganz unmittelbar bevorstehend, und da seine Ausführungen in Deutschland allgemeinere Beachtung finden werden, halte ich es im Interesse der Sache für nothwendig, hier den Satz zu begründen, daß der vertragsmäßige Bimetallismus nicht nur keine Besserung, sondern geradezu eine weitere Herabsetzung unserer Getreidepreise bewirken müßte. Und bei dieser Beurtheilung kommender Dinge bin ich in der Lage, zu konstatiren, daß meine fünf bezw. sechs Vorhersagungen agrarpolitischer Ereignisse seit dem Jahre 1879 sich durchweg als zutreffend erwiesen haben.

Selbst angenommen, daß die Seringsche Auffassung von der Ursache unserer niedrigen Getreidepreise vollständig richtig wäre: eine Besserung unserer heutigen Getreidepreise würde auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege schon deshalb nicht erreicht werden, weil unter allen Umständen Rußland und namentlich auch Argentinien erst in einer späteren Zeit zur vertragsmäßigen Doppelwährung übergehen könnten. So lange dürfen wir in Deutschland nicht mehr warten. Die Getreidepreise müssen so bald wie irgend möglich gesteigert werden.

Im Weiteren steht aber Sering mit seiner Behauptung, daß die Doppelwährung jetzt der einzige und letzte agrarpolitische Rettungweg sei, selbst mit einem der hervorragendsten Vertreter der bimetallistischen Theorien, Herrn Dr. Otto Arendt, in Widerspruch. Dieser hat in der deutschen Silberkommission ausdrücklich erklärt, daß die bimetallistischen Argumente keineswegs ausschließlich den Niedergang der Preise erklären wollen und können. Ich gehe noch einen Schritt weiter und sage: Man kann auf diese Weise nicht einmal zu einem wesentlichen Theile den Rückgang der Getreidepreise erklären. Und zur Begründung dieser Behauptung will ich heute nur zwei beachtenswerthe Stellen aus der neuesten ausländischen Literatur anführen.

In dem Bericht des Subkommittee des House of Senate in Washington, On agricultural Depression (1894), wird auf Seite 30 ausgeführt: „Wenn Jemand in Indien für 100 Doll. Silber Weizen kauft und dann in London durch dessen Verkauf in Folge eines entsprechenden Rückgangs der Silberpreise statt 100 Doll. 130 Doll. in Silber erhält, so hat der betreffende Händler aus dieser Preisbewegung des Silbers einen Extraprofit von 30 Doll. gemacht. Aber dieses besonderen Gewinnes halber müssen doch jetzt nicht die Getreidepreise um den gleichen Betrag fallen!“ Und auf eine jüngst in Alford gehaltene bimetallistische Rede des Mr. Chaplin wurde nach mir vorliegenden englischen Quellen erwidert: „Den Rückgang der Getreidepreise in der Gegenwart auf gesetzgeberische Maßregeln zurückführen zu wollen, die in das Jahr 1873 fallen, heißt doch wohl eine etwas weit hergeholte Erklärung bringen. Wenn der Uebergang Deutschlands zur Goldwährung wirklich unsere schlechten Getreidepreise verursacht hat, warum ist diese Wirkung in den siebziger Jahren so wenig hervorgetreten? Die Bewegung der Silberpreise selbst scheint darauf hinzudeuten, daß es sich hier um andere Dinge handelt. Von 1873 bis 87 war der Durschnittspreis des Silbers $50^1/_{16}$ d. Im Jahre 1888 begann das Börsendifferenzspiel sich auch des Silbers zu bemächtigen und sofort sank das Silber bis zum Jahre 1893 auf einen Preis von $39^5/_8$ d. Und nachdem auch noch die Liquidationkasse für das Differenzspiel in Silber errichtet worden war, fiel der Silberpreis innerhalb einer Zeit von 15 Monaten um weitere $29^0/_0$!“ Man braucht meines Erachtens diese Ziffern nur mit der Rede zusammen-

Digitized by Google

zuhalten, in der Dr. Arendt in der deutschen Silberkommission nachgewiesen hat, daß aus der Produktionstatistik der Rückgang der Silberpreise in den letzten Jahren sich absolut nicht erklären läßt, um sofort zutreffend zu vermuthen, in welcher Richtung die eigentliche Ursache auch unserer niedrigen Getreidepreise gesucht werden muß.

Doch prüfen wir nun die speziellen Ausführungen, mit denen Sering seine neueste agrarpolitische Forderung umgeben hat.

Wenn da gesagt wird: „Nachdem die Pläne zur direkten Entschuldung des Grundbesitzes gescheitert sind, bleibt nur als einziges Rettungmittel der Bimetallismus", so erblicke ich das bedenklichste Zeichen an der heutigen Lage des Grundbesitzes gerade darin, daß bei den heutigen Getreidepreisen selbst der schuldenfreie Landwirth innerhalb einer genau zu berechnenden Zeit zu Grunde gehen muß. Wenn also auch einer der Entschuldungpläne zur Annahme gelangt wäre, so würden wir trotzdem mit dem Problem von den zu niedrigen Getreidepreisen zu rechnen haben. Wenn Sering ferner den Satz aufstellt: „Vorrath und Produktion von Gold haben sich als zu knapp erwiesen, um allen Völkern als allgemeines Tauschmittel zu dienen", so stößt er damit zunächst offene Thüren ein. Nach den hier gewiß glaubwürdigen Aeußerungen des Dr. Ludwig Bamberger denkt heute nämlich Niemand mehr daran, die Forderung einer internationalen Goldwährung zu vertheidigen. So weit aber darin die früher so oft gehörte Klage über den Rückgang der Goldproduktion gefunden werden könnte, handelt es sich vorläufig um ein beseitigtes Uebel. Die Goldproduktion der Welt ist seit 1891/3 auf einen Durchschnitt von 6'670,000 Unzen gestiegen, gegenüber einer Durschschnittsproduktion von nur 5'250,000 Unzen in den Jahren 1871—90. Die Sorge um die zu knappe Golddecke ist es also nicht gewesen, die uns die Getreidepreise in den letzten Jahren verschlechtert hat. Es bleibt mithin nur die Valutaverschlechterung bei den verschiedenen Exportländern. Diesem Uebelstande gegenüber giebt es aber neben der internationalen Goldwährung und der internationalen Doppelwährung noch ein Drittes und Viertes, was Sering nicht zu beachten scheint.

Auch den anderen Sätzen wie: „Argentinien und Rußland wurden durch die herrschende Papiergeldwirthschaft gezwungen, ihren Getreidebau auszudehnen" oder: „das Sinken der Getreidepreise ist hervorgegangen aus den auf dem Weltmarkt entstehenden Valutadifferenzen" oder: „Die Papiergeldwirthschaft befähigt die Händler, den Kolonisten und Bauern das Getreide zu Hungerpreisen abzunehmen", — kann ich unmöglich beipflichten. Denn der Rückgang der Valuta hat die Händler in den Exportländern nicht etwa in die Lage versetzt, den dortigen Landwirthen das Getreide zu Hungerpreisen abzunehmen, sondern umgekehrt sie in die Lage versetzt, den dortigen Landwirthen die gleichen und theilweise sogar bessere Getreidepreise zu gewähren, trotzdem die Preise auf dem Weltmarkt in der gleichen Zeit gefallen sind. Nicht durch den Rückgang der Valuta ist der Getreidebau in Rußland, Indien und Argentinien weiter ausgedehnt worden, sondern die größere Ausdehnung des Anbaues war bereits vor der Valutaverschlechterung da und die gesteigerte Ausfuhr hat in deutlich ausgeprägter Weise die Tendenz, die Valuta wieder zu verbessern. Eine parallele Bewegung zwischen Valutaverschlechterung und Getreideausfuhr ist weder für Rußland noch für Indien noch für Argentinien statistisch erweisbar. So weit es sich aber anscheinend um eine Ausnahme von dieser Regel handelt,

Digitized by Google

muß auch hier die eindringendere Analyse zwischen den Elementen der Erscheinung und den Elementen des Grundes unterscheiden.

Das naheliegende Beispiel hierfür ist Argentinien. Gegen Ende der achtziger Jahre sehnte sich eine kleine Zahl von Großkapitalisten wieder einmal nach einer Beschäftigung. Man sah sich auf der Erde um und verfiel auf Argentinien. Die Schätze dieses Landes sollten erschlossen werden. Deshalb hat man mit Hilfe der argentinischen Anleihen ein Kapital von etwa 2½ Milliarden aus den Taschen der mitteleuropäischen Sparer herausgezogen und nach Argentinien geworfen. Dort wurden mit diesem Gelde Häfen und Städte, Eisenbahnen und Lagerhäuser gebaut und durch umfassende Reklame ein großer Bevölkerungstrom zur Ansiedelung als Kolonisten herangezogen. Das Alles dauerte aber nur eine Zeit lang. Bei den vielen Neugründungen war doch zu viel Schwindel untergelaufen. Die Kreditwirthschaft war viel zu stark überspannt worden. Und so brach denn das Kartenhaus dieser feinen internationalen Gründung in sich zusammen. Das Großkapital hatte seinen Emissionsgewinn gemacht und steckte jetzt seinen zweiten Gewinnn im Ankauf der fast werthlos gewordenen Papiere in die Tasche. Die kleinen mitteleuropäischen Sparer haben etwa 1½ Milliarden Kapital dabei verloren. Und unsere heimische Landwirthschaft hat einen neuen Konkurrenten auf dem Weltmarkt erhalten. Denn die paar Millionen neu angesiedelter Kolonisten haben ihre Farmen inzwischen etwas in Ordnung gebracht und müssen ihren Weizen verkaufen, um ihre Verpflichtungen zu decken. Und hierbei hilft ihnen die nach dem Zusammenbruch der Kreditwirthschaft eingetretene Verschlechterung ihrer Landesvaluta, und zwar dadurch, daß der Exporthändler darin eine Anregung findet und sie trotz weichenden Preisen in London sogar noch bessere Preise in ihrer Landeswährung gezahlt erhalten. Das ist in kurzen Zügen die Geschichte der argentinischen Konkurrenz. Wer ist nun Schuld an der damit in Verbindung stehenden Verschlechterung unserer Getreidepreise? Die unterwerthige Landesvaluta, die doch nur als nothwendige Folge einer ganz ungeheuerlichen Kredit- und Mißwirthschaft eintreten mußte? Oder das internationale Großkapital, das wieder einmal ein Geschäft machen wollte, gleichviel wer dabei auch zu Grunde geht? Und wäre diese ganze Entwickelung nicht genau in der gleichen Weise auch dann gekommen, wenn der internationale Bimetallismus bereits durchgeführt gewesen wäre?

Professor Sering steht merkwürdiger Weise auch in dieser neuesten Arbeit noch auf dem Boden der überlieferten Anschauung von der Ueberproduktion an Getreide und er bringt sogar einige neue Argumente zu ihrer Unterstützung vor. Ich habe mich bereits im Jahre 1888 mit Zweifeln an dieser reinen Quantität-Theorie getragen. Meine Studienreisen durch die Getreideländer der Erde haben mich darin nur immer noch mehr bestärkt. Und inzwischen hatte ich wiederholt Gelegenheit, den Satz zu begründen: „Wir haben keine Ueberproduktion an Getreide". Heute ist die Zahl der Vertheidiger der gleichen Ansicht schon fortwährend im Wachsen. Es zählen hierzu zwei der hervorragendsten Makler an den Getreidebörsen in London und Liverpool, der Agrarpolitiker der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Dr. Polya, neuerdings auch das Subkomittee des House of Senate in Washington u. A. m. Das internationale Material zu Gunsten einer Beweisführung gegen das Schlagwort von der Ueberproduktion in Getreide wächst in der letzten Zeit fast lawinenartig

Digitized by Google

an. Und es war mir deshalb in ganz besonderem Maße interessant, bei Sering die Gründe kennen zu lernen, die ihn auch ferner an der bisherigen Auffassung festhalten lassen.

Sering führt dabei etwa das Folgende aus: „Hätten wir es nur mit Nordamerika zu thun, so brauchte uns für die Zukunft nicht bange zu sein. Nur bei besseren Preisen nimmt hier die Weizenproduktion sofort zu, während sie bei schlechten Preisen auch wieder zurück weicht. In dieser Richtung ließen sich namentlich zu Anfang der achtziger und Anfang der neunziger Jahre typische Vorgänge beobachten. Aber in beiden Fällen ist die zu erwartende Besserung der Marktlage dadurch verhindert worden, daß andere Länder nun gerade ihre Exporte steigerten." Diese Anschauung, daß die Weizenpreise seit Mitte der achtziger Jahre nur deshalb keine Besserung erfahren haben, weil andere Länder die periodische Produktioneinschränkung Nordamerikas wieder ausgeglichen haben, steht zunächst mit der erlangbaren internationalen Statistik über Getreideernten wie über Getreidebewegung in direktestem Widerspruch. Indessen will ich darüber bei anderer Gelegenheit sprechen und jetzt bei Nord- und Südamerika verweilen.

Nordamerika wäre also nach Sering dasjenige Land, dessen Weizenbau am Leichtesten den Preisbewegungen des Marktes folgt. Aus den mir vorliegenden amtlichen Tabellen kann ich diesen Schluß nicht ziehen. Ich kann vielmehr daraus nur ersehen, wie die Weizenfläche in dem Jahrzehnt 1870 bis 1880 in raschem Tempo von 18 Millionen auf 37 Millionen Acres gestiegen ist, um von da ab auf annähernd der gleichen Höhe zu bleiben. Die Ziffern 37, 37, 36, 39, 36, 37, 37, 38, 36 (Millionen Acres) zeigen im Vergleich zu dem Jahrzehnt 1870 bis 1880 keine Bewegung mehr. Das Jahr 1885 mit einem Rückgang der Fläche auf 34 Millionen Acres, worauf Sering besonderes Gewicht zu legen scheint, hat deshalb keine Bedeutung, weil gleichzeitig die mit Mais angebaute Fläche von 69 auf 73 Millionen Acres gestiegen ist, trotzdem sich hierzu aus der Preisbewegung an sich keinerlei Motive ableiten lassen. Die richtige Erklärung dieses Rückgangs der Weizenfläche pro 1885 lautet ganz anders. In Nordamerika sind bekanntlich die jeweiligen Witterungverhältnisse von ganz besonders maßgebendem Einfluß auf den jeweiligen Ernteausfall und damit erst recht auf den zum Export frei werdenden Ueberschuß. Diesem Faktor gegenüber tritt die Bedeutung einer Einschränkung der Weizenfläche um 2, 3, 4 oder 5 Millionen Acres vollständig zurück. So betrug denn im Jahre 1885 die Gesammtweizenernte bei einer Fläche von 34 Millionen Acres nur 357 Millionen Bshls., weil in Folge ungünstiger Witterung der Durchschnittsertrag pro Acre auf 10 Bshls. zurückgesunken war. Im Jahre 1891 hatte umgekehrt Nordamerika ein ausgezeichnetes Weizenwetter, deshalb stieg der Durchschnittsertrag pro Acre auf 15 Bshls. und deshalb war die Gesammternte auf 611 Millionen Bshls. angewachsen, trotzdem die Anbaufläche nur 39 Millionen Acres umfaßte. Jeder praktische Landwirth wird mir aber nun sofort zugeben, daß die ursprüngliche Weizenanbaufläche in den Jahren 1885 und 1891 wahrscheinlich ziemlich genau die gleiche war und die kleine Schwankung von 39 zu 34 Millionen Acres bis zur Ernte nur dadurch verursacht wurde, daß man sich in Folge der schlechten Witterungverhältnisse gezwungen gesehen hatte, einen Theil der mit Weizen bestellten Flächen wieder umzuackern und mit anderen Früchten, wie namentlich mit Mais, zu bestellen.

Digitized by Google

Damit aber fallen die von Sering zur Stütze seiner Preistheorie angeführten typischen Beispiele Nordamerikas in sich zusammen.

Auch der Hinweis auf Argentinien kann diese Theorie nicht retten. Seine höchste Ausfuhrziffer wird auf 56 Millionen Bshls. angegeben. Welche ausgleichende Einwirkung aber soll diese Masse ausüben können neben einer Schwankung im nordamerikanischen Ernteausfall von 399 Millionen Bshls. im Jahre 1890 auf 611 Millionen Bshls. im Jahre 1891? Ich bin deshalb der Meinung, daß auch neuerdings Sering die so oft schon behauptete Ueberproduktion in Getreide nicht erwiesen hat und daß deshalb auch seine Forderung eines internationalen Bimetallismus, so weit sie sich auf diesem Untersatz aufbaut, nicht als zureichend begründet erscheinen kann.

Die vertragsmäßige Doppelwährung wäre aber nicht blos nicht in der Lage, unsere Getreidepreise zu bessern, sie würde sogar noch eine weitere Verschlechterung herbeiführen müssen, und zwar aus folgenden Gründen: der Bimetallismus will die Industrieausfuhr nach Silberländern steigern, die Möglichkeit der Anleiheaufnahme für diese Länder erleichtern und das Werthverhältniß von 1 : 15½ wieder einführen. Auf diese Weise würde man einem Lande wie Indien ein Geschenk von vielen hundert Millionen auf einen Schlag in den Schooß werfen, die finanzielle Kraft des indischen Staates würde plötzlich riesig erstarken und es versteht sich ganz von selbst, daß man dann den größten Betrag der so flüssig werdenden Geldmittel zum weiteren Ausbau des kaum begonnenen Eisenbahnnetzes verwenden würde. In dem Maße aber, wie die indischen Eisenbahnen weiter ausgebaut werden, wird von Indien aus eine wachsende Getreidemenge auf den Markt geworfen, für die überhaupt keine Produktionskosten in Betracht kommen, weil sie wegen der mangelhaften Verkehrsverhältnisse für die Fälle der Noth in den Boden eingelagert waren und jetzt durch die Eisenbahnen von ihrer Bestimmung freigegeben werden. Gerade diese Art von Weizenangebot übt den preisschädigendsten Einfluß aus. Und deshalb bin ich der Meinung, daß wir nach Einführung des internationalen Bimetallismus noch schlechtere Getreidepreise erhalten würden.

Damit will ich gewiß nicht sagen, daß unsere heutigen Währungverhältnisse sich durch einen ganz besonderen Grad von Vollkommenheit auszeichnen. Ich stimme sogar rückhaltlos jenen Politikern bei, die es bedauern, daß wir in Deutschland nicht zur lateinischen Münzunion, sondern zur Goldwährung übergegangen sind. Auch ich halte eine internationale, vertragsmäßige Ordnung der Währungverhältnisse für dringend geboten, um dadurch die Schwankungen der Valuten thunlich zu beseitigen. Aber ich bin der Meinung, daß in dieser Richtung jene Vorschläge, welche Herr Dr. Arendt in der Silberkommission als Uebergangsmaßregeln bezeichnet hat, viel mehr als das Problem des Bimetallismus in Betracht kommen, und zwar halte ich hier insbesondere die bekannten Vorschläge des Unterstaatssekretär von Schraut der ernstesten Erwägung für werth. Das Alles aber bildet nur ein Glied in einem großen System von Maßregeln, das zur Wiedergesundung unserer Getreidepreisverhältnisse durchgeführt werden müßte und das neuerdings in den vom Bunde der Landwirthe beschlossenen Vorschlägen seinen Ausdruck gefunden hat.

Dr. Gustav Ruhland.

Digitized by Google

Aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten.

VII.*) Der König.

Elberfeld, den 19. September 1845.

— — Das Bedürfniß, Ihnen, mein hochgeehrter theuerster Freund, mein Inneres aufzuschließen, wächst mit der öfteren Befriedigung. Falle ich Ihnen dadurch lästig, so sagen Sie es mir und beschränken Sie mich in gewisse Grenzen. Was mich heute zum Schreiben, was sich selbst gleichsam drängt, aus mir heraus zu Ihnen hinüber zu gehen, Das sind einige Gedanken über unsern geliebten König und Herrn. Schon früher habe ich der Wahrheit gemäß bekannt, daß ich nur mit heiliger Scheu an dem Vorhange rühre, der Seine menschlichen Schwächen für unsere Liebe und Verehrung bedeckt; aber dennoch bin ich nicht frei von dem Vorwitze unserer Zeit, der am Ende doch über jene Scheu siegt. Auch verberge ich mir keineswegs, daß mein Urtheil, von meinem fernen und tiefen Standpunkte aus, der gewöhnlichsten Voraussetzungen eines gerechten Urtheils entbehrt. Indessen, ist meine Liebe, wie ich glaube, rechter Art, so ist sie auch mit derjenigen Inspiration verbunden, welche Das ahnend schauen läßt, was kein Verstand der Verständigen sieht. So wage ich es, aus vereinzelten und nur im Nebel des Gerüchts für mich sichtbaren Aeußerungen ein Bild zu entwerfen oder vielmehr das auf diese Weise wie von selbst in mir entstandene Bild für Sie darzustellen.

Ich spreche mein Urtheil über Ihn in dem kurzen Satze aus: Seine Mutter ist zu mächtig in Ihm! Seine Mutter, die ich zwar nie gesehen habe, die ich aber vermittelst jener Inspiration ebenfalls vor mir zu sehen glaube, war das vollendete Weib. Geistreich, kühn, hochherzig, edel, rein, mild, und in welche Eigenschaften man ihr Wesen weiter zersetzen will, war sie mehr als liebenswürdig, sie war anbetungwürdig .Und Das war ein Unglück. Alles huldigte ihr und vor Allen — ihr Gemahl. Ja, was nur der seltsame Ausdruck paradox erscheinen läßt: die Königin selbst demüthigte sich vor dem Weibe in der Königin. Sie war sich Alles in der Größe ihrer Weiblichkeit und verschmähte es, sich mit erborgtem Glanze zu umgeben. So wie sie sich wahrlich nicht aus Sparsamkeit höchst einfach zu kleiden pflegte, sondern im Bewußtsein ihrer Schönheit, die des Sieges durch sich allein gewiß war, so brauchte sie ihre hohe Stellung so zu sagen nur, um von ihr herabzusteigen. Als Königin, was sie nicht durch sich, sondern lediglich durch den König, ihren Gemahl, war, hätte sie sich aufgeben oder Alles, was sie eigenthümlich besaß, dem König überliefern und von ihm als Lehn zurückempfangen müssen. Dann würde sie damit die

*) S. „Zukunft" vom 24. November, 1. und 15. Dezember 1894.

Digitized by Google

Königin und durch die Königin Den, der sie zur Königin gemacht, den König, verherrlicht haben. Aber so trat er gegen sie in den Schatten, um so mehr, als er selbst sie anbetete. Seine natürliche Bescheidenheit, verbunden mit beengenden Eindrücken der ersten Erziehung, ließ es ihm vielleicht als unerwünscht erscheinen, daß die sich hervordrängende Persönlichkeit seiner Gemahlin ihm erlaubte, sich zurückzuhalten. Nicht sowohl sein innerer Mensch, aber der König, das Ansehen seiner Stellung, litt darunter, nicht blos in den Augen seines Volkes, sondern auch in seinen Augen; er fühlte sich, so lange seine Gemahlin lebte, nie recht, nie vollkommen, als König. Nicht durch das Unglück, wie man annimmt, läuterte sich sein Wesen; das war lauter. Nein, der ihm allerdings unangenehme Zwang, selbst König sein zu müssen, ohne darin von der dahingegangenen Königin vertreten oder unterstützt zu werden, machte ihn fast plötzlich zum König. Aber wie edel und einzig er auch dasteht in unserer großen Zeit und später, der Verlust der angebeteten Gemahlin hatte eine Lücke in seinem Wesen zurückgelassen, die er vergeblich durch eine neue Vermählung auszufüllen suchte. Die bestimmte Geschlossenheit, nicht des Charakters, denn die hatte er in vollstem Maße, sondern des königlichen Daseins fehlte ihm, wie ich überzeugt bin, blos wegen des früheren zu entschieden einwirkenden Daseins der geliebten Gemahlin. Der errungene Siegerkranz, die neue grünende Krone, welche so geeignet erschien, der ererbten goldenen neue Festigkeit zu verleihen, drückte ihn, und so kam es, daß bei allem Erfolge seiner Regirung doch die unter dem Gewichte eines königlichen Schrittes leicht zertretenen Keime des Unkrauts sich entwickeln und drohend emporschießen konnten.

Es war eine schwere Aufgabe für seinen Nachfolger, dieses Unkraut richtig zu behandeln. Es ausreißen zu wollen, war jedenfalls nicht räthlich, und es blieb fast nur übrig, es sich selbst und seiner innern Nichtigkeit zu überlassen, an der es über kurz oder lang doch verwelken und in sich zusammenschwinden mußte. Ja, es läßt sich kaum tadeln, daß Friedrich Wilhelm IV. bei seinem ersten Auftreten durch seine Reden und Handlungen dem Unkraute unzweifelhaft neue Nahrung und eine Treibhauswärme gab, die dessen geilen Wuchs und dadurch auch sein Ende zu beschleunigen geeignet waren. Was ist die Krone? Gewiß nichts Anderes als die Gesammtheit der Regirungen früherer Kronenträger. Welche Regierung hätte nicht Fehler begangen, die aber, Dessen ungeachtet, als integrirende Theile der Krone angesehen werden müssen? Diese Fehler oder deren Nachwirkungen zu entfernen, ist ohne Zweifel menschlich recht, aber das Dasein der Krone selbst kommt dabei in Gefahr, wie uns die Regirung des edlen Kaisers Joseph lehrt, und es ist daher nicht königlich weise, die menschliche Gerechtigkeit hierin gar zu rücksichtlos wirken zu lassen. Leider kann man die

Digitized by Google

Schonung früherer Fehler nicht einer solchen königlichen Absicht Sr. Majestät beimessen. Denn in anderen nur zu häufigen Fällen hat unser Herr die Einrichtungen und insbesondere das Verfahren Seines Königlichen Vaters, die er für fehlerhaft anerkannte, mit viel zu wenig Rücksicht behandelt. Die alten Demagogen werden in Freiheit gesetzt, der Erzbischof Droste erhält eine Ehrenerklärung, die Armee wird wenigstens äußerlich umgeschaffen, sie verliert das vielleicht nicht schöne und zweckmäßige, aber doch durch die damit verschmolzenen Erinnerungen ehrwürdige Ansehen u. s. w. Glauben Sie, daß ich das so rückhaltlose Verfahren Sr. Majestät Seinem Willen beimesse, Seinen hochseligen Vater und dessen Regirung in den Schatten zu stellen, um Sich und Seine Regirung desto höher zu erheben und mit hellerem Glanze zu umgeben? Gott bewahre mich vor einem solchen hochverrätherischen Verdacht. Ich bin vielmehr vollkommen überzeugt, daß der Mensch in Ihm, Das, was ich Seine Mutter nenne, das eigentliche königliche Wesen in Ihm so überwiegt, daß es sich freilich nach ganz natürlichen Gesetzen in den Vordergrund drängt. Er will Sich und Allen durch Sich selbst, durch Seine hohe Menschlichkeit, Alles sein, nicht durch Seine Stellung, die Er ebenfalls blos dazu zu gebrauchen scheint, um davon herabzusteigen. Die starre starke Krone schmiegt sich aber nicht wie ein leichter Blumenkranz jedem Haupte an; sie zerspringt eher, wenn sich ein durch sich selbst großes Haupt in sie hineinzwängt, oder sie zerquetscht das Haupt, wenn es nicht stärker ist als das alte Gold.

Bei dem gewiß edlen und menschlich schönen Streben, überall selbst zu wirken, sehen wir den König in dem tiefen Sande zahlloser Petitionen mühsam dahinwaten und Seine hohen Kräfte, Seine kostbare Zeit, verschwenden, während Er, auf erhabener Stelle stehend, dem Einzelnen unnahbar, um so gewisser die das Ganze beherrschende Uebersicht gewinnen müßte. In solchen einzelnen Sachen macht man es am Wenigsten Allen recht. Friedrichs Zeit ist vorbei, wo sich die einfache Staatsmaschine noch wie die Wirthschaft eines großen Landguts handhaben ließ. Und auch Friedrich II. würde seinem Wesen keineswegs zu nahe getreten sein, wenn er sich der Entscheidung so vieler Einzelnheiten enthalten hätte.

Noch Etwas, noch einen tiefgeheimen Gedanken, den ich gegen Niemand als gegen Sie hier aussprechen möchte, wage ich dem Papiere anzuvertrauen. Der König scheint mir — kein Glück zu haben. Diese dämonische Macht kann ich in ihrem allgemeinen Dasein nicht leugnen. Der hochselige König hatte Glück, und es war vielleicht schade, daß er in seiner christlichen Frömmigkeit dem Dämon nicht mehr vertraute. Er hätte meiner Ueberzeugung nach die Würfel immer keck hinwerfen dürfen, wo der Augenblick zu einem entschlossenen Wurfe aufforderte; er würde

Digitized by Google

stets einen glücklichen Wurf gethan haben. Nur da, wo er bedenklich schwankte, wendete sich das eifersüchtige, launische Glück vorübergehend von ihm ab. Wohin ich jetzt blicke, nirgends scheint ein vollkommen glücklicher Erfolg die Handlungen und Maßregeln Sr. Majestät zu begleiten. Ich brauche nicht auf alles Mißglückte aufmerksam zu machen. Man betrachte nur die jüngste Begebenheit, die Zusammenkunft mit der britischen Majestät! Unverkennbar hat sie eine Verstimmung auf beiden Seiten herbeigeführt, alles Wohlgemeinte seitens unseres Königs hat gerade die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Das Volk murrt auch hin und wieder über den großen Aufwand, — und wem zu Gunsten? Einer völlig machtlosen jungen Dame oder einem zwar hochachtungwerthen, aber uns doch in vielen Beziehungen feindlich gegenüberstehenden Volke. Jetzt hört man wieder bekümmert von einer neuen kostspieligen Reise dem russischen Kaiser entgegen, — und Das bei der durch den Mißwachs des Jahres so drohend heranrückenden Noth des Winters!

Wer sieht, daß das Glück regelmäßig auch seine besten und eben so die gleichgiltigen Handlungen nicht begünstigt, Der sollte, wie mir scheint, es so machen, wie der hochselige König ohne diese Veranlassung: er sollte jede Veränderung des Bestehenden, jede Abweichung von dem bisherigen Verfahren, scheuen oder nur mit höchster Vorsicht eintreten lassen.

VIII. Königliche Reden.

Elberfeld, den 23. Oktober 1845.

Die Rede Sr. Majestät dem berliner Magistrat gegenüber habe ich wieder und wieder gelesen und stets mit neuem Genusse. Ich bin überzeugt, daß Niemand in Deutschland so zu sprechen vermag. Gedanken und Worte gehen dahin in der Klarheit und Ruhe eines mächtigen Stroms, anmuthig und unwiderstehlich. Ich hätte die Rede um Alles mit anhören mögen. Aber dennoch betrübt es mich, daß Er die Rede gehalten hat. Ich würde mich selbst am Meisten freuen, wenn meine Gründe als unhaltbar oder doch als unerheblich dargethan werden könnten.

Zuvörderst angenommen, die Rede habe die Gegner vollständig besiegt, so frage ich: wer hat denn gesiegt? Die Rede an und für sich? In diesem Falle war es nicht der königliche Redner, sondern der Inhalt, die Gründe der Rede, und dann scheint mir die Person des Königs dabei etwas Ueberflüssiges gewesen zu sein. Mußte denn nicht der selbe Eindruck hervorgebracht, der gleiche Sieg erfochten werden, wenn ein Diener des Königs als Organ des königlichen Willens auftrat? Wo es nicht durchaus erforderlich ist, die königliche Person, das unvermittelte königliche Wort, zu gebrauchen, da sollte es auch nicht geschehen; um etwas Ueberflüssiges zu sein, dazu sind Beide zu erhaben. Müssen nicht auch die schönsten, er-

Digitized by Google

hebendsten Eindrücke ihre Wirkung verlieren, wenn sie häufig und unnöthig sich wiederholen? Oder aber der König, abgesehen von dem Inhalte, den Gründen seiner Rede, trug den Sieg davon: dann war die Rede überflüssig. Die Vermeidung dieser Art des Zuviel ist bisher unter den Fürsten fast zu ausschließliche Regel gewesen, die mit ihrem fiat oder tel est notre plaisir das Schicksalsartige ihrer Erklärungen hart und schroff hinstellten. Indessen giebt es gewiß ein Mittleres, nämlich die glaubhafte Andeutung des Ruhigen, Wohlüberlegten, z. B.: Nach Anhörung Unserer Räthe u. s. w. Es ist außerdem mit den besten Gründen auf dieser Welt immer noch eine eigne Sache. Auch gegen sie läßt sich von scharfsinnigen, kritisch verständigen Leuten noch Etwas einwenden, das wenigstens den Schein der Wahrheit haben kann. Wer Gründe anführt — und gerade wenn der König Dies thut, was er nicht braucht —, Der fordert die Kritik zur Widerlegung heraus. Will er nun nicht, wenn auch nur dem Scheine nach, unterliegen, so muß er repliziren. Und wie schickt sich Das für den Monarchen, besonders wenn der Sieg auch bei der scheinbar klarsten Sache oft noch von gar seltsamen Zwischenfällen abhängt?

Insbesondere ist die Berufung auf Thatsachen gefährlich und Pilati Frage gerade hierbei wohl zu beherzigen: was ist Wahrheit? Hängt die Vorstellung einer Thatsache von der besonderen Anschauung ab und was bürgt dafür, daß diese Anschauung nicht aus irgend einem Grunde unvollkommen und daher mehr oder weniger unrichtig sei? Gott gebe, daß dem Magistrate in seiner neuen Adresse die Widerlegung der königlichen thatsächlichen Behauptungen nicht gelungen sei! Freilich ist das Gegentheil kaum zu fürchten, denn die Albernheit der Verfertiger und Unterzeichner jener Adresse mit ihrer „Substanz des Volksgeistes" (was mag sich wohl der Janhagel darunter denken?) und Dergleichen liegt zu sehr am Tage.

Indessen auch die Blosstellung der Albernheit des berliner Magistrats ist ganz gewiß ein Unglück. Sie wissen so gut wie ich, wie die Provinzen, insbesondere die neuerworbenen, und eben so die deutschen Bundesländer gegen alles Berlinische eingenommen sind. Wäre es blos der berlinische Magistrat und dessen lächerlich ernste, schwülstige, mit unverdauten philosophischen und theologischen Phrasen durchspickte Adresse, worüber man spottete, so hätte Dies wenig auf sich. Allein, verlassen Sie sich darauf: man betrachtet das armsälige Ding als beweisende Probe des berliner Gehalts überhaupt, und das Herz unseres Staates, die von Berlin ausgehende Regierung, die höchsten Staatsbehörden, ja selbst der König und sein Haus, kommen dabei zu kurz. Es ist schwer, Dies einem Berliner begreiflich zu machen, und noch minder angenehm; indessen muß ich es meinem besten Wissen und Gewissen gemäß behaupten. A. von Marées.

Digitized by Google

Nacht.

Das Licht auf den Zeilen wird trüb und trüber. Die Buchstaben lösen sich und rinnen zusammen.

Erschreckt fahr ich auf aus all den entsetzlichen Visionen, die in die schwarzen Zeilen da vor mir gebannt sind.

Die Lampe ist niedergebrannt. Die Glocke dunstet nur noch eine schmutzige, gelbliche Helle. Es ist tief in der Nacht. Mich fröstelt.

Ueber dem Dochtring verblafft das letzte, müde Flämmchen.

Sein zuckender Spitzenkranz wird kleiner und kleiner, und von allen Winkeln und Wänden des Zimmers ballt sich in der öden Stille kalt das Dunkel heran gegen die arme, verglimmende Helle.

Und trüber und trüber. Und das Licht verlöscht, und ich bin allein mit dem Dunkel, allein ...

Nur das Fenster zeichnet sich aus dem Schwarzen mit einem grauen Licht, und oben zwischen den starren Falten der Gardinen flinkern ein paar Sternchen. Und ich rette mich hinüber zu dem kargen Licht.

* * *

Unter mir, draußen, tieft sich schwarz der riesige Hof.

Hoch von den frostzitternden Sternen herab haucht die Ahnung eines feinen Lichtschimmers hernieder auf die Dächer nebenan, und unten, in der Finsterniß des weit gedehnten Abgrundes, irrt ein totes Licht.

Weit, weit, mit einem grauen Dunst, liegt es auf den Wandflächen und zwischen den tausend schwarzen Fensterlöchern.

Das Dunkel, geballt, räthselhaft, mit verborgenen Formen und Gestalten durch den weiten Raum.

Nur das einsame Blinkern einer gefrorenen Pfütze lebt in den inneren Höfen und oben in der Frostklarheit der Höhen die Sterne, die zitternden Sterne.

Durch die unermeßliche, tote Stille rauscht ein dumpfes Getöse mit endlosen Wellen. Die Zeit, die scheuen, bangen Minuten, vorwärtsgewälzt von dem schauernden Kreislauf meines Blutes.

Nichts als die weite, tiefe, schweigende Nacht, die graue Einöde.

Starr. Tot....

* * *

Leise, allmählich wird die Oede lebendig vor dem Leben verlangenden Grauen meiner Sinne. Aus der tiefsten Finsterniß heraus, aus Ecken, Schlunden und Tiefen regt es sich und bebt und will hervor mit graudämmernden, ungeheuerlichen Formen. Hervor und wieder zurück und von Neuem.

Deutlicher tritt es heraus und deutlicher und wächst und rundet sich mit gigantischen Gliedmaßen: das Flache, das Krumme, das Gebogene und Gebrochene, das Langgestreckte und das Krause.

Gepeinigt fliehen meine Blicke von dem graufigen Wandel da unten herauf zu den armen, fahlen Sternlichtern ueben mir auf den Dächern.

Aber jetzt, hinten über dem letzten First, wölbt es sich im Halbkreis herauf mit einem zarten, lichten Nebel gegen die bleichenden Sterne.

Weiter und weiter entfacht sich der ruhige schimmernde Dunst über die klarblauenden Breiten, und tiefer und schwärzer dunkeln unter ihm die mächtigen Massen. Ein Dachfirst leuchtet auf und helle Reflexe entglimmen auf den Pfählen eines Trockenplatzes.

Digitized by Google

Der ganze Himmel ist nun ein einziges, weites Lichtmeer.

Leise legt es sich über die Dachflächen, stiehlt sich mit schüchternen Lichtern in die schwarzen Tiefen hinein, schiebt sich lang an Kanten hin, biegt sich über Simse, webt über Flächen und schneidet mit scharfen Spitzen in die Finsterniß hinein, und die Fenster einer Façade leuchten auf mit weißgleißendem Flimmer.

* * *

Jetzt hat es sich von dem First gelöst und schwebt herauf mit breitem, glänzendem Rund in die taghellen Höhen.

Der volle Mond.

Und wie er sich hebt, breitet sich weiter und weiter das heimliche Licht, weit über den ganzen, gewaltigen Raum.

Still mein Blut und beruhigt, wie draußen die weißen, freundlichen Fluthen.

Mit heimlichen Schwingungen beben sie hinein in die vielen Fenster und adeln die enge, dumpfe Armuth da drinnen. Spinnen und gleißen um harte, dürftige Lager als lichtes, freundliches und schauerliches Spiel von Thränen über sorgengefurchte Gesichter, trösten mit lindem Schimmer waches Elend, Krankheit und Sorge, nimmermüde Arbeit und nimmerrastenden Lebenskampf und lösen sein Leid in versenzende Klage. Weben um die Verborgenheit düsterer Erniedrigung, um das stille Werden keimender Erkenntnisse, um all den wachen und schlummernden Alltag mit seiner Enge, und umspinnen ihn mit klaren Traumblumen und den Offenbarungen fernster Unendlichkeiten...

* * *

Da! Hinter mir, durch die tiefe, tiefe Ruhe: ein Athmen!

Ich wende mich.

Hell dehnt sich das Zimmer in der frostigen Stille.

Und — wie ich lausche — wieder! Der langgezogene bange Seufzer!

Jemand träumt nebenan, vom Alb bedrückt.

Wie eine Klage zittert es tief aus brütender Finsterniß heraus, und draußen wandelt sich die lichte Einsamkeit und in das irre Spiel der Schatten webt sich ein böses, böses, räthselvolles Licht.

Mich durchschauerts.

Alles, Alles um mich schläft, und ich bin allein! Allein...

Und wieder hinter mir der Laut, das bange, gepreßte Stöhnen.

Tausend und tausend solcher Seufzer irren da draußen an den riesigen, hellen Mauern hin, verhaltene Wehklagen; beben hervor aus dem Grauen der mondblinkenden Fenster: die gedrückten Klagen ungesühnter Schuld und ungestillter Glücksbedürfnisse seit Urbeginn.

Und die Laute hinter mir und die geahnten da draußen und das ferne, rauschende Leben schwellen und schwellen und rinnen zusammen und einen sich zu einem einzigen, ungehörten und doch so schaurig deutlichen Accord.

Ich kenne ihn. Täglich, stündlich, summt er mit seinem tiefen, ernsten Doppelton in die hundert und hundert Laute meines Alltags hinein.

Ueberall, überall hab' ich ihn im Ohr mit der dumpfen Pein einer bangen Halluzination...

* * *

Von fern ein Rauschen; abnehmend und wieder anschwellend. Das Leben der riesigen Stadt, das nimmer rastende. Und durch die frostklaren Lüfte herübergetragen über die weiten, mondgleißenden Dächerwogen die feinen Klänge einer fernen Thurmuhr.

Digitized by Google

Wieder wird das Gelesene vor mir lebendig, wie es sich da draußen regt und bildet und wandelt und wird.

Ich sehe den Gefängnißhof von La Roquette.

An den kahlen Mauern der Gefängnißgebäude hin liegen Hunderte und Aberhunderte von Leichen erschossener Kommunisten: Männer, Greise, Weiber, Kinder, in langer, langer Reihe.

Mit riesigen, breiten, blutrothen Lichtern zuckt die Gluth einer nahen Feuersbrunst drüberhin. Und diese Lichter wecken ein schauriges Leben in dem grausigen Durcheinander.

Sie huschen über das Gewirr nackter Füße, über verkrampfte Fäuste und Finger, die sich im Todeskampf in den Boden wühlten, über zerfetzte, blutbesudelte Kleider und entblößte Brüste, über all die Gesichter: über blöd starrende, gebrochene Augen und schwarze Mundhöhlen und das struppige Gewirr des Kopfhaares und der Bärte. Der Gestank faulenden Blutes, das unter der schrecklichen Starre der Kadaver hervor weit in den zerstampften Sand gerieselt ist. Ein trüber, stinkender Pulvernebel und der beizende Qualm von der Feuersbrunst, der sich in dicken, schwarzen Wolkenballen schwer und träg in den weiten, verlassenen Hof wälzt.

Und herüber in die brütende, öde Stille das Krachen verkohlten Gebälks und stürzenden Mauerwerks, das Rasen des Mordes, der durch die Riesenstadt gellt, das Donnern der Kanonen, das gefräßige Knattern der Pelotons, das Wehgeschrei der Gemordeten und die brüllende, viehische Wuth der Mörder.

Ich sehe die mächtigen Kalkgruben im Park Monceau, auf dem Platze des Thurmes St. Jacques. Männer, Weiber, Kinder werden, die Hände auf den Rücken gebunden, schaarenweise an ihren Rand geführt. Salven krachen. Eine windverwehte Rauchwolke: und hintüber stürzen die Opfer in ihr weitgeöffnetes Grab.

Ich sehe die großen Gruben auf den elyseischen Feldern. Aus allen Theilen der Stadt werden die Leichname zusammengekarrt und hineingeworfen, ganze Tonnen Petroleum werden darüber gegossen und angebrannt, und die riesige Dampfwolke wälzt sich dunkel und schwer von den brennenden Kadavern auf, durch den weiten, trübrothen Abenddunst, über die endlosen Dächer . . .

All dieser Jammer bis ans Ende aller Tage und alles Lebens, wie Schuld an Schuld, Untergang an Untergang sich reiht, dunkel und unerforschlich durch die Jahrhunderte und Jahrtausende! Und immer, immer, durch allen Triumph jauchzender Erkenntnisse und durch neues Aufblühen neuen Lebens, leise, dumpf und traurig dieser böse, ewig grollende, räthselvolle Unterton; endlos wie das Werden der Welten, endlos wie ihr Vergehen! Endlos, ewig!...

* * *

Stille, rauschende Stille!

Mit unaufhörlichen Fluthen strömt der Abglanz aeonenferner Weltentage hernieder mit diesem weißen Licht in der stillen Nacht und mit ihm die unbewegte Ruhe des Alleinzigen.

Der grausig tosende Untergang ferner Welten, das Werden neuer, der laute, freudige Tag vollendeter Welten ist in ihm noch nicht das Wehen eines Lüftchen, nichts als sein heimliches, ruhiges, wellenweites Spiel . . .

Wie unbegreiflich grausam ist dieser weiße Friede!

Magdeburg. Johannes Schlaf.

Digitized by Google

Frauenschmach unter Staatsschutz.

Am dreizehnten Juli fand hier in St. Martins Hall die jährliche Zusammenkunft der internationalen Federation for the abolition of State Regulation of vice statt, bei der so ziemlich jedes Kulturland Europas sowie Amerika und mehrere Kolonialländer durch Abgesandte vertreten waren. Das Ziel dieser Vereinigung ist, wie es ihr Titel besagt: die Unterdrückung der staatlichen Ueberwachung der Prostituirten, also der Einschreibung durch die Polizei, der gewaltsamen Untersuchung und der Einsperrung in Spitäler. Wenn es wahr ist, daß der Mann das Laster braucht, so muß er Das mit seinem eigenen Gewissen ausmachen. Wenn aber der Staat solche Nothwendigkeit anerkennt, indem er durch Erleichterungen, wie Gesundheitschutz und Ueberwachung, dem Manne noch die Mittel in die Hand giebt, so erniedrigt er dadurch den Mann und entehrt die Frau zur schändlichsten Sklaverei.

Die Föderation benutzte die Gelegenheit ihrer diesjährigen Zusammenkunft, um zwei in dieser Sache hochverdienten Frauen, Dr. Kate Bushnell und Mrs. Andrew, eine öffentliche Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Der Vorsitzende, Mr. Stansfeld, ein Parlamentsmitglied, der diesen Fragen seine besten Kräfte widmet, überreichte ihnen eine Adresse mit der Darstellung ihrer Arbeit und den Unterschriften der Mitglieder; Mrs. Butler, die Präsidentin der Föderation, die Mutter der englischen Sittlichkeitbewegung, überreichte ihnen Rosensträuße mit einem einfachen, aus tiefstem Herzen kommenden: Wir haben sie Alle so lieb! Als die Einladung an die beiden Missionärinnen erging, befanden sie sich auf einer ihrer Weltreisen im Dienste der amerikanischen World's Temperance Union, die sich die Bekämpfung des Alkoholismus und aller damit verbundenen Laster zur Aufgabe macht. Von Hongkong, wo es ihnen gelungen war, in einer sogenannten Schutzanstalt für eingeborene Mädchen eine Vorbildungsanstalt für die Prostitution zu entdecken, waren sie über Singapore nach Burmah und von da über Amerika nach London gekommen.

Im Jahre 1888—89 wurde für Großbritannien und Indien das Gesetz über ansteckende Krankheiten (Contagious diseases act) aufgehoben. Die indischen Militärbehörden hatten aber durch gewisse Verfügungen in ihren Garnisonen diese Aufhebung zu umgehen gewußt; und als im Jahre 1890 der englische Minister Lord Cross von zwei Parlamentsmitgliedern, Mr. Stansfeld und Professor Stuart, in einem Briefe darüber befragt wurde, erklärte Sir John Gorst, Unterstaatssekretär für Indien, daß für die vorgebrachte Anschuldigung keine hinreichenden Beweise vorlägen. Um diese Beweise beizubringen, wurden nun Dr. Kate Bushnell und Mrs. Andrew von dem britischen Komitee unserer Föderation hinausgeschickt. Vier Monate widmeten sie in Indien unablässig ihren Untersuchungen. Schon vor Ablauf dieser Zeit, im Beginn des Jahres 1892, konnten sie ihre gesammelten Beweise nach England senden und bald darauf legten sie vor der Regirung des indischen Departamental Committee in London ihre Beweisführung ab für das Fortbestehen einer in den indischen Garnisonen staatlich unterstützten Prostitution. Im Juni des letzten Jahres erstatteten sie auch der Föderation, die sie gesandt hatte, ihren Bericht. Ohne auf die Einzelnheiten der Beweisführung näher einzugehen, die auch in keiner Weise von der Regirung angezweifelt wurde, will ich in kurzen Umrissen solche Thatsachen wiedergeben, die ein allgemeines Interesse besitzen.

Digitized by Google

Ein indisches Cantonnement ist ein größeres Heerlager unter der militärischen Regirung des höchsten Kommandirenden. In ihrer Eigenschaft als Arzt war es Dr. Kate Bushnell ermöglicht, in die Zustände dieser abgeschlossenen Gemeinschaften, und ganz besonders in ihr Spitalwesen, einen Einblick zu gewinnen. Bald konnte sie konstatiren, daß bestimmte Spitäler für gewisse Krankheiten eingerichtet waren, wo die weiblichen Patienten, nach Gutdünken, kürzere oder längere Zeit gezwungen zurückgehalten wurden. Jeder Kutscher wußte den Weg zum „Hospital for disreputable women". In den Registern sah sie die Namen der vom britischen angestellten Arzte vorschriftmäßig untersuchten Frauen, sowie die Regimenter, zu denen sie gehörten. In den ihr vorgelegten Briefen wurde das Verlangen einer regelmäßigen Untersuchung gewisser, von Soldaten als krank bezeichneter Mädchen gestellt; und sogar die Karten der Einschreibung waren in ihrer Hand. Unter den Beamten und bei der Polizei fand sie verschiedene Anschauungen über das angeblich abgeschaffte Gesetz und seine Vollstreckung, die jedoch nach Dr. Bushnells Erfahrung meistens darauf hinausliefen, besonders den Prostituirten von anziehendem Aeußeren die Befreiung zu verweigern. „Frauen werden zu Sklaven gemacht, um die Gesundheit der Soldaten zu erhalten. Möchte Gott diese Ketten sprengen," damit schloß Dr. Bushnell ihren Bericht.

Mrs. Andrew übernahm die Beschreibung des Zustandes der Frauen in den Chaklas, den Anstalten, wo sie unter Aufsicht einer Mahaldarni für den Gebrauch der Soldaten eingesperrt sind. Die indische Presse hat die Meinung verbreitet, daß ihnen dadurch kein besonderes Unrecht geschehe, da sie von den frühesten Jahren an für ein lasterhaftes Leben bestimmt seien. Diese Darstellung ist nicht richtig. Unter der indischen Bevölkerung besteht nicht der gleiche Grad von Unsittlichkeit wie in europäischen Ländern. Die Klasse der Prostituirten ist klein, wie der Census zeigt: der Nautch-Mädchen und Tempelfrauen giebt es im Verhältniß nur wenige und sie betrachten sich als Aristokratinnen im Vergleich zu den „Government women", wie man die Bewohnerinnen der Chaklas nennt. Unter den etwa vierhundert Mädchen, mit deren persönlichen Verhältnissen unsere Missionärinnen sich vertraut machten, fanden sie jede Kaste und zahlreiche Nationalitäten vertreten; die Wenigsten unter ihnen hatten sich aber selbst angeboten. Gewöhnlich waren sie Opfer der Ueberlistung oder der Gewalt. Mit Abscheu sprachen sie von ihrer Schmach und selbst die Aufsichtfrau, die Mahaldarni, theilte das Entsetzen über die Schande der gezwungenen Untersuchung. „Es ist nicht die Königin, die solche Dinge will," riefen die armen Geschöpfe und „sie wiegten sich hin und her in innerem Schmerz und schlugen ihre Brust, während ihnen die Thränen über die Wangen liefen." Es geht ein großer Jammer durch diese Schreckenshäuser; und das Wort des Elends und der Anklage, das eine der unglücklichen Frauen mit Zornesblick gegen Mrs. Andrew schleuderte, blieb als fürchterliche Wahrheit in ihrem Herzen haften: „Es sind Eure christlichen Männer, die solche Dinge thun!"

Für eine Befreiung aus dieser Existenz giebt es in Indien so wenig wie in Europa eine Möglichkeit. Wenn ein Mädchen die Chakla verläßt, wird sie aus dem Cantonnement ausgewiesen. Was soll sie draußen in der Fremde beginnen? Doch auch zu Hause hat sie keine Angehörigen mehr: wer mit den Soldaten gelebt hat, hat seine Kaste verloren. Arbeit für Frauen ist in Indien noch ungleich schwerer zu finden als in Europa; und wer wollte eine Verworfene beschäftigen? So würde das arme Mädchen hinaus wandern in

Digitized by Google

die unbekannte Weite, an den Wohnungen vergeblich Einlaß suchen, um am ersten Tag von irgend einem betrunkenen Soldaten mißhandelt zu werden und dann an der Straße zu verhungern. Und so bleiben sie und leben weiter in Hoffnungslosigkeit. Die Schwesternliebe europäischer Frauen wird aber nicht ruhen, bis die fürchterlichen Gefängnisse geöffnet sind, wo nach Mrs. Andrews Wort noch so viel Gutes lebt.

Daß unter solchen Einflüssen auch die Würde der Männer zu Grunde geht, ist selbstverständlich. Die Brutalisirung der jungen englischen Soldaten wird als furchtbar geschildert. Betrunken und wild kommen sie in die Chaklas und begehen Grausamkeiten an den armen Opfern, die schutz- und hilflos bei ihrem Anblick fliehen und sich zu verstecken suchen. Die Aufseherinnen sind machtlos; viele von ihnen verdienen Geld durch den Ankauf von Mädchen, oft Kindern unter vierzehn Jahren; alle aber beziehen einen Gehalt, den sie als von der Regirung bezahlt betrachten.

Als Dr. Kate Bushnell und Mrs. Andrew im Sommer 1893 nach London kamen, war die Wirkung dieser Enthüllungen eine bedeutende. Neben der liebevollen Milde der barmherzigen Schwester hatten sie zur Lösung ihrer Aufgabe den Scharfblick, die Bestimmtheit und die logische Folgerichtigkeit des Arztes und des Juristen mitgebracht. Ihre Beweise für die Stellung der indischen Militärbehörden zur Prostitution wurden auch endgiltig von dem Departmental Committee angenommen, und der oberste Feldherr, Duke of Cambridge, hat seitdem in einem Erlasse erklärt, daß dem Gesetz der Aufhebung des Contagious Diseases Acts, also der Staatsüberwachung des Lasters, in Indien, seine volle Geltung werden solle. Auf die Petition, daß ein Zuwiderhandeln als strafbar betrachtet werden solle, erhielt unsere Vereinigung die Versicherung des Unterstaatssekretärs für Indien, Mr. Fowler, daß Dies in ernste Erwägung gezogen werden solle.

Wenn die Schilderungen indischer Zustände andeuten, was „europäische Kultur und Civilisation" in einem eroberten Lande sündigen, so zeigen sie vor Allem, wohin diese Civilisation überhaupt führen kann; und wenn ihre Vergehen an einer niederen Rasse sich auch greller zeigen, so sind sie doch nicht minder grausam unter der Decke wohlregulirter europäischer Verhältnisse. Aber in welchem Welttheil und an welcher Rasse sie auch verübt werden, so sind sie die schreiendste aller Sünden gegen die menschliche Würde und die menschliche Freiheit. Wer unbefangen die Maßregeln der Sittenpolizei betrachtet in Ländern, wo die Staatsüberwachung noch besteht, Der muß im Innersten empört sein durch die Herabwürdigung der Frau zur lebendigen Waare, die man einfängt, einregistrirt, untauglich für alles Andere macht, regelmäßigen Untersuchungen unterwirft, damit sie auch in gutem Zustande sei zum allgemeinen Gebrauch!

Es handelt sich hierbei um eine sehr wichtige Frauenfrage. Nicht, als ob wir dabei der Mithilfe edler Männer entbehren könnten — das Beste in der Welt entsteht aus den vereinten Kräften beider Geschlechter —, aber wir sind dabei am Nächsten interessirt. Es sind unsere Schwestern, die der Hilfe bedürfen. Und wenn wir geschützten, durch die Familienliebe starken Frauen uns ihrer nicht annehmen, — wer soll es thun? Laßt uns deshalb mit dem ganzen Reichthum unserer Liebe ans Werk gehen, der Frau ihre Freiheit zu erlangen!

London. Carola Blacker.

Neue Dividenden.

Auch die unübersehbaren Gebiete, auf denen nur Aktien angebaut werden, haben ihre Ernteschätzungen. Zuerst verheißt die Börse bei ihren Lieblingspapieren, von denen auch freilich so manche nach Wochen wieder ins Dunkel zurücktreten, je nach der Imagination hohe oder niedere Dividenden. Sodann erscheinen einige offiziöse Entrefilets, in denen übertriebene Meinungen etwas gemildert werden, und endlich wird in aller Form von einer soeben abgehaltenen Aufsichtrathssitzung gemeldet, in der die diesjährige Dividende nicht unter oder zum Mindesten mit so und so viel Prozent geschätzt wird. Von einer Feststellung kann ja so früh noch keine Rede sein. Solche Mittheilungen verdienen dann allen Glauben, wenn deutsche Unternehmen in Betracht kommen; wird aber etwas Derartiges von Wien gemeldet, es sei nun von einer Bahn, einem Bergwerk oder einer Bank, so soll man nicht vergessen, daß die Sirenentöne schon vor der Spekulation erfunden waren und gescheite Leute sich gegen solche Lockungen zu wappnen verstanden hatten. Diesmal haben wir ja das seltsame Schauspiel erlebt, wie Dividenden von 28 und 14 Prozent Kurse herunterdrücken konnten, nur weil eine ausschweifende Phantasie vorher annehmen wollte, daß die Höchster Farbwerke und die Chemische Fabrik Weiler ihre vorjährigen Erträgnisse noch stark erhöhen würden.

Die interessanteste Erscheinung bilden diesmal die vorzüglichen Abschlüsse der Banken; ein Beweis weniger für eine große Anleiheepoche als für das immer stärkere Hineinströmen fast aller Kommissionsgeschäfte in die Bureaux einiger großen Institute. Gegen umfassende Gesetzesverschärfungen kann sich eben nur der Mächtige wehren, den Anderen fehlen dazu die Mittel und auch die Organisationen. Paris, wo doch gewiß recht fleißig spekulirt wird, thut Dies unter den streugsten Börsenvorschriften, die sich der französische Rechtsgeist ausdenken konnte — gegen den deutsche Milde sich bekanntlich kaum sehen lassen kann —, und man frage nur bei den dortigen Banken an, wem da alle Kauf- und Verkaufordres zufließen. Auch bei uns ist Dies so rasch erkannt worden, daß eigentlich die Hälfte des ganzen Aufschwunges den Banken zu Gute kommt.

Die österreichische Kreditanstalt soll bis zu 23 Gulden vertheilen können; ziehen wir einen Gulden ab und sagen nur 22, so würde Dies ca. 14 Prozent ergeben, zum heutigen Kurse also noch über 5 Prozent, allerdings in Silber. Seit ihrem Bestehen hat die Anstalt schon fünfmal mehr als 14 Prozent vertheilt und unter 5 Prozent nur zweimal; im Jahre 1876 bei den schlimmsten Nachwehen des Krachs nur 1¼ Prozent. Der Kapitalist also, der seit 1856 eine oder mehrere Kreditaktien hingelegt hat, konnte im Durchschnitt jedes Jahr 9⅓ Prozent mit seinem Gelde machen. Bei diesem hohen Satz muß man hinzunehmen, daß dieses erste Institut des Donaureiches mit erlitten hat: die wirthschaftlichen Nachwehen der bewaffneten Intervention in den Donaufürstenthümern, des italienischen Krieges, des 1866er Krieges, des Krachs und der Konkurrenz der ungarischen Kreditbank, bei der doch nur ein Antheil von 40 bis 25 Prozent gesichert wurde. Und dennoch diese Elastizität. Man darf ruhig sagen, daß keine Mündelanlage in irgend einem Staatspapier, bei dem sich bekanntlich Konversion an Konversion drängt, eine gleiche Wertherhöhung auch nur entfernt erfahren hat. Außerdem noch eine Thatsache, die dem Laien nicht

Digitized by Google

gleich einfällt: Kreditaktien sind das einzige Papier, das zu jeder Zeit rasch verkäuflich bleibt. Das hängt allerdings mit den zahlreichen Börsen-Positionen nach oben oder nach unten zusammen, aber bei aller üblichen Verachtung der Spekulation —: es ist nun einmal so. Ich verbreite mich hier nicht über diesen Gegenstand, um nun Bankaktien thurmhoch über feste Renten zu heben, sondern nur um den Gedankengang der zahlreichen Kapitalisten zu illustriren, die seit einigen Monaten in das Bankengebiet mit hellen Fahnen eingezogen sind. Was der Kreditanstalt eigentlich bisher fehlt, ist die Pflege der Industrie im größeren Stile, sie hat immer nur ihr altes Gleise der großen Anleihen ausgefahren.

Die Diskontogesellschaft soll ca. 8 Prozent vertheilen können; Das wären 2 Prozent mehr als im Vorjahre. Ihre Gewinne resultiren aus der geschickten Leitung der Rothschildgruppe, die natürlich nicht von Berlin aus besorgt wird aus den anwachsenden Effektenaufträgen, aus der Besserung des argentinischen Marktes, jetzt wo die Bank von England die Baring-Bestände rein ausverkauft hat, und aus den Kurssteigerungen von wichtigen Montanwerthen, bei denen die Bank betheiligt ist und die sie natürlich nunmehr ungleich besser in die Bilanz einstellen kann. Industrie? Dies war bisher auch die Achillesferse des Hansemann-Institutes. Von der Dortmunder Union an, die es im ersten Jahr auf 12 Prozent und sodann immer nur auf kümmerliche Reste gebracht hat, befaß die Diskontogesellschaft für derartige Dinge fast stets eine unglückliche Hand. Sie hat sich zwar beeilt, in die neuerdings so beliebt gewordene Elektrotechnik einzugreifen, aber schon der Umstand giebt zu denken, daß sie sich dabei durch Denjenigen ihrer Gesellschafter vertreten läßt, der auch bei der Druckluft die technische Autorität vorstellen mußte. Trotz Alledem würde man seit 1856 mit Diskontokommandit durchschnittlich ca. 9½ Prozent gemacht haben. Notabene: es handelt sich hier um nicht weniger als 75 Millionen Mark Kapital und eine so ungeheure Summe konnte selbst in dem so ungünstigen Vorjahre, wo auf Konsortial 1,700,000 Mark abgeschrieben werden mußte, noch sechs Prozent ertragen. Man bedenke nur, wie sonst die Verzinsung im umgekehrten Verhältniß zum Kapital steht, wie ein Kaufmann mit etwa 25 000 Mk. im Geschäft einen ungleich höheren Prozentsatz erzielt als ein Anderer, der mit so leicht nicht zu dirigirenden Millionen operirt, — man bedenke Dies, um die ganze Uebermacht von organisirtem Großkapital zu erkennen. Denn heute ist es nicht mehr wie früher, wo neben den Banken auch zahllose größere Privatfirmen blühten; deren Verfall hat gerade die Banken höher und höher wachsen lassen. Bei der Diskontogesellschaft fallen übrigens noch die 24 Millionen Mark Reserven ins Gewicht, die, ohne an der Dividende Theil zu nehmen, doch mitarbeiten und mit vielleicht 3 Prozent Verzinsung zufrieden sein müssen.

Die Darmstädter Bank soll ca. 7 Prozent vertheilen können, also 1½ Prozent mehr als im Vorjahre. Da diese Bank das größte Kapital besitzt, 80 Millionen Mark, so ist Das eine sehr hübsche Verzinsung. Die Darmstädter Bank ist das einzige Institut, das in Nord- und Süddeutschland (Berlin und Frankfurt) fußt. Die diesjährigen Gewinne kommen aus der Besserung der portugiesischen Werthe, bei denen im Gegensatz zu der Trikupis-Störrigkeit doch schließlich eine Abmachung erzielt wurde, aus einigen günstigen industriellen Emissionen (z. B. von chemischen Papieren), aus den österreichisch-ungarischen Konversionen, aus dem altrenommirten und höchst umfangreichen Kommissionsgeschäft. Vertheilt wurden, wenn man die voraussichtliche Dividende schon ein-

Digitized by Google

rechnen darf, in den 41 Jahren zusammen 310,91 Prozent. Selbst die letzten schlechten Abschlüsse konnten noch immer über 5 Prozent ausschütten.

Damit wären die Banken besprochen, in deren Aktien Anlagen in weitem Maßstabe und von altersher üblich sind. Die Norddeutsche Bank in Hamburg, mit diesmal nur 4½ Prozent, hat ihr einheimisches ernstes Publikum vielfach verloren und die Allgemeine Kreditanstalt in Leipzig kommt aus dem Sächsischen nicht weit heraus.

Die Deutsche Bank soll wieder 8 Prozent geben, d. h. sie giebt nicht mehr als im Vorjahr, weil sie damals bereits sehr viel vertheilte. Dieses Institut muß an elektrischen Werthen aller Art und an dem Heißhunger der Kapitalisten nach diesen Werthen ganz außerordentliche Gewinne einkassirt haben, und da sie trotz aller Konkurrenz der letzten Monate noch immer die Vorherrschaft auf diesem Gebiete festzuhalten versteht, so läßt sich da noch von schönen Aussichten reden. Ihre Effektenordres müssen in dieser Zeit des Aufschwungs eine wahre Hochfluth erreicht haben, dagegen dürften die Verhältnisse in Ostasien wohl so manche Rückstellungen nöthig machen. Die Deutsche Bank hat seit 1870 (das Jahr 1893 bereits vorweggenommen) zusammen 200 Prozent vertheilt.

Die Nationalbank für Deutschland steigt trotz der griechischen Affaire von 4½ auf 6½ pCt. Das allgemeine Börsengeschäft, allerdings nicht immer für fremde Rechnung, ihre Betheiligung an Elektrizitätwerthen ꝛc. ꝛc., haben hier jedenfalls die Gewinne erheblich vergrößert. In neuester Zeit treten auch einige hübsche Sachen in Ungarn hinzu. Bezeichnend ist, daß seit dem überraschenden Aufschwung an allen Effektenmärkten von den so viel besprochenen Fusiongerüchten der Nationalbank mit keinem Worte mehr die Rede ist. Dies ist auch bekanntlich die Bank, deren Jahresbericht s. Zt. einer unwissenden Zeitungkritik unterlag; höchst angenehm für die Leute, die die Aktien gern billiger kaufen wollten.

Die Dresdener Bank und die Berliner Handelsgesellschaft werden ebenfalls sehr gute Dividenden geben. Sie sind an dem industriellen Aufschwung stark interessirt. Alle Institute, die zweiter Klasse fahren, die also weder Kapital noch Verbindungen ersten Ranges haben, bleiben hinter den genannten Erträgnissen doch sehr merklich zurück.

Es ist also doch die haute banque, die unwillkürlich den Hauptnutzen von der Zerkleinerung der Privatfirmen zieht. Ernst geht man ihr nicht einmal zu Leibe mit dem beabsichtigten Zwang, daß die Prospekte „richtig“ und „vollständig“ sein müßten. Wenn Herr Mendelssohn Herrn Witte um Vervollständigung seiner Angaben bitten muß, so riskirt er —, doch er riskirt Dies eben gar nicht. Da man aber Emissionen doch zu machen wünscht, so werden die Banken wohl einige Bänkchen kommanditiren, die dann die Anleihen herausgeben, jegliche Gesetzesunannehmlichkeit nach dem Muster der Sitzredakteure auf sich nehmen und sodann auch mit ihrem Kapitälchen die verlangte Haftung für viele Hundert Millionen übernehmen. Natürlich wären selbst die größten Banken nicht reich genug, solche Schäden schlimmstenfalls zu bezahlen, aber wenn das Gesetz nur erst solche Blender zu Paragraphen avanciren läßt, wenn nur erst der „Feind“ befriedigt ist, — das Uebrige findet sich schon.

Pluto.

Digitized by Google

Notizbuch.

Herr **Wilhelm Liebknecht** ist beinahe neunundsechzig Jahre alt. Er war an den achtundvierziger Unruhen betheiligt, floh zuerst in die Schweiz, ging dann nach England, begeisterte sich für Karl Marx und kehrte als dessen Vertrauensmann nach Deutschland zurück, um hier für die Internationale neue Anhänger zu werben. Er wurde zuerst aus Preußen und später aus der Stadt Leipzig ausgewiesen, war wegen Hochverrathes angeklagt und hat häufig im Gefängniß gesessen. Diesen Mann hat der sechste Wahlkreis der Haupt- und Residenzstadt Berlin zu seinem Vertreter im Deutschen Reichstag gewählt. Zu welchem Zweck? Damit Herr Liebknecht den Staat, die Gesellschaft und die in ihnen geltenden Autoritäten vor Anfechtung schütze? Das ist nicht gerade wahrscheinlich, denn für diese Aufgabe wären am Ende geeignetere Männer zu finden gewesen. Nein: Herr Liebknecht hat einen riesigen Stimmzettelhaufen erhalten, damit er den Staat, die Gesellschaft und alle geltenden Autoritäten so rasch und so gründlich wie irgend möglich ruinire. Das ist sein Beruf. Dieser Beruf ist ihm freigegeben. In diesem Beruf kann nach der Verfassung Niemand ihn hindern. Und in der Ausübung dieses Berufes sind seine Aeußerungen vor jeder gerichtlichen Verfolgung geschützt. Da, wo er seinen Beruf hauptsächlich ausübt, im Reichstag, ist aber auch das Sitzenbleiben ohne jeden Zweifel eine Aeußerung, also ein Willensakt von bestimmter Bedeutung. Es kommt vor, daß durch Aufstehen und Sitzenbleiben abgestimmt wird, und die Bewegung oder die Bewegungslosigkeit gilt dabei für Ja oder Nein. Herr Liebknecht hat demnach, als er beim Kaiserhoch sitzen blieb, in Ausübung seines Berufes eine Aeußerung gethan, die, selbst wenn sie sonst strafbar wäre, gerichtlich nicht verfolgt werden kann. So urtheilt der gesunde Menschenverstand und er fügt noch hinzu, daß der Abgeordnete Liebknecht ganz sicher nicht im Sinn seiner Wähler gehandelt hätte, wenn er in das Kaiserhoch eingestimmt oder sich mindestens bequemt hätte, die Empfindungen der Mehrheit zu schonen. Spitzfindige Juristen mögen in der Frage noch allerlei versteckte Finessen finden und zum Ueberfluß wieder einmal beweisen, wie selten die Gelehrtenjuristerei sich mit dem einfältigen Volksrecht deckt. Uebrigens hat ein Jurist, der Oberlandesgerichtsrath Roeren aus der Centrumspartei, in einer ausgezeichneten Rede den menschenverständlichen Standpunkt vertreten und der vom Reichskanzler Fürsten Hohenlohe eingebrachte Antrag des Staatsanwaltes ist mit 168 gegen 58 Stimmen abgelehnt worden. Die 58 Stimmen, die dafür waren, daß sofort die Anklage gegen Herrn Liebknecht erhoben werde, gehörten einem Theil der konservativen Partei, die erklären ließ, sie werde auf die Immunitätrechte der Abgeordneten verzichten, so oft der Verdacht einer Majestätbeleidigung vorliege. Das ist eine Ansicht, genau so gut und so ehrenwerth wie eine andere, nur ist sie im Rahmen der Verfassung nicht zu behaupten, denn deren dreißigster Artikel bestimmt, daß kein Mitglied des Reichstages zu irgend einer Zeit wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerungen gerichtlich verfolgt werden darf. Der Vater dieser Bestimmung ist Lasker, der ihr schon 1867 die Mehrheit des Abgeordnetenhauses gewann und sie später, als das Herrenhaus widersprochen hatte, durch einen Beschluß des Norddeutschen Reichstages allen einzelnen Landtagen aufzwingen wollte. Damals war Bismarck zwar bereit, die unbedingte Straflosigkeit für alle Angriffe gegen

Digitized by Google

Minister und Abgeordnete zu gewähren, die im Hause anwesend sind und sich vertheidigen können, aber er wünschte den gerichtlichen Schutz für die Privatehre eines Abwesenden, der sonst gegen Lästerungen völlig wehrlos sei. Trifft diese Einschränkung auf den jetzt so unendlich beschwatzten Fall zu? Braucht der Deutsche Kaiser gerichtlichen Schutz, weil Herr Liebknecht ihm keine Ovationen bereiten will? Der ganze Vorgang ist tief beschämend und die Leute, die ihn noch immer nicht zur Ruhe kommen lassen, scheinen ganz zu vergessen, daß auch außerhalb der deutschen Grenzen noch Menschen wohnen. Was soll man draußen über unsere Zustände denken, wenn man hört, daß die Frage überhaupt erst erörtert werden kann, ob eine Majestätbeleidigung in der Enthaltung von einer Huldigung liegt, deren höchster und einziger Werth die Freiwilligkeit ist? Die Sozialdemokraten versagen den Institutionen des Reiches die Anerkennung; sie haben sich vor dem Kaiserhoch immer entfernt, manchmal mit unanständiger Hast noch im letzten Moment, und es ist mindestens zweifelhaft, ob dieses Davonlaufen ein geringeres Aergerniß gab als das Sitzenbleiben.* Man kann sie zwingen, dem Kaiser Treue zu schwören und in das auf den Kaiser ausgebrachte Hoch einzustimmen; sie werden sich, weil der Zweck auch ihnen die Mittel heiligt, solchem Zwang fügen und vor den Genossen ihr Verfahren nicht zu bereuen haben; welchen Werth aber hätte diese traurige Komoedie? Nur schlechte Menschenkenner wähnen, das Verbotene, unter Strafe Gestellte, verliere an Reiz; dieser Irrthum war zur Zeit des ersten Menschenpaares begreiflich — und vielleicht wollte auch damals eine allwissende Psychologie nur die Lockung des Erkenntnißbaumes verdoppeln —, aber seitdem hat ihn die Erfahrung doch jedenfalls widerlegt. Und weil Politik nichts Anderes ist als auf die Bedürfnisse einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volkes angewandte Kenntniß der Menschen und der Geschichte, deshalb sollten Fehler wie die der letzten Wochen von gebildeten Politikern eigentlich vermieden werden. Die Herren Liebknecht und Singer haben ohne die allergeringste Anstrengung einen spottbilligen Triumph geerntet, sie werden als die Volkstribunen mit dem steifen Genick gefeiert, und wenn der alte Kämpe der Internationale gar seine siebenzig Jahre im Gefängniß vollenden müßte, weil er dem Kaiser einen Hochruf verweigert hat, dann wären der Sozialdemokratie wahrscheinlich wieder einige hunderttausend Stimmen gewonnen. Ist es denn wirklich so schwer, in so einfachen Dingen das Richtige zu treffen? Fürst Chlodwig zu Hohenlohe hätte dem Reich und dem Kaiser am Besten gedient, wenn er den Vertretern des deutschen Volkes gesagt hätte: „Wir haben geglaubt, Ihre Meinung darüber einholen zu sollen, wie Sie über so schroffe Anstandsverletzungen denken; der Kaiser aber hat, als er von diesem Vorhaben hörte, mir aufgetragen, hier zu erklären, daß er auf erzwungene Huldigungen nicht den allergeringsten Werth legt und sich mit der Liebe des freien Mannes begnügt, die den Herrscherthron sichert".

* * *

Graf Posadowsky-Wehner entwickelt sich. Als er ins Reichsschatzamt einzog, nannte die Zeitungweisheit ihn eine Null; jetzt zeigt er sich als so persönlichen Einer, daß er beinahe über die abhängige und unselbständige Stellung eines Untergebenen des Reichskanzlers hinauszuwachsen beginnt und die Prognose rechtfertigt, die ihm im August des Vorjahres hier gestellt wurde. Böse Menschen finden noch immer, daß sein soignirtes Benehmen mitunter an den Kaffeegrafen

Digitized by Google

Traft erinnert und daß er an kleidsamen Säulen manchmal allzu günstig wirkende Stellungen sucht. Aber: er entwickelt sich; er hat große Vortheile für sich: er war niemals Organisator von Bauernaufständen, niemals Bankdirektor, hat die Handelsverträge nicht vertheidigt, riecht nicht nach dem Welfenfonds und kann dennoch so geläufig reden wie die unbeliebtesten Staatssekretäre. Neulich hat er sogar eine sehr kluge und wirksame Rede über die Nothlage der Zuckerproduktion gehalten. Zwei Kunststücke gelangen ihm jedenfalls: er nannte den seligen Grafen Caprivi seinen hochverehrten früheren Chef und fand doch den reichlichen Beifall der Agrarier; und er trat für die Nothwendigkeit hoher Zuckerausfuhrprämien ein und es gab in der Manchesterei keinen allzu lauten Pressskandal. Das Zweite namentlich ist sehr merkwürdig. Graf Posadowsky kam uns eben aus Posen und weiß, daß da und in Westpreußen die reichen Kaufleute sehr stark am Wohlergehen der Zuckerindustrie interessirt sind und daß man auch mit überzeugten Freihändlern sich abfinden kann. Was beim Branntwein eine „Liebesgabe" heißt und als ein Auswuchs schnöder Interessenwirthschaft verurtheilt wird, Das brauchen die behenden Herren in Posen und Danzig doch nicht zu verschmähen, wenn es hübsch sacht und behutsam in ihre weiten Taschen rinnt.

* * *

Vor acht Tagen wurde Herrn von Boetticher hier nacherzählt, **die Entlassung des Fürsten Bismarck** habe der General von Caprivi gegengezeichnet. Das klang glaubwürdig, denn unter der veröffentlichten Urkunde stand der Name des Generals und es blieb nur unklar, wie die rechtliche Möglichkeit dieses Verfahrens geschaffen worden war; der Nachfolger kann doch eigentlich erst ernannt werden, wenn der Vorgänger entlassen ist, und so lange die Ernennung des neuen Mannes noch aussteht, kann die verantwortliche Gegenzeichnung nicht vollzogen werden. In den Hamburger Nachrichten ist dazu jetzt eine interessante Ergänzung mitgetheilt worden, die an anderer Stelle aus manchen Gründen unterdrückt werden mußte. Danach scheint es, daß unter der Urkunde, die dem Fürsten Bismarck eingehändigt wurde, die Gegenzeichnung vergessen worden ist, daß also der Empfänger noch heute im Zweifel darüber ist, wer für die Entlassung, zu der er am siebenzehnten März 1890 durch zwei Excitatorien gedrängt wurde, die politische Verantwortung trägt. In dem Artikel wird außerdem die durchaus einleuchtende Ansicht vertreten, der letzte Akt der Thätigkeit eines scheidenden Kanzlers müsse darin bestehen, daß er seine eigene Entlassung und die Ernennung seines Nachfolgers gegenzeichne, und von dieser Thätigkeit in extremis könne der Stellvertreter ihn nicht entlasten, weil dessen Machtvollkommenheiten mit dem Rücktritt des eigentlichen Amtsinhabers erlöschen. Das sind sehr unbequeme Erörterungen, denn die Ernennung und die Entlassung des Generals von Caprivi und später die Ernennung des Fürsten Hohenlohe hat Herr von Boetticher, der in den entscheidenden Augenblicken doch nicht mehr der Vertreter eines Reichskanzlers war, mit der Gegenzeichnung versehen. Aber, unbequem oder nicht: wir stehen vielleicht bald wieder vor einem Kanzlerwechsel und deshalb muß die staatsrechtlich sehr bedeutsame Frage entschieden werden, ob dem höchsten Reichsbeamten der letzte — und manchmal beinahe wichtigste — Akt seines Amtes entzogen und ob ihm damit zugleich die einzige Möglichkeit genommen werden kann, die Gründe seiner Entlassung dem Volke, von dem er scheidet, klar zum Bewußtsein zu bringen.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Dezember 1894.

Der Umsturz der Vernunft.

Wenn ein vornehmer und reicher Mann, dessen Gesundheit schon vor zehn Jahren erschüttert war, als Greis der Berufung in das höchste politische Amt folgt, dann, sollte man meinen, kann es auf die Frage nach den Gründen, die ihn dazu bestimmten, nur eine Antwort geben. Das Gehalt, das ein paar dreiste Schwätzer jetzt gar noch erhöht sehen möchten, kann einen Millionär nicht verlocken; der eitle Wunsch, seinen Namen in die Geschichte des Reiches zu bringen, kann für einen Mann, der auf eine achtbare politische Vergangenheit zurückblicken darf, nicht maßgebend sein; und selbst ein kaiserlicher Befehl, der mit dem aufmunternden Zusatz „Ablehnen giebts nicht" ertheilt wird, kann vor einer so gewichtigen Entscheidung den freien Willen nicht binden. Nur eine ausreichende und anständige Erklärung giebt es für einen so ungewöhnlichen Schritt: der Mann, der ohne Zaudern auf sein friedliches Greisenbehagen verzichtet, muß glauben, er könne seinem Vaterlande als Geschäftsführer nützlich sein, nützlicher jedenfalls als irgend ein anderer dem Monarchen genehmer Mann. Dieser Glaube kann einer Unterschätzung der aufgethürmten Schwierigkeiten oder einer Ueberschätzung der eigenen Kräfte entstammen; er bleibt dennoch ehrenwerth, selbst als Irrthum, wenn der Mann, der ihn hegt, nur überhaupt seinem Volke Etwas zu sagen hat. Das ist die Grundbedingung, der bei der freiwilligen Uebernahme einer bedeutenden Thätigkeit Jeder sich fügen muß; sogar ein bescheidener Publizist hätte auf öffentliche Achtung und Beachtung keinen Anspruch, wenn er, nur um Geld zu verdienen oder eine Rolle zu spielen, seine Artikel schriebe und im

Digitized by Google

Innersten nicht die — vielleicht irrende, aber beruhigende — Ueberzeugung trüge, er könne etwas Eigenes, selbst Gedachtes und selbst Gefühltes, den Aufmerkenden verkünden. Und weil ein Greis, der nach menschlichem Ermessen nicht mehr viel Zeit zu verlieren hat, Das, was er sagen möchte, kaum allzu lange zurückhalten wird, deshalb sah man vor ein paar Wochen mit berechtigter Spannung dem ersten öffentlichen Auftreten des neuen Reichskanzlers Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe entgegen.

Die Enttäuschung konnte nicht schmerzlicher sein. Ob im Reichstag einzelne Herren aus taktischen Gründen ihren Beifall forcirten, ob in der Presse gewissenlose Burschen ausschellten, nun sei dem deutschen Volke der berufene Führer gefunden: Das war und blieb gleichgiltig; nachgerade weiß auch der Einfältigste, was parlamentarische Demonstrationen zu bedeuten haben, und auch die Erkenntniß ist über den Kreis der Eingeweihten längst schon hinausgelangt, daß Leute, die sich durch eine erheuchelte Anhänglichkeit an Bismarck eine im Verhältniß zu ihren Fähigkeiten ungemein einträgliche Lebensstellung ermächelt haben, jetzt bei Zeiten da Anschluß suchen, wo später vielleicht Etwas zu verdienen ist; nur das Signalement dieser Leute fehlt noch und auch das wird nicht lange mehr ausbleiben, wenn sie ihr ruchloses Treiben fortsetzen und im Interesse ihres Geldbeutels weiter öffentliche Meinungen fälschen. Diesmal hat die Fälscherkunst gründlich versagt; der Eindruck der Rede, die der neue Reichskanzler verlas, war, in Verbindung mit den traurigen Vorgängen, die hier vor vierzehn Tagen geschildert wurden, zu tief und zu unzweideutig, als daß er aus dem Empfinden des Volkes gleich wieder hinweggebügelt werden konnte. Ein paar verständige Sätze über die Kolonialpolitik, die nun einmal nur einen winzigen Bruchtheil des Volkes interessirt, ein paar Artigkeiten an die Adresse der Centrumspartei, die in dem evangelischen Kaiserreich doch durchaus nicht den letzten und besten Ausdruck der politischen Gestaltung erblickt, und außerdem nur noch unverbindliche Allgemeinheiten, die jeder neue Minister der gierig gaffenden Menge servirt. Kein persönliches Wort, nicht die Spur einer individuellen Auffassung von den Pflichten und Lasten der Stunde; im Gegentheil: die Versicherung, daß „die meisten Gesetzentwürfe, die Ihnen vorgelegt werden, schon zur Zeit meines Herrn Amtsvorgängers beschlossen oder vorbereitet waren." Aus dieser Mittheilung ergeben sich zunächst zwei Fragen; erstens: war der Fürst zu Hohen-

Digitized by Google

lohe, der sich mit der inneren Reichspolitik amtlich noch niemals zu beschäftigen hatte, in der Lage, die Tragweite und die Konsequenzen der jetzt von ihm vertretenen Gesetzentwürfe im Detail sorgfältig zu prüfen? und zweitens: ist es möglich, daß zwei so verschiedene und von so verschiedenen Lebensbedingungen bestimmte Männer, ein Frontoffizier aus einem armen Bureaukratenhause und der Enkel eines alten und reichen Fürstengeschlechtes, auf wichtigen Gebieten zu so völlig gleichen Ansichten gelangt sein können, daß die Vorschläge des Einen auch dem Anderen noch als die geeignetsten Mittel zur Befriedigung der Volksbedürfnisse erscheinen? Die Antworten auf diese Fragen werden wohl recht verschieden ausfallen. Die beträchtlichste Frage aber, die das überraschende Erscheinen des neuen Mannes erst erklären könnte, ist bisher leider ganz ohne Antwort geblieben und noch heute weiß Niemand, was Fürst Hohenlohe sinnt und plant und was er an eigenen Gedanken seinem Volke mitzutheilen hat.

Diese Unsicherheit hemmt die nothwendige Auseinandersetzung. Man tappt im Dunkeln, sieht fast allgemein in Allem, was jetzt geschieht, flüchtige Erscheinungen einer Uebergangszeit, die bald festen Zu greifenden Gebilden Platz machen wird, und spart die Kräfte für kommende Kämpfe. Wofür oder wogegen soll man auch fechten? Niemand weiß, woran der müde Mann, den ein unbekanntes, aber gewiß nicht unedles Motiv an die Spitze der Geschäfte geführt hat, wirklich glaubt und was er etwa nur in falsch verstandenem Pflichtgefühl äußerlich vertritt, ob er übermorgen noch in seiner Stellung sein und welche Pläne sein Nachfolger enthüllen wird. So legt eine flaue Gleichgiltigkeit sich lastend auf die Gemüther und ein Fatalismus entsteht, der über die nächste Stunde nicht hinausdenken mag. Nur dieses Gefühl, dieses an die Zustände in fabelhaften Khalifaten erinnernde Dahindämmern, giebt die Erklärung dafür, daß gegen das Gesetz, das man mit einer abscheulich verhunzenden Wortbildung die Umsturzvorlage genannt hat, der entschlossene Widerstand sich noch immer nicht rüsten will. Wir verdanken dieses Gesetz, wie den Verzicht auf die Grundlage unserer Heeresorganisation und auf die tarifarische Selbständigkeit, dem Grafen Caprivi, dem Hüter des Rechts und der Freiheit, dessen Charakterbild dadurch auch für die annoch Zweifelnden wohl vervollständigt wird. Aber der Nachfolger des Ritterlichen vertritt dieses Gesetz und deshalb muß er, mag

Digitized by Google

er sonst auch ein harmlos friedfertiger Mann sein, mit unbarmherziger Rücksichtlosigkeit bekämpft werden, sammt seiner Gefolgschaft, sammt Allen, Großen und Kleinen, die ihn dabei unterstützen; denn dieses Gesetz, das mit dem einzigen Lichtstrahl vorläufig die von dem neuen Manne gewählten Wege erhellt, bedroht die ruhige Entwickelung in unserem Vaterlande mit einer Gefahr, deren vielleicht verhängnißvoller Umfang leider, wie es scheint, noch nicht überall genügend gewürdigt wird.

Man hat sich über die dürftige Begründung der Vorlage gewundert und die leere Rede boshaft glossirt, die der Staatssekretär Nieberding ihr nachsandte. Damit hat man den Verfassern der Motive und dem Chef des Reichsjustizamtes sehr Unrecht gethan. Diese Herren brauchen durchaus nicht zu den Gesetzgebern zu gehören, an die Montesquieu dachte, als er in einem der Perserbriefe schrieb: La plupart des législateurs ont été des hommes bornés que le hasard a mis à la tête des autres et qui n'ont presque consulté que leurs préjugés et leurs fantaisies. Vorurtheile und Launen mußten, wenn sie vorhanden waren, hier jedenfalls schweigen, denn die Gesetzgeber waren vor eine ganz bestimmte und deutlich abgegrenzte Aufgabe gestellt und nur die Sorge um die Begründung war ihnen gelassen. Im Grunde täuscht sich ja Niemand darüber: an eine Verschärfung und Erweiterung der Strafgesetze wurde ernstlich erst gedacht, als der Kaiser in Königsberg zum Kampf gegen die Parteien des Umsturzes aufgerufen hatte. Bis dahin waren die Parteien, denen man gewöhnlich Umsturzpläne zutraut, in nationalen Lebensfragen die sichersten Stützen der Regirung gewesen und gerade aus ihren Reihen waren dem leitenden General und seinen Gehilfen die rühmlichsten Hymnen erklungen. Da kam die auffällige Rede und nun mußte Etwas geschehen, mußte Eifer bethätigt werden; zwar hatte der Kaiser nicht von einer Paragraphencampagne gesprochen, zwar ließ die Thatsache, daß er zunächst den Adel zum Kampf aufgerufen hatte, nicht erwarten, daß nun der Staatsanwalt alarmirt werden sollte —: einerlei, den sozusagen regirenden Herren fiel, wie auch früher schon oft, nichts Schöpferisches ein und so griffen sie nach dem Bequemsten und Billigsten. Einen sozialen Heilversuch in großem Stil können produktive Naturen wagen, aber für eine Polizeigesetzgebung reichen auch Durchschnittsintelligenzen allenfalls aus. Und nun wiederholte sich das von den Handelsverträgen her höchst berühmte Spiel: zuerst

Digitized by Google

wurde die Aufgabe gestellt und dann mußten aus allen Ecken und Enden die Gründe zusammengestöbert werden. Das war diesmal wie damals nicht leicht; die ungemeine forensische Geschicklichkeit des Herrn von Marschall, der erst als Rundreisender die Süddeutschen für Schutzzölle entflammte und später zum eifernden Bekämpfer einer sogenannten agrarischen Begehrlichkeit wurde, ist nicht Jedem verliehen und doch wäre sie nöthig gewesen, um jetzt eine Erweiterung der Strafgesetze zu begründen, nachdem Jahre lang verkündet worden war, der große Kampf gegen die revolutionären Parteien sei, ohne die bedenklichste Beeinträchtigung der Allen verbürgten Freiheit, auf dem Boden des gemeinen Rechtes nicht durchzuführen. Herr Rieberding braucht sich des Mangels an solcher Geschicklichkeit gewiß nicht zu schämen; es mag ihm, der doch sicher ein gebildeter und geschmackvoller Mann ist, schwer genug geworden sein, die alten Geschichten von Bakunin und Krapotkin und dem verrückten Haus Most wieder einmal aufzutischen, — aber was blieb ihm sonst übrig? Die allein wichtige Behauptung, die jetzt geltenden Gesetze reichten zum Schutze der Ordnung und der Autoritäten nicht aus, könnte in einem Lande, wo jeder Kritik öffentlicher Zustände und Personen die allerengsten Grenzen gezogen sind, ja nur Heiterkeit wecken; man brauchte, um sie bündig zu widerlegen, nur die Strafliſten der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Redakteure hervorzusuchen, nur an den Gummischlauch-Prozeß zu erinnern, an den harmlosen Lümmel, der neulich, weil er ein paar Anarchistenversammlungen besucht und einen angeblich gefundenen Dolch nicht auf dem Polizeibureau abgeliefert hatte, auf ein Jahr ins Gefängniß geschickt wurde, und an die Thatsache, daß die erleuchtetsten Geister der Volksvertretung zweifelhaft darüber waren und blieben, ob die Ungezogenheit des Herrn Liebknecht und seiner Genossen eine strafbare Majestätbeleidigung sei. So unbequemen Erörterungen wollte Herr Rieberding sich selbst und die Sache, die er vertrat, nicht aussetzen und deshalb blieb er beim Alten, Guten, Bewährten. Der Spott, der ihn dafür traf, braucht ihn nicht zu bekümmern: selbst ein Mann von der Beredsamkeit und Gewissenlosigkeit eines Cicero könnte diesen Gesetzentwurf nicht wirksam vertheidigen.

Es giebt bei uns sehr viele wohlmeinende und mitunter auch kluge Leute, die so ungefähr denken: die Sozialdemokraten stellen sich nicht auf den Boden unserer Gesellschaftordnung; sie bilden einen Staat

Digitized by Google

im Staat, erheben Steuern, wo für den Fiskus nichts zu haben ist, und erklären offen, daß sie die bürgerliche Wirthschaft von Grund aus umändern wollen; sie bedrohen uns in unserem Besitzrecht, folglich müssen wir ihnen an den Kragen, bevor sie allzu mächtig geworden sind. Das ist der Standpunkt, von dem aus das unendlich komplizirte Ding, das man die soziale Frage nennt, ganz einfach als eine Machtfrage erscheint. Dieser Standpunkt des Besitzenden, der in Ruhe was Gutes schmausen will, wäre ganz bequem und ganz praktisch gewählt, wenn bei der unaufhaltsamen Proletarisirung immer weiterer Volksschichten sich der — gar nicht mehr so ferne — Zeitpunkt nicht ausrechnen ließe, wo die numerische Uebermacht bei den Besitzlosen sein wird, die schon heute die straffere Organisation und die stachelnde Sehnsucht nach — vielleicht trügerischen, aber lockenden — Idealen haben. Was dann werden soll, darüber zerbrechen die wohlmeinenden Leute sich nicht den Kopf und sie geben sich auch nicht einmal die Mühe, die Sache, die sie so obenhin rasch erledigen, gründlich kennen zu lernen. Sie haben den schärfsten Tadel für Jeden, der über Sportangelegenheiten redet, ohne von Pferden Etwas zu verstehen, aber sie urtheilen über Sozialismus und Anarchismus, ohne auch nur die Grundlagen dieser Bewegungen zu kennen; ein paar Parlamentsreden, ein paar Pröbchen gröblicher Zeitungschimpferei: Das ist so etwa das Gepäck ihrer Kenntnisse über die weitaus wichtigste Frage der modernen Kulturländer; die ernsthafte sozialistische Literatur haben sie nicht gelesen, mit einem leibhaftigen Sozialdemokraten haben sie niemals ausführlich gesprochen. So entsteht ihnen ein ganz falsches Bild, das noch mehr verzerrt wird, weil in Deutschland die einzelnen Kasten und Klassen so gut wie gar nichts von einander wissen, und so konnte der kindische Glaube aufkommen, die sozialdemokratische Bewegung sei von einzelnen Rädelsführern zum eigenen Vortheil künstlich inszenirt und sie werde verschwinden, wenn nur mit harter Faust rechtzeitig zugegriffen würde. Ehe solche Leichtfertigkeit, die neulich im Reichstag ihren erschreckendsten Ausdruck fand, nicht als eine Schande für jeden gebildeten Menschen gilt, ist Nützliches nicht zu schaffen. Wer heute öffentlich mitreden will, Der muß wissen, daß der Sozialdemokratie schon längst nicht mehr nur dumpfe Handarbeiter angehören, daß ihr Hunderttausende geistiger Arbeiter, Künstler, Gelehrte, Beamte, Lehrer, sogar Offiziere, ohne auf die Parteidoktrin

Digitized by Google

zu schwören, sehr nahe stehen und daß sie nicht ein künstliches Produkt ist, sondern das natürliche Ergebniß eines Zustandes, in dem das Geld der einzig giltige Werthmesser ist und in dem eine Millionenbevölkerung die Elemente der Bildung erlangt, ohne doch die Möglichkeit zu haben, diese Bildung so zu vervollständigen, daß sie mit der kleinen Schaar der Privilegirten den Kampf um die Selbständigkeit und um den Erwerb sicheren Besitzes bestehen könnte. Das gerade ist das völlig Neue an dem heutigen Zustand und dieses Neue muß man erkennen, bevor man gegen die offenbaren Irrthümer und Ausschreitungen der gefährlichen Propaganda einen Feldzug beginnt. Man muß auch wissen, daß die Sozialdemokratie von 1894 nicht die von 1878 ist. Das Ausnahmegesetz, das nach den schmählichen Attentaten auf den alten Kaiser und nach den Bandreden der Hasselmänner jede Regirung, auch die liberalste, gefordert hätte, hat, mag es noch so laut geleugnet und selbst vom Fürsten Hohenlohe „dahingestellt" werden, ganz sicher eine pädagogische Wirkung geübt; es hat die Sozialdemokratie nicht vernichtet und nicht überwunden, aber es hat sie gesittigt und sie gelehrt, daß der Sieg nicht so leicht und so opferlos ist, wie ihre hitzköpfigen Führer früher wohl wähnten. Ob es klug oder unklug war, das Gesetz aufzugeben, kann für den Augenblick gleichgiltig sein. Pädagogische Maßregeln haben immer nur für einen bestimmten Zeitraum Werth; ein Erwachsener ist mit der Ruthe nicht zu erziehen. Das Gesetz ist gefallen und — es giebt Schritte, die man nicht zurückthun kann. Noch jetzt werden manchmal donnernde Reden gehalten und sehr häufig pöbelhafte Artikel geschrieben — ganz natürlich, denn Keiner will den „Verräther" spielen und gelinde Saiten aufziehen —, aber die Fülle unserer Strafgesetze reicht, wie die Erfahrung lehrt, vollkommen aus, um verbrecherische Reden und Thaten sehr streng zu ahnden. Der Beifall, den Herr von Vollmar geerntet, und das Wehegeheul, das Herr Bebel angegestimmt hat, konnten beweisen, was alle mit den Verhältnissen Vertrauten schon vorher wußten: daß die Sozialdemokratie an einem entscheidenden Wendepunkt stand, daß sie aus dem blinden Dogmenglauben, der allmählich versagte, sich zu einer radikalen, aber vernünftigen Reformpartei herausmausern wollte. Oeffentlich wird Das zwar rundweg abgeleugnet, aber insgeheim geben die Führer selbst zu, daß ihre Macht von den herrschenden Klassen in der lächerlichsten Weise überschätzt, daß ihnen die unverständigste und wirksamste Reklame gemacht wird, und sie

Digitized by Google

freuen sich jetzt innig des neuen Gesetzes, das den drohenden Zwist erstickt, die Sektenbildung begünstigt und den verlöschenden Enthusiasmus ihres Gefolges zu hellen Flammen aufschürt. Warum auch nicht? An Genossen, die gern ins Gefängniß wandern und freudig einen für ihre Gewöhnung nicht allzu schmerzhaften Märtyrerruhm erwerben, ist niemals Mangel und jeder Märtyrer wiegt hundert unerfüllte Versprechungen auf. Ob Herr Miquel wohl ein Staatserhalter geworden wäre, wenn man ihn dazumal, als er Bauernaufstände organisiren wollte, eingesperrt und ihm am Ende gar noch die Ehrenrechte aberkannt hätte? Wahrscheinlich hätte ihn gegen die Gesellschaft, die sein irrendes Streben so grausam strafte, der wildeste Haß erfüllt und jedenfalls müßten wir auf die Freude, diese feinste Intelligenz jetzt am Bundesrathstische zu sehen, verzichten.

Vielleicht ist der Fürst zu Hohenlohe die noch feinere und namentlich die grader gewachsene Intelligenz. Von den öffentlichen Beurtheilern weiß es Keiner, kann es Keiner bestreiten. Einstweilen verschwimmt das Bild des Mannes im Nebel, aber das Werk, das er uns empfiehlt, obwohl es aus der Lendenkraft des Grafen Caprivi empfangen ist, steht in greifbarster und traurigster Deutlichkeit vor unserem Blick. Der Kanzler läßt verkünden, das Gesetz sei keineswegs ausschließlich auf die Sozialdemokratie gemünzt; Das ist richtig, — aber: wer erfährt denn den genauen Inhalt, wer prüft denn die einzelnen Bestimmungen? Das Gesetz wird, wenn es in Kraft tritt, im Gefühlsurtheil der Massen das ganze Odium des Ausnahmegesetzes tragen, es wird den sozialen Frieden gefährden, weil der grundlos jähe Uebergang von der Milde zur Strenge immer die leidenschaftlichste Erbitterung weckt, und es wird gegen die Gefahren, die es abwehren will, gänzlich unwirksam bleiben. Das sollte zu einer raschen und runden Ablehnung hinreichend sein, denn jedes Gesetz, das nicht nützen kann, muß auf die Dauer, schon durch die eigene Schwere, unbedingt hinderlich und damit also schädlich werden und jeder Lebenstag dieses besonderen Gesetzes bringt der Agitation der Parteien des Umsturzes, wie der Ausdruck nun einmal lautet, den allerwillkommensten Stoff. Aber es hat noch andere, nicht minder gefährliche Seiten: es bedroht jede muthige, jede rückhaltlose Kritik unserer Zustände, es giebt einer schlechten Regirung die Möglichkeit, jeden unbequemen Kritiker durch Anklagen mürbe zu machen und durch willkürliche Beschlagnahmen geschäftlich

Digitized by Google

zu ruiniren. Wir wollen einmal annehmen, daß wir heute eine gute Regirung haben; morgen kanns — wenn man überhaupt mit so relativen Begriffen arbeiten will — eine schlechte Regirung sein und die braucht sich an die noch näher zu betrachtenden Interpretationen der vorigen nicht zu binden. Gerade da, wo der Wechsel das einzig Beständige ist, muß dem Urtheil ein gewisses Maß von Freiheit unter allen Umständen gesichert sein. Was ist Freiheit? Gewiß nicht das immer gleiche Schema, in das der Liberalismus jede Nationalität und jede Kulturform einzwängen will. Benjamin Constant hat sie so definirt: La liberté n'est autre chose que ce que les individus ont le droit de faire, et ce que la société n'a pas le droit d'empêcher. Und Montesquieu hat vielleicht den Kern noch fester berührt, als er im Esprit des Lois schrieb: La liberté consiste dans la sûreté, ou dans l'opinion que l'on a de sa sûreté. Dieses Gefühl der Sicherheit vor willkürlich plumpem Zupacken ist heute nicht mehr zu entbehren und es ist nicht nur für die maßvollen Kritiker nothwendig; diese Maßvollen, die mit weißen Salben kuriren, haben noch nie Etwas erreicht, von Jesus bis auf Luther ist kein Großer jemals maßvoll gewesen und immer hat ein heißes, ein maßloses Temperament das Höchste bewirkt.

Ein Volk ist frei, wenn seine Einrichtungen seinen Bedürfnissen entsprechen. Wer heute die Freiheit, die der Kritik öffentlicher Zustände bei uns noch geblieben ist, einschränken will, Der giebt ein Gesetz gegen die Vernunft, Der hindert die Reformen, die noch immer das wirksamste Mittel gegen Revolutionen sind, und handelt genau so weise wie der jetzt wieder berühmte Cimbernhäuptling, der die Anstürmenden mit eisernen Ketten belastete. Damals wurden die Cimbern auf den Raudischen Gefilden geschlagen. Sollte Fürst Chlodwig zu Hohenlohe die behagliche Greisenruhe geopfert haben, um bei einer sicheren Niederlage der unglückliche Führer zu sein?

Digitized by Google

Mann und Weib.

So weit die sogenannte „Frauenfrage“ eine der wissenschaftlichen Bearbeitung zugängliche Seite hat, ist sie wesentlich eine Aufgabe der Anthropologie und Psychologie und löst sich in eine Reihe von Einzelnfragen auf, die sich namentlich auf die verschiedenartige Organisation und Beanlagung der beiden Geschlechter, auf die vielfach angenommene Minderwerthigkeit der weiblichen Organisation, auf die ebenfalls behauptete geringere Entwickelungsfähigkeit, die geringere „Variabilität“, des Weibes u. s. w. beziehen. In diesem Sinne hatte bereits Stuart Mill in seinem berühmten Buche über die „Hörigkeit der Frau“ auf die Nothwendigkeit einer den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Bearbeitung dieses Gegenstands hingewiesen; und so mußte auch, wie an früherer Stelle dieses Blattes*) von mir geschildert worden ist, das nach mancherlei Vorarbeiten von anderer Seite erschienene und mit großen Hoffnungen begrüßte Werk von Lombroso-Ferrero als der erste umfassende Versuch zur systematischen Bewältigung dieses schwierigen Problems gelten. Ich habe damals, nicht ohne Bedauern, auseinandergesetzt, daß und warum dieser Versuch, trotz dem gewaltigen Aufgebot der darauf verwandten Mittel und trotz (oder zum Theil auch wegen) der eigenartigen Genialität seines Haupturhebers, dennoch nicht — oder wenigstens bei Weitem nicht in dem gewünschten Umfange — geglückt ist. Es freut mich, heute an der nämlichen Stelle eine neue, in mancher Beziehung einen Fortschritt bedeutende Bearbeitung des selben Gegenstandes anzeigen zu können. Ein Buch von nur mäßigem Umfange, von dem Engländer Havelock Ellis verfaßt und unter dem Titel „Mann und Weib, anthropologische und psychologische Untersuchung der sekundären Geschlechtsunterschiede“ von dem bekannten Lombroso-Uebersetzer Dr. Kurella ins Deutsche übertragen.**)

Der englische Verfasser, dessen Name dem größeren Publikum bei uns noch wenig geläufig ist, der sich aber mit zwei fast gleichzeitig erscheinenden Werken auf das Vortheilhafteste einführt, steht durchaus auf den Schultern Lombrosos, dessen begeisterter Lobredner er ist und den er in der Vorrede zu seinem zweiten Buch („Verbrecher und Verbrechen“)***) als

*) S. Zukunft vom zweiten Dezember 1893.

**) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag, 1894.

***) Ebenda. Aus beiden Werken sind vor dem Erscheinen den Lesern der „Zukunft“ einzelne Abschnitte mitgetheilt worden.

Digitized by Google

den Kolumbus hinstellt, der einen neuen Kontinent für die Erforschung aufgefunden habe. Indessen ist er doch eben nicht der phantasievolle, hochtemperirte Italiener, sondern der etwas trocken verständige, kühl und nüchtern abwägende Landsmann Spencers und Darwins; und seine Lombroso-Begeisterung macht ihn denn auch keineswegs blind gegen die Schwächen und Unzulänglichkeiten seines Idols, über die er sich an einer Stelle seines eben erwähnten zweiten Buches sogar drastisch genug äußert. „Lombrosos Werk", heißt es da, „ist keineswegs vorwurfs- und einwandsfrei; sein Stil ist abrupt, sein Gedankengang zu stürmisch; er sucht zu eilig, zu Schlüssen zu gelangen, und es fehlt ihm dabei an nüchterner Kritik und an der Fähigkeit, die Thatsachen gegen einander abzuwägen." Wenn dieses Urtheil sich auch zunächst auf Lombrosos berühmtes Hauptwerk („l'uomo delinquente") bezieht, so gilt es doch in durchaus nicht geringerem, vielmehr noch in weit höherem Grade von dem Buche über das Weib, das sich zum Vergleiche mit „Mann und Weib" von Havelock Ellis unmittelbar darbietet.

Wir dürfen daher von Ellis eine unbefangene, vorurtheilslose Stellungnahme auch in allen den Fragen, in denen Lombroso bereits so entschieden Partei ergriffen hat, wohl erwarten, und wir finden uns in dieser Erwartung nicht enttäuscht. Seine Ergebnisse sind vielfach von denen Lombrosos ganz abweichend, in wichtigen Punkten diesen sogar diametral entgegengesetzt; und es sind diese abweichenden Ergebnisse nicht blos auf dem Wege neuer Untersuchungen, sondern zum Theil auch durch strengere kritische Nachprüfung des älteren Materials gewonnen. Das Ellissche Buch gewährt auf diese Weise allerdings eine weniger „interessante" Lektüre, es ist weniger eigenartig subjektiv, weniger originell ausgestaltet als das Lombrososche — es liegt mehr wissenschaftlicher Staub auf ihm —, aber man kann sich seiner Führung sicherer anvertrauen und es führt uns, was doch, die Hauptsache ist, wenn auch noch lange nicht bis an das erstrebte Ziel so doch immerhin diesem Ziele ein gutes Stück näher.

Besonders anmuthend wirkt die viel größere Zurückhaltung, die sich Ellis bei seinen Schlußfolgerungen aus dem beigebrachten Thatsachenmaterial durchgehends auferlegt. Dem minder Vorsichtigen droht hier namentlich eine gefährliche Klippe. Bei einer Betrachtung der „sekundären Geschlechtsunterschiede", d. h. der, abgesehen von den Geschlechtstheilen, hervortretenden anthropologischen und psychologischen Differenzen, geräth man allzu leicht in Gefahr, Unterschiede für wesentlich und fundamental zu erklären, die doch eben nur dem Einfluß verändernder äußerer Umstände, eines zurückgelegten langen Kulturweges, ihre Entstehung verdanken. Dieser Gefahr, Ursprüngliches und Künstliches in den sekundären Geschlechtsunterschieden mit einander zu verwechseln, hat Ellis mit eben so viel Ein-

Digitized by Google

ſicht wie Geſchicklichkeit durchweg auszuweichen verſtanden, — was, je nach der mehr oder minder verwickelten Beſchaffenheit der vorliegenden Probleme, bald verhältnißmäßig leicht, bald dagegen außerordentlich ſchwer war. Nehmen wir von Beidem ein Beiſpiel, das zugleich die Art der Elliſchen Behandlungweiſe klar machen wird: die Unterſchiede der Athmung und die der Sinnesempfindlichkeit bei beiden Geſchlechtern. Hinſichtlich der Athmung zeigt ſich bekanntlich bei den Angehörigen der „civiliſirten Raſſen“ eine ausgeſprochene ſeruelle Differenz. Männer zeigen im Ganzen den „abdominalen“ Athmungtypus (mit vorwiegender Inanſpruchnahme von Zwerchfell und Bauchmuskeln) — Frauen dagegen den „koſtalen“ Typus (mit hauptſächlicher Betheiligung der Bruſtmuskeln). Es geht nun aus vielen Beobachtungen hervor, daß es ſich hierbei keineswegs um eine natürliche ſeruelle Differenz, ſondern vielmehr um das Ergebniß einer künſtlichen Züchtung handelt. Der urſprüngliche Athmungtypus iſt bei Kindern beider Geſchlechter gleichmäßig abdominal, die charakteriſtiſche koſtale Athmungweiſe beginnt beim Weibe erſt um das zehnte Lebensjahr herum, und zwar hängt das Auftreten dieſes Athmungtypus offenbar mit den Einflüſſen beengender Kleidung, namentlich des Korſets und ähnlicher äußerer Athmunghinderniſſe, zuſammen. Von gewiſſer Seite iſt dieſe Auffaſſung freilich beſtritten worden; man hat auch in der koſtalen Athmung „ein durch Vererbung befeſtigtes ſekundär ſeruelles Merkmal des Weibes“ ſehen wollen. Ellis weiſt das Unrichtige dieſer Anſicht nach auf Grund zahlreicher ſehr genauer Verſuche mit graphiſcher (ſtethographiſcher) Aufnahme von Athmungkurven, wie ſie von W. Smith, Sewall, Kellog und Anderen theils an Korſets tragenden Weibern civiliſirter Raſſen, theils an bequem gekleideten Orientalinnen, Indianerinnen u. ſ. w. gemacht wurden. Alle Frauen, die ihre Taille nicht künſtlich verſchnüren, zeigen auch einen durchaus mit dem männlichen übereinſtimmenden (abdominalen) Athmungtypus; dagegen verhalten ſich Korſets tragende Weiber von Cherokeſen und Chickeſaw-Indianern nicht anders als civiliſirte Europäerinnen, und umgekehrt lieferten einzelne „civiliſirte“ Frauen, die (rarissimae aves!) niemals Korſets und enge Rockbänder gekannt hatten, ganz die ſelben Athmungkurven wie Chineſinnen und Yuma-Weiber. Hiernach können wir die Geſchlechtsunterſchiede der Athembewegungen bei civiliſirten Raſſen nur als das Reſultat einer künſtlichen Einſchränkung durch die gewöhnliche Frauenkleidung betrachten.

Auf die angeblich vorhandenen Unterſchiede der Sinnesempfindlichkeit beim Mann und beim Weibe hatte bekanntlich Lombroſo ein ganz beſonderes Gewicht gelegt. Auf Grund eines (wie ich in meiner früheren Beſprechung gezeigt zu haben glaube) theils ungenügenden, theils wenig zuverläſſigen

Digitized by Google

Materials war er zu dem Ergebniß gelangt, daß die Frauen im Großen und Ganzen eine geringere Sinnesempfindlichkeit besitzen, daß Tastsinn und Schmerzempfindlichkeit sowie auch die höheren Spezialsinne sämmtlich beim Weibe durchschnittlich minder entwickelt seien als beim Manne, — aus welcher Differenz dann wiederum überaus wichtige Schlüsse für die behauptete Inferiorität des Weibes in psychologischer Hinsicht hergeleitet wurden. Ganz anders Ellis; er gelangt nach einer Zusammenfassung des vorliegenden, durch ihn mehrfach bereicherten und ergänzten Beobachtungmaterials zu einem lediglich negativen Endergebniß. *Nichts berechtigt zu der Behauptung, daß das Material mit Sicherheit für eine absolute und allgemeine Ueberlegenheit eines der Geschlechter spräche.* Die einzige (scheinbare) Ausnahme (auf die ich auch schon in meiner Besprechung von Lombroso-Ferreros Buch hinwies) ist sogar zu Gunsten der Frauen, nämlich das Verhalten der Farbenblindheit; indessen diese Ausnahme ist, wie gesagt, nur scheinbar; die weit häufigere Farbenblindheit der Männer ist vermuthlich nur als eine Wirkung der weit größeren Variabilität des männlichen Geschlechts zu betrachten. Andererseits kann also auch von einer größeren Feinheit der Sinnesempfindung bei Frauen, wie man sie ehedem beweislos anzunehmen pflegte, nicht die Rede sein. Wahrscheinlich ist diese irrthümliche Meinung, wie Ellis zeigt, darauf zurückzuführen, daß man vielfach zwei Eigenschaften mit einander verwechselte, nämlich die Feinheit und Schärfe der Sinnesempfindung (*Sensibilität*) mit der Reizbarkeit, d. h. der Disposition, auf Sinnesreize zu reagiren (*Irritabilität*, oder — nach einem Vorschlage von Laycock — *Affektabilität*). Die zweite Eigenschaft nun ist bei den Frauen civilisirter Rassen öfter in sehr hohem Grade entwickelt, die daher, ohne eine besonders scharfe Unterschiedsempfindung für Reize zu besitzen, schon auf Reize von schwächerer Art mit Empfindung und Schmerz antworten. Man würde also (so weit eben die bisherigen Untersuchungen reichen) der Wahrheit näher kommen, wenn man sagte, daß bei Frauen die „Reizschwelle" für sensible Reize häufig niedriger, die Unterschiedsempfindung dagegen nicht besonders groß ist.

Mit gleicher Besonnenheit zieht Ellis auch seine Schlüsse auf dem wichtigen Gebiete anthropometrischer Befunde (der Körpergröße und Proportionen), wobei sich ergiebt, daß die sekundären Geschlechtsunterschiede sich nicht nur auf allgemeine Proportionen und Wachsthumsgesetze erstrecken, sondern auf jeden einzelnen Körpertheil, daß also „ein Mann Mann ist bis auf seinen Daumen, und ein Weib Weib bis in seine kleine Zehe". Als vollkommen feststehend ergiebt sich demnächst, daß das Weib früher reif ist als der Mann, daß beim Weibe die Entwickelunghemmung früher eintritt und daß, in Folge dieser beiden Umstände, *die Proportionen des Weibes*

Digitized by Google

die Tendenz haben, sich denen der Kinder und der Männer von kleiner Statur zu nähern. Dieser „jugendliche" Typus des Weibes ist ein fundamentales Merkmal und ein sehr wichtiger, wenn auch nicht der einzige Faktor für die Bildung der sekundären Geschlechtscharaktere. Ellis ist aber weit entfernt, daraus die Folgerungen zu ziehen wie Lombroso, der damit die morphologische Inferiorität des Weibes, sein Stehenbleiben auf niederer (kindlicher) Entwickelungsstufe, als bewiesen erachtet. Von einer höheren morphologischen Stellung eines Geschlechts dem anderen gegenüber kann nach Ellis überhaupt nicht die Rede sein. Im Gegentheil würde man weit eher gerade aus der Annäherung an den kindlichen Typus noch eine morphologische Ueberlegenheit des Weibes folgern können, da der kindliche Typus die wesentlichen unterscheidenden Merkmale der menschlichen Spezies besonders stark ausgeprägt, sogar (beim menschlichen Säugling) in übertriebener Form zeigt. Durch eine Verwirrung der Begriffe übersehen wir Das gewöhnlich und nehmen ganz ungerechtfertigter Weise an, daß der erwachsene Körper höher entwickelt sei als der kindliche, während doch, genau genommen, beim Menschen etwa vom dritten Lebensjahre ab alles weitere Wachsthum in gewisser Beziehung ein Hineinwachsen in Degradation und Senilität (affenähnlichen und damit verwandten senilen Typus) darstellt. Sehr hübsch bemerkt Ellis am Schlusse seiner vergleichenden Betrachtung des männlichen (mehr dem primitiven, pithekoiden und senilen Typus angenäherten) und des weiblichen Schädels: „Der Mann darf also, wenn er pharisäisch gestimmt ist, Gott danken, daß sein Schädeltypus so weit von dem kindlichen entfernt ist, und ganz eben so steht es dem Weibe frei, dankbar dafür zu sein, daß sein Schädel dem senilen Typus fernsteht". Aus dieser Auffassung heraus ergeben sich zugleich klarere und gerechtere Einblicke in die natürliche Stellung des Weibes, das keineswegs (wie Spencer und viele Andere uns glauben machen wollen) ein unentwickelter Mann ist — das vielmehr „die charakteristischen Zeichen des Menschenthums in deutlicherer Gestalt als der Mann trägt" und dessen konservative, zu geringerer Variabilität befähigende Tendenz eben dadurch kompensirt (man möchte fast sagen: gerechtfertigt) wird, daß es dem Typus, dem die menschliche Entwickelung zustrebt, am Nächsten steht. Wie übrigens das moderne Weib in seinen körperlichen Merkmalen (Schädel- und Beckenform) immer weiblicher wird, so nähert sich auch der moderne Mann, physisch wie geistig, allmählich dem weiblichen, d. h. eben dem menschlichen, Typus, wie denn nach Ellis schon heute der Gelehrte „sowohl physisch wie geistig eine Stellung zwischen der des Weibes und der des Durchschnittsmannes einnimmt". Also eine Art von allmählicher Feminisirung als Ziel der vorschreitenden Kulturentwickelung!

Digitized by Google

Die Schlußworte des goethischen Faust enthalten demnach, wie der feinsinnige Engländer mit Recht hervorhebt, eine von Denen, die sie citiren, wohl kaum geahnte biologische Wahrheit.

Nach Alledem bedarf es kaum der ausdrücklichen Erwähnung, daß Ellis jede Erörterung über eine vermeintliche „Inferiorität" des Weibes als „absolut unnütz und thöricht" zurückweist. Auch die intellektuelle Begabung von Mann und Weib ist nach ihm eine mindestens gleiche, wenn auch darum keineswegs gleichartige; sehr schön und treffend macht er vielmehr auf die auch hier hervortretenden Kompensationen aufmerksam und betont, daß eine Art, in der die der Mutterschaft vorstehende Hälfte einer allgemeinen Inferiorität der Lebensfunktion anheimfiele, sich wohl kaum erhalten, geschweige denn zu der besonderen und eigenartigen Stellung der Menschheit emporsteigen würde. Das Weib steht, wie Humboldt einmal sich ausdrückte, unter dem besonderen Schutze der Natur, seine Interessen sind mit denen der Natur mehr im Einklange; der Mann, der die Natur sich dienstbar machen lernte, hat auch die körperliche und geistige Unterjochung des Weibes zu erzwingen gewußt. Kriegerische, vorwiegend männliche Zeiten sind der Freiheit des Weibes und der Ausdehnung seiner Sphäre nicht günstig. Der „breitere und reichere Charakter der modernen Civilisation" eröffnet dagegen den Hoffnungen auf Entwickelung einer gleichen Freiheit für beide Elemente des Lebens, das männliche und das weibliche, einen größeren Spielraum. Mit diesem Ausblick in eine dem Weibe günstigere Zukunft entläßt uns der Verfasser, der in beredten Worten davor warnt, im gesellschaftlichen Leben feste, die Geschlechter sondernde Schranken zu errichten, und der dieser Warnung die beherzigenswerthen, auch auf andere soziale Bestrebungen der Gegenwart zutreffenden Wahrheiten hinzufügt: „Es ist durchaus unnöthig, übereifrig vor einer Versündigung gegen die Natur zu warnen; die Welt ist nicht so leicht umzustürzen und wir können mit völligem Gleichmuth den Versuchen sozialer Neubildungen und Anpassungen zuschauen. Derartige Bestrebungen sind entweder Bethätigungen eines gesunden natürlichen Instinktes, und dann kann der soziale Körper durch sie nur gewinnen, oder sie werden, wenn sie es nicht sind, das organische Leben der Menschheit nicht beeinflussen".

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Digitized by Google

Björnsons Romane.

Das Verhältniß Björnſtjerne Björnſons zu ſeinem Vaterlande ſteht in der literariſchen Welt Europas faſt einzig da. Ein ſolches Verhältniß kann wohl nur da entſtehen, wo die Geſellſchaft klein iſt und etwas außerhalb Europas gemeinſamer Kultur ſteht. (Maurus Jokai und Ungarn). Bekanntlich will Björnſon ſeinem Vaterlande keineswegs nur ein Dichter ſein, der unterhalten möchte und nur aus Liebe zur Darſtellung anregen und ſchildern will. Er fühlt ſich vielmehr gewiſſermaßen als Repräſentanten des Landes, ſeit er ihm den Nationalgeſang gegeben hat und ſelbſt zum Inbegriff nordiſcher Eigenſchaften, der vortrefflichen wie der weniger guten, geworden iſt; aber er fühlt ſich außerdem — und Das iſt in dieſem Zuſammenhange die Hauptſache — als Erzieher ſeines Volkes. Dies wirkt entſcheidend und beſtimmend auf die Produktion ſeiner letzten Jahre ein.

Frankreichs größte moderne Romandichter, Zola und Daudet, ſind Schilderer, — Schilderer im höchſten Stil; ſie halten den Spiegel vor die Arche Noah, die wir die moderne Geſellſchaft nennen. Einer der Hervorragendſten unter den jüngeren Dichtern Frankreichs, Paul Bourget, verſchmäht die Schilderung zu Gunſten der ſeeliſchen Durchforſchung, der Analyſe des Gemüthes der höchſten und gebildetſten Menſchen aus der ihm bekannten Geſellſchaft. Björnſon kann Beides: beſchreiben und unterſuchen. Aber ſeine dominirende Eigenſchaft iſt die eines Erziehers und darin unterſcheidet er ſich auch von einem Schriftſteller wie Alphonſe Daudet, deſſen Geiſt und Weſen ſonſt nordiſcher Empfindung am Nächſten ſteht, — vielleicht zumeiſt durch die Einwirkung von England. Daudet iſt dennoch der einzige Franzoſe, den mit Björnſon zu vergleichen lehrreich iſt.

Björnſon iſt Erzieher aus Beruf, er führt ſein Amt nicht nur mit Liebe und Luſt, nein, auch mit heiligem Ernſt und äußerſter Sentimentalität. Er iſt kein kalter oder ſatiriſcher Pädagoge, er iſt in ſeinen Schriften das große fühlende Herz, das die Herzen erzieht. Mit anderen Worten: er iſt als Erzieher des nordiſchen Volkes Seelſorger und betrachtet ſich ſogar da, wo er Romandichter iſt, als ſeines Vaterlandes großen, nationalen Beichtiger.

Um ihn beſſer zu verſtehen, muß man ſich erinnern: es giebt in der neueren Literatur und Kunſt drei Haupttypen von ſchaffenden Geiſtern.

Der erste, seltenste, vielleicht vornehmste Geist ist der, dem es gilt, sich ganz aus sich selbst zu entwickeln. Selbstentwickelung ist sein Wesen und seine Losung (Leonardo, Michel Angelo, Goethe). Der zweite Typus umfaßt die Dichter, die vor Allem ein Werk hinterlassen wollen, umfangreich oder klein, aber ein monumentales Werk (Robinson Crusoe, Paul und Virginie, Peter Schlemihl, Liebe ohne Strümpfe). Dem dritten Typus kommt es besonders auf die Wirkung des Werkes an. Dafür ist Voltaire ein großes Beispiel. Ich glaube — wohl zur Ehre des Menschen Björnson —, daß, fragte man ihn, was er als höchstes Glück betrachten würde: ein in jeder Richtung tadelloses und bleibendes Werk oder sein nordisches Volk als sein Werk doppelt so aufgeklärt und entwickelt, als er es vorgefunden, zu hinterlassen, er das Zweite wählen würde. Die Förderung des nordischen Volkes ist auch das Ziel, das er als Romancier vor Augen hat.

Den Geistern der ersten Klasse, deren Hauptziel Selbstentwickelung ist, macht es Beschwerde, der Nachwelt Werke zu hinterlassen. Das gilt nicht nur von den Zeitgenossen, sondern auch von den großen Meistern. Wie lange beschäftigte sich Leonardo mit La Joconde; wie wenig brachte er fertig! Welche Massen von Statuen ließ Michel Angelo halbfertig liegen! Wie oft hat Goethe Egmont und Iphigenie umgeschrieben! Sechzig Jahre lang beschäftigte er sich mit Faust. Diese Geister nehmen stets von Neuem die gleiche Arbeit auf. Zu diesem Typus gehören in unserer Zeit einige der feinsten Franzosen, Einzelne aus nervöser Zuneigung zu dem Absonderlichen, Andere, wie Bourget, in Folge universeller Kultureindrücke. Ihre Kunst zersetzt sich allzu leicht in Experimente und Kritik. Es schwebt ihnen die goethische Idee des Sichselbstentfaltens vor und sie bestreben sich, stets neue Seiten ihres Talents zu entwickeln.

Im Gegensatze hierzu nehme man Zola. Er thut nichts, um sich zu entwickeln und fortzubilden. Er sieht nur das Werk, er hat keine andere Idee als die: sein Werk so groß und mächtig, so reich, so lebendig wie möglich zu hinterlassen. Encyklopädistisch soll es werden, die ganze Lebensbahn in sich tragen; ein Kapitel — oder richtiger ein Roman — über die Arbeiter in der Stadt —, einer über die Minenarbeiter, ein anderer über die Macht der Geistlichkeit, ein weiterer über die Prostitution u. s. w. Der Traum hat in den früheren Romanen Zolas keine hinlängliche Rolle gespielt; darauf schreibt er schnell einen ganzen Roman über den Traum.

Die Männer der ersten Klasse schildern sich gern selbst als strebende, suchende Geister, die nach Bildung begehren (Wilhelm Meister). Die Männer der dritten Klasse, die Pädagogen, die Seelsorger, werden bestenfalls Freiheitapostel, zuweilen außerdem Poseurs, geben sich Haltung, sind häufig in hohen Stellungen. Von den Männern der zweiten Klasse ist Zola ein gutes Beispiel, man achte darauf, wie er sich selbst in seinen

Digitized by Google

Werken schildert. Er ist in Pot-Bouille der brave naturalistische Schriftsteller und Familienvater, der des Sonntags mit Frau und Kindern ausfährt. Er ist der ehrbare, unbeneidete, gutherzige Sandoz in L'oeuvre, — Sandoz ist der leichtverstellte Name für Zola. Ich sage nicht, daß Zola eine uninteressante Persönlichkeit ist. Aber ich sage: so sieht er sich und so wünscht er, gesehen zu werden. Er hat nicht den Ehrgeiz, nicht den Wunsch, anders, überlegener oder geheimnißvoll, vor dem Publikum dazustehen. Er ist nie der Freiheitapostel, nie der Verkünder der Wahrheit. Sein Werk soll zeugen, und für ihn sprechen, es soll reich sein und überlegen, das Werk — l'oeuvre!

Den Geistern der dritten Klasse ist die Kunst besonders ein Mittel, um auf den Volksgeist einzuwirken; sie ist das Material, das sie gestalten. Sie besitzen selten die höchste Verfeinerung, die Alles auf die Entwickelung der Persönlichkeit stellt. Sie verfolgen auch nicht das Ziel, alle ihre Werke zu einem großen, einheitlich gestalteten Ganzen zu entwickeln. Ziehen wollen sie das Volk, erziehen, einwirken und belehren.

Zu ihnen gehört Björnson, nicht Daudet. Dieser wirkte anfangs mit dem Rührenden. Kein Franzose ist so zart besaitet wie er; lange stand er unter den Franzosen als der fühlende Künstler. Er hat nichts von der Schroffheit, die häufig das Kennzeichen sehr großer Künstler ist. Sein Wesen zeigt von Anfang an eine einschmeichelnde Anmuth, — eine Eigenschaft, nach der viele dänische Schriftsteller gestrebt und die Einzelne erreicht haben. Er war von Mitleid erfüllt, ein Meister in der Kunst, dem Leser Thränen zu entlocken, und ein gerade so großer, ihn lachen zu machen. Weich, wie er war, schildert er das Widerliche und Abscheuliche nie anders als komisch. Dennoch zeigt er nicht geringen Muth in dem Bild, das er von seinen Landsleuten entwirft, und seine Landsleute im engeren Sinne sind die Provençalen, — ein Volk, das wohl so zahlreich ist wie irgend ein nordisches. Man denke an Numa Roumestan, an den Tambour aus der Provence und an die humoristische und für die Nationaleitelkeit doch so beißend charakterisirte Erzählung vom Tartarin von Tarascon. Ein Wort, das schlagend Alphonse Daudet kennzeichnet, ist das unübersetzbare: verve. Es will sagen: der innere Quell, das poetische Feuer, das glühende Beredsamkeit schafft. Er durchlebt seine Gestalten, er erzählt immer wieder seine Romane, ehe er sie niederschreibt. In diesem Schauspielerartigen liegt der Gleichheitpunkt mit Björnson. Er wird leicht sentimental und spöttisch, lobt und tadelt seine Figuren und bricht zuweilen selbst in seiner Erzählung durch. Anfangs vermischte er sogar Märchenfiguren mit wirklichen oder er sprach die leblosen Dinge, Pflanzen und Thiere, an. Hierin erinnert Vieles an englische und nordische Art.

Er fing geflissentlich kindlich an. Man lese in „Le petit chose" den

Digitized by Google

Abschied von Nimes: „Ich sagte zu den Platanen: Lebt wohl, meine lieben Freunde! und zu den Wasserbächen: Es ist vorbei, wir werden uns nicht mehr sehen! Im Garten war ein Granatenbaum, dessen hochrothe Blüthen sich in der Sonne entfalteten, ich sagte schluchzend zu ihm: Gieb mir eine deiner Blüthen, und er gab sie mir. Ich legte sie auf meine Brust, zum Andenken an den Baum." Das nennen die Franzosen mièvrerie, Zärtlichkeit, Zeugniß eines weichen Gemüthes und einer kindlichen Phantasie. Aber es erreicht nicht nordische Züge dieser Art.

In „Auf Gottes Wegen" (deutsch: Ragni) heißt es: „Vorwärts sagten Alle. Dort hinein in den Wald zog es Ragni, sowohl zu den Linneen als zu den heiligen Leuchtern und dem Sauerklee des Waldes; er stand wohl nur deshalb so tief drinnen. Und nun war Ragni dort, bei den Dreifaltigkeitblümchen im großen Familienkreise. Sie warteten Alle, sie zu sehen . . . ." Darüber noch volle fünfzehn Zeilen, dann folgt: „Wir haben Dich erwartet. Hier herrscht die intimste Heimlichkeit. — „Ach, laßt mich hören!" — Sei gütig! — „Das ist wohl das Einzige, wozu ich wirklich Anlage habe. Aber, wenn nun die Anderen nicht —?" „Laß, die Anderen sein, was sie wollen. Aber sei Du nur gut." — Nun verstand sie erst, daß sie ganz hineingerathen war, nun verstand sie, was am Stärksten war, die Dreifaltigkeitblümchen. Da entspinnt sich also ein förmlicher Dialog zwischen Menschen und Pflanzen. Hierin liegt ein sehr schöner Sinn: die herzergreifende Wirkung der Waldeinsamkeit. Die Ausführung ist freilich etwas weit und ausgedehnt. Sie erinnert an Andersens Märchen. Im Norden verletzt Das nicht in einem Roman. Die Spuren der Kindlichkeit, die man bei dem jugendlichen Daudet findet, erhalten sich dort bei dem Schriftsteller bis zur Grenze des Alters, ja darüber hinaus.

In Daudets ersten Werken findet man oft das Mitgefühl für eine gewisse Art von schwachen jungen Frauen in sehr sentimentalen Ausdrücken dargestellt. Er giebt einem jungen Mädchen, wie der kleinen Delobelle, eine poetische Beschäftigung, läßt es arm sein, unschuldig, liebenswürdig, sich selbstlos opfern, man fühlt, daß er das Mädchen in seiner Schutzlosigkeit liebt. Aber man erhält bei ihm nie den Eindruck eines für seine Frauengestalt enthusiasmirten Dichters, wie bei Björnson in „Gottes Wegen", wenn von Ragni gesprochen wird. Björnson läßt erwachsene Männer zu exaltirten und ein Wenig affektirten Kindern werden, wenn sie über Ragni sprechen. „Rendalen war an dem Tage guter Laune und sagte von ihrem Spiel, es läge wenig Kraft darin, dagegen ein Gesang, eine erotische Farbenanmuth, die oft unvergleichlich sei. Kallem wollte wissen, wie sie aussehe. ‚Dumm sieht sie aus!' schrie er, ‚Gott verzeihe mir, dumm! Die Stirn könnte sie retten, aber sie bedeckt sie mit Haar. Ich sagte es ihr: fort mit den Haaren, sagte ich. Auch die Augen könnten sie retten.

Digitized by Google

Aber niemals habe ich Jemand sich so seiner Augen schämen sehen.‘ ‚Hat sie denn — welche?‘ (eine etwas naive Frage). ‚Großer Gott, von den vieltönigen! Die meisten Augen singen unisono, höchstens zweistimmig, aber nur wenigen entströmen strahlende Accorde. Wenn sie aufsieht, während Du spielst, wirst Du es fühlen. Für gewöhnlich wickeln sie sich um die Tischfüße, bohren Löcher in die Ecken oder entzünden den Ofen. Zuweilen springen sie hoch die Wand hinauf wie eine Ratte, die nicht hinauskommen kann.‘“ Selten hat man wohl einen jungen Norweger so sprechen hören. Man glaubt den Dichter mit entzückten Sprüngen die junge Frauengestalt umkreisen zu sehen, man hört ihn, er stößt kurze, lyrische, piepsende Töne aus. So viel mehr Sentimentalität verträgt der Dialog im nordischen Roman als im französischen. Und diese Stelle hat keineswegs Anstoß erregt; man muß also glauben, daß sie der Volkseigenthümlichkeit und dem Geschmack entspricht. Und, bezeichnend genug: wenn ein junger Schriftsteller in Frankreich süßlich wird, ruft ihm sofort Publikum, Presse und Kritik zu: Dieses Sanfte und Sentimentale ist ja ganz gut, aber gewinne Kraft, werde Mann, befreie Deine Kunst von aller Sentimentalität! So sehen wir die französischen Schriftsteller, Einen nach dem Andern, erst Feuillet, dann Daudet, später Bourget, ihre Sentimentalität ablegen, die in Frankreich immer als Gefallsucht aufgefaßt wird. Anders im Norden. Publikum und Kritik werden von der Gefühllosigkeit der Schriftsteller verletzt, man stößt sich am Stolze eines Dichters, der die Empfindung stark zurückdrängt, man will des Dichters Herzblut sehen oder zum Mindesten sein nasses Taschentuch. Daudet reift aus der Sentimentalität von „le petit chose“ heran zum männlichen Ernste des „Nabob“ der „rois en exil“ und der „Sappho“, seines besten Werkes, eines Meisterwerkes von mustergiltiger Kunst.

Björnsons große Erzählungen sind weniger Romane als Epopöen. Sie haben die Unübersehbarkeit der Epopöen. Bei Daudet ist die Komposition immer völlig zu überschauen; er zeigt sich in diesem Punkte als ein echter Lateiner. Man erinnere sich der Einleitung zu „Sappho“, wo der junge Mann die Heldin die Treppen hinaufträgt. Die erste Etage nimmt er in einem Satz; ein Athemzug, glücklich fühlt er die zwei nackten Arme um seinen Hals. Die zweite Etage wird langsam erstiegen, ohne Vergnügen. Seine Bürde wird schwerer, er fühlt den Druck ihrer Metallspange in seinem Fleisch. Beim Ersteigen der dritten Etage stöhnte er wie Jemand, der ein Fortepiano schleppt. Sie sagte: Wie ich mich wohl fühle! Aber die letzten Stufen waren fürchterliche, unendliche, eine unendliche Spirale. Er trug nicht mehr ein Weib, es war etwas Furchtbares, das ihn würgte und das er am Liebsten mit Abscheu von sich geworfen hätte. Und Daudet schließt das Kapitel mit den Worten: Es war ihre ganze Geschichte, dieses Besteigen der Treppe in der frühen

Morgenstunde. Welche lateinische Einfachheit der Komposition und welche strenge, schematische Nacktheit! Im Vergleich zu solch einem Werk nimmt sich ein Roman von Björnson wie ein Urwald aus. Björnson ist üppig, weil er auf seiner Lyra sieben Saiten hat, aber auch Dank seinem ungeheuren Erinnerungvermögen. Sein Gedächtniß birgt alle die kleinen Zufälligkeiten, die Leben in eine Szene bringen.

Daudets „Sappho" ist ein frei stehendes Kunstwerk, gleichzeitig ist es jedoch als ein warnendes, gewissermassen pädagogisches Buch empfunden; darauf weist schon die etwas kindliche Widmung des Schriftstellers an seine Söhne, wenn sie zwanzig Jahre alt sein werden. Der Dichter sollte wohl selbst Seelenkenner genug sein, um zu wissen, daß sie es früher lesen, sobald sie erfahren haben, daß es diese Dedikation trägt. Aber dies pädagogische Element übt nicht den geringsten Einfluß auf die Komposition des Buches aus. Björnsons Romane sind dagegen durchaus pädagogische. Der erste behandelt fast ausschließlich Erziehung, der zweite ist geradezu ein Lehrgedicht. Er ist ein Einspruch gegen den theologisch moralischen Fanatismus.

Zwei Lebensanschauungen stehen hier einander gegenüber: die rein humane, die sich im Wirken für Andere erschöpft, und die religiös beschränkte, die zum unablässigen Verdammen anders Denkender führt, dadurch ringsum nur Unglück verbreitet, Unglückliche, wie die Träger dieser Lebensanschauung selbst sind oder werden. In diesem Roman ist die engbrüstige Religiosität bis auf den Grund erkannt. Vergleicht man ihn mit dem ernsten, aber nicht sehr gelungenen Roman Daudets „l'Evangéliste", der eine verwandte Tendenz hat, so empfindet man den weit tieferen Einblick Björnsons in das Wesen des Protestantismus. Es ist ein pädagogisches Buch, aber keins für die geistig Entwickelteren, sondern für Solche, die einer Stütze gegen den Fanatismus bedürfen. Es ist ein Buch für das Volk, theils für die Ungebildeten und Unentwickelten, theils für die sogenannten Gebildeten geschrieben, die für Dichter am Besten gar nicht in Betracht kommen sollten. Auf sie macht doch nichts Eindruck.

Es wird sich nun zeigen, wie der pädagogische Charakter des Buches (d. h. sein Charakter als Buch für große Kinder) Anlage und Wesen aller darin vorkommender Personen bestimmt.

Als eine Polemik gegen den Dogmenglauben giebt es natürlich den Dogmengegnern stets Recht und den Anhängern stets Unrecht. Unsere nordische Kultur ist noch nicht so hoch, daß die religiös Freisinnigen es wagen dürfen, einen dummen oder komischen oder moralisch bornirten Freidenker zu schildern. Eine Gestalt, wie der lächerlich atheistische Apotheker in Flauberts „Madame Bovary" ist ein Beweis von Frankreichs hoher Kultur. In der großen, geistigen Gemeinschaft, wo der Kampf gegen den Dogmenglauben längst ausgefochten ist, kann man frei schildern; in unserer

Digitized by Google

kleinen Gesellschaft muß man befürchten, der guten Sache zu schaden. Der Kampf gegen den Dogmenglauben läßt sich jedoch sehr gut künstlerisch verwenden; nur erhält man in „Gottes Wegen" nicht den Eindruck des rein Künstlerischen. Man erinnere sich des Gesprächs über Simson. Erstens wird darin geschildert, wie ein junger Theologe bei einer solchen Unterhaltung empfindet. Weiterhin merke ich die Absicht des Dichters durch, dem Leser Untersuchungen Steinthals und seiner Jünger über die Simson-Mythen mitzutheilen; Das wirkt unleugbar etwas unkünstlerisch. Diese Untersuchungen wurden unserem Norden zu Beginn der siebenziger Jahre in der neuen dänischen Monatsschrift mitgetheilt; im Roman werden sie mit einer gewissen dogmatischen Sicherheit vorgebracht, die Bibelkritiker wenden dagegen oft das Wort „vielleicht" an. Man fühlt durch die Darstellung, scheint mir, die Freude des Dichters am rein Stofflichen. Doch die Hauptsache ist, daß dieser Kampf wider den Dogmenglauben dem entwickelten Leser kein Interesse bietet, weil er für ihn schon ausgefochten ist. Es ist interessant, dem Sturmlauf eines Mannes zur folgen, der mit einem Mauerbrecher Mauern einreißen will. Aber sehen wir ihn mit seinem Mauerbrecher auf eine Portiere losstürmen, so wird der Anblick sofort weniger interessant.

„Auf Gottes Wegen", ist was die Franzosen einen Roman à thèse nennen. Er will gewisse Sätze einprägen: die Wege der braven Leute sind Gottes Wege; Gottes Wille ist keine Formel; Gerechtigkeit und Liebe sind der Kern des Christenthums; nicht der Glaube ist das Erste, sondern das Leben. Das sind große Wahrheiten, aber sie sind fast allzu wahr, weil sie eben nicht mehr neu sind. Das zweite Moment im Kampfe gegen den Fanatismus ist der Einspruch wider bornirte und gehässige Urtheile in Dingen, die das Verhältniß zwischen Mann und Frau betreffen, Ehe, Scheidung u. s. w. Da der Dichter nun einer sehr beschränkten Gesellschaft gegenübersteht, die so ungebildet ist, daß sie bei der geringsten Verwegenheit aufschreien würde, und da er es nicht mit der Gesellschaft verderben, sie vielmehr gewinnen und erziehen will, so fängt er nothgedrungen mit dem A B C an. Er legt die Verhältnisse so zurecht, daß selbst die Beschränktesten günstig gestimmt werden müssen. Es gilt den Beweis, wie ein Freidenker eine Ehe brechen und doch ein braver Kerl sein kann. Deshalb muß die Ehe, die gebrochen wird, so werthlos wie nur irgend möglich sein. Wir sehen daher einen Ehemann, der der reine Kadaver ist: er ist lahm, er ist blind, er kann weder denken noch sprechen, weder gehen noch sehen. Und um ihn ganz widerwärtig zu machen, ist er durch eine Geschlechtskrankheit, die man in der Regel als Folge eines ausschweifenden Lebenswandels ansieht, lahm und blind geworden. Seine Bezeichnung im Buche ist: ein verdorbener Fleischklumpen. Weiter: um den weiblichen Theil doppelt unschuldig erscheinen zu lassen,

Digitized by Google

ist die Frau, die dieser Mann an sich gefesselt hat, ein Kind von siebenzehn Jahren; sie weiß nicht, was die Ehe bedeutet; sie hat die Stellung ihrer verstorbenen Schwester im Hause übernommen; über ihrem Verhältniß zu Sören Kule liegt überdies ein undurchdringlicher Schleier. Sie ist also unschuldig, ein furchtsames und eingeschüchtertes Kind, aber sie ist außerdem unwiderstehlich. Daher sehen wir Rendalen auch sofort in sie verliebt werden; doch zieht er sich — unwahrscheinlich, aber zur großen Ehre der Erblichkeitstheorie — zurück, weil in seiner Familie Geisteskrankheit herrscht. Es scheint demnach der Auflösung der Ehe nichts im Wege zu stehen. Aber da sind noch die Kinder. Doch hier findet der Dichter leicht einen Ausweg. Aus einem früheren Buche erinnert er sich der Musterschule der alten Frau Rendal. Ragni weiß, daß die Kinder dort eine viel bessere Erziehung als von ihr erhalten können. Alles ist nun in Ordnung. Der Mann ein Fleischklumpen, die Frau ein Engel, die Kinder besser als zu Hause untergebracht.

Die Mißbilligung des Lesers könnte nur noch dadurch erregt werden, daß Kallem und Ragni vor Schließung der neuen Ehe sich zu sehr nähern könnten. Aber der Dichter bewacht sie so ängstlich, daß er den Liebhaber nach einer einzigen Umarmung seine ganz passive Geliebte nach einer amerikanischen Universität schicken läßt. Wenn das Weltmeer zwischen den zwei Liebenden liegt, wie in den alten Sagen das gezogene Schwert, so ist die Moral ganz gewiß gerettet.

Nach diesen Voraussetzungen läßt nun Björnson, um den Fanatismus in das grellste Licht zu stellen, das Paar vom sozialen Bann getroffen werden. Die Pharisäer zeichnen sie, die Kälte und das Verdammungsurtheil der Verwandten giebt sie preis, sie werden Zielscheiben der Roheit und die junge Frau besonders Zielscheibe der Verleumdungen. Sie kann in ihrem Hause weder allein mit einem Manne reden noch sich mit einem Anderen auf offener Straße sehen lassen, ohne in näherer Beziehung zu diesen Männern gebracht zu werden, die sie doch sogar nur widerstrebend, auf Wunsch ihres Eheherrn, eingeladen hat. Ja, ihre Umgebung, die Verwandten an der Spitze, lassen ihren ersten Mann kommen, damit sie ihn täglich als Nachbarn vor Augen hat. So bricht denn ihre schwache Widerstandskraft. Sie wird von der Schwindsucht ergriffen, ihrem glücklichen Heim und dem Manne, der sie vergöttert, entrissen. Hätte sie nur einen einzigen Fehler begangen, sich gegen ihren ersten Mann versündigt, ihre Kinder vernachlässigt oder gar vor dem offiziell angegebenen Zeitpunkt ihrem zweiten Manne angehört und würde doch von dem Dichter vertheidigt und entschuldigt, so strebte er wenigstens danach, für eine intelligente oder halbintelligente Ansicht des Unerlaubten zu kämpfen, und wir träfen hier nicht wieder den Mauerbecher vor der Portiere; aber nein! Die Verleumder sollen gerade um so brutaler erscheinen, weil das Wesen des Paares schneeweißer Unschuld gleicht.

Digitized by Google

Aber gleichzeitig sollen und müssen die Verleumder in ihrem innersten Wesen selbst gut, rein und edel sein. Denn welche Lehre kann daraus gezogen werden, daß schlechte, rohe Menschen durch moralisirende und gehässige Urtheile brave Menschen unglücklich machen und schuldlose Frauen ins Grab bringen? Nein, soll die Abscheulichkeit des Fanatismus bewiesen werden, so muß man erkennen, wie er den Rechtssinn wohlmeinender Menschen verwirrt. Und soll die Ueberlegenheit der neuen Lebensanschauung bewiesen werden, so muß es gegenüber braven Leuten geschehen, die sich zu der alten Lebensanschauung bekennen. Darum begegnen wir dem gleichen Naturell bei Opfer und Henker. Bruder und Schwester entwickeln sich trotz großer geschwisterlicher Aehnlichkeit verschieden unter verschiedenen Lebensanschauungen, der Bruder zu einem Wohlthäter für weite Kreise, die Schwester zur Engherzigkeit gegen Andere und gegen sich selbst. Und da nun die Verleumder, im Grunde genommen, gerade so brave Leute sind wie die Verleumdeten, so ist die Möglichkeit einer Bekehrung gegeben.

Außerdem handelt es sich darum, der Stärke und Fähigkeit der neuen Lebensanschauung zum Siege zu verhelfen. Die wissenschaftliche Lebensanschauung, in Kallem verkörpert, muß immer siegen. Es ist ungefähr wie in den alten Heldenromanen, wie in Monte Christo. Der Held blieb immer Sieger; sogar aus einem unterirdischen Gefängniß entwich er und seine inneren Hilfsquellen sind unerschöpflich. So auch Kallem. Wo das Leben nicht, wie hier im Roman, pädagogisch geordnet ist, schlägt wohl selbst einmal einem ausgezeichneten Arzte eine Kur fehl. Aber Kallems Unternehmungen glücken alle. Er ist nur gegenüber galoppirender Schwindsucht und Krebs machtlos. Er kurirt, hypnotisirt, er operirt; stets mit Glück. Er heilt Trunksucht, Aberglauben, verschwiegene Sünden. Das versoffene Ehepaar Sören und Anne wird im Nu unter seiner Behandlung zu tüchtigen Leuten; Maurer Andersen hätte er gerettet, wenn die Dazwischenkunft des Priesters ihn nicht getötet hätte — eine ernste Lehre! Er operirt Sissel und Oberst Bajer mit Glück und zuletzt auch den einzigen Sohn seiner feindlichen Verwandten, sammelt glühende Kohlen auf ihr Haupt — welche neue Lehre!

Dies Alles verlangt der pädagogische Grundgedanke. Es ist nicht rathsam, eine Operation Kallems mißglücken zu lassen. Und wie das artige Kind vom Glück getragen wird, so sieht das unartige Kind sein Unrecht ein. Die Schaden stiftenden Menschen werden zuletzt im Innersten weich.

Der Dichter scheint nicht die vollen Empfindungen von der schroffen Unzugänglichkeit des allein stehenden Menschen zu haben und scheint nicht die Undurchdringlichkeit der Beschränkten zu kennen, die meist härter werdende Verstocktheit, die die Anderen nicht versteht und nicht verstehen will. Freilich hat man selten Gelegenheit, ein einziges Kind zu retten.

Zur Pädagogik kommt nun alle Gelehrsamkeit auf botanischem, medizinischem und theologischem Gebiete. Alle diese lateinischen Pflanzen-

Digitized by Google

namen, diese unnütze medizinische Genauigkeit, eine Genauigkeit, die sogar oft dilettantisch ist. Es wird von „Blutpfropf-Tromben" gesprochen! Bei dieser Ausführlichkeit in der medizinischen Technik — eben so ist es, wo der Roman sich mit Theologie beschäftigt — hat man den Eindruck, als wolle der Dichter neue wahre Gelehrsamkeit verbreiten. Nicht, daß er gerade mit neuerworbenen Kenntnissen prunken will, aber er empfindet eine naive, fast seminaristische Freude, sein Wissen an den Tag zu legen. Ein Lehrgedicht, wie ich schon sagte.

Was ist nun die unmittelbare Folge einer solchen Darstellungform? Ganz einfach: daß der Leser nicht den überzeugenden Beweis des Lebenswahren erhält. Und Das kommt daher, daß der Schriftsteller wohl die Idee zu seinem Werke dem selbst Geschauten, dem selbst Erlebten entnommen hat, daß er sich aber in der Ausführung stets hat von der Erwägung leiten lassen, ob das nordische Volk das Gesagte auch hören, auffassen und sich einprägen könne; deshalb versucht er, seine Lehren dem Leser auf die eindringlichste und überzeugendste Weise einzuprägen. Daran liegt es, daß die wirklich schönen, die ganz wahren, die ergreifenden Theile dieses Buches diejenigen sind, die nichts mit der Belehrung, mit der Tendenz zu thun haben: der Abschnitt aus der Schulzeit, wie Kallem, dem der Vater auf den Fersen ist, den Weg nach „Store Tuft" trabt; eine ähnliche Wanderung im Schnee, wie Kallem als erwachsener Mann zum Ball geht und den fast erotischen Tanz mit seiner Schwester tanzt; aber zuvörderst die beste Szene und Szenerie des Buches, der Morgen nach der Ankunft des jungen Paares in ihrem Heim in Norwegen, diese schöne Schilderung, wie sie die Fenster öffnen, um die frische Luft und herrliche Aussicht zu genießen, endlich das Verlangen, daß die junge Frau ein Sturzbad nehmen soll, und der nun folgende kühne Zug. Das wirkt wie Leben, nicht wie Lehre. Und das Leben bedeutet (auch in Romanen) mehr als die Lehre. Nicht nur der Glaube, wie in diesem Buche gepredigt wird, ist nicht das Erste. Auch nicht die Seelsorge ist das Hauptsächlichste. Auch nicht die Verkündung der Sittlichkeit. Das Leben selbst ist das Erste, das Leben in seiner wilden Unschuld, die so selten in den Büchern der alten Generation gedeiht.

Hier, wie in „Leonarda", wie im „König", dreht sich die Handlung meist um das fanatische Morden des guten Rufes einer Frau, die nichts verbrochen hat. Es ist eine schöne und humane Idee, zu der Björnson immer wieder zurückkehrt.

Auch der „König" ist eine rein pädagogische Arbeit. Sie ist als ein Einspruch wider die Königsmacht gedacht und empfunden und trägt daher geringen Wirklichkeitcharakter. Man glaubt nicht, daß Solches geschehen ist oder geschehen könne. Als Gegenstück nehme man den feinsten, witzigsten Angriff gegen das Königthum, den man in der nordischen Literatur findet,

Digitized by Google

Milla Engels Brief an Nora über den Besuch auf Sofiero in „det flager". Hierin liegt gewiß auch eine unverkennbare Tendenz, aber sie geht ganz in der Schilderung der Wahrheit auf. Ich betrachte diesen Brief als eines der meisterhaftesten Kapitel, die Björnson jemals geschaffen hat. Zu dieser Vollkommenheit finde ich in „Auf Gottes Wegen" kein Seitenstück.

Aber als Gegensatz zum „König" betrachte man Alphonse Daudets Roman „les rois en exil". Auch dieses Buch ist ein Angriff auf das Königthum, wohl nicht so bar allen Respektes vor dieser Macht wie bei Björnson, aber mit dem großen Unterschiede, daß der Leser den bestimmten Eindruck erhält, daß Alles geschehen ist. Er glaubt daran. Die Grundidee in „les rois en exil" ist, daß das Königthum im Absterben liegt. Aber das Buch will den Leser nicht zu dieser Vorstellung erziehen. Es schildert zum Beispiel nicht einen Royalisten und einen Republikaner, die einander bekämpfen; man sieht keinen Royalisten, der sich an den monarchischen Gedanken klammert und nach und nach seinen Glauben verliert; keinen Republikaner, der als Feind der Gesellschaft betrachtet wird und dennoch Aufklärung Seelengesundheit u. s. w. verbreitet. Eben so wenig tritt hier ein König auf, der, ideal veranlagt, selbst die Idee des Königthums kritisirt, dessen Vergänglichkeit beweist und sich lieber tötet, als in der monarchischen Atmosphäre von Schmeichelei und Lüge zu leben. Das ist unwahr und Daudet schildert nicht das Unwahre. Man glaubt an Das, was hier geschieht, weil man fühlt, daß man unter gleichen Verhältnissen eben so handeln würde.

Denn einen anderen Maßstab haben wir ja nicht. Was würde ich thun, wenn ich Fürst wäre, Weib, Arbeiter in dieser und jener Lage, hat der Dichter gesagt. Was würde ich thun, wenn ich in der Situation stünde, fragt unbewußt der Leser, und wenn er schweigend antwortet: „Ich würde eben so handeln", so hat der Dichter gewonnenes Spiel. Fühlt er jedoch, daß er unter keinen Umständen oder in keiner Verwandlung so gehandelt oder gesprochen hätte — wie dem Klavierspiel erotische Färbung untergelegt oder ein Paar blaue Augen mit vierhändigem Klavierspiel verglichen hätte —, so wirkt das Buch auf ihn nicht wahrheitgetreu. Aber dieser Wirklichkeitglaube stellt sich dann nicht ein, wenn der Schriftsteller dem Leser nicht nur seine Grundanschauung mittheilen, sondern moralisirend auf die Massen wirken, die Jugend erziehen und die Gegner dazu bringen will, auf seine Grundideen einzugehen, indem er ihnen das Leben in dieser minder abstoßenden Form schildert. Denn dadurch wird das Leben in Formeln geschnürt und diese Formeln verstimmen.

Björnsons großen Romanen schadet sein kräftiges freies Wirken, das stets auf ein pädagogisches Ziel gerichtet ist. Und doch lohnt es sich nur deshalb, Björnson gerade als Romanschriftsteller zu betrachten. Daß er

als Romancier Pädagoge wurde, liegt in seinem Naturell und im Klima seines Vaterlandes. Einerseits liegt es in seinem reichen und vollblütigen Naturell, andererseits in dem norwegischen Moralklima, daß er sich in der formlosen Romanbildung so ausnehmen mußte. Er folgt hier dem selben freien Drange, der durch seine zahlreichen Zeitungartikel klingt; er entspringt seinem Hange, überall das Wort zu ergreifen.

Björnson hat erst spät und, wie mir scheint, widerstrebend mit der Romandichtung begonnen. Ich erinnere mich, daß, als ich vor zehn Jahren oder früher ihn dazu aufforderte — meist aus praktischen Gründen —, er sich höchst unwillig über die Romanform aussprach; er verabscheue sie; niemals würde er sich darauf einlassen. Später hat er die Ansicht gewechselt.

Aber wenn es sich auch gezeigt hat, daß er zu sehr Volkserzieher ist, um einen vollendeten Roman schreiben zu können, so hat Dies für seinen Ruf als Dichter doch keine Bedeutung und beeinträchtigt seine historische Erscheinung noch weniger. Daß er als Sänger, Spracherneuerer, Gestaltenbildner, ein Dichter ersten Ranges ist, braucht nicht mehr erwähnt zu werden. Daß er als Träger von Ideen, als strebender Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit in seinem Sinne, gewirkt hat, wird freilich nicht von Allen anerkannt; aber es ist unzweifelhaft eben so gewiß. Gerade dieser Eifer für die gute Sache schadet eben seinen Romanen.

Er war von Beginn seiner Laufbahn an die üppigste Kraft unter den nordischen Dichtern, wie Ibsen die absonderlichste, originellste ist, Jakobsen die farbenreichste und anmuthigste, Strindberg die schneidendste, scharf bis zum Schartigen. Björnson steht oben an durch die ursprüngliche Fülle und den Reichthum seiner Anlagen. Diese großen Vorzüge schuldet er seiner Natur. Seine Mängel verdankt er der Gesellschaft, die ihn umgiebt. Denn er will in seiner Kunst Alle für sich haben. Er ist in seinem innersten Wesen eben so sehr Demokrat wie Künstler. Er will von Allen verstanden sein, Alle erziehen. Aber die Erziehung richtet sich nothwendiger Weise nach den der Erziehung Bedürftigen. Stehen sie niedrig, so kann der Flug des Kunstwerks unmöglich sehr hoch werden; es wird beschwert von dem Ziele, wonach es gerichtet ist.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Digitized by Google

Der Prozeß Czynski.

Es mag etwa anderthalb Jahre her sein, daß ich durch die Post eine kleine Schrift über Chiromantie erhielt, die den Autornamen Czynski trug. Ein französisches Begleitschreiben des Verfassers, von überschwänglicher Höflichkeit, suchte mich für die Idee der Reklame in Form einer Besprechung zu gewinnen. Diese Schrift war, was man einen Schmarren zu nennen pflegt, so daß ich auf das Ersuchen nicht einzugehen vermochte. Ich hatte die Sache längst vergessen, da erhielt ich im Januar 1894 aus der Schweiz eine bedruckte Karte, wodurch mir „Professor Dr. Ritter von Lubicz-Czynski" seine Verlobung mit Fräulein von Zedlitz mittheilte, was für mich insofern von Interesse war, als ich diese Dame kannte. Einige Wochen später schon wurde ich von einem Angehörigen der Familie Zedlitz in die Affaire Czynski eingeweiht, die bereits einer schwurgerichtlichen Verhandlung entgegenreifte. Es vergingen abermals zwei Monate, da empfand ich das Bedürfniß, der auf meinem Schreibtisch eingerissenen Unordnung einmal gründlich abzuhelfen. Es wanderte daher ein Haufe von Briefen in den Papierkorb, die ich vorher noch flüchtig auf Unterschrift und Inhalt prüfte. So fiel mir denn auch das vorhin erwähnte Begleitschreiben mit der Unterschrift Czynski in die Hände und dieses Mal mußte mir dieser Name einen ganz anderen Klang haben als damals. Ich las daher den Brief und fand darin einen Satz, der — ich habe keine Abschrift zurückbehalten — ungefähr so lautete: „Seit Jahren bemühe ich mich vergeblich, die Menschen zu überzeugen, daß der Hypnotiseur die Macht hat, sich ein fremdes Seelenleben vollständig zu unterwerfen." Die Bedeutung dieses Satzes für die Beurtheilung des Falles Czynski war sehr klar; ich sandte daher den Brief mit einigen begleitenden Worten an den Untersuchungrichter.

Das weitere Schicksal des Briefes ist mir unbekannt. Er wird wohl zu den Akten gelegt worden sein; ob er jedoch in der Gerichtsverhandlung verlesen wurde, vermag ich nicht zu sagen, weil nur für den ersten Theil der Verhandlung eine — zudem beschränkte — Oeffentlichkeit zugelassen worden war. Sicher ist jedoch, daß jenem Brief eine sonderliche Bedeutung nicht beigelegt wurde; denn beim Urtheilsspruch haben die Geschworenen die Frage, ob ein hypnotisches Verbrechen vorliege, offen gelassen. In der That beweist auch jener Brief nur, daß Czynski die für ein hypnotisches Verbrechen nöthigen Kenntnisse besitzt, und Das wußte man ohnehin, da er ja auch öffentliche Vorstellungen als Hypnotiseur gegeben hatte. Der Hypnotiseur kann aber Vorstellungen nicht nur geben, sondern auch nehmen; er kann also künstlich Erinnerungslosigkeit herbeiführen und ist so gegen alle gravirenden Aussagen seines Opfers gedeckt. Man kann ihm allerdings einen Strich durch die Rechnung machen; es ist aber nicht versucht worden, und da dieses Verfahren zur Zeit noch in juristischen Kreisen als unzulässig betrachtet wird, brauche ich mich darauf nicht einzulassen und verweise nur kurz auf meine Schrift „Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung".

Halten wir uns daher an die rein logische und psychologische Betrachtung des Falles. Czynski macht auf den ersten Blick den Eindruck eines Schwindlers, und wenn man ihn reden hört, den eines geriebenen Schwindlers. Das ganze gegen ihn vorliegende Thatsachenmaterial hat es ja gezeigt, daß er nicht blos zu schwindeln versteht, sondern sogar luxuriös und humoristisch dabei verfährt, und mit wahrem Behagen sein Handeln auch noch mit Arabesken versieht. Ich erinnere nur an seine vorgeblich herzogliche Abkunft, an das Millionengeschäft, mit dem er beauftragt zu sein vorgab, an das angebliche Glückwunsch-Telegramm Kalnokys, das gerade

Digitized by Google

recht zur inszenirten Trauungkomoedie eintraf, u. s. w. Und dieser selbe Mensch, der Kenntniß von den hypnotischen Kniffen hatte — denn Das wenigstens beweist der erwähnte Brief —, sollte gerade diese Kenntnisse nicht verwendet haben? Er soll auf die Vortheile dieses Verfahrens freiwillig verzichtet und auf das normale Verfahren sich beschränkt haben, das bei einer Dame, wie Fräulein von Zedlitz, offenbar weit weniger Sicherheit bot? Das glaube, wer mag; ich kann es nicht glauben, und bei einem Czynski ist kein Motiv zu solcher Enthaltsamkeit denkbar.

Zu dieser Anschauung scheint denn auch ein Theil der Sachverständigen geneigt zu haben. Als ich die Liste der Sachverständigen las — es waren die Professoren Grashey (München), Fuchs (Bonn), Hirt (Breslau), Preyer (Berlin) und Dr. Freiherr von Schrenk (München) — kam mir zunächst die Erinnerung, daß ich drei dieser Namen — Preyer, Hirt, Fuchs — schon einmal bei ähnlichem Anlaß zusammengestellt gefunden hatte. Vor einigen Jahren nämlich, im Herbst 1890, hat Herr Karl Emil Franzos in der „Deutschen Dichtung" das Problem des hypnotischen Verbrechens aufgeworfen, und um Klarheit in die Sache zu bringen, hat er sich von sechzehn medizinischen Berühmtheiten aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz Gutachten erbeten.*) Die Folge davon war, daß nicht Klarheit in die Sache kam, sondern im Gegentheil die größte Zerfahrenheit der Meinungen an den Tag trat. Uns interessiren hier nur die auch im Prozeß Czynski wiederkehrenden Namen: Hirt, Fuchs, Preyer. Damals, 1890, stellte sich Professor Fuchs auf den Standpunkt der schroffsten Negation mit den Worten: „Nach den Erfahrungen, welche ich vor Kurzem, im Jahrgang 1890 der „Berliner Klinischen Wochenschrift", unter dem Titel „Die Komoedie der Hypnose" mitgetheilt habe, nehme ich mir die Freiheit, es zu bezweifeln, daß die Empfänglichkeit der Menschen für fremde Eingebungen durch die Kunstgriffe der Hypnose in der Weise gesteigert werden könnte, daß sie widerstandslos, ohne irgend welche Hemmungvorstellungen entwickeln zu können, den ihnen ertheilten Befehlen Folge leisten müßten. . . . So viele eifrige Vertheidiger die Hypnose unter den ernst strebenden Männern der Wissenschaft auch haben mag, so hat von diesen meines Wissens doch noch keiner behauptet, daß er selber der hypnotischen Eingebung zugängig sei. Diese Fähigkeit haben anscheinend nur thörichte Weiber, junge Laffen, denen der Ulk eine heilige Herzensangelegenheit ist, und das große Geschlecht der dummen Kerle." Jetzt, 1894, im Prozeß Czynski, steht Professor Fuchs noch immer auf dem Standpunkt schroffer Ablehnung. Er bejaht die Frage des Vertheidigers, ob er glaube, daß die Wissenschaft von der Wirksamkeit der posthypnotischen Suggestion noch so wenig firirt sei, daß sie nicht in die Strafrechtspflege gehöre. Ganz entgegengesetzt urtheilt Professor Preyer. 1890 sagte er, daß alle Menschen mehr oder minder suggestibel seien und daß bei jedem im hypnotisirten Zustand die Suggestibilität ins Ungemessene steige. Und 1894 geht er so weit, aus der graphologischen Beurtheilung einer Unterschrift zu schließen, daß die Zeugin Rudolph beim Unterschreiben einem geheimen Zwang unterworfen gewesen sei, — eine Ansicht, die er allerdings wieder fallen lassen mußte, als ihn einer der Geschworenen darauf aufmerksam machte, die von ihm beurtheilte Handschrift sei ja nicht die der Rudolph, sondern gefälscht. Professor Hirt endlich sagt 1890: „Es ist möglich, diesen schlafähnlichen Zustand bei einzelnen dazu sich eignenden Individuen nach mehrfach wiederholter Beeinflussung derart zu vertiefen, daß der Beeinflußte seiner freien Willensbestimmung beraubt wird und nach dem Erwachen nichts von Dem weiß, was während des Schlafens mit ihm vorgenommen

*) Franzos: Die Suggestion und die Dichtung. (Berlin, Fontane).

Digitized by Google

wurde. Es ist auch möglich, einem tief Beeinflußten während des somnambulen Zustandes Befehle zu ertheilen, welche der Betreffende nach dem Erwachen unbewußt ausführt." Es ist aber kein Wechsel der Meinung, wenn Professor Hirt 1894 es bezweifelt, daß im speziellen Falle Czynski die Suggestion keine ausschlaggebende Rolle gespielt hat.

Kurz, es zeigt sich, daß die Zerfahrenheit der Meinungen innerhalb des Kreises der Sachverständigen 1894 noch gerade so groß ist wie früher; es sind seither vier Jahre verflossen, die Differenz der Meinungen aber ist noch nicht ausgeglichen. Wenn nun aber die Urtheile sogar der Sachverständigen so weit auseinander gehen, so sind auch die Geschworenen des bedeutendsten Hilfsmittels beraubt, sich eine feste Meinung zu bilden. Die Bedeutung der Suggestion ist — wie ich anderwärts nachgewiesen habe*) — schon vor hundert Jahren erkannt worden, ja sogar die posthypnotische Suggestion hat Zschokke schon vor einem halben Jahrhundert novellistisch verwerthet.**) Aber wäre selbst Braid der erste Entdecker, so ist es doch betrübend, zu sehen, daß fünf seit seinem Auftreten verstrichene Jahrzehnte nicht hingereicht haben, die Sache aufzuklären, so daß sich das Publikum, so oft Sachverständige beisammen sitzen, immer vor die sonderbare Frage gestellt findet, wieso denn Sachverständige entgegengesetzt urtheilen können. Es ist offenbar die höchste Zeit, daß diesem Zustand ein Ende gemacht wird; denn Das wenigstens hat der Prozeß Czynski uns zu erneutem Bewußtsein gebracht, daß die Gesellschaft vom hypnotischen Verbrechen in der That bedroht ist.

Es ist auch peinlich, anzuhören, wenn in solchen Verhandlungen Kontroversen zwischen den Sachverständigen und dem Angeklagten entstehen, bei denen der Angeklagte im Recht bleibt. Czynski wies ein Dokument vor, das beweisen sollte, daß ihm vom Dr. med. Encausse von der Klinik des Professors Luys in Paris die Befähigung zum Magnetisiren bezeugt sei; man fand aber unter dem Dokument nur die Unterschrift Papus. Die Entgegnung Czynskis, Das sei eben Encausse, war ganz richtig. Jeder, der die „Initiation" liest, weiß, daß Papus der Schriftstellername von Encausse ist. Czynski rühmte sich auch der Methode, Krankheiten durch Transfert zu heilen. Das mag nun noch so schwindelhaft sein, so war doch die Entgegnung aus dem Kreise der Sachverständigen nicht richtig, daß man zwar einen Transfert kenne, wodurch unter Anwendung von Magneten beispielsweise die Katalepsie des rechten Armes auf den linken übertragen wird, nicht aber einen Transfert von einem Individuum auf das andere. Auch in diesem Punkte hat Czynski Recht. Es ist schon seit 1832 (!) bekannt, daß man durch elektrische Einwirkung Krankheiten von einem Individuum auf ein anderes übertragen kann, — ein Versuch, der bei Wechselfieber und sogar bei Kuhpocken angestellt wurde.***) Den Magnetiseuren aber ist die Sache schon seit Mesmer bekannt.

In gewisser Hinsicht ist der Prozeß Czynski eine erfreuliche Erscheinung. Vor zehn Jahren noch wäre er mit seinem Hauptanklagepunkt unmöglich gewesen. In wieder zehn Jahren wird ein Czynski selbst dann nicht freigesprochen werden, wenn thatsächlich kein suggestives Wort aus seinem Mund gekommen wäre; denn bis dahin wird es anerkannt sein, daß auch noch andere Arten des Verfahrens möglich sind, die in diesem Prozeß überhaupt nicht zur Sprache kamen und doch vielleicht von Czynski in der That angewendet worden waren.

München. Dr. Karl du Prel.

*) Studien a. d. Gebiete der Geheimwissenschaften. I. c. 8.

**) Zschokke: Die Verklärungen.

***) Dr. Behrend: Repertorium der medizinisch-chirurgischen Journalistik des Auslandes. Dezember 1832.

Aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten.

IX.*) Die Romantik am preußischen Hofe.

Elberfeld, 15. November 1845.

In unserm geliebten Preußenlande machen sich zwei extreme Richtungen bemerklich, welche abwechselnd und auch wohl zu gleicher Zeit einen Einfluß auf die Maßregeln der Regirung ausüben. Jede dieser beiden Richtungen findet ihre Hauptkraft und eine sie umgebende schimmernde, die gründliche Würdigung sehr erschwerende Glorie darin, daß sie von einem Könige vertreten wird, der zugleich ein hocherhabener Mensch ist. Der hochselige König war die lebendige Spitze der einen, des jetzt regirenden Königs Majestät ist die der anderen Richtung. Jene ist durch und durch prosaisch, trocken, aber praktisch, rechtlich, tüchtig. Es wäre gegen diese Richtung durchaus nichts zu sagen, wenn sie nicht das gleichsam abstrakt Praktische für ganz ausschließlich anerkennungwerth hielte, wenn sie nicht Alles, was ihr in der Gestalt der Idee entgegenträte, für phantastischen, unbrauchbaren Kram erklärte. Diese Richtung will nichts weiter sehen als das Nächste und ist daher, wie wir leider oft erfahren, der Gefahr ausgesetzt, die drohende Klippe erst dann zu bemerken, wenn das Ausweichen mindestens schon sehr schwierig wird.

Der hochselige König verließ diese Richtung fast ungern, als ihn unsere große Zeit in die entgegengesetzte Bahn drängte, und er kehrte fast wie von einer Abirrung wieder zu ihr zurück, sobald es nur irgend anging. Nur Er konnte dennoch den tief angelegten und hoch hinanstrebenden jugendlichen Entwickelungsgang unserer nationalen Bildung fördern; Das lag in einer ganz eigenthümlichen Beimischung zu seinem eigentlichen Wesen, die es ihm möglich machte, mit einer Art poetischer Anschauung ein unzersetztes Ganzes wahrzunehmen. Seine große Regentenweisheit beruhte vornehmlich auf diesem Anschauungvermögen.

Die andere, entgegengesetzte Richtung findet ihren schönen, reichen Ursprung in „unserer großen Zeit." Alle Söhne dieser Zeit im eigentlichen Sinne haben aus ihr eine Begeisterung mitgebracht, die, so lange sie noch nicht wieder in ein System gefaßt ist, der himmlische Hauch ist, welcher in die Segel des wahren preußischen Fortschritts bläst. Nur darf sich, um bei dem Bilde zu bleiben, dieser forttreibende Hauch nicht anmaßen, das Segel selbst sein oder es stellen zu wollen. Der leicht erklärliche, ja fast natürliche Irrthum der meisten Mitbegeisterten, ihre Aufregung zu firiren, sie auf Grundsätze zu basiren und sie als in und durch sich bestehendes Wesen zum Leiter des Staatslebens machen zu können, hat eine schülerhafte

*) S. „Zukunft" vom 22. Dezember 1894.

Digitized by Google

Schule zur Folge gehabt. Es entstanden so zwei anscheinend ganz verschiedene, aber wesentlich gleiche Zweige der begeisterten Richtung. Die eine, mehr bürgerliche, stürzte sich in die germanische Urzeit mit einem Jahrtausende überspringenden salto mortale, zu welchem man auf den Turnplätzen einübte. Die andere, mehr adelige, erging sich in dem ritterlichen Mittelalter, zu welchem die Schlegel in ihrer romantischen Kunstschule die elfenbeinerne Pforte (der Träume!) geöffnet hatten. Als poetische Spaziergänge aus dem Alltagsleben hinaus sind beide Zweige, je nach der Verschiedenheit des Geschmacks, nicht blos zulässig, sondern sogar empfehlenswerth. Ja, sie enthalten beide, selbst in der buntesten Verschnörkelung ihres Drumherum, ein lebendiges, warmes Element, das unser Land um so weniger entbehren kann, als die praktische Richtung sich darin vorzugsweise geltend machen will. Allein ich bin fest überzeugt, daß die poetische Begeisterung nur als solche, d. h. ungefaßt in die Gestalt des Systems, wahrhaft bestehen kann. Verkennt sie ihre Natur, umkleidet sie sich mit einem soi-disant wissenschaftlichen Gewande, dann wird sie zu Dem, was der hochselige König unpraktische Theorien nannte und was nichts weiter ist als Konfusion.

Wie es scheint, ist des jetzt regirenden Königs Majestät keineswegs ein Ultra dieser Richtung, aber es hat doch erst bitterer Erfahrungen für Ihn bedurft, bis er den dürftigen Weihrauchhimmel des mittelalterlichen Katholizismus, den Waffenglanz des mittelalterlichen Ritterthums und die Biederkeit des dem urwäldlichen Dasein in die Städte entrückten Bürgerthums aus dem Standpunkte der jetzigen Zeit zu sehen begann. Irre ich mich nicht, so wirft Er noch jetzt manchen Blick nach dem gelobten Lande, ohne es für ein absolut verlorenes Paradies zu halten; so ist Er immer noch gerade von dieser Seite am Zugänglichsten, so umgiebt Er sich am Liebsten mit den Trägern dieser Richtung.

X. Historische Malerei.

Elberfeld, den 23. November 1845.

Kürzlich las ich in der Zeitung, daß die berliner Maler bei Sr. Majestät eingekommen seien, um Beschäftigung an öffentlichen Kunstdenkmälern zu erhalten. Die Supplikanten sind damit in ein Feld gerückt, auf welchem ich mich längst in Schlachtordnung aufgestellt habe, so daß ich hoffen darf, sie, wenn auch nicht beim ersten Anlauf, doch im fortgesetzten Gefechte aus dem Felde zu schlagen.

Historische Bilder und historische Romane und Schauspiele, wie wir sie seit mehr als dreißig Jahren in Deutschland entstehen sehen, sind der Ausdruck einer künstlerischen Erbärmlichkeit, der nur durch den Reiz des Unterhaltenden eine kurze Zeit hindurch täuschen kann, dann aber um so

gewisser dem Tode des Vergessens verfällt, welchem das Unwahre von seiner Geburt an geweiht ist. Ich weiß, daß gewisse Leute schon durch das Wort unwahr bestimmt werden werden, meine Behauptung mit vornehmer Verachtung bei Seite zu schieben. Sie verwechseln den Begriff des Wahren eben mit dem des Wirklichen.

Es gab eine Zeit, wo man besonders in Gedichten, Romanen und Schauspielen eine Wirklichkeit anstrebte, die nicht blos deshalb ekelhaft war, weil man sich dabei in dem Kreise gemeiner Dinge und Erscheinungen hielt. Die höchste Wahrheit läßt sich an dem Kleinsten, z. B. das Wesen Gottes an der schlechtesten Made, nachweisen; wenn sich auch allerdings geeignetere Gegenstände hierzu darbieten, so wird sich gerade an dergleichen Darstellungen der Genius am Auffallendsten bewähren. Das ist nicht der Grund des künstlerisch unangenehmen Eindrucks, den die Schauspiele Iffflands, Schröders, Kotzebues u. s. w. machen, daß ihren Geheimräthen, Husarenmajors ꝛc., dieser misère, wie Schiller sagt, nichts Großes begegnen kann, daß Schmidt von Werneuchen sich von der dürftigsten Natur, dem Sande der Mark mit Dornen und „getrocknet aufkeimenden" Pflanzen, begeistern läßt, daß Voß Kartoffelknollen und knollige Kartoffelesser besingt. Auch Matthisson, der in den höchsten Naturszenen schwelgte, wird von Schlegel mit Recht neben Schmidt und Voß gestellt und gegeißelt.

Wer sind denn die Helden der Goetheschen Romane, die, meiner innigsten Ueberzeugung nach, so gut wie der arme Hidalgo Don Quixote und der Vicar von Wakefield bleibenden Werth haben? Ein reisender Kaufmannsdiener und Komoediant im Wilhelm Meister und eine Art Kammergerichtsreferendar im Werther. Nicht in dem kleinen Gegenstande, sondern in den kleinlichen Leuten, die sie darstellen, in der Kleinlichkeit ihrer Darstellung, kurz in der Beschreibung aller Kleinigkeiten am Gegenstande, liegt der Fehler. Mit der Genauigkeit in der Darstellung wesentlich unbedeutender Einzelnheiten, wozu sich nur ein subalterner Kopistensinn herabläßt, mit dieser Wirklichkeit ist die Anschauung des Ganzen, der einige Eindruck seines Wesens, ist die Wahrheit der Darstellung unvereinbar

Gegen diese niedrige Wirklichkeit poetisch geputzter Alltagsmenschen richtete sich die romantische Kunstschule der Schlegel. Wenn aber auch die Stifter selbst den Geschmack an der Wirklichkeit jener Art siegreich bekämpften, so wurden sie doch von ihren Schülern meistens mißverstanden; die Schwachen unter ihnen, welche nicht besser waren als die von jenen Besiegten, hielten sich zwar an das Unwirkliche, aber sie bemühten sich zugleich, das Unwirkliche als wirklich und deshalb nicht wahr darzustellen. Diese Schwachen, zu denen ich auch leider Tieck rechne, obgleich ich ihm in gewisser Beziehung eine eigenthümliche Geisteskraft nicht absprechen will,

Digitized by Google

und deren fratzenhaft ausgeprägter Typus vor Allen Schadow in Düsseldorf ist, gingen in dieser prosaischen, trockenen Verwirklichungsucht desjenigen Katholizismus, der nur ihrem unwirklichen romantischen Mittelalter angehört, so weit, daß sie ihn an sich selbst verwirklichten und wirklich selbst katholisch wurden, was natürlich nur ein Schadow bleiben konnte. Schlegels fühlten wenigstens die Größe Shakespeares und der italienischen und altdeutschen Maler, aber ich zweifle sehr, daß sie den eigentlichen Grund dieser Größe begriffen. Es war deren Naivetät, ihre hohe künstlerische Einfalt die Alles, was sie darstellten, selbst das Unwirkliche, wahr zu machen verstand. Und welches war ihr einziges, überall wiederholtes Mittel dieses Wahrmachens? Die Versetzung des früheren Ereignisses, der früheren Personen, sowie der phantastischen, unwirklichsten Ereignisse und Personen in die Wirklichkeit im anderen Sinne, in das für sie allein wirkliche Leben, in das Leben ihrer Zeit, das sie umgab und dessen wesentlichen Theil sie mitbildeten. Durch ihre eigene Wahrheit wurde auch ihre Aeußerung, ihre Darstellung, wahr. Shakespeare würde vor dem Gedanken erschrocken sein, ein antikes Drama überhaupt und besonders in antik sein sollender Art und Weise aufzuführen. Ein solches kann nur fremd in das moderne Leben treten und nur etwa den Eindruck machen, der sich ergeben würde, wenn plötzlich einige berliner Incroyables im Lustgarten mit nackten Beinen, Sandalen und antiken Gewändern erschienen. Shakespeare wäre unter Umständen vielleicht den Goetheschen Weg in der Iphigenie gegangen, wo sich moderne deutsche Gemüther in antiken Figuren zeigen und wo der höchst eigenthümliche Eindruck nicht des wirklichen, aber des möglichen Alterthums ensteht. Das ist Wahrheit, weil es Wahrheit des Dichters ist. Shakespeare ging indessen in seiner hohen Einfalt den anderen Weg. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, er habe z. B in seinem Coriolan und in dessen Zeit und Umgebung den Römer im alten Rom vorführen wollen. Wie der Coriolan zur Zeit Shakespeares wirklich dargestellt wurde, als trotziger englischer Baron, mit dem Federhut auf dem Kopfe, dem Stoßdegen an der Seite, so dachte sich Shakespeare ihn von innen und außen als den Repräsentanten des englischen Nobleman seiner Zeit. Nur darum lebt er für uns, nur darum ist seine Darstellung wahr.

So und nicht anders verfuhren die Maler der guten Zeit, wenn sie den Pontius Pilatus als Leydenschen oder Nürnberger Bürgermeister, die heiligen drei Könige im ritterlichen Kostüm mit Schlappstiefeln und langen Sporen, Jerusalem mit rothen Kirchthurmdächern und überhaupt Alles so darstellen, als hätte sich die Sache in ihrem lieben Vaterlande eben erst zugetragen. Dadurch, daß ihnen die heilige Geschichte als eine stets neue erschien, die sich also für sie selbst nicht nur erneuen konnte, sondern wirk-

Digitized by Google

lich erneute und nochmals in ihrer Umgebung verging, wie sie in ihrem Innern sich begab, wurde die Darstellung lebendig und wahr. Eben dadurch, daß die Neueren die heilige Geschichte als eine alte, in fremden Landen vorgegangene, darstellen, beweisen sie, daß sie sich nicht in ihnen neu zugetragen hat, daß sie ihnen innerlich fremd ist, und dieser Ausdruck des Unwahren ist es, welcher den entsprechenden Eindruck — oder vielmehr den Nichteindruck — auf uns macht, der uns kalt läßt. Die Naivetät, mit welcher die alten Maler nicht blos die heilige, sondern die Geschichte überhaupt als etwas sich vor ihnen eben Zutragendes darstellen, ist jetzt aus vielen hier nich besonders zu erörternden Ursachen nicht mehr möglich. Aber eben darum ist auch die künstlerische Darstellung des Alten überhaupt nicht mehr möglich. Gerade Diejenigen, welche mit sogenannten historischen Darstellungen in Romanen, Schauspielen und Gemälden sich beschäftigen und die sich entweder der Selbsttäuschung oder der bewußten Täuschung Anderer dadurch schuldig machen, daß sie ein paar Flickläppchen alter Redensarten und Gewänder für hinreichend halten, um die Fratzen oder ordinären Modelle, die sie damit ausstaffiren, für historische, lebendige Gestalten auszugeben, stellen hierdurch ihre Unfähigkeit zu künstlerischen Leistungen auf das Entschiedenste heraus.

Gedanken und Gesichter der Figuren solcher Afterkunstwerke, ja selbst der Geschmack, mit welchem die Flickläppchen des alten Kostüms ihnen hier und dort angehängt und wesentlich dem modernen Kostüm angepaßt sind, önnen doch nur modern sein. Aber dieses Moderne ist nicht das jetzige Leben. Was wissen die Armen von dem Leben, das sie umgiebt und das man nur als wahrhaft Mitlebender wahrhaft kennen lernen und in sich haben kann? Wäre das Kostüm noch treu, so könnte man sich aus diesen historischen Bildern eine Vorstellung — zwar nicht des Lebens, aber doch einer bedeutenden Lebensäußerung einer vergangenen Zeit machen. Aber freilich, die Treue des Kostüms würde seine ganze Darstellbarkeit unmöglich machen. Man denke sich nur die drei Fuß langen Schuhschnäbel des gerühmten romantischen Mittelalters: wie artig würden sich die zierlichen Rittergestalten mit solchen ungestalten Füßen auf der Leinwand ausnehmen! Die guten Leutchen glauben, daß sie Dergleichen ändern dürfen, sobald es sich ihnen als geschmacklos zu erkennen giebt. Indessen Geschmack in der Kleidung ist nichts Absolutes, sondern unbewußt von der Zeitmode abhängig. Wie die Künstler des vorigen Jahrhunderts den römischen Helden, die damals allein darstellbar erschienen, statt des geschorenen Haupthaares Allongeperücken beilegten, weil sie jenes für geschmacklos hielten, — so und nicht anders verfahren die neuern Künstler mit durchaus ähnlichen Aenderungen des Kostüms. Wir lachen über die römischen Allongeperücken, weil sie unserem Geschmacke so fern sind wie der Wirklichkeit; wird nicht vielleicht

Digitized by Google

schon in wenigen Jahrzehnten eine andere Zeit und mit ihr eine andere Mode kommen, welche die mangelnden Schnabelschuhe wieder für geschmackvoll und das Weglassen für abgeschmackte Willkür hält?

Die Zeit ist gewiß nicht mehr fern, wo die Malereien, mit denen König Ludwig seine Kunstliebe, die jene Supplikanten unserm Herrn als Muster vorhalten, auf den Wänden seiner Hallen verewigt zu haben glaubt, wenigstens die romantisch-mittelalterlichen, als traurige Zeugnisse der Geistesarmuth unserer Zeit betrachtet werden. Schon jetzt regt sich selbst hier, in der Atmosphäre Schadows, ein gewiß einst zur Ausführung kommender Wunsch, die erst kürzlich an die Wände des hiesigen Rathhaussaales gepinselten Darstellungen wieder herunterzuhauen, obwohl sie viele tausend Thaler gekostet haben. Diese Malereien liefern den besten Beweis, daß das Geld weggeworfen ist, was der König zu ähnlichen „monumentalen" Ausschmückungen anwenden möchte.

Die erste Wand stellt die deutsche Urzeit dar und schließt mit der Hermannsschlacht. Sofern die übrigen drei Wände die weitere Ausführung des deutschen Entwickelungsganges enthielten, ließe sich gegen den Anfang nichts einwenden. Freilich hätte die Art der Darstellung dem architektonischen Zwecke angemessener sein und, statt einer fortlaufenden Reihe von größtentheils geschichtlich unbedeutenden Szenen des deutschen Lebens, Germanen als Repräsentanten deutscher Urfreiheit, die das römische Joch zerbrach, auch in die räumliche Mitte hinstellen müssen, von der sich weniger hervorstechende Aeußerungen des deutschen Urelements nach den Seiten hin ausbreiteten. Auch gegen die zweite Wand habe ich nicht mehr und nicht weniger als gegen die erste. Sie stellt die Einführung des Christenthums mit seinen Ausflüssen in der beginnenden Gesittung dar.

Was konnte nun wohl die dritte Wand — namentlich in einer wesentlich evangelischen und gerade durch die Ausflüsse des Protestantismus allein blühenden Stadt — enthalten als die Reformation mit dem deutschen Luther als Mittelpunkt? Aber Schadow leugnet, wie König Ludwig, den Segen aus dem Siege dieses neuen Herman über die römische Fremdherrschaft. Die Geschichte müßte ihnen allerdings mit tausend Stimmen jene Wahrheit bezeugen, aber ihre Geschichte schließt mit der geträumten Zeit vor der Reformation. Daher enthält die dritte Wand eine bunte Bilderreihe von Minnesängern, Turnieren, Raubrittern und Dergleichen, was sich besonders in dieser Industriestadt gar trefflich paßt. Wäre nun auf der ersten Wand der Sieg der deutschen Urfreiheit, auf der zweiten der Sieg des Christenthums, auf der dritten der Sieg der deutschen Geistesfreiheit dargestellt worden, so reihte sich als vierte und letzte Wand der Sieg der wieder erwachten politischen Freiheit Deutschlands über die Franzosen an, den kein Anderer

Digitized by Google

als Mittelpunkt repräsentiren dürfte denn der Heldengreis Blücher! Dies hätte hier um so mehr Bedeutung, als diese Stadt durch den Freiheitkampf Frankreich wieder abgetrotzt und als der Repräsentant der wiedererworbenen Deutschheit ein Preuße war. Statt Dessen ist eine unverständliche mittelalterliche Allegorie, wo ein König mit seinem Gemahl, in den Gewändern eines Piquekönigs und einer Coeurdame, auf zottigen Karrengäulen, wie bei einem Fasching, angezogen kommt, und außerdem noch ein eleganter florentinischer Kunsttheecirkel dargestellt.

Selbst unsere große Zeit existirt nicht für diese Historienmaler! Enthält sie nicht mehr Stoffe nationaler Größe als das wirklich historische Mittelalter? Müßte sich ihnen die echte neuere Kunst nicht eben so zuwenden, wie sich die gewiß echte alte griechische Kunst dem Perserkriege mit dem glücklichsten Erfolge zuwendete? Nicht, daß ich wünschte, unsere Maler sollten, wie die von Ludwig Philipp bezahlten, Schlachtengemälde als Tribut der Nationaleitelkeit liefern. Aber der echte Künstlerberuf müßte, wenn er vorhanden wäre, den warmen Athem des frischen Nationallebens in kleineren menschlichen Zügen der großen Zeit wieder hervorzubringen und für die Enkel noch begeisternd auf die Wand zu fixiren verstehen.

A. von Marées.

Hermengarde.

Der Vicomte von Bonnereuil lebte mit seiner Gattin und seinen drei Töchtern, Hermengarde, Anna und Katharina, bei seinen Verwandten den Signerols, wo ihnen die undankbare Stellung armer Familienglieder eingeräumt war. Der Vicomte war ein unbedeutender, verbitterter Edelmann, die Vicomtesse eine schwermüthig angehauchte Dame, die älteste Tochter Hermengarde ein schönes und hochmüthiges Geschöpf, während die beiden jüngsten, Anna und Katharina, lustig und munter in den Tag hinein lebten.

Arme Verwandte! Das ist eine Spezies, die im Faubourg St. Germain nicht gerade selten ist, wo jeden Tag ein großes Vermögen in die Brüche geht, das man durch Heirathen mit Börsianern oder Großindustriellen dann wieder zu erwerben sucht. Man kann von diesen Ehen nicht behaupten, daß sie zur Ausnahme gehören, aber sie bilden auch noch nicht geradezu die Regel.

Die ganze Familie hatte sich zusammengethan, um diesem unangenehmen Vicomte, seiner Frau und seinen Töchtern eine Existenz zu verschaffen. Der Marquis von Signerol hatte ihnen in seinem alten Hotel in der Rue Saint-Dominique eine Wohnung im fünften Stock überlassen, die aber luftig und sehr hübsch möblirt war. Außerdem gab er ihnen Holz und Beleuchtung. Die Marquise lieferte in jeder Saison die Kleider für die drei Schwestern und wieder andere Verwandte schenkten den Mädchen an ihren Geburtstagen einige Hundertfrancsbillets für die übrige Toilette und die kleinen Ausgaben. Viele

Digitized by Google

andere Geschenke übergehe ich mit Absicht; die guten Bonnereuils waren ein Bischen anspruchsvoll. So lebten sie von ihren 5000 Francs Rente im Allgemeinen ziemlich anständig, ärgerten sich aber beständig innerlich und zeigten stets mißvergnügte Gesichter.

Sie litten unter dem Luxus und dem großen Aufwand ihrer reichen Verwandten. Die Signerols waren gut zu ihnen und luden sie stets zu ihren kleinen Diners und ihren Gesellschaften ein. Aber die drei Schwestern konnten dort nicht oft genug neue Roben zeigen, und Das kränkte sie. Wenn sie zur Besuchsstunde von einem Spaziergange zurückkamen, so ärgerte sie zuerst die Reihe der Equipagen vor dem Hotel und dann versetzten die eleganten Damen, die vielleicht gerade die Haupttreppe hinaufstiegen, sie in arges Unbehagen. Manchmal lieh ihnen die Marquise, die ihnen damit einen Gefallen zu thun glaubte, ihren Landauer und ließ sie mit den kleinen Signerols, zwei Kindern mit lachenden, fröhlichen Mienen, ins Gehölz von Boulogne fahren; dann aber empfanden die Schwestern eine dumpfe Furcht, weil sie dachten, man könnte sie für die Erzieherinnen der Kleinen halten. Kurz, alle Wohlthaten ihrer Verwandten erinnerten sie immer wieder nur an ihre ärmliche, gedrückte Stellung.

Dazu kam noch, daß sie in ihrer Häuslichkeit die schlechte Laune ihres Vaters zu ertragen hatten. In beständigen Anspielungen, in jeder Bewegung, in seinem ganzen Benehmen machte er ihnen einen Vorwurf daraus, daß sie keine Knaben waren. Ja, wenn er einen Sohn gehabt hätte! Er machte gar kein Hehl daraus, daß ein Sohn sie Alle aus der Misere befreit hätte. Ein Sohn hätte sich ohne die geringste Mühe vortheilhaft verheirathet, hätte bald eine reiche Erbin gefunden und seinen Namen so theuer wie möglich verkauft. Was sollte aber aus drei Mädchen ohne Mitgift werden? Doch höchstens drei alte Jungfern oder drei Betschwestern!

Die älteste der Bonnereuils, Hermengarde, hatte nach und nach den Sinn solcher Reden erfaßt. Sie war, als ein energisches, schönes Mädchen, bald fest entschlossen, sich ihren Platz im Leben zu erkämpfen. Daß sie arm war, brachte sie zur Verzweiflung. Was sollte ihr der Name allein? Ist der wahre Adelige denn nicht Der, der sich jeden Genuß gönnen kann? Wenn ein Name eine Waare ist, warum sollte sie ihren Namen nicht verkaufen, da ja der Name der Frau in solchen Fällen gewöhnlich dem des Gatten zugefügt wird? Warum also sollte sie die Vortheile nicht verkaufen, die Geburt und verwandtschaftliche Beziehungen ihr boten? Allerdings lag die Sache schwieriger für ein Mädchen als für einen Knaben, aber man konnte ja suchen. Das kostete ja nichts.

Und sie suchte.

Zu der selben Zeit entdeckte Ernest Foussard — der so außerordentlich vom Glücke begünstigte Geschäftsmann, den ganz Paris kennt —, als er seine Inventur machte, daß er eben seine zwanzigste Million „verdient" hatte. Außerdem war er Besitzer von zwei Fabriken, von einer Zucker-Raffinerie, von drei Zeitungen und vier Tingeltangeln. Er war zuerst mit einer früheren Angestellten des Family-Hotels verheirathet gewesen, dann sehr bald Wittwer geworden und hatte eigentlich beschlossen, nicht wieder zu heirathen. Da sein Vermögen aber jetzt gemacht war, da er Alles besaß, ein Hotel in Paris, eine Gemäldegalerie und ein historisches Schloß in der Provinz, da er bei den letzten Wahlen zum Deputirten ernannt worden war und sich den Fünfzigen näherte, — kam ihm nun doch der Gedanke, eine Frau zu nehmen, die ihm das Einzige verschaffen sollte

Digitized by Google

was ihm fehlte: einen schönen Namen, den er mit der Erlaubniß des Staatsraths dem eigenen hinzusetzen konnte, und die Möglichkeit, sich in den ihm bis dahin unzugänglichen Kreisen der vornehmen Gesellschaft zu bewegen.

Hermengarde von Bonnereuil suchte also, und auch Ernest Foussard suchte — und so begegneten die Suchenden einander.

Zuerst auf einem Wohlthätigkeits-Bazar, wo er ihr 1000 Francs für ein Paar Manschettenknöpfe bezahlte. Er hatte sich wohlweislich vorher nach ihr erkundigt und wußte, daß dieses schöne Mädchen nichts weiter als ihren großen Namen und ihre großen Augen besaß. Einige Tage später schickte er der hübschen Verkäuferin 500 Kilo Zucker und einen riesigen Ballen Kleidungstücke und Kolonialwaaren für ihre „Armen". Der Vicomte schrieb ihm und dankte ihm herzlich und in der folgenden Woche stellte sich Foussard kurz entschlossen bei den Bonnereuils vor. Er wurde empfangen und sah Hermengarde wieder.

Ernest Foussard und Hermengarde hatten einander gleich bei der ersten Zusammenkunft durchschaut. Sie spielten Beide mit genügender Diskretion und gebührendem Ernst die bekannte Geschichte der guten Gesellschaft. Foussard gefiel dem Vicomte durch die Reinheit seiner monarchischen Gesinnungen und bezauberte die Vicomtesse durch die Reinheit seiner religiösen Ueberzeugungen.

Nach drei Monaten machte er seinen Antrag. Der Vicomte war äußerst würdig und sagte: „Mein Herr, ich bedaure, daß Sie die Unklugheit begehen, einen Wunsch auszudrücken, den wir in Anbetracht unserer Grundsätze leider abschläglich bescheiden müssen. Wie gesagt, ich bedaure es, denn ich hege eine ausgesprochene Sympathie für Sie."

„So bewilligen Sie mir wenigstens eine Gunst," erwiderte Foussard, „gestatten Sie, daß ich Fräulein Hermengarde meinen Antrag mache. Wenn sie mich ebenfalls ausschlägt, so werde ich zwar einen tiefen Schmerz empfinden; da ich dann aber genau weiß, daß mir keine Hoffnung bleibt, so werde ich diese verhängnißvolle Liebe auch mit größerer Energie bekämpfen. Der Gedanke wird mich aufrecht erhalten, daß ich ihr, nur ihr allein, gehorche."

„Mein Herr," sagte der Vicomte, „Sie sind dem Herzen nach Edelmann und diese Worte beweisen die Echtheit Ihrer Gefühle zur Genüge."

Als der Vicomte Hermengarde den Antrag Foussards mittheilte, sagte diese ganz einfach:

„Endlich!"

Dann setzte sie hinzu:

„Die Signerols werden sich schön ärgern."

„Du nimmst also an?" fragte der Vater.

„Ob ich annehme! . . Ich habe genug von dem Elend, und dann: überlegen wir doch einmal ruhig! Haben nicht erst in diesem Jahre unser Vetter Sillery, der kleine Prinz von Castelfidardo und der Graf von Artenay Geldheirathen gemacht?"

„Ah! das ist nicht das Selbe," sagte die Mutter.

„Aber Herr Foussard kann, wenn er will, Graf von San-Marino werden," meinte Hermengarde, „Das wissen Sie eben so gut wie ich."

„So? und wenn ich meine Einwilligung verweigere?" fragte der Vicomte

„Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, lieber Vater; ich würde Ihnen einen sanften Widerstand entgegensetzen und ich weiß, daß Sie Ihre Tochter zu sehr lieben, um ihr auf die Dauer zürnen zu können."

Digitized by Google

„Mein Kind, Du setzest mich in Erstaunen und betrübst mich auf das Tiefste."

„Liebes Kind, Du sprichst nicht wie ein Mädchen aus unseren Kreisen," setzte die Vicomtesse hinzu.

Trotz dieser Unterredung schrieb der Vicomte an Ernest Foussard: „Mein Herr! Ich habe die Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß meine Tochter, zu meiner größten Ueberraschung, Ihren Antrag günstig aufgenommen hat. Ich gestehe Ihnen ganz aufrichtig, daß ich ihren Entschluß mit allem Nachdruck bekämpft habe. Aber die Gefühle, die Sie ihr einzuflößen verstanden, sind Ihnen so günstige, daß Hermengarde sogar geneigt ist, gegen unseren Willen zu handeln. Ich habe es für nöthig erachtet, Ihnen die Sachlage offen zu schildern, und bitte Sie, einem bekümmerten Vater Zeit zur Fassung zu lassen."

Als der Vicomte den Signerols den Antrag Foussards und Hermengardes Antwort mittheilte, geriethen der Marquis und die Marquise in große Aufregung. Sie erklärten, schon der Gedanke an eine solche Ehe müßte einen echten Edelmann mit Grausen erfüllen. Der Vicomte war ganz ihrer Ansicht, aber sie gingen zu weit und meinten, sie würden nicht dulden, daß dieser Foussard dieser Kerl, dieser Mensch, noch einmal die Schwelle ihres Hotels überschreite. Gegen eine solche Strenge protestirte der Vicomte; es wurden heftige Worte gewechselt und der Vicomte verließ wüthend, aber würdevoll den Salon. Schon am nächsten Tage zog er aus und siedelte mit seiner Frau und seinen Töchtern in eine kleine Wohnung in der Rue du Bac über.

Im Faubourg St. Germain herrschte eine tiefe Bestürzung. Es war ja allerdings nicht die erste Mesalliance, aber in den letzten Jahren waren wirklich zu viele vorgekommen. Und dann war dieser Foussard eine durchaus übel berüchtigte Persönlichkeit. Diese Heirath würde ganz einfach beweisen, daß das Geld Alles vermag, daß Alles verkäuflich ist! Ja, wäre dieser Foussard noch ein diskreter Mensch, Einer von Denen, die es verstehen, ihr Glück zu verheimlichen! Aber nein! Er würde es geradezu austrommeln! Er würde die größte Reklame damit machen und, wenn er könnte, seine Verlobunganzeige auf die Dächer und an die Gaslaternen kleben. Hatten doch schon drei Tageszeitungen die Sache mit recht durchsichtigen Anfangsbuchstaben veröffentlicht. Nein, es durfte nicht geschehen! Und so kletterten ehrwürdige Stiftsdamen die fünf Treppen zu den Bonnereuils hinauf, kanzelten Hermengarde Stunden lang ab und gingen von der Rührung zur Entrüstung und von der Drohung wieder zu Bitten über. Doch das junge Mädchen blieb unerschütterlich.

Einer der beliebtesten Prediger des Faubourg, der ehrwürdige Pater von St. Amaranthe, hielt der jungen Abtrünnigen eine lange Strafpredigt; doch auch er vernahm von ihr nur die Worte: „Man will also nicht, daß ich meinen Namen verkaufe? Nun gut; was sich verkaufen läßt, Das muß ja doch auch sonst seinen Preis haben." Der gute Pater mußte diese geheimnißvollen Worte wohl verstanden haben, denn er hatte unmittelbar darauf eine ziemlich lange Konferenz mit dem Vicomte von Bonnereuil. Was zwischen den beiden Männern gesprochen wurde, weiß man nicht recht; aber als der Vicomte den Besuch bis zur Treppe begleitete, sagte der Pater leise zu ihm: „Also, resumiren wir noch einmal, verehrter Herr Vicomte. Wir sagten also: Eine jährliche Pension von 40000 Francs, von denen 20000 Francs Ihnen und Ihren lieben beiden Jüngsten gehören sollen, unter der Bedingung, daß diese nur Männer

Digitized by Google

aus ihren Kreisen heirathen werden, und 20000 Francs für Fräulein Hermengarde, unter der selben Bedingung. Die Sache ist also abgemacht. Ich übernehme es, Ihren Auftrag dem Marquis und der Marquise von Signerol und den anderen Personen, die sich dafür interessiren, zu unterbreiten.

Der Vorschlag wurde angenommen. Der Pater von St. Amaranthe ließ in den Straßen Varennes, Saint-Dominique und Barbey-de-Jouy eine Liste cirkuliren, die sich bald mit Namen und Ziffern füllte. Wie bei jeder Subskription, spielte auch hier die Eigenliebe eine große Rolle und jeder Geber betrachtete die von ihm gezeichnete Summe als den Maßstab für die Reinheit seines Blutes. Selbst Familien, denen es hart ankam, die nach außen hin mit ihren 30 000 Francs Rente Aufwand trieben und heimlich knauserten, legten sich Entbehrungen auf. Aber die rührlichste Spende war ganz sicher die des Chevalier von Outarville.

Der Chevalier von Outarville ist der letzte Chevalier, den es überhaupt giebt. Natürlich war er unter Karl dem Zehnten Page gewesen. Jetzt war er ein Greis von unendlicher Höflichkeit, der außerdem von Vorurtheilen und Uneigennützigkeit strotzte. Er lebte von einer sehr kleinen Rente, in Gesellschaft eines alten, ehrwürdigen Dieners mit weißem Haar. Eines Abends, als der Chevalier zufällig nicht eingeladen war und zu Hause sein kärgliches Essen verzehrte, sagte er ganz laut: „Es passiren heutzutage Dinge . . . diese kleine Hermengarde von Bonnereuil . . . Zu meiner Zeit . . ."

Joseph billigte mit respektvollem Kopfnicken die Ansicht seines Herrn und der Chevalier fuhr fort: „Es ist wirklich ein schönes Werk, eine solche Mesalliance zu verhindern! Wie schade, daß ich nicht dazu beitragen kann. Aber wir sind leider nicht reich genug, mein armer Joseph." Und der Chevalier nahm mit würdevoller Trauer eine Prise.

Das Diner dauerte an diesem Abend nicht lange, denn Joseph, der eben so bestürzt war wie sein Herr, schien in tiefes Nachdenken verloren. Aber am nächsten Morgen, als er dem Chevalier seine Chokolade brachte, lächelte er und sagte freudestrahlend: „Der Herr Chevalier mögen sich beruhigen; ich habe meine Rechnungen gemacht: wenn wir uns in Allem ein ganz klein Wenig einschränken und wenn ich etwas früher in die Markthalle gehe, können wir monatlich 50 Francs sparen. Und ich verspreche dem Herrn Chevalier, daß der Herr Chevalier diese Ersparniß nicht allzu sehr bemerken soll."

Kurze Zeit darauf erhielt Ernest Foussard vom Vicomte von Bonnereuil folgenden Brief: „Mein Herr! Wir haben in der Frist, die ich mir von Ihnen erbat, Ihren Antrag auf das Reiflichste überlegt und jetzt muß ich mit dem lebhaftesten Bedauern Ihnen mittheilen, daß meine Tochter darauf verzichtet, Ihre Gattin zu werden, wie sie es zuerst beabsichtigt hatte. Wir haben mit dieser Antwort etwas gezögert, denn wir hatten und haben die höchste Achtung vor Ihren Charaktereigenschaften; aber schließlich müssen auch wir anerkennen, daß es Prinzipien giebt, denen man Alles, selbst die innigsten Sympathien, opfern muß. Sie werden meine Worte begreifen, denn diese Prinzipien sind im Grunde genommen ja auch die Ihrigen, und Sie werden mir die schmerzlichen Worte verzeihen, die mir die Pflicht diktirt. Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung" u. s. w. u. s. w.

Die Ehre des Faubourg St. Germain war gerettet.

Paris. Jules Lemaitre.

Digitized by Google

Börsenskandal.

Seit Kurzem hat die französische Geschichte mit dem Berliner Börsen-Courier etwas Gemeinsames: eine journée des dupes. Allerdings: dort der große Kardinal, hier Herr Oscar Meyer! Daß eine Zeitung einmal einer Täuschung unterliegt, ist, wie man behauptet, nicht mehr ganz neu und es hat sicher schon verhängnißvollere Falschmeldungen gegeben als die Erweiterung eines Meyerschen Börsenreformvorschlages zu einem Gutachten der vereideten Fonds- und Effekten-Makler. Die Spekulation hat die berühmte Tatarennachricht vom Falle Sebastopols erlebt; es kam schon einmal vor, daß aus einer chiffrirten Depesche über Getreidepreise ein ungarischer Belagerungzustand entstand, — aber alle die Erregungen hierüber sind doch nicht so merkwürdig ausgeartet, daß daraus gleich ein wildes Handgemenge entstand und die kostbare Börsenzeit darüber nutzlos verstrich. Solche Tumulte sind erst dem letzten Monat des Reformjahres 1894 aufgespart geblieben und sie wären auch jetzt noch keineswegs wichtig genug, um erwähnt zu werden, wenn nicht die öffentliche Meinung über die Börse heute sehr wichtig und beachtenswerth geworden wäre.

Das höhnt und freut sich und zischelt, wie nunmehr endlich jener Mammonstempel sein wahres Gesicht enthüllt habe, wie es gar nicht anders möglich sei, als daß solche Menschen sich auch derartig betragen müßten! Das Vergnügen an diesen Bosheiten wäre ganz unschuldig, wenn eine große Frage — die des Effektenverkehrs — noch viele Ablenkungen erdulden könnte und wenn alle die bequemen Späße irgendwie ein ernstes Studium einer ernsten Angelegenheit zu ersetzen vermöchten. Sämtliche Federhelden, die von dem Tumult an der Berliner Börse behaupten, er gereiche „dem deutschen Volke zur Unehre" (Köln. Ztg. Nr. 1028), übersehen die zahlreichen Reibungen und Explosionen, die auch an anderen dichtgefüllten Versammlungorten von Zeit zu Zeit vorkommen. Die italienischen und französischen Parlamente haben in neuerer Zeit nicht viel weniger Schlimmes erlebt, und als vor Jahren ein Centrumsmann dem Fürsten Bismarck einen hätzlichen Zwischenruf bereitet hatte, sah man sogar im hohen Reichstage der geballten Fäuste mehr als genug. Was dem Grafen Ballestrem recht, ist Herrn Oscar Meyer billig. Es würden überhaupt weit mehr Thätlichkeiten an der Börse vorkommen, wenn nicht die Stunden zu theuer wären. Zwar sind keine Obercroupiers da, wie in Monte Carlo, wo jeder Streit rasch und fast unmerklich geschlichtet wird, nur damit man ohne Störung weiter spiele; allein hier ist Jeder sein eigener Kontroleur. Ja, es giebt sogar gebrannte Kinder, die an der Börse jedem geschäftlichen Zwist grundsätzlich ausweichen, weil durch ihr „O weh', ich hab' gewonnen" die zahlreichen Konkurrenten gerade aufmerksam würden.

Man muß nur dieses Glashaus kennen, wo die zahllosen Schlüsse mit ihren Gewinnen und ihren Verlusten höchst durchsichtig erscheinen, wo ein Faiseur unverjehens seine „Gefährten" hat, die ihm höchst unbequem nachpointiren, wo der Verlierende den Nutzen bereits beim nächsten Nachbarn sieht, — um sich zu wundern, daß diese Tausende von Mißstimmungen, von Hin- und

Digitized by Google

Herschüssen, fast niemals zu ernstlichereren Folgen führen. Ja noch mehr, für alle diese unabsehbaren Käufe oder Verkäufe giebt es ja zunächst nicht den kleinsten Beleg; Das geschieht erst später, während zunächst die Kontrahirenden nur in ihrem eigenen Buch die Notizen machen, sie höchstens wieder ablesen. Und wo ist es schon einmal vorgekommen, daß ein solcher Schluß geleugnet wurde, da doch so mancher ein Vermögen kostet! Das sind Thatsachen, die man doch anders beurtheilen muß als nach dem ausdrücklich für die Börse, frei nach Offenbach, neugeschaffenen Wort: Banditentreue.

Bei so ungeheuer verschlungenen Thätigkeiten, in denen zahllose Menschen eben so viele Rädchen und Schrauben einer einzigen großen Rechenmaschine vorstellen, giebt es auch noch ganz andere Studien, die den Psychologen und den Politiker interessiren und die nicht einfach von zufälligen Sympathien und Antipathien übertönt werden dürfen. Die Art, wie dort eine gemeinsame Stimmung allmählich entsteht und wie sie schließlich endet, ist z. B. schon der Untersuchung eines Gelehrten werth. Auch ist es wichtig, zu sehen, wie geschäftshastige Personen allmählich ein gutes Auskommen mit einander auf engem Raume erlangt haben. Mir ist eine der lebhaftesten Börsen gegenwärtig, wo sich ein blinder Rentner, der früher viel gehandelt hatte, noch alltäglich durch das dichteste Gewühl führen ließ. Und alle die Drängenden und Hastenden machten der Blindheit dieses Mannes stets sehr artig Platz. In Hamburg, wo es nach dem Ausländen ein kleines Entrée kostete dürfen die Portiers die Barrieren nur vorschieben, wenn die Menge der Einströmenden eine Lücke zeigt. Da Keiner auch nur im Mindesten berührt werden darf, so verlängert sich die Zeit des freien Eintrittes oft ungebührlich, aber solche Feinheiten bezüglich unserer freien Bewegung bilden sich doch nur im großen persönlichen Verkehr heraus. Hamburg, an dessen Börse es äußerlich ganz ohne Vergleich am Würdigsten hergeht — obgleich auch dort schon kleine Exzesse möglich waren —, wo sich die Besucher nahezu wie die Theilnehmer an einer „feinen" Beerdigung kleiden und betragen, auch dieser Platz hat seine wilden Spekulationen in Baumwolle, Zucker ꝛc. gehabt. „Kaffee ist noch schlimmer als Lombarden", so hieß dort einmal der Comptoirwitz.

Die Berliner haben von je her in dem Rufe einer gewissen neckenden, Thätlichkeit gestanden, jenes Antippens, das zumeist fremden Besuchern der berliner Börse zu Theil ward, und oft in unbarmherzigster Weise. Diese eingeborene Fertigkeit hat es aber doch kaum jemals zu rauheren Konsequenzen kommen lassen, so daß die neuesten Handgreiflichkeiten jedenfalls aller Welt überraschend sein mußten. Es heißt nun, daß jener hier schon genannte vereidete Makler bereits vorher unbeliebt gewesen sei. Das wäre nicht weiter wunderbar, falls Herr Oscar Meyer auch früher schon einige Proben seiner Schreibfertigkeit von sich gegeben haben sollte.

Die Makler und Händler können es weniger vertragen, daß einer ihrer Genossen sie fortwährend zu bilden sucht, als daß er mehr als sie weiß. Das ist Etwas, was ihm nicht zukommt und was ihn um so verhaßter macht, je lehrhafter er sich über an sich wichtige und aktuelle Gebiete ausläßt. Es ist eine Ehre, von einem Bankdirektor Mittelmäßiges zu hören, aber ein Aerger von Seinesgleichen Vernünftiges zu vernehmen. Das ist eine Gefühlserscheinung, die an allen Effektenplätzen viele persönliche Beziehungen begründet, wo man nur Erwerbsinteressen zu sehen wähnt. Inmitten dieser Art von rascher Arbeit ent-

Digitized by Google

scheidet die Laune überhaupt weit mehr als das Planvolle, daher auch der naive Ausdruck: „Stimmung". Vielleicht ist aber Herr Oscar Meyer aus einem anderen Grunde unbeliebt, da natürlich auch geschäftliche Ungefälligkeit sehr rasch ihre Wirkung thut. Es giebt dort Menschen, die auf jedes an sie gestellte Ersuchen „Mit Vergnügen" antworten, und es giebt Leute, die sich den Namen: „Herr Nein" errungen haben, weil sie systematisch dem ersten Laut einer Frage bereits ihr „Nein" entgegensetzen. Wenn man an der Börse beliebt ist, so hängt Dies niemals mit dem Mangel an Schärfe des Geistes zusammen, für die sogar die höchste Achtung bewilligt wird, sondern mit dem Mangel an krummen Zügen, an denen Einige so sehr reich sind. Geradheit, meinetwegen Derbheit, ist dort die beste Empfehlung. Und es läßt sich fast sagen, daß Beliebtheit auch Kredit giebt. Man kann sich auch durch einen Umstand verhaßt gemacht haben, der an der Börse am Wenigsten unbeliebt sein sollte, — nämlich durch selbst erworbenen Reichthum. So lange man Courtagen einzieht, was ja, nach dem nunmehr beschimpften Vorschlag, nur noch ein Syndikat zu besorgen hätte, ist man so den anderen Maklern oft widerwärtig; man wird beneidet, verdächtigt, obgleich die Anderen doch nur ungeschickter und unglücklicher gewesen sind.

Auf Das, was in dem Vorschlage des Herrn Meyer demüthigend und kränkend für die Börse erscheint, komme ich später noch zurück, jedenfalls spricht hier der Antragsteller für Reformen, die eher eine Verschlimmbesserung bedeuten müssen. Man höre: „Der Bankier darf von im Börsenregister nicht eingetragenen Personen Aufträge zum Ankauf oder Verkauf von börsenmäßig gehandelten Effekten, gleichviel ob Dies per Cassa oder Ultimo geschieht, nur ausführen, wenn er in Baar oder in börsengängigen Werthen, zum Tageskurse gerechnet, den dritten Theil (33⅓ pCt. des Nominalbetrages) als Deckung erhält. Bei auswärtigen Staats- oder vom Staate garantirten Fonds genügt eine Deckung von 20 pCt., bei vom Reiche oder von den Einzelnstaten ausgegebenen oder von ihnen garantirten Effekten 5 pCt. Zuwiderhandlungen werden als Verleitung zum Spiel angesehen und unterliegen den gesetzlichen Strafen. Solche ohne den erforderlichen Einschuß abgeschlossenen Geschäfte sind als Wetten zu betrachten und ungiltig." Also solche Leute, die sofort den Bankier mit 20 oder 30 pCt. sicherstellen, sind als gesetzmäßige Kunden anzusehen, während solche, bei denen er der reiche Mann, Etwas riskirt, seine Bestrafung nach sich ziehen. Es soll hier also ein Verein gegen Bankiersquälerei gegründet werden und so weit hätte sich sogar der deutsche Staat zu veredeln, daß er den Millionär bestraft, wenn dieser gegen den eigenen Vortheil handelt.

Eigenthümlich altmodisch ist auch der Vorschlag, daß die Feststellung der Kurse nicht mehr im Börsensaale und „unter Zulassung des Interessenten" geschehen solle, der dadurch im Stande sei, den Auftrag seines Kommittenten so lange zurückzuhalten, bis er einen Kurs aussprechen höre. Was Dies wohl schadet? Am Ende soll der Makler, nur weil er vereidet ist — leider vereidet ist —, eine Art Schiedsrichterstellung zwischen seinem Auftraggeber und dessen Kundschaft einnehmen! Es hat ja Zeiten gegeben, wo die Makler unter sich eine enge Kamarilla bildeten und eine Kursmacht ausübten, die heute längst niedergerissen ist. Damals aber, bei der Festsetzung der Notiz, bekam der kleine Makler gegenüber dem großen immer Unrecht. Ja, diese Uebermacht ging oft so weit, daß Bankiers anstatt eines ihnen gegenüber besonders eroberungsüchtigen Vermittlers einen oder mehrere neue wählen ließen.

Digitized by Google

Das Verletzende dieses ganzen Vorschlages begreift man indessen nur aus der strengen, katonischen Form heraus, in der hier auf den übrigen Theil der Börse herabgeblickt wird. Das darf etwa ein Prediger thun, der ganz fern von jenem Treiben steht, aber nicht ein Geschäftsmann, der zugleich die bedenklichste Tyrannei seines eigenen Ringes auf eine dringliche Tagesordnung setzt. Dennoch und trotz der offenbar unrichtigen Angabe, daß dieser Plan eines Einzelnen die Beschlüsse der vereideten Makler vorstelle, wäre das Faß nicht zum Ueberlaufen gekommen, ohne den Allgemeinhaß, der bereits seit Langem blind wüthend auf die Börse einhaut.

Ein Vorbote dieser Stimmung war bereits die Nichtwiederwahl zweier hervorragenden Männer zu Aeltesten der Kaufmannschaft — zweier Männer, die dort keinenfalls fehlen sollten und die nur fehlen, weil sie nicht bedingungslos für die Börse eingetreten waren, als die Enquetekommission zu tagen und zu rathen begann. Jene Männer, von der wachsenden Feindseligkeit der Börsengegner überrascht, hatten ein Kompromiß aus der besten Absicht erstrebt, — ob auch aus der richtigsten, bleibe dahingestellt. Man weiß ja auch von anderen, wirklich schlimmen Gutachten, deren Sprecher oder Verfasser einstmals recht bedenkliche Gründer waren und nur, weil sie sich mit einem mittleren Vermögen bereits frühzeitig zurückzogen, heute als besonders objektive Autoritäten gelten.

Für den Börsen-Courier, dessen Machtstellung ohnehin längst erschüttert war, ist das Ganze natürlich ein arger Zwischenfall; aber auch hier muß in Betracht gezogen werden, daß man in der Burgstraße schon lange mit den berliner Börsenblättern unzufrieden ist. Merkwürdiger Weise nicht, weil diese Blätter etwa parteiisch sein könnten — „interessirt muß Jeder sein," sagt der Berliner —, sondern weil sie angeblich so wenig Neues bringen. Die rohe Auflehnung gegen den Inhaber jenes Blattes kommt ebenfalls nicht so ganz unvermittelt und vielleicht ist die Konsequenz durch die vielfach behauptete und kommentirte „sechsmillionige" Gründung des „Berliner Lokal-Anzeigers" mit seiner neuen Handelsbeilage sehr rasch gezogen worden.

Die Börse scheint auch Journalisten, die täglich bei ihr zu Gaste sind, zu ihrer Unterthanenschaar zu rechnen. Das ist mindestens so zutreffend wie die in einem Leitartikel aufgestellte Behauptung, daß der Vertreter eines politischen Blattes sich „die heutzutage nicht mehr zu umgehende gründliche und zuverlässige Unterrichtung" seiner Leser auch über die Börsenverhältnisse zur Aufgabe dadurch mache, daß er zuweilen zur Börse gehe. In diesem lärmenden Geschäftstreiben aber hat noch kein Theoretiker Etwas gelernt und noch kein Praktiker Etwas erfahren. Was dort ausgegeben wird, liegt in Hektographien für alle Blätter gleich bereit, ist also für die Oeffentlichkeit schon reif.

Die Wuth eines Theiles der berliner Börse hat sich also neulich nur gegen solche Leute gerichtet, die sie als ihre Genossen ansehen zu können vermeinte. Bret Harte schildert einmal eine Szene, in der ein Goldgräber einen anderen vor zahlreichen Minenarbeitern verschiedener schwerer Dinge anklagt. Die Vertheidigung des Goldgräbers beschränkte sich auf Folgendes: „Es ist wahr, ich habe geplündert, geraubt und gestohlen, aber was mein Ankläger verschwiegen hat, Das ist, daß er drei Jahre lang mein Zeltkamerad war." Pluto.

Digitized by Google

Theater.

Ein dumpfer Sommernachmittag in einem Kleinbürgerhause. Enge, niedrige Stuben; eingeschlossene Stickluft, dazu ein zäher Geruch von billigem Tabak und der säuerliche Küchendunst. Alle Vorhänge sind zugezogen, nur durch eine Spalte dringt ein heller, luftstaubiger Lichtstreif hinein und flimmert und hüpft über die schmale Stirn und das krause Haar einer Frau. Sie ist nicht mehr ganz jung, so auf der Schwelle der Dreißig, und ist auch nicht eigentlich hübsch, mit schlaffen Zügen und einer mählich schon welkenden Ueppigkeit, die ein Bischen gedunsen erscheint, — nicht sehr reizend; aber ein Weiches ist in ihr, ein Weibchenhaftes, und wenn man den neuzierig flackernden Blick sieht und die lässig matte Haltung, dann mag man wohl denken: ein gutes Medium, recht ein Fressen für einen brutalen Bändiger. Die Mahlzeit ist eben abgetragen und die Drei sitzen beim Kaffee und plaudern, in träger Nachtischsstimmung. Die Drei: die Frau und zwei Männer, Einer von vierzig Jahren, schon etwas runzlig und fett, ein bequemer Geschäftsmensch, der Andere zehn Jahre jünger, schlank, mit glatter Haut und starkem Haar. Und von der Gruppe liest der Betrachter auch gleich die Geschichte ab: ein Ehepaar, das nicht gern mehr allein ist, und der Freund; ein sehr guter Freund, den die Frau an schwülen Sommermittagen im Kattunschlafrock empfängt. Dem Gespräch giebt der Freund den Ton; er erzählt von interessanten Bekanntschaften, vom wirr verwachsenen Dickicht der hohen Politik, von Erfolgen und Aussichten, und bringt einen frisch daherfegenden Wind aus der großen Welt in die enge Kleinbürgerlichkeit. Den Ehemann kitzeln die aufregenden Geschichten behaglich und er starrt durch den Qualm seiner Cigarre beinahe stolz auf den wichtigen Gast. Das Auge der Frau, die von Zeit zu Zeit sacht die feuchte Stirn trocknet, hängt an dem Erzähler und manchmal nur irrt es, unter fast völlig gesenkten Lidern, zur Seite und wägt und mustert die Beiden und vergleicht den Mann und den Freund. Gleichheit der Ansichten hat die beiden Männer zusammengeführt, ein nicht sehr heißer Fanatismus, der gleicher Begrenztheit entspringt; der Jüngere ist rasch und behend vorwärts gekommen, hat sich unter den Gemeinen der Politik die Tressen verdient und ist im Hause des Aelteren heimisch geworden. Allzu heimisch; denn nun, da der Ehemann an seine Geschäfte mußte, hören wir, was wir schon sahen: die alte Geschichte; eine verkümmernde Nothehe, ein neuer Eindruck, ein sehnsüchtiger Trieb, halb aus dem Hirn, halb aus hungernden Sinnen, und, stärker als Alles, die Hoffnung, die letzte, auf einen lohnenden Lebensinhalt. Sie werden heirathen, später. Und Er, der Andere? Was liegt ihm daran? Er wird eine Andere finden, die für das Essen sorgt und die Wäsche in Ordnung hält,

Digitized by Google

und wird sich schnell trösten. Nur: es dauert so lange; erst Scheidung, dann Anstandspause, Aufgebot, Trauung, — und sie haben Beide schon so lange geschmachtet, in schlimmer Paarung. Und der Freund spricht so schön von einem stillen, warmen Glück, das Niemand ahnen und Niemand je wissen wird, von den Rechten der Leidenschaft und der starken Persönlichkeit, und vor der fremden, gedruckten Sprache weicht allgemach der Widerstand der nach Zärtlichkeit lüsternen Frau. Am Ende ists ja nur ein Gut, das der Andere gar nicht begehrt, gar nicht genießt; und sie werden ja auch heirathen, später. In der nächsten Woche also, wenn der Mann auf Geschäftsreisen geht, wird sie kommen. Mit diesem Versprechen endet der erste Akt.

Draußen, im Korridor, ist die Stimmung nicht übel. Das läßt sich ja ganz pikant an und ist jedenfalls spannend. Spannend? meint ein angejahrter Herr, diese ewigen Ehebruchssachen sollte man wirklich den Franzosen nicht nachmachen; unsere Verhältnisse sind doch ganz anders. Und so weiter, in linder Entrüstung über Zuchtlosigkeit und Herrenmoral und schreckliche Zeichen der Zeit. Aber die Anderen, die für die Leidenschaft Partei ergreifen, sind in der Mehrheit; und dem Angejahrten flüstert Einer die Stelle aus Luthers Ehetraktat ins Ohr, die von der Erlaubniß handelt, außer der Ehe seine Begierde zu stillen, damit der Natur Genüge gethan werde, „welcher man nicht widerstehen könne", — ganz leise, daß es ja die Frau mit den munteren Augen nicht hört. Der Verfasser des Stückes kann einstweilen zufrieden und ruhig sein: für seinen glatten und schlanken Helden sind alle Sympathien ringsum geweckt.

Nun aber, im zweiten Akt, beginnen die Schwierigkeiten. Die Frau ist des ängstlichen Stundengewebes von Lügen und Listen überdrüssig, die heimlichen Gänge und hastigen Umarmungen in abgelegenen Hotels, wo der Hausknecht immer so frech glotzt, sind ihr zum Ekel geworden und sie möchte geschwind die Scheidung ertrotzen. Das ist nun nicht so leicht, wie sie dachte. Dem Ehemann ist der Wechsel im Haushalt unbequem und er wittert vielleicht auch, daß eine Frau, die keine norwegische Hirngeburt ist, den Mann und Versorger gewöhnlich nur dann verläßt, wenn der Andere schon an der Ecke wartet. Er macht eine Andeutung, die ihr das Blut in die Schläfen jagt, und als sie ihn weiter bedrängt, sagt ers ihr auf den Kopf zu: Du hast mich betrogen, und ich weiß auch, mit wem. Das findet das Publikum höchst pöbelhaft und ist sehr vergnügt, da endlich wieder sein Liebling erscheint. Kurze Szene zwischen dem sündigen Paar: er weiß Alles; sei unbesorgt; und Du schwörst mir, daß niemals Jemand Etwas erfährt? nie, mein Herz. Große Auseinandersetzung zwischen den beiden Männern; der Freund ist sehr würdig, im schwarzen Gehrock, und empfängt für eine druckreife Rede gegen den Egoismus der Männer und für die Daseinsrechte der Frauen einen starken Applaus. Draußen sagt

Digitized by Google

man: ein sehr interessantes Stück; aber was soll nun noch kommen? Die Sache ist doch eigentlich aus und der letzte Akt wird wohl abfallen.

Hier hat vielleicht auch der Dichter einen Augenblick gezaudert; was sollte nun noch kommen? Dann aber fiel ihm ein, daß schöne Reden selten lange dauernde Wirkungen haben und daß gerührte Ehemänner wieder zweifelhaft werden können. Und außerdem: war sein Held nicht ein Politiker, ein Mann der Oeffentlichkeit, den immer wachsame Feinde umlauern? Irgend Einer würde schon irgend etwas Verdächtiges gesehen haben. Der Ehemann würde ein in aller Form beschworenes Zeugniß fordern. Die Frau würde jammern, den Sündengenossen mit Bitten und Vorwürfen bestürmen und der traurige Held selbst stände vor der bängsten Wahl: die Wahrheit sagen und in die Verborgenheit untertauchen, auf Ruhm und geräuschvolles Wirken verzichten, die gefällige Frau preisgeben und später, wenn sie endlich verheirathet sind, in jeder Miene die Bestätigung lesen, daß Alle wissen, was Keiner je ahnen sollte, oder — was? Es gab kein Oder . . . oder doch? Thun, was nach dem Sittengesetz der guten Gesellschaft Tausende täglich thun, Alles abschwören und die unbefangenste Gelassenheit zeigen? Das wäre fein, so handelt ein Kavalier, und obendrein vertrat der Kaufmannslehrling von früher ja jetzt eine „Sache", die unter keinen Umständen befleckt werden durfte. Unmöglich; und schließlich wars eine Angelegenheit, die er am Besten mit seinem Gott allein abmachen konnte, und die Kompetenz der irdischen Gerechtigkeit schien ihm in so heikel intimen Fragen mindestens ungewiß. Er athmete auf und tröstete die zitternde Genossin: sie könne ganz ruhig sein, er werde den Eid leisten. Und der Dichter war noch zufriedener als vorher, denn jetzt hatte er die große, packende Szene, die den Erfolg sichern würde: wie der Held, um die Ehre der geliebten Frau zu retten, zum Brecher des ehernen Gesetzes wird.

Der letzte Akt war nicht abgefallen. Der gräßliche Kerl in der Robe, der als Staatsanwalt wetterte, hatte Unwillen erregt und dem nach langer Qual glücklich vereinten Paar hatte man von allen Bänken froh zugejubelt. Sogar der angejahrte Herr, der sich an der Zuchtlosigkeit so geärgert hatte, war jetzt gerührt und sagte zu der Frau, die vom Schluchzen noch ganz echauffirt war, es gäbe immerhin Fälle, wo . . — und so weiter. Als er mit seiner reinmenschlich schönen Rede zu Ende war, griff er nach der Abendzeitung und las, daß der Reichstagsabgeordnete und Schriftsteller Hans Leuß wegen Meineides in einer Ehebruchsangelegenheit zu drei Jahren Zuchthaus und fünfjährigem Ehrverlust verurtheilt worden sei. Die Frau hatte unterdessen den Theaterzettel hervorgesucht und las leise den Titel des Stückes: Du sollst Dich nicht ertappen lassen! M. H.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06708 6952

Digitized by Google

Digitized by Google